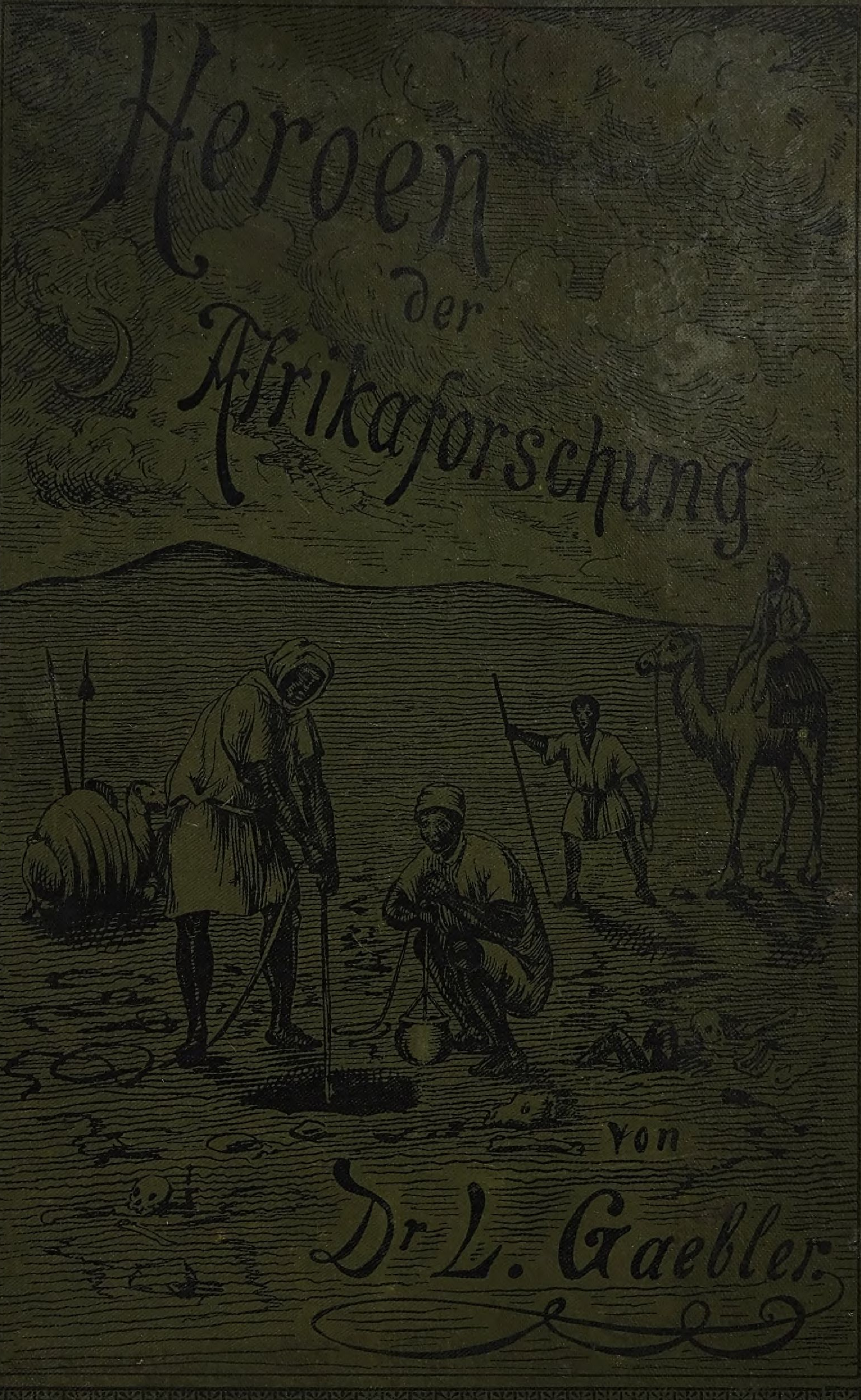
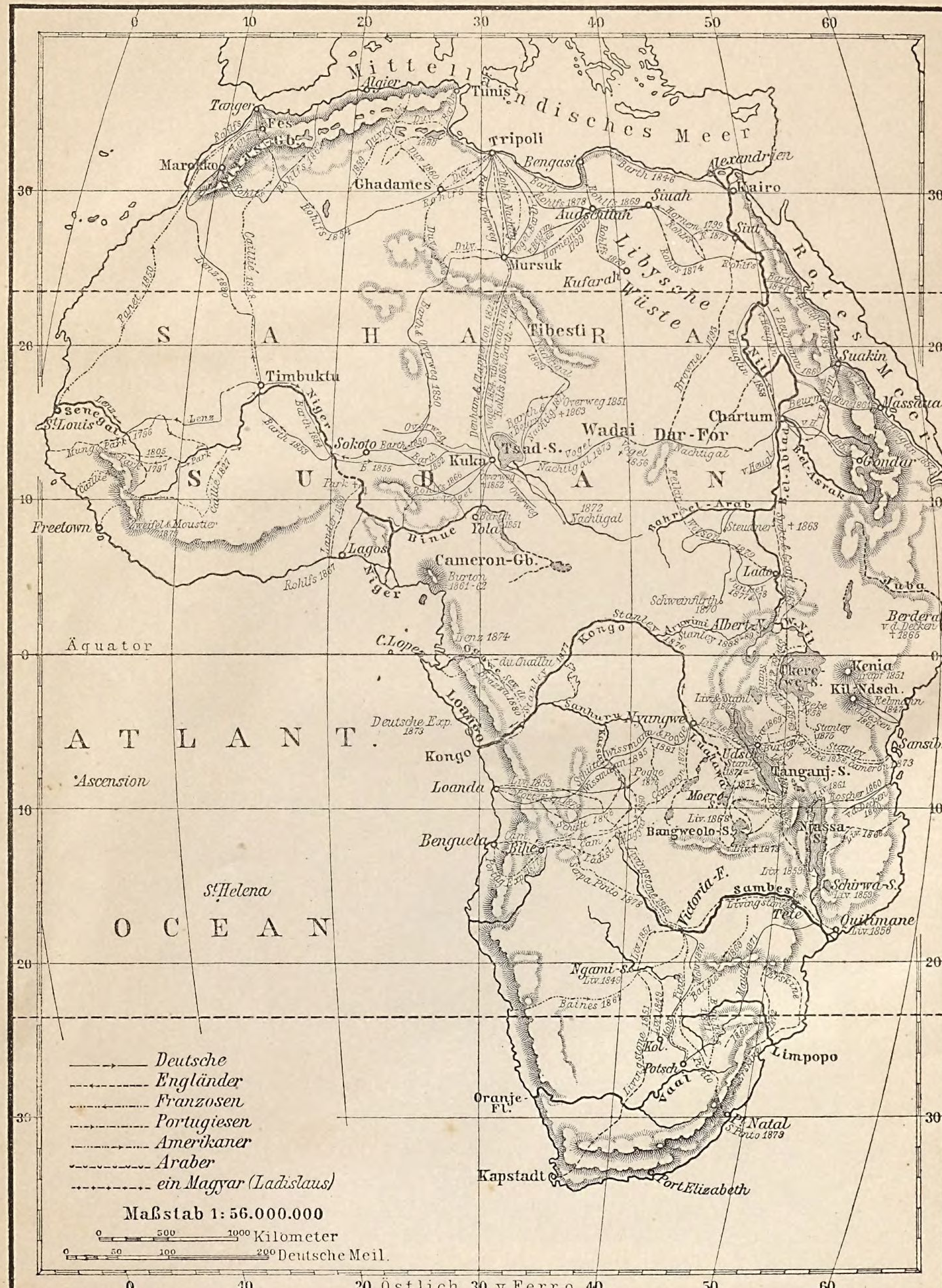

Heroen
der
Afrikaforschung
von
Dr L. Gaebler.



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Kartenskizze mit Angabe der Reiserouten.

Eine Übersichtskarte der Reisen Stanley's und Wißmanns in größerem Maßstabe am Schlusse des Buches.

Heroen
der
Afrikaforschung.

Der reiferen deutschen Jugend und einem gebildeten Leserkreise

nach den Quellen dargestellt

von

Dr. Ludwig Gäbler,

Schuldirektor in Roßwein.

Mit 38 Illustrationen, darunter 7 Doppelvollbilder, und zwei Karten.

Zweite Auflage. = OO

Leipzig,

O. R. Reisland.

1891.

Vorwort zur ersten Auflage.

Noch nie war das Interesse des deutschen Volkes an Afrika so rege als jetzt, einerseits haftet es an den Kolonialerwerbungen, die unter dem Schutze des Deutschen Reichs stehen, andererseits an den Bestrebungen und Schicksalen der deutschen Forschungsreisenden.

Die Namen der hervorragendsten Afrikaforscher unseres Volkes sowohl als der übrigen Nationen sind allgemein geläufig geworden; ihre Werke sind jedoch nur einem kleinen Kreise zugänglich.

So große Aufgaben in Afrika noch der Lösung durch die Forschungsreisenden harren, die Periode der heroischen Reisen ist wohl fast abgeschlossen. Es scheint daher jetzt der rechte Zeitpunkt, der gebildeten Leserwelt und der reiferen Jugend insbesondere in einem Werke eine Darstellung der Thätigkeit und der Schicksale der bekanntesten Reisenden zu geben. Aus der großen Reihe derselben wählte ich nur diejenigen aus, deren Thätigkeit zum großen Teile abgeschlossen vorliegt, auch konnte ich dabei nur dasjenige Werk eines jeden berücksichtigen, an welches sich das allgemeinste Interesse knüpft.

Da sich der Charakter eines bedeutenden Mannes in seinen Worten ebensogut ausspricht als in seinen Thaten, so habe ich die Autoren selbst erzählen lassen. Daß derartige Quellenauszüge ein mosaikartiges Gepräge tragen müssen, daß ihnen das feste innere Gefüge fehlen muß, liegt auf der Hand, läßt sich aber nicht vermeiden.

Ob ich nun in jedem einzelnen Falle in der Auswahl des Interessantesten, in der Fortführung des Fadens der Handlung, in der Vertauschung schwerverständlicher Fremdwörter mit deutschen, in der Anfügung der kurzen Worterklärungen (meist in Klammern), in der Auflösung verwickelter Satzkonstruktionen, in der Einschiebung kurzer Sätze zur Herstellung der Verbindung, in der Zusammenziehung großer Partieen — namentlich bei Barth — recht that, resp. das Rechte traf,

bleibt eine offene Frage. Mag also auch hie und da die Form der besonderen Bestimmung dieser Quellenzüge angepaßt sein, die Sache und, ich darf es hoffen, der Geist ist nicht, wenigstens nicht mit Absicht entstellt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche diese Quellenauszüge durchgängig gefunden, in Verbindung mit dem Umstande, daß Nachtigals Werk „Sahara und Sudan“ 1889 vervollständigt wurde, daß Stanley durch seine letzte Durchquerung die Begeisterung der gebildeten Welt herausforderte und Major Wißmann durch seine großen Erfolge an der Ostküste wie früher als Entdecker das deutsche Interesse in höchstem Maße auf sich zog, sind die Veranlassung zu dieser zweiten, vermehrten und hier und da, auch im illustrativen Teil verbesserten Auflage geworden. Möge dem Werke auch im neuen Gewande das alte Interesse begegnen!

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Erstes Kapitel.

Die Erforschung des Nilgebietes.

Zweites Kapitel.

Die Erforschung von Sahara und Sudan.

Drittes Kapitel.

Die Erforschung von Süd- und Zentralafrika.

Verzeichnis der Illustrationen.

Erstes Kapitel.

Die Erforschung des Nilgebietes.

1. J. Hanning Speke*).

Meine dritte Forschungsreise nach Afrika unternahm ich ausdrücklich zu dem Zwecke, die Wahrheit meiner Behauptung nachzuweisen, daß der Viktoria-Nyanza, den ich am 30. Juli 1858 entdeckte, sich vermutlich als die Quelle des Nil herausstellen werde. Sir Murchison, der Vorsitzende der Geographischen Gesellschaft in London, schloß sich sofort meiner Ansicht an und sagte zu mir: „Speke, wir müssen Sie noch einmal dahinschicken." Einige Mitglieder der Geographischen Gesellschaft hielten es für den besten Plan für mich, den Nil aufwärts zu gehen. Diesem Plan widersprach ich, da so viele es versucht hatten, es aber stets verunglückt ist. Die Bewilligung von 50 000 M. und die Ernennung zum Anführer der Expedition erhielt ich erst nach Verlauf voller neun Monate. Die Regierung für Indien gab mir gütigst 50 Karabiner mit Gurten und Bajonett-Degen und 20 000 Kugeln Munition. Sie lieh mir soviel Meß-Instrumente, als ich brauchte, stellte einige reiche Geschenke zu meiner Verfügung, goldene Uhren für die angesehensten Araber, die uns bei unsrer letzten Expedition so freundlich unterstützt hatten. Als Kapitän Grant hörte, daß ich zu dieser Reise entschlossen sei, bat er mich, da er mein alter Freund und Jagdgenosse von Indien her war, ihn mit mir zu nehmen. Ziemlich zu derselben Zeit kam Herr Petherick, ein Elfenbeinhändler, in England an, der viele Jahre auf dem Nil zugebracht hatte, und bot uns von freien Stücken an, Boote nach Gondokoro am weißen Nil zu stellen und Leute den weißen Fluß aufwärts zu senden, Elfenbein zu sammeln und möglicherweise mir beim Abwärtskommen zu helfen. Am 27. April 1860 schifften wir uns an Bord der neuen Dampferfregatte „Forte" in Portsmouth ein, und nach einer langen Seereise kamen

*) Quelle: Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch von J. H. Speke. Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus 1864.

wir am 4. Juli am Kap der guten Hoffnung an. Sir George, der Gouverneur und selbst ein alter Reisender, verschaffte mir einen Zuwachs von 12 Mauleseln und 10 Hottentotten zu meiner Armee, und am 16. Juli 1860 segelten wir ab auf Sansibar los. Am 10. August, als wir Mosambique verlassen hatten, bekamen wir ein Sklavenschiff in Sicht, und nach einer Stunde lagen wir ihm zur Seite. Unsre Boote wurden ausgesetzt, und nach ein paar Minuten war die Prise genommen damit, daß wir die Bemannung durch einige unsrer Leute ersetzten. Das Schiff war aus Havana, hatte Namen und Reiseziel gefälscht und war auf Sklavenjagd hierhergekommen. Es war gut versorgt mit Vorräten und Arzeneien; es hatte aber kaum Platz für die 544 Geschöpfe, die es transportierte, obgleich es angab, nur halb beladen zu sein. Einige der Sklaven waren alte Weiber, der Rest Kinder. Sie waren in ihrem Lande während des Krieges gefangen worden, an Araber verkauft und von diesen an die Küste gebracht, wo sie halb verhungert gehalten wurden, bis das Sklavenschiff kam. Alle im Schiff waren völlig nackt, in der widerlichsten Luft eines Marterhauses, dem Tode nahe; wer noch Kraft genug hatte, zog die Luken auf und zerrte an den gesalzenen Fischen herum, die unten lagen. — Am 15. August 1860 kamen wir in Sansibar an.

Ich ging ohne Aufschub nach dem englischen Konsulat, meinen alten Freund Obersten Rigby zu sehen. Er hatte auf meinen Brief hin vor 13 Tagen 56 Lasten von Zeugen und Glasperlen unter Obhut von arabischen Elfenbeinhändlern an Musa in Kaseh abgehen lassen; so war ich imstande, schnell nach meinem so gebildeten Magazin vorzudringen und konnte die Nachteile einer Reise mit einer zu großen Karawane vermeiden. Dem Sultan unsre Aufwartung zu machen, war natürlich unsre erste Pflicht. Er empfing uns in seiner gewöhnlichen leutseligen Manier und versprach, uns mit allen in seiner Gewalt stehenden Mitteln zu unterstützen. Es begann nun das Werk der Vorbereitung allen Ernstes. Es bestand in der Prüfung der astronomischen Instrumente, der Untersuchung der Kompasse und Thermometer, Anfertigung von Zelten und Packsätteln, Bestellung von Vorräten an Glasperlen, Zeugen und Messingdraht, Wahl von Dienern und Trägern. Der Kern meiner Leute bestand zum Teil aus meinen früheren Begleitern, während als Träger Wangwana (befreite Sklaven Sansibars) gemietet wurden, die mir nach Afrika folgen sollten, wohin ich zu gehen Lust hätte, bis ich sie nach meiner Ankunft in Ägypten nach Sansibar zurücksenden würde. Wer nur irgend die dankbare Gier, mit der sie das Geld nahmen, und die Wärme zu sehen Gelegenheit gehabt hätte, mit der sie gelobten, mir treu in allen Gefahren und

Schwierigkeiten zu dienen, würde wohl — hätte er nicht früher mit derart Leuten zu thun gehabt — geglaubt haben, daß ich ausgezeichnete Diener habe. Zuletzt gab ich dem Karawanenhauptmann Scheich Saïd eine Doppelbüchse und verteilte 50 Karabiner unter die Älteren der Expedition. Am 21. September 1860 schickte ich Scheich Saïd und alle die Leute samt den Hottentotten, Mauleseln und dem Gepäck voraus nach Bagamojo an der Sansibar gegenüberliegenden Küste. Oberst Rigby machte dann mit Kapitän Grant und mir dem Sultan die Aufwartung, um uns zu empfehlen. Se. Hoheit stellte dann seine Korvette von 22 Kanonen zu unsrer Verfügung, und so kamen wir am 25. Sept. in Bagamojo an. Der erste nun zu thuende Schritt war, unter großen schattigen Mangobäumen ein Lager aufzuschlagen und jeden Mann mit seiner besonderen Pflicht bekannt zu machen. Am 30. Sept. sah es schon ganz ordentlich aus, und ich brach auf nach Westen.

1. Bis zum Viktoriasee.

Wir durchzogen das Land Usaramo, das im Norden vom Kinganifluß und im Süden vom Lufidschi begrenzt ist. Das ebene Land ist gleichförmig gut mit Bäumen und hohem Graswuchs bedeckt. Die Bewohner sind erfahrene Sklavenjäger und bekleiden sich meist durch den Verkauf ihrer Opfer an der Küste. Nicht selten fanden wir am Rande des Weges Aschenhäufchen; dies, sagte man uns, seien die Überreste verbrannter Hexen. Der Karawanenpfad führte den rechten Abhang des Kinganithales entlang mit einem Blick über Usegura jenseits des Flusses. Schon am ersten Marschtage gaben 10 wohlbezahlte Leute den Laufpaß, weil sie fürchteten, der weiße Mann werde sie im Innern verspeisen, und einer — ehrlicher als die andern — legte seine Löhnung auf den Boden und rannte fort. Nach einer kurzen Weile hatten wir die reichen Gärten, Mangogruppen und Kokospalmen, die den fruchtbaren Küstenstrich charakterisieren, hinter uns. Der Kinganifluß war durch eine Reihe Bäume angedeutet, unter denen er hinfloß. Kaum hörten die Dorfhäuptlinge „Löwenklaue“ und „Affenschwanz“ von unsrer Ankunft, als sie auch Forderungen nach ihren „Rechten“ sandten. Wir zogen durch große Wälder und angebaute Felder, sahen auch zahlreiche Gruben, die die Kopalgräber zum Aufsuchen ihres in hohem Werte stehenden Harzes gemacht haben. Das Land stieg allmählich an. Die großen, reichen, grünbelaubten Bäume des untern Plateaus machen der Mimose Platz. Bald befanden wir uns auf einem flachen, offenen Parklande, wo Antilopen in Haufen umherjagten,

zuweilen Zebras und Büffel angetroffen werden und Perlhühner zahlreich waren. Westlich von Usaramo betraten wir Usagara, eine allmählich ansteigende Berglandschaft. Die Gipfel und Seiten der Berge sind, wo sie nicht angebaut sind, dicht mit Gebüsch und kleinen Bäumen bedeckt. Die Thäler, die einen reicheren Boden haben, erzeugen Negerkorn, Reis, Pisang, hübsche große Feigenbäume von ausnehmender Schönheit, die große Kalabasse und eine Mannigfaltigkeit anderer Bäume. An einzelnen Stellen, wo das ganze Jahr Wasser zu haben ist und wo keine Sklavenjagden die Betriebsamkeit des Volkes stören, gedeiht der Anbau überraschend gut. Sie genießen aber solch eine Wohlthat selten. Die armen, ausgehungerten Unglückskerle stechen unvorteilhaft von den Bewohnern der Flachländer ab. Schwarzbraun von Farbe, geistlos, scheu und furchtsam laden sie geradezu zu einem Angriff ein, noch dazu in einem Lande, wo jedes menschliche Wesen einen Marktpreis hat. Nur selten wird hier eine Karawane besteuert. Die Bewohner fliehen häufiger auf die Bergspitzen, sobald sich der Lärm einer herannahenden Karawane hören läßt. Das wundervolle grüne Parkland war überreich an jagdbaren Tieren. Wir machten einen Jagdzug. Unsre Beute bestand aus 2 gefleckten Gnus, 4 Wasserantilopen und einem Schwein; doch enthielt der Park auch Elefanten, Rhinozerosse, Büffel, Zebras, Elens, außer Löwen und Hyänen. Der westlichste Teil Usagaras ist ein armes, steiniges Land.

Am 17. November 1860 kamen wir endlich am Fuße der westlichen Kette an, welche die inneren hohen Plateaus von den nach dem Meere abfallenden Terrassen scheidet, doch nicht alle; einige von Hitze und Durst übermannten Träger lagen zerstreut den Weg entlang. Am 20. Nov. erstiegen wir den steilen Robéhopaß und befanden uns jenseits desselben in der Landschaft Ugogo.

Nun waren keine Berge mehr zu übersteigen, denn das Land, in das wir eingetreten, ist ein Plateau von Dünenland, verhältnismäßig unfruchtbar; kleine Klumpen von Granit erheben sich hier und da aus der Oberfläche, die von Gebüsch, hauptsächlich Akazien, bedeckt, zwar nach dem Eintritt der Regenzeit ein angenehmes Ansehen hat, während der übrigen Zeit des Jahres aber zu braun und wüstenartig aussieht. Ugogo hat einen wilden Anstrich, der gut mit den dasselbe bewohnenden Eingeborenen stimmt, die Waffen zum Gebrauch, nicht bloß zur Schau tragen: Speer, Schild und Assagaie. Sie halten viel Rindvieh und erbauen auf ihren Feldern nicht bloß soviel, um ihre eignen Bedürfnisse zu decken, sondern auch die der Tausende, welche jährlich in Karawanen vorbeiziehen. Von Natur stürmisch und habgierig, quälen sie die Reisenden über alle Beschreibung dadurch, daß sie die Straße

verstopfen, die Reisenden necken, spotten, auf sie weisen, und im Lager erzwingen sie hartnäckig einen Weg mitten unter das Gepäck, selbst bis in das Zelt des Reisenden.

An der Westgrenze Ugogos erschien am 27. Nov. 1860 ein Mgogo (Bewohner von Ugogo) im Lager und bot uns seine Dienste an, uns ein paar zweihörnige Rhinozerosse zu zeigen in nicht weit entfernten Tümpeln. Ich beschloß, um 10 Uhr abends aufzubrechen, um auf dem Platze anzukommen, ehe der Vollmond aufging. Der Mond strahlte Licht über mein Versteck, der Mgogoführer begann sich zu fürchten und verschwand. Er war indes nicht lange fort, als über mir das Tier am Horizont aufstieg. In einer unruhigen Art und Weise stieg es herab, als wenn es irgend eine Gefahr erwartet hätte, und es hatte nicht unrecht. Nachdem ich ein Stückchen weißes Papier an dem Korn meiner Doppelbüchse befestigt hatte, näherte ich mich ihm, immer unter dem Schutz des Ufers an dasselbe herankriechend, bis auf ca. 80 m. Hier sah ich, wie der Mond hell auf seine Flanken schien; ich richtete mich in die Höhe und pflanzte ihm eine Kugel hinter seine linke Schulter. So starb mein erstes Rhinozeros. Wir mußten am Morgen zu der Leiche zurückeilen, ehe sie die Wagogo (Leute von Ugogo) finden konnten; doch ehe die dicke Haut des Tieres durchschnitten war, fingen die Wagogo wie Geier sich zu sammeln an und fochten mit meinen Leuten. Eine wildere, schmutzigere, widerlichere, aber gleichzeitig groteskere Szene als die nun folgende kann man sich kaum denken. Alle gingen an die Arbeit mit Speeren, Schwertern, Messern, Hacken, schneidend und hauend, stoßend und schreiend, kämpfend und zerrend, stolpernd und bis an die Kniee im Schmutz und in dem Blute des Tieres sich balgend.

Am westlichen Ende Ugogos lag eine Wildnis. Ich benutzte einen Aufenthalt, um am 8. Dezember 1860 auf die Büffeljagd zu gehen mit 2 meiner Jungen, jeder mit einer Flinte, ich mit der Büchse in der Hand. Bald fand ich eine Herde ruhig grasend. Ich brachte einem Bullen eine Kugel bei und machte ihn taumeln. Wir folgten der Blutspur; er bekam eine zweite Kugel in die Flanke und entschwand, nachdem er ein wenig nur getaumelt hatte, unserm Blicke und warf sich ins Gebüsch. Wir waren kaum an dasselbe heran, als er sich aus seinem Hinterhalt kopfüber auf uns losstürzte, mir gerade, aber auch nur gerade noch Zeit lassend, meine Lancasterbüchse vorzunehmen. Mein Begleiter Soliman that mit dem Instinkt eines Affen einen heftigen Sprung und schwang sich auf einen Ast, unmittelbar oberhalb des Bullen. Es gab für mich nur einen Weg, denn im nächsten Augenblick würde er mich gespießt haben. So schnell als ich denken

konnte, feuerte ich los, und das Glück wollte es, daß die Kugel durch den Rand des Hornes in das Rückgrat einschlug und ihn wie ein totes Kaninchen zu meinen Füßen hinstreckte.

Anfang Dezember begann die Zeit der Regen, die unser Lager halb überschwemmten; der Häuptling von Khoko, dem westlichsten Distrikt Ugogos, drohte mit einem Angriff auf unser Lager, da wir den Durchgangszoll in der geforderten Höhe verweigerten, viele meiner Träger desertierten, und doch konnte ich die Gepäckstücke nicht im Stich lassen. Am 27. Dez. begann der Marsch durch die Wildnis westlich von Khoko; Grant und ich waren genötigt, den ganzen Tag für die Küche zu schießen. Der Karawanenführer Saïd ging mit der ersten Hälfte der Sachen voraus, bewachte dieselben und schickte die Leute zurück, um die zweite Hälfte nachzubringen. Die Leute haßten die doppelte Arbeit und bestahlen mich obendrein. Auch die mir von meinen Freunden Musa und Scheich Snay in Kaseh entgegengesandten Sklaven waren auf halbem Wege umgekehrt; dies benahm meinen Leuten den letzten Mut. Dazu kam, daß am 7. Januar 1861 ein paar von meinen Leuten hereingestürzt kamen und alles zu den Waffen riefen, da der flüchtige Häuptling Manwa Sera mit 30 Flinten käme. Der „Trinker" (Manwa Sera), von Aussehen ein echter Banditenhauptmann, kam leibhaftig an; da er aber die Meinigen mit aufgepflanzten Bajonetten sah, suchte er nur um eine Unterredung nach. Er erzählte mir, daß die Aufhebung des Freihandels die Araber so gegen ihn aufgebracht, daß sie ihn vertrieben und noch immer wie ein Wild hetzten und bat mich, daß ich als Freund seines Vaters in Kaseh meinen Einfluß aufbiete, ihm wieder zu seinem Lande zu verhelfen. Er wollte gern allen vergeben und den Zoll, den er von den Arabern erhoben, wieder aufheben. Am 13. Jan. endlich kamen 70 Sklaven und Briefe von Scheich Snay und Musa an. Sie schrieben mir, daß, wenn ich Manwa Sera träfe, ich ihm entweder eine Kugel durch den Kopf jagen oder ihn als Gefangenen mit mir führen werde. Nun setzte sich die ganze Karawane in Bewegung, um am 23. Jan. 1861 Unjamwesi, das Land des Mondes, zu erreichen.

Schon am nächsten Tage marschierten soviel, als von uns übrig waren, unter Musas Begleitung, der uns entgegengekommen war, in die Depotstation Kaseh ein. Es war entzückend, des alten Musa Gesicht wiederzusehen, ebenso wie die äußerst gastfreundliche, liebenswürdige und höfliche Art und Weise, in welcher er nach uns sah. Alle die Sachen, die ich vorausgeschickt, hatte er aufgespeichert. Von Vermittlung in Bezug auf Manwa Sera wollten die Araber nichts hören. Zur Pflege meiner fast sämtlich erkrankten Leute und in Er-

wartung der abwesenden Sklaven Musas lagerte ich in Kaseh bis zum 14. März 1861. Anstatt der erwarteten 120 erschienen endlich 39 Träger; doch entschloß ich mich, nordwärts (nach dem Viktoria-Nyanza zu) aufzubrechen und jedesmal nur die Hälfte des Gepäcks transportieren zu lassen. Musa versprach, mit seinen Leuten nachzukommen. Ich zog nach Norden bis Mininga. Da Musa nicht erschien, blieb mir nichts übrig, als die Rückreise nach Kaseh, um am 14. Mai 1861 halb unverrichteter Sache zurückzukehren. Erst am 16. kamen Musas Leute mit Trägern, die sich nur auf 2 Tagemärsche zu ungeheurem Preis vermieten wollten. Endlich gelang es mir, einen Führer zu finden Namens Ungurueh (das „Schwein"). Er hatte schon mehrmals Karawanen nach Karagwe (am Westufer des Viktoria-Nyanza) gebracht und kannte alle Sprachen gut; unglücklicherweise erwies sich aber später, daß er seinen Namen in der That führte. Die Bewohner von Mininga waren sehr vergnügt, brauten und tranken Pombe (Bananenwein) nach der Reihe, wobei ein Haus nach dem andern den Stoff besorgte. Der Häuptling ließ die großen irdenen Töpfe in eine Reihe stellen, trank umsonst mehr als ein anderer und ließ die Gesellschaft aus Näpfen lange Züge thun; dabei lachten sie, bis sie halbfertig zu lärmen und zu brüllen begannen. Um die Heiterkeit zu vermehren, kamen ein oder zwei Spaßmacher mit Zebramähnen über ihren Kopf gebunden, mit langen Röhren wie Riesenposaunen und bliesen mit aller Kraft, Gesicht und Körper verzerrend. Dies war indes nur das Gelag; dann begann der Ball. Denn die Töpfe waren kaum geleert, als 5 verschieden große und verschieden gestimmte Trommeln mit Wut geschlagen wurden, wozu alle — Männer, Weiber und Kinder — singend und die Hände zusammenschlagend stundenlang tanzten. Als wir am 8. Juni Takina erreichten, kamen die Einwohner herausgestürzt und schossen ihre Pfeile auf uns ab. Sie thaten uns aber Schaden nur insofern, als einige benachbarte Dorfbewohner mit 2 meiner Kühe davonliefen. Meine Leute verfolgten die Diebe, bis diese in ein Boma (umzäunter Hof) eintraten und ihnen die Thür vor der Nase verschlossen. Sie riefen ihnen zu, die Kühe zurückzugeben, aber vergebens, da die Schurken sagten: „Gefundenes wird behalten nach den Gesetzen des Landes, und da wir eure Kühe gefunden haben, werden wir sie auch behalten."

Am 10. Juni 1861 betraten wir Usinja (am Südwestufer des Viktoria-Nyanza). Die Zollerhebungen der Häuptlinge setzten sich auch hier fort. Gewöhnlich wurde die Trommel geschlagen, als öffentliche Ankündigung, daß wir das Hongo (Durchgangszoll) gezahlt, folglich erlöst seien. Ich versprach dem „Schweine" täglich 12 Halsbänder

außer seinem Gehalt noch extra zu geben, wenn er alle Häuptlinge vermeiden und stetig 10 Meilen (engl.) täglich marschieren wollte, doch geschah weder das eine, noch das andre. So fiel ich dem Häuptling Makaka in die Hände. Trotzdem ich ihm schon reichliche Geschenke gemacht, ließ er die Trommel nicht rühren, sondern kündigte mir seinen Besuch an mit dem Bemerken, daß er mit Pelotonfeuer begrüßt werden müsse. Meine Flinten, Zeuge und alles und jedes wurde nun inspiziert und in der zudringlichsten Manier erbettelt. Er bat um das Bilderbuch, untersuchte die ausgestopften Vögel mit unsagbarem Vergnügen und versuchte selbst, seine langen königlichen Nägel unter jede Feder zu stecken. Dann zu den Säugetieren kommend, brüllte er bei der Betrachtung eines jeden ihre Namen laut aus. Meine Ochsenaugenlaternen begehrte er so sehr, daß ich außerordentlichen Ärger vorgeben mußte, um seine weitere Zudringlichkeit abzuschneiden. Er fing dann an, um Streichhölzchen zu bitten, die ihn so entzückten, daß ich ihn nie loszuwerden glaubte. Ich bot ihm ein Messer statt deren an, das wollte er nicht. Der Sturm dauerte fort, bis ich ihn endlich mit einem Paar meiner Pantoffeln wegjagte, in die er ohne meine Erlaubnis seine schmutzigen Füße gesteckt hatte. Als ich endlich am nächsten Morgen Befehl gab zum Abmarsch, waren meine sämtlichen Träger, die „Kinder des Schweins", nicht zu finden; sie hatten sich verborgen und meinten, sie seien keine solche Narren, irgend weiter zu gehen. Ich übergab die Obhut über mein Zelt und Gepäck an Baraka und trat den Rückweg nach Kaseh an mit einem bösen, stechenden Husten, den die kalten Ostwinde verursacht hatten. Ich konnte auf keiner Seite liegen oder schlafen. Als ich einen Hügel erstieg, blies ich wie ein lungensüchtiges Pferd. Am 5. Juli verließ ich Kaseh wieder mit nur zwei gemieteten Führern. Am 18. Juli erreichten wir unser Lager. Leider hatte Baraka meine Lasten geöffnet und davon ausgeteilt.

Noch ehe ich nach Norden aufbrechen konnte, schickte Häuptling Lumeresi zu mir und bat um meinen Besuch. Am 23. Juli 1861 rückten wir ein in sein Boma und ich erkrankte aufs heftigste. Die Quälereien des Häuptlings töteten mich zollweise. Als ich ihn mit unendlichen Opfern befriedigt hatte und meine Gesundheit soweit hergestellt war, daß ich mich in einer Hängematte weiter transportieren lassen konnte, fehlten plötzlich die 2 vor kurzem in Kaseh gemieteten Führer. Dieser Stoß tötete mich fast. Ich wußte nicht, was thun; denn es schien mir, ich möchte thun, was ich wollte, wir würden nie Erfolg haben, und in meiner körperlichen und geistigen Schwäche weinte ich wirklich wie ein Kind über die ganze Angelegenheit. Ich würde lieber gestorben sein,

als meine Reise aufgegeben haben. Am 21. August sollten mich jedoch sehr erfreuliche Nachrichten auf meinem Krankenlager erheitern. Eine große gemischte Karawane von Arabern und Küstenleuten kam von Karagwe und kündigte mir an, daß die Negerkönige Suwarora von Usui und Rumanika von Karagwe uns sehnlichst erwarteten. Suwarora schickte sogar 4 Leute, uns einzuladen. Sie näherten sich meinem Zelte mit viel anscheinender Grazie. Dann knieten sie zu meinen Füßen und fingen an, mit ihren Händen zu klatschen, wobei sie sagten: „Mein großer Häuptling, mein großer Häuptling, wir hoffen, daß du gesund bist; denn als Suwarora hörte, daß du hier zurückgehalten würdest, hat er uns herüber zu dir geschickt, um dir zu versichern, daß alle die Gerüchte, er behandle die Karawanen schlecht, ganz ohne Grund seien; es thut ihm leid, was durch Zufall deinen Marsch aufgehalten hat, und er hofft, du wirst sofort kommen und ihn besuchen." Wir zogen nordwärts nach dem See. Am 19. Oktober 1861 schlugen wir unser Lager in Usui bei Suwaroras Grenzbeamten auf.

Bald vergaßen seine Geleitsmänner ihre guten Manieren und verlangten entschieden ihre Bezahlung (4 Messingdrähte für jeden), ehe sie erlaubten, einen Schritt weiter zu thun. Keine Drohungen, es ihrem Häuptling anzuzeigen, waren von Einfluß. Am 24. Oktober endlich kamen wir auf den Weg. Nachdem wir uns durch einen langen Wald gewunden hatten, traten wir heraus in den ersten der bevölkerten Teile von Usui, eines sehr verzerrt aussehenden Landes mit gut gerundeten Bergen aus Sandstein. An allen nicht kultivierten Stellen waren sie mit Buschwerk bedeckt. Hier waren die kleinen Dörfer aus Grashütten nicht von Bomas (Zäunen) eingeschanzt, sondern in großen Pisangfeldern verborgen. Rinder gab es viel, doch wollte man uns die Milch nicht verkaufen, weil wir Hühner und eine Art Bohnen äßen. Der Bote, der zu Suwarora gegangen, kam zurück, um uns zu sagen, wir müßten sofort kommen, da Suwarora besorgt sei, uns zu sehen und den Distriktsvorstehern Befehl gegeben hatte, uns nicht zu quälen. Doch schon in Kariwami wurden wir aufgehalten, um Zoll zu entrichten. Als ich mit meinem Sextanten Sterne beobachtete, redeten 2 freche Diebe in den dunkeln Gebüschen dicht dabei 2 Frauen des Lagers an unter dem Vorwande, wissen zu wollen, was ich mache. Die nichts vermutenden Frauen hatten ihnen kaum geantwortet, als jene deren Kleider wegrissen, damit davonliefen und ihre Opfer völlig entblößt zurückließen. Ich konnte dies Stehlen nicht länger ertragen. Nach diesem verletzenden Auftritt befahl ich meinen Leuten, auf jeden Dieb zu schießen, der ihnen zu nahe käme. Der Ort wimmelte von

Spitzbuben. Während des Tages lockten sie meine Leute in ihre Hütten, sie zu Tisch einladend. Sobald dieselben aber eingetreten waren, dann schälten sie sie splinternackt aus und ließen sie wieder gehen.

Suwaroras Sendung war Schwindel, und nur ein Prozent von dem, was sie den Reisenden abnahmen, gehörte seinen Beamten, das übrige floß in die königliche Kasse. In Kariwami sollte ich 40 Drähte, 80 Kleider und 400 Halsbänder von jeder Sorte Perlen, die wir besaßen, entrichten. Ich klagte dem Distriktsvorsteher alle meine Verluste, die ich seither erlitten. „Halte dich nicht mit Kleinigkeiten auf," sagte er, „denn wenn du mit uns fertig bist, wirst du dasselbe an Vikora zu geben haben, der da unten wohnt." Im Uthunga-Thale lag Suwaroras Palast. Drei Kreise von Gebüsch, einer innerhalb des andern, bildeten das Boma oder die Ringhecke. Die Hütte Suwaroras war dreimal so groß als irgend eine der übrigen. Die kleineren Hütten bewohnten seine Offiziere und Diener. Beim Herabschreiten in das Uthunga-Thal brachten uns die Geleitsmänner nicht nach dem Palast, sondern zu den Hütten des Oberbefehlshabers. Am 2. November besuchte uns Sirhid und kündigte sich als den ersten Mann des Staates an. Er war entschieden ein nett aussehender junger Mann. Auffallend mit buntem Zeug und einem Turban bekleidet, setzte er sich auf einen unsrer Stühle nieder, als wäre er in seinem ganzen Leben an solche Sitze gewöhnt gewesen, und sprach mit großer Anmut. „Kann ich Suwarora sofort sehen und ihm meine Hochachtung bezeigen?" „Nein," antwortete Sirhid, „ich werde ihn zuerst sehen; denn er ist nicht ein Mann wie ich, sondern will erst ordentlich versichert sein, ehe er jemand sieht." Als er wegging, bat er um den eisernen Stuhl, auf dem er gesessen. Doch wir konnten ihn nicht entbehren. Am nächsten Tage gab er uns einen verständlichen Wink, daß er von den Arabern gewöhnlich eine Kleinigkeit bekommen habe, ehe er das Hongo mit Suwarora in Ordnung gebracht. Irgend eine Kleinigkeit werde genügen, doch ziehe er Kattun vor. Ich gab ihm 2 hübsche Tücher und erhielt als Gegengabe 2 Ziegen. Dann verreiste er auf 5 Tage. Karambuleh, Sirhids Bruder, hieß uns nun unsre Perlen an Bambusfasern reihen; er wollte mit Suwarora abmachen, was wir an Steuern zu zahlen hätten, wonach er kommen würde, es in Empfang zu nehmen. Wir müßten aber fertig sein. Denn was Suwarora sage, müsse augenblicklich geschehen. Mit ihm feilschen käme gar nicht vor. „Ihr müßt bezahlen und sofort abreisen; thut ihr das nicht, so könnt ihr einen ganzen Monat aufgehalten werden." Wir gingen sofort an die Arbeit. Am folgenden Tage hörten wir, daß er krank sei und daher nicht in den Palast gegangen war. Erbost über diese schamlose Art ließ ich

ihm sagen, wenn er nicht sofort ginge, würde ich mir mit Flinten meinen Weg erzwingen; denn ich könnte nicht dulden, daß ich wie ein Sklave behandelt würde. Dies führte zu einem neuen Spektakel; denn er erklärte, daß die Distriktsvorsteher ihre Hongos zurückgesandt, und ehe wir denen nicht den Mund gestopft, könne er nicht mit Suwarora reden. Im Lager herrschte Unordnung; Männer wie Frauen waren betrunken, während die Wasui (Bewohner von Usui), Männer wie Frauen, sich in unsre Hütten drängten, beim Essen zusahen und in der schamlosesten Weise bettelten. Sie hielten ihre Hände hin, klopften sich auf den Bauch und sagten „Kaniwani" (mein Freund), bis uns beim Hören dieses Wortes ganz übel wurde. Und doch war es unmöglich, diese einfältigen Geschöpfe so gänzlich zu hassen, sie waren vollständige Kinder. Wenn wir Wasser nach ihnen gossen, um sie wegzutreiben, kamen sie wieder und hielten es für Scherz. Am 13. Nov. 1861 abends kamen die Geschäftsträger Suwaroras, um das Hongo für ihren Häuptling in Empfang zu nehmen: 50 Drähte, 20 hübsche Tücher, 100 Reihen Msisima (gute Perlen) und 4000 Reihen Kutuamasi (kokosnußblattfarbige Perlen). Suwarora ließ sich nicht sehen. Nachdem ich noch das Geschenk für die Prinzen gezahlt, war ich am Morgen des 15. Nov. zeitig auf den Füßen. Aus dem Uthungu-Thale heraufsteigend, ging unser Weg über welligen Boden, in den Einsenkungen von sumpfigen Binsenbächen bewässert. Auf unsrer Straße gingen wir an Steinhügeln vorbei, denen jeder Vorbeigehende einen Stein hinzufügte. So heiter wie Lerchen weiter ziehend, betraten wir einen schönen Wald und kamen im Thale Lohugati an, das so wunderschön war, daß wir hielten, es zu bewundern. Tief unter seinen gutbewaldeten Seiten war unter uns ein nach dem Viktoria-Nyanza fließender Strom von einem für Forellenfischer äußerst einladenden Anblick. Gerade jenseit desselben war das Thal mit einer üppigen Vegetation bekleidet, worin die hübsche Pandanapalme und reiche Felder von Pisang bemerkbar wurden. Disteln von außergewöhnlicher Größe und wilder Indigo waren die gewöhnlichen Pflanzen. Der 17. Nov. war ein Tag der Erlösung und des Glücks; denn er bot die wahrhaft erquickliche Aussicht, daß wir nun in Karagwe (am Westufer des Sees) mit nichts als wilden Tieren zu kämpfen haben würden.

2. Zu den Nilquellen und nach Norden.

Ein Offizier des Königs Rumanika erschien, uns sofort nach dem Palast des Königs zu führen, und wo wir uns nur einen Tag aufhielten, sollten die Dorfbeamten uns auf des Königs Kosten mit Nah-

rung versehen. Das uns umgebende bergige Land mit seinen Thälern brachte mir die glücklichen Tage in Erinnerung, die ich in dem tibetanischen Thale des Indus verlebt. Dichtes Gras, Gebüsch von Akazien, worin die weißen und schwarzen Rhinozerosse ihr Lager aufgeschlagen, bedeckten den Boden. In den Thalebenen schwärmten Herden von Antilopen und schönem Rindvieh. Vom Häuptling des ersten Ortes wurden wir wie Gäste behandelt, der uns sofort Geschenke von Schafen, Hühnern und süßen Kartoffeln brachte und für ein paar Meter roten Zeugs sehr dankbar war, ohne um mehr zu bitten. Jungen boten mir Sperlinge zum Verkauf, die im ganzen Lande so zahlreich sein sollen, daß das Volk, um sich vor Hungersnot zu schützen, ein bitteres Korn erbauen muß, was die Vögel nicht lieben. Nachts wurde ich durch eine lärmende Prozession in Verwunderung gesetzt. Männer trugen auf ihren Schultern eine in eine geschwärzte Haut gewickelte Braut zur Hütte des Bräutigams. Als wir nur noch wenige Meilen vom Palast entfernt waren, wurde uns geheißen, zu halten und auf des uns begleitenden Offiziers Rückkehr zu warten, der Rumanika unsre Ankunft angezeigt. Wir hatten uns kaum in einem Pisanghain niedergelassen, wo Pombe gebraut wurde und alle unsre Leute einmal einen Zug thaten, als der Offizier zurückkam und uns in demselben Augenblick abrief, da der König äußerst begierig sei, uns zu sehen. Die Liebe zu gutem Bier machte jedoch alle unsre Leute zu ermüdet, um noch einmal zu marschieren. Ich ließ mich also entschuldigen. Am Abend kamen meine Boten zurück mit einem kolossalen Krug Pombe und etwas königlichem Tabak. Der letztere war so süß wie Honigtau, und das Bier so schwer, daß ein kräftiger Mann dazu gehörte, es zu trinken. Am 25. Nov. näherten wir uns mit einer Salve dem königlichen Palast, der umgeben war von herrlichen Baumgruppen und in der Nähe eines Sees lag. Wir erhielten Einladung, sofort einzutreten. Grant und ich traten in den Vorhof, von einigen unsrer Hauptleute begleitet, und wurden durch ausgedehnte Einfriedigungen zum Regierungspalast geführt. König Rumanika und seine Brüder waren Leute von nobler Erscheinung und Größe und saßen mit gekreuzten Beinen auf der Erde. Der König war einfach in eine schwarze Araber-Choga gekleidet und trug als Schmuck Perlengewinde über den Knöcheln und nettgearbeitete Armbänder von Kupfer. Zu seiner Seite lag eine große Pfeife von schwarzem Thon. Hinter ihm kauerten still wie Mäuse alle Söhne des Königs, 6 oder 7 junge Kerlchen mit ledernen kurzen Röcken und kleinen Amuletten um den Hals. Die erste Begrüßung des Königs war warm und herzlich. Nachdem wir ihm in echt englischer Art die Hand gedrückt, wie es in jenem Lande Brauch

ist, bat uns der ewig lächelnde Rumanika, uns ihm gegenüber auf die Erde zu setzen, und wollte hören, wie uns sein schönes Land gefallen, erkundigte sich lachend, was wir von Suwarora dächten und wie wir unsern Weg durch die ganze Welt fänden. Dies führte mich zu einer Beschreibung der Welt, des Verhältnisses von Land und Wasser, der Kraft der Schiffe u. s. w. Die Zeit verging wie im Zauber; der Geist des Königs war schnell und forschend. Da die Aussicht auf den See entzückend war, schickten wir unsre Leute sofort an die Arbeit, Stäbe und langes Gras zu schneiden zum Schuppenbau. Als mich einer der jungen Prinzen auf einem eisernen Stuhl sitzen sah, eilte er und erzählte seinem Vater davon. Dies versetzte den ganzen Palast in einen Zustand höchster Verwunderung und endete damit, daß ich die Aufforderung erhielt, den weißen Mann auf seinem Throne zu zeigen. Leicht widerstrebend that ich das; Rumanika, artig wie immer, sagte in seiner guten Laune: „O, diese Wasungu, diese Wasungu (weißen Männer), sie verstehen und machen alles." Der König stellte eine seiner Kühe besonders, um Grant und mir die erbetene Milch zu liefern. Das Lager war in der besten Stimmung; denn Ziegen und Hühner wurden regelmäßig von den Beamten des Königs ins Lager gebracht, welche Befehl hatten, von allen Teilen des Landes Vorräte für seine Gäste zu liefern. Da ich hörte, es würde als unanständige Eile angesehen werden, wollte ich meine tributmäßigen Geschenke sofort anbieten, machte ich meinen Morgenbesuch und nahm nur meinen Revolver mit, der einen überraschenden Eindruck auf den König machte. Ich bat ihn, denselben als Erwiderung seines gastfreundlichen Benehmens anzunehmen. Eines Tages verlangte er von mir ein Zaubermittel, seinen Bruder Rogero, der nach der Herrschaft trachtete, zu töten. Ich überzeugte mich während meines Aufenthaltes, daß die Frauen des Königs und der Prinzen bis zu einem gewissen Grade fett gemacht wurden, daß sie nicht mehr stehen konnten. Als ich mich erkundigte, woher dies komme, sagte mir Prinz Waseseru, auf die vielen Milchkrüge weisend: „Das ist Erzeugnis jener Töpfe; von früher Jugend an halten wir diese Töpfe dicht an ihren Mund, da es die Mode des Hofes ist, fette Weiber zu haben." Am 27. Nov. sandte ich Rumanika mein Geschenk: ein Kästchen von Blockzinn, einen Raglamantel, 5 Meter scharlachrotes Tuch, 2 Gewinde Kupferdraht, 100 große blaue Eierperlen, 5 Bündel beste bunte Perlen, 3 Bündel sehr kleine Perlen, und bat um die Erlaubnis, nach Uganda gehen zu dürfen. Er war entzückt über die Geschenke. Es sollte auch sofort ein Bote an den König von Uganda gesandt werden, um ihn von unsrer Absicht in Kenntnis zu setzen und einen günstigen Bericht über uns zu überbringen. Um ihn bei guter Laune zu erhalten, machte ich

ihm ein Geschenk mit einem Hammer, einem Matrosenmesser, einem dreiklingigen Federmesser, einer vergoldeten Briefmappe mit Kouverts, ein paar vergoldeten Federn, einem Elfenbeinfederhalter u. s. w. Bei jedem der Stücke frug er nach dem Gebrauch und legte sie dann in das große Zinnkästchen, auf dessen Besitz er ungemein stolz war. Das größte Entzücken bereitete ihm jedoch die Revolverbüchse, deren Wirkung er auf der Jagd kennen gelernt. Er berichtete mir eines Tages über seines Vaters Dagera Begräbnis. Der Körper des alten Königs wurde nach Art seiner Vorfahren in eine Kuhhaut eingenäht und in ein auf dem See schwimmendes Boot gelegt. Darin blieb er 3 Tage, bis die Zersetzung eintrat. Darauf wurde der Leichnam des Königs auf einem Berge bestattet; statt ihn aber unter die Erde zu bringen, errichtete man eine Hütte über ihm, steckte 5 Mädchen und 50 Kühe hinein und verschloß dann die Thür so, daß sie später alle verhungerten. Eines andern Tages setzte er mir auseinander, was für Sachen ihm am liebsten künftige Besucher bringen sollten: ein Stück Gold- und Silberstickerei; vor allem aber fand ich, werde er Spielzeug gern haben, z. B. amerikanische Uhren mit dem Zifferblatt auf dem Leibe eines Menschen, hinten aufzuziehen, die Augen bei jedem Pendelschlag verdrehend, oder Modelle von Menschen, Wagen, Pferden, besonders aber von Eisenbahnen. Einmal ließen wir uns in ein Gespräch über Astrologie ein, wobei der intelligente Rumanika frug, ob dieselbe Sonne, die an einem Tage schiene, wieder erscheine, oder ob alle Tage frische kämen, und ob der Mond verschiedene Gesichter mache, um über uns Sterbliche auf der Erde zu lachen oder nicht. Ein andermal, als wir uns über religiöse Dinge unterhielten, wollte er wissen, welcher Unterschied zwischen uns (den Christen) und den Arabern sei. Darauf erwiderte Baraka (einer meiner Karawanenführer) — als das beste Mittel sich verständlich zu machen — daß, während die Araber nur ein Buch hätten, wir deren 2 besäßen, worauf ich hinzufügte: „Ja, in einem gewissen Sinne ist das wahr; das wahre Verdienst liegt aber in der Thatsache, daß wir das bessere Buch haben."

Am 10. Januar 1862 hörten wir den Klang der Ugandatrommel. Ein königlicher Beamter mit einem Gefolge nettgekleideter Männer, Frauen und Knaben, die ihre Hunde führten und ihre Rohre bliesen, kündigte uns die willkommene Botschaft an, daß ihr König sie gesandt, uns einzuladen. Nur eine Sache störte mich sehr: Grant war sehr krank und ohne Hoffnung auf Wiedergenesung unter wenigstens einem Monat. Ich übergab mit großem Bedauern über die Trennung meinen Genossen mit mehreren Leuten unsrer Karawane der Sorgfalt meines Freundes Rumanika. Meine Leute erhielten Befehl, aufzu-

brechen. Als alles fertig war, trat ich den Marsch an, im Innern völlig sicher, daß ich in kurzem das große Nilproblem für immer lösen werde.

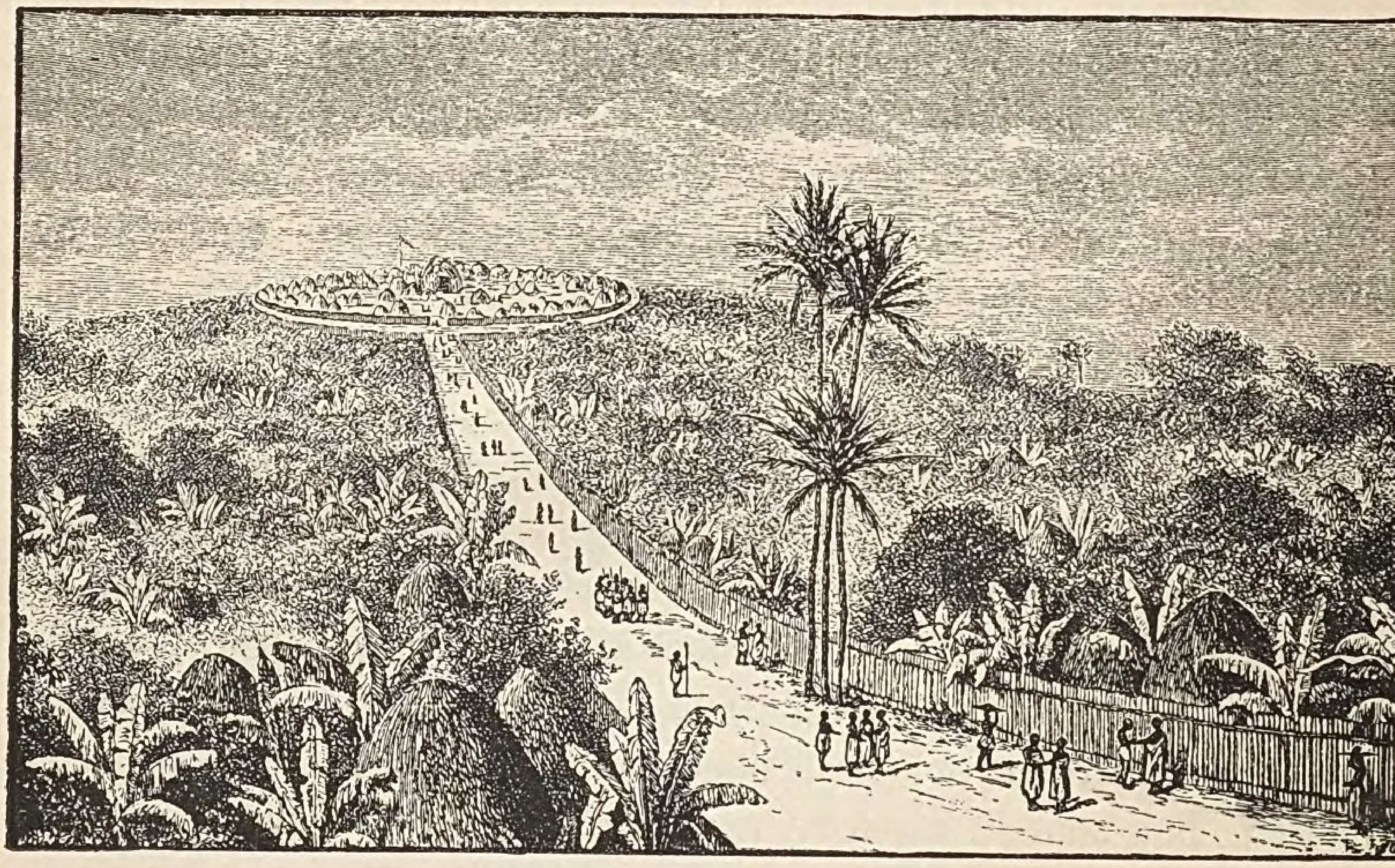
Am 16. Januar 1862 erreichten wir den Kagera (Alexandra-Nil), welcher auf der westlichen Seite in den Viktoriasee fällt.*) Beim Übersetzen fing es in Strömen zu regnen an. Ich konnte den Fluß nicht messen und seine Tiefe nicht untersuchen. Nur nach langem Streit mit den abergläubischen Bootsleuten erlaubten mir diese, in ihren Kanoes meine Schuhe anzubehalten, da sie glaubten, das Fahrzeug werde umschlagen oder der Fluß austrocknen als Folge davon, daß ihr Neptun sich beleidigt fühle. Einmal hinüber, sah ich mit Stolz auf den stattlichen Strom. Ungefähr 80 m breit, sinkt er zu einer bedeutenden Tiefe unter die Oberfläche des Landes wie ein tiefer Kanal. Die ganze Gegend war reich in einem äußerst auffallenden Grade. Es war ein vollkommenes Paradies für Neger. In Ngambesi brachte mir der Ortsvorsteher viele Geschenke von Ziegen, Hühnern, Bataten, Yams, Pisang, Zuckerrohr und indischem Korn. Am 24. Jan. erreichten wir Nyagussa; mein Uganda-Geleitsmann Maula führte mich in seine große, reinliche, komfortable Hütte und sagte: „Du hast nun wirklich das Königreich Uganda betreten; künftig mußt du nun keine Nahrungsmittel mehr kaufen. Wo du für einen Tag dich aufhältst, wird der beauftragte Beamte dir Bananen bringen. Übrigens können sich deine Leute selbst in den Gärten helfen, da die Landesgesetze es gestatten, wenn ein Gast des Königs im Lande reist. Wird jemand dabei betroffen, daß er dir selbst oder deinen Leuten etwas verkauft, so wird er bestraft." Beim Schalle unsrer Trommel liefen alle Einwohner in den Dörfern weg, wohl wissend, daß man sie bestrafe, wenn sie beim Blicken auf den Besuch des Königs betroffen würden. Wir durchschritten mehrere der Rinnsale, die in den Viktoriasee münden, bestiegen angesichts des Viktoria die prachtvollen Berge, mit Grün jeder Art bedeckt, und ließen uns am 31. Januar in Meruka nieder. Hier wohnten einige große Herren, deren Haupt die Tante des Königs war. Ich fühlte mich geneigt, einen Monat hier zu bleiben, alles war so angenehm und die Temperatur vollkommen. Die Straßen waren so breit in das lange Gras eingeschnitten, gerade über die Berge und hinab durch die Wälder in die Thäler — ein seltsamer Gegensatz zu den infamen Spürpfaden in den angrenzenden Ländern. Die Hütten werden so rein und nett gehalten, daß man nichts an ihnen aussetzen konnte, die Gärten ebenso. Wo ich auch hinschlenderte, ich sah nichts als Reichtum. Das ganze

---

*) Gilt nach Stanley als eigentliche Quelle des östlichen Nilarmes.

Land war ein Gemälde ruhender Schönheit mit einem endlosen See im Hintergrunde.

König Mtesa hatte vor Entzücken getanzt, als derselbe die Nachricht von meiner Ankunft erfuhr, und geschworen, keine Nahrung zu berühren, bis er mich gesehen. Am 19. Januar 1862 bekamen wir die Kibuga (Palast) des Königs in Sicht in der Provinz Bandawaroga am Norduser des Sees. Es war ein prachtvoller Anblick. Ein ganzer Berg war mit riesigen Hütten bedeckt, wie ich in Afrika nie zuvor gesehen hatte. Ich ließ meine Leute ihre Flinten abfeuern zum Zeichen meiner Ankunft und wurde in eine Zahl schmutziger Hütten gewiesen, deren Boden ich abbrannte, um die Flöhe zu vertreiben. Mein Aufenthalt sollte hier vom 19. Febr. bis 7. Juli 1862



währen. Der König schickte seine Pagen, um seine Absicht anzukündigen, uns zu sehen. Ich zog mein bestes Zeug an, obgleich ich damit nur eine ärmliche Erscheinung im Vergleich zu den geputzten Waganda (Leute von Uganda) darbot. Ich machte mein Geschenk zurecht: Ein Kästchen von Zinn, 4 reiche seidne Gewänder, einen goldnen Chronometer, einen Revolver, 3 Karabiner, 3 Degenbajonette, eine Kiste Munition, eine Kiste Kugeln, eine Kiste Zündhütchen, ein Teleskop, einen eisernen Stuhl, 10 Bündel bester Perlen, einen Satz Tischmesser, Löffel und Gabeln. In feierlicher Prozession traten wir mit den Geschenken in den Hof des Palastes. Die Frauen Mtesa's (3—400) standen in kleinen Gruppen an den Thüren, uns betrachtend. Jedes Thor, das wir passierten, öffneten und schlossen Beamte im Dienst, wobei sie die großen Glocken läuteten, die über den Thüren hingen.

Nachdem wir den ersten Hof durchschritten, war ich noch mehr überrascht durch die Zeremonien, die meiner hier warteten. Es traten Hofleute hoher Würden auf mich zu, um mich zu begrüßen, aufs netteste gekleidet. Männer, Weiber, Ochsen, Hunde und Ziegen wurden hier an Stricken umhergeführt. Hähne und Hühner wurden auf den Armen getragen, und kleine Pagen stürzten vorbei, Botschaften zu übermitteln, als wenn ihr Leben von ihrer Schnelligkeit abhinge. Musikanten sangen und spielten auf 9-saitigen Harfen mit Begleitung von Harmonikas. Von den aufwartenden Oberoffizieren wurde ich gebeten, mit meinen Dienern mich auf die Erde zu setzen. Nun hatte ich mich aber entschlossen, mich nie auf die Erde zu setzen, wie es Eingeborene und Araber thun müssen, ging geradewegs nach Hause, meinem Begleiter Bombay befehlend, die Geschenke auf der Erde liegen zu lassen. Sofort wurde ich zurückgebeten mit dem Bemerken, wenn ich es wünsche, meinen eignen Stuhl mitzubringen, obschon ein künstlicher Sitz ausschließliches Recht des Königs sei. Ich gelangte an meinen früheren Platz zurück. Man eilte fort, um meine Ankunft anzukündigen. Es wurde berichtet, Mtesa sitze auf seinem Thron in der Staatshütte der dritten Reihe. Ich ging vor, den Hut in der Hand, gefolgt von meiner Ehrengarde, und dieser folgten die Träger der Geschenke. Ich wurde vor der Hütte gebeten, zu halten und mich in die strahlende Sonne zu setzen. So stülpte ich denn meinen Hut auf und spannte meinen Schirm aus, wodurch ich Verwunderung und Lachen hervorrief. Der König, ein gut aussehender, hübsch gewachsener, langer junger Mann von 25 Jahren, saß auf einer viereckigen Plattform von Königsgras mit einem roten Laken bedeckt. Das Kopfhaar trug er kurz abgeschnitten mit Ausnahme des Scheitels. Um den Hals hatte er einen netten Schmuck, einen großen Ring aus Perlen. An jedem Finger und an jeder Zehe befanden sich abwechselnd Messing- und Kupferringe und über den Knöcheln eine Art Strumpf von Perlen. Als Schnupftuch hielt er ein gefaltetes Stück Rinde und ein Stück goldgestickter Seide, das er beständig benutzte, um seinen großen Mund zu verbergen, wenn er lachte, oder ihn abzuwischen, wenn er Branntwein (Pombe) getrunken hatte, wovon er häufige und reichliche Züge aus kleinen Kürbisbechern nahm, die ihm seine aufwartenden Damen, gleichzeitig seine Schwestern und Frauen, darreichten. Ich wurde gebeten, näher in das Viereck der um ihn Kauernden einzutreten. Ich wünschte wohl die Unterhaltung zu eröffnen, kannte aber die Sprache nicht, und niemand in meiner Nähe wagte zu sprechen oder selbst den Kopf zu erheben, aus Furcht, angeklagt zu werden, die Frauen zu beäugeln. So saßen denn der König und ich selbst, einander anstarrend,

eine ganze Stunde da, — ich stumm, er aber mit seiner nächsten Umgebung auf uns zeigend, seine Bemerkungen machend über die Neuheit meiner Garde, von mir verlangend, meinen Hut abzunehmen, den Schirm auf- und zuzumachen u. s. w. Da er fand, daß der Tag verging, schickte er Maula zu mir, um mich zu fragen, ob ich ihn gesehen. Nach meiner Antwort: „Ja, für eine ganze Stunde," nahm er Speer und Hund und ging fort, um zum erstenmal, seit er von meiner Ankunft gehört, zu essen. Am 23. Febr. hatte ich wieder Audienz. Vor dem König stand ein schwarzer Ochsenkopf, während 4 Kühe im Hofe umhergingen. Ich wurde ersucht, die letzteren so schnell als möglich zu schießen. Ich borgte mir den Revolver, den ich ihm gegeben, und schoß alle vier in einer Sekunde. Großer Applaus folgte. Der König lud nun einen der Karabiner, überreichte ihn einem Pagen und befahl ihm, er solle in den äußersten Hof gehen und einen Menschen niederschießen. Dies war kaum geschehen, als der kleine Kerl zurückkam, um seinen Erfolg mit Freude zu verkünden. Am 14. März erlangte ich nach langem Feilschen eine Wohnung mehr in der Nähe des Palastes, und erhielt auch schon früher die Erlaubnis, meine Ankunft im Palast durch einen Schuß anzukündigen. Ebenso setzte ich es durch, daß eine Gesandtschaft nach Gani am obern Nil abgeschickt wurde, um mit dem Elfenbeinhändler Petherick zusammenzutreffen.

Es wurde mir während meines Aufenthaltes möglich, die Liste der Themata zu vergrößern, welche in Uganda bei Todesstrafe nicht besprochen werden dürfen. Es darf niemand über den königlichen Stammbaum, über die eroberten Länder, selbst über die benachbarten Länder sprechen; niemand darf die Gäste des Königs besuchen oder Besuche von ihnen empfangen ohne Erlaubnis; sonst würde der König, der Teilnehmer an seiner Plünderung der Reisenden fürchtet, sagen: Warum rupft ihr meine Gans? Ebensowenig darf jemand für einen Augenblick seine Augen auf die Palastfrauen werfen, gleichviel ob draußen oder zu Hause, damit er nicht verliebter Absichten angeklagt werde. Perlen und Messingdraht, die gegen Elfenbein und Sklaven eingetauscht werden, sind die einzigen Artikel fremder Arbeit, die ein Mganda (Bewohner Ugandas) in seinem Besitz haben darf. Sähe man etwas anderes in seinem Hause, z. B. Zeug, so würde sein Eigentum konfisziert und ihm das Leben genommen. So unglaublich es scheint, so habe ich doch fast jeden Tag, seitdem ich in die Nähe des Palastes zog, eine, zwei oder drei jener unglücklichen Palastfrauen zur Hinrichtung fortschleppen sehen, an der Hand gebunden und von einem Mann der Leibwache fortgeführt. Eines Tages bat mich der König, ihm europäische Kleidung zu machen; denn er bewunderte mein Kostüm außerordentlich. Später bat er mich um

meinen breiten Hut. Der König ergötzte sich meist an Knabenstreichen, die er mit Erfolg zu vollführen gelernt hat. So war es ihm ein Entzücken, mit der geschenkten Büchse Kühe im Palasthof und Geier vom Neste zu schießen, oder er ließ einst, als er mich auf der Jagd auf einem Klotz sitzen sah, einen Pagen auf allen Vieren kriechen und setzte sich auf dessen Rücken. Als ich am 3. Mai dem Palaste mich näherte, erzählte jeder Regimentskommandant die Dienste seiner Abteilung im letzten Kriege, wobei er diejenigen Untergebenen, die seine Befehle gut und mit Erfolg ausführten, vor denen hervorhob, die vor dem Feinde desertierten oder sich fürchteten. Der König belohnte die Würdigen mit Pombe und die Unwürdigen mit Hinrichtung.

Am 27. Mai wurde ein Gespräch, das ich mit dem König hatte, durch Schießen in der Ferne unterbrochen, das Grants Ankunft verkündete, und ich empfahl mich, meinen Freund willkommen zu heißen. Wie wir uns nach so vielen Ängsten und nach so langer Entbehrung unsrer Gesellschaft freuten, brauche ich nicht zu sagen. Ich war froh, als ich sah, daß Grant ein bißchen herumhinken konnte. Unser langes Herumziehen an diesem Hofe und die überraschenden und aufregenden Unterhandlungen hatten nur einen Zweck, nämlich den Nil da zu erreichen, wo er aus dem Viktoria-Nyanza ausfließt, da ich längst gewiß war, daß er es thäte. Ich ergriff jede Gelegenheit, die Rede auf meinen Plan zu bringen, und wir wagten eine direkte Bitte um Boote, damit wir unsern Weg vom See den Nil stromabwärts nehmen könnten, in der Annahme, daß See und Fluß den ganzen Weg schiffbar seien. Am 3. Juli endlich war der Augenblick des Triumphes gekommen, und unsere Reise wurde nach unendlichen vergeblichen Versuchen plötzlich bewilligt. Am 5. Juli gingen wir zum Palast. Der König fragte mich: „Nun, Bana, du gehst wirklich?“ „Ja, ich habe deine Gastfreundschaft lange genug genossen und wünsche nach meiner Heimat zurückzukehren.“ „Was für Lebensmittel brauchst du?“ Ich erwiderte: „5 Kühe und 5 Ziegen.“ Der König antwortete: „Gut, ich will dir viel geben.“ Darauf befahl er für uns 60 Kühe, 14 Ziegen, 10 Lasten Butter, eine Last Kaffee und Tabak, 100 Platten Rinde als Kleidung für meine Leute, und ermahnte dieselben, mir durch Wasser und Feuer zu folgen.

Am 27. Juli 1862 war der Zweck der Expedition endlich erreicht. Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel aus dem Viktoriasee entspringe, und daß, wie ich vorhergesagt, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei. In 4 m hohem und 130—160 m breitem Falle trat er aus dem See. Es war ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte; das Getöse des Wassers, die Tau-

sende von wandernden Fischen; die mit aller Gewalt aus den Fällen heraussprangen; die Fischer, die mit Booten herauskamen und sich auf den Felsen im Strombett mit Ruten und Haken postierten; die Krokodile, die schläfrig auf dem Sande lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange war; Rinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden: dies alles machte das Bild zu einem so interessanten, wie man nur zu sehen wünschen konnte. Ich taufte die Fälle Riponfälle nach dem Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft in London, und den Seearm, aus dem der Nil entspringt, Napoleonskanal. Mir war es, als fehle mir nur eine Frau und Familie, ein Garten, eine Jacht, Büchse und Angelrute, um mich hier zeitlebens glücklich zu fühlen, so reizend war der Platz. Jagend marschierten wir in dem hohen Ufergrase an dem herrlichen Strome abwärts bis Urondogani. In 5 Booten brach ich mit 12 Wangwana und dem Gefolge aus Mtesas Lande auf, um Kamrasis Palast in Unjoro zu erreichen, wohin Grant bereits aufgebrochen. Ruderer bewegten die Fahrzeuge; die faule Mannschaft brauchte sie aber nur langsam; zuweilen fuhren sie um die Wette, ruhten sich aber dann gelassen aus, während uns die leise Strömung weiter trieb. Der Fluß trug gleichzeitig den Charakter eines Flusses und Sees, in der Mitte klar, an den meisten Stellen aber mit hohen Binsen eingefaßt, über welchen die grünen Ufer wie Parkländer in die Höhe stiegen. Ich schmeichelte mir, daß das Gehen auf dieser Reise vorüber sei, und daß wir nur ruhig den Nil hinabzuschwimmen brauchten; denn es waren uns Boote versprochen bis Gani, wo Petherícks Fahrzeuge sein sollten. Diese Hoffnung hatte aber ein gleiches Geschick wie alle übrigen in Afrika. Denn bei einem Angriff der Unjoroleute auf unsere Boote zeigten sich meine Wagandabegleiter so feig, daß sie nicht zum Halten und ebensowenig zum Vorwärtsrudern auf der Wasserstraße zu bewegen waren. Ich mußte nachgeben, wandte dem Nil den Rücken, um ihn erst am 29. September 1862 weiter abwärts bei Kamrasis Residenz wieder zu erreichen.

Des großen Königs Palast lag in einem Meer sumpfigen Grases. Es war eine breite, große Hütte, von einer Masse kleinerer umgeben. Unsere Wohnung war so schmutzig, daß ich mein Zelt aufschlug und am 10. Sept. um eine andere Wohnung und um Audienz bat. Kamrasi sandte als Antwort 20 Kühe, 10 Hühner, 2 Ballen Mehl und 2 Krüge Pombe. Als eines Tages meine Leute vor versammeltem Hofe eine Kuh schossen, erklärten die von Schreck befallenen Besucher des Königs: „O großer König, laß uns nach unserm Lande zurückkehren; denn du hast wirklich eine neue Art Menschen bei dir, wir

fürchten uns so sehr." Erst als wir dem König erklärten, daß wir unsere Gesichter schwärzen und ihn so um den Anblick weißer Männer bringen würden, ließ er uns bessere Wohnungen anweisen. Von meinen Geschenken interessierte ihn nur die Doppelflinte. Dagegen warf er seine Augen auf meinen einzigen Chronometer. „Mein Herz," sagte er eines Tages, auf das verweigerte Instrument anspielend, „ist beunruhigt, weil du mir nicht dein Zauberhorn geben willst. Ich meine das Ding in deiner Tasche, was du eines Tags herauszogst, als Budja und Vittagura über den Weg stritten, und sobald du es angesehen hattest, sagtest du: Dies ist der Weg zum Palast." Die Uhr ging fort samt der goldnen Kette. Eine Gesandtschaft an Petherick kam vor Freude strahlend zurück; sie war mit Kattunjacken und Hosen bekleidet, Geschenken von Pethericks Vorposten. Der Führer des Wachtpostens habe gesagt, er kommandiere 200 Türken und habe Befehl, auf mich zu warten. Ich sandte Kamrasi mein Zelt, einen Moskitovorhang, Kattun, Säge u. a. als Abschiedsgeschenk und wünschte das Land zu verlassen.

Doch erst am 9. November 1862 glitten wir in einem Kanoe den Kafu (einen linken Zufluß des Nil, der sich bei Kamrasis Residenz mit dem Nil vereinigt) hinab; da ich begierig war, mehr vom Fluß zu sehen, erhielt ich die Erlaubnis, in Booten soweit zu gehen, als der Fluß schiffbar war, während die Eskorte den Landweg einschlug. Mit unserm Boote, einem großen Kanoe, traten wir nach einer kurzen Fahrt aus dem Kafu heraus und befanden uns auf einem — wie es schien — langen See, der im Mittel erst 200, dann bis 1000 m breit ist. Dies war aber der Nil. Beide Seiten sind von hohen Papyrusstauden eingefaßt, die linke ist niedrig und sumpfig, die rechte aber erhebt sich zu einem sanft aufsteigenden Ufer, das mit Bäumen und schönen, in Guirlanden herabhängenden Winden bedeckt ist. Schwimmende Inseln aus Binsen, Gras und Farn waren beständig in Bewegung, arbeiteten sich ihren Weg langsam den Nil hinab und zeigten uns, daß der Nil in voller Flut war. An den 3 m hohen Karumafällen verließen wir den Strom und betraten die Kidi-Wildnis. Sie ist ein sumpfiges, grasreiches Jagdterrain, wo Elefanten, Büffel und Flußpferde von den Bewohnern beider Ufer gejagt werden. Die einzigen Zeichen menschlicher Existenz in dieser Wildnis waren ein magerer, oft verlorner Pfad und gelegentlich ein oder zwei Hütten, der zeitweilige Aufenthalt der jagdtreibenden Kidi-Leute. Am 29. Nov. erreichten wir menschliche Wohnungen: es war Koki. Gruppen nackter Menschen, die wie Affen auf den Granitblöcken hockten, beobachteten ängstlich unsere Ankunft. Wir wurden höflich und gastfreundlich vom

Distriktsvorsteher empfangen. Am 3. Dezember bekamen wir, als die Sonne unterging, das in Sicht, was wir für Pethericks Vorposten hielten, unter 3° 10′ 33″ n. B. Meine Leute, die so glücklich als ich selbst waren, baten nun, ich möchte ihnen erlauben, ihre Flinten abzufeuern und die Türken auf unsern Empfang vorzubereiten. Piff, paff, gingen ihre Karabiner, und im Augenblick hörte man piff, paff vom Lager der aus Norden Kommenden, worauf wie von einem Bienenschwarm jede Höhe besetzt war. Unsre Herzen hüpften vor freudiger Aufregung, welche nur die kennen, welche einer langen Verbannung unter Barbaren entronnen sind, um noch einmal ein zivilisierteres Volk zu treffen und alten Freunden zu begegnen. Erst am 11. Januar 1863 brach ich auf nach Norden, da ich warten mußte, bis Pethericks Leute ihre Ernte untergebracht hatten und das erwartete Elfenbein angekommen war, und am 15. Februar marschierten wir nach Gondokoro hinein. Unsere erste Erkundigung war natürlich nach Petherick. Wir suchten ihn in größter Eile aufzutreiben. Als wir den Fluß hinabgingen, wo eine Reihe von Fahrzeugen vor Anker lag, und wo rechter Hand wenige halbeingestürzte Schuppen mit einem aus Ziegeln gebauten Hause sich fanden — das frühere österreichische Missionshaus — sahen wir die Gestalt eines Engländers auf uns zueilen, den wir für Simon Pure hielten; im nächsten Moment ergriff aber mein alter Freund Baker meine Hand. Was dies für eine Freude war, kann ich kaum sagen. Er war mit 3 Fahrzeugen den Nil herauf gekommen, ausdrücklich um nach uns zu suchen. Er bot mir seine Boote an, um darin nach Khartum zu gehen, während er selbst den Quellen des Flusses zustrebte. Die Fahrt stromabwärts begann. In Kairo ließ ich die Wangwana, meine „getreuen Kinder", photographieren, amüsierte sie in Konzerten u. s. w. Auf eine Einladung machten wir dem Vizekönig unsere Aufwartung. Ich ernannte Bombay zum Kapitän der Getreuen, gab ihnen soviel wie Lohn auf 3 Jahre in Anweisung auf Sansibar, ferner eine Anweisung auf einen „freien Mannes Garten". Mit unserm Konsul traf ich Anordnungen, daß sie frei über Suez und Aden nach Sansibar befördert werden sollten. Sie erklärten alle freiwillig, wieder mit mir zu gehen, wenn ich versuchen wollte, quer durch Afrika von Ost nach West in der fruchtbaren Zone zu gehen.

2. Samuel Baker.*)

Im März 1861 begann ich eine Expedition zur Entdeckung der Quellen des Nil in der Hoffnung, der Expedition des Kapitän Speke und Grant zu begegnen, welche die englische Regierung zu demselben Zweck von Süden her über Sansibar gesendet hatte. Da die Nilquellen bisher allen Forschern Trotz geboten, so hatte ich nicht die Dreistigkeit, mein Vorhaben zu veröffentlichen; aber im Innern war ich entschlossen, diese schwere Aufgabe zu lösen oder bei dem Versuch zu sterben. Auf wilden Jagden in tropischen Klimaten war ich von Jugend auf an Beschwerden und Ausdauer gewöhnt, und wenn ich den Blick auf die Karte von Afrika heftete, überkam mich eine mit Demut gemischte kühne Hoffnung, daß, gleichwie der unbedeutende Wurm die härteste Eiche durchbohrt, ich durch Beharrlichkeit das Herz Afrikas erreichen könnte. Daß jeder frühere Versuch, die Nilquelle zu erreichen, mißlungen war, wunderte mich nicht, da die Expeditionen aus Gesellschaften bestanden, die, wenn Schwierigkeiten eintreten, in der Regel mit Meinungsverschiedenheit und Rückzug enden. Ich beschloß deshalb im Vertrauen auf die Führung einer göttlichen Vorsehung und das gute Glück, das bisweilen einen festen Vorsatz begleitet, die Reise allein anzutreten. Vergebens bat ich meine Frau dringend, daheim zu bleiben; vergebens malte ich die Schwierigkeiten und Gefahren noch schwärzer, als ich sie mir in Wirklichkeit vorstellte: sie war mit der Standhaftigkeit

*) Quelle: Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nil, und die Erforschung der Nilquellen v. Samuel White Baker. Autorisierte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Jena, Costenoble 1867. 2 Bände.

und Ergebung einer Frau entschlossen, alle Gefahren mit mir zu teilen und mir auf jedem rauhen Schritte des vor mir liegenden wilden Lebens zu folgen.



Nr. 2. Baker und seine Frau.

1. Bis Gondokoro.

Demnach von meiner Frau begleitet, segelte ich am 15. April 1861 von Kairo ab den Nil hinauf. Der Wind blies günstig und stark von Norden, und wir flogen dem Strom entgegen gen Süden, aufmerksam jene geheimnisvollen Wasser mit dem festen Entschluß verfolgend, ihrer Spur bis zu ihrer fernen Quelle nachzugehen. Nachdem wir in 26 Tagen von Kairo aus in Korosko angelangt waren, begaben wir uns quer über die nubische Wüste, schnitten so die westliche Biegung des Nil ab und erreichten in siebentägigem, forciertem Kamelmarsch den Fluß wieder in Abu-Hammed. Von hier aus gelangten wir nach 8tägigem Marsche am Rande des Flusses hin durch die Wüste, aber im Angesicht der Palmbäume, welche den Fluß umsäumten, nach Berber. Durch die geringe Erfahrung, welche ich auf der Reise bis Berber gewonnen hatte, fühlte ich mich überzeugt, daß bei meiner Nilexpedition ohne Kenntnis der arabischen Sprache ein Erfolg unmöglich sein werde. Mein Dragoman (Dolmetscher) hatte mich vollständig in seiner Gewalt, und ich beschloß, mich sobald als möglich von allen Dolmetschern unabhängig zu machen. Ich entwarf deshalb für das erste Jahr einen Forschungsplan, der die Zuflüsse zum Nil von der abessinischen Gebirgskette her umfassen sollte, und gedachte, den Atbara-Fluß von seiner Vereinigung mit dem Nil aus zu verfolgen und alle Nebenflüsse des Nil, die von SO. kommen, bis zum blauen Nil zu untersuchen, auf welch letzterem Flusse ich schließlich nach Khartum herabzukommen hoffte.

12 Monate, glaubte ich, würden genügen, um eine solche Untersuchung zu vollenden. Am 13. Juni 1861 gelangte ich an die Vereinigungsstelle des Atbara mit dem Nil. Der Fluß Atbara ist im Durchschnitt etwa 1550′ breit und während der Regenzeit 25—30′ tief. Er bringt den ganzen Wasserabfluß des östlichen Abessiniens herab. Zwischen der Atbaramündung und dem mittelländischen Meere muß der Nil durch Sandwüsten und das Delta hindurch eine 1100 engl. Ml. (= 275 deutsche) lange Einsaugung und Verdunstung aushalten; es findet demnach ein ungeheurer Wasserverlust statt, und die größte Wassermasse des Nil muß daher gerade unterhalb der Atbaramündung liegen. Ich werde die Erforschung der abessinischen Nebenflüsse einer spätern Veröffentlichung vorbehalten*) und meine gegenwärtige Beschreibung der abessinischen Flüsse auf einen allgemeinen

*) The Nile tributaries of Abyssinia, London 1867, deutsch Jena 1868.

Umriß des Atbara und blauen Nil beschränken, indem ich den Ursprung ihrer Hochwasser und ihre Einwirkung auf die Überschwemmungen in Unterägypten darlege.

Der Atbara mit seinen Zuflüssen und der blaue Nil sind die großen Entwässerungskanäle Abessiniens; sie haben alle einen gleichförmigen Lauf von SO. nach NW. und treffen den Hauptnil in 2 Mündungen, durch den blauen Nil bei Khartum und durch den Atbara. Der blaue Nil ist während der trocknen Jahreszeit so klein, daß er nicht Wasser genug für die kleinen Fahrzeuge hat, die mit dem Transport von Produkten von Sennaar nach Khartum beschäftigt sind. In dieser Zeit ist das Wasser schön hell, und da er den wolkenlosen Himmel reflektiert, hat seine Farbe ihm den wohlbekannten Namen Bahr el Azrak oder blauer Fluß gegeben. Es giebt kein köstlicheres Wasser als das des blauen Nil. Es sticht gewaltig ab gegen das des weißen Flusses, welches nie hell ist und einen unangenehmen Vegetationsgeschmack hat. Der blaue Nil ist ein reißender Gebirgsstrom, der mit großer Schnelligkeit steigt und fällt; der andre (weiße Nil) entspringt aus einem See und fließt durch ungeheure Marschen. Der Lauf des blauen Nil geht durch fruchtbaren Boden; er erleidet daher nur geringen Verlust durch Absorption, und während der starken Regen liefern seine Wasser einen ungeheuren Beitrag erdigen Stoffes von roter Farbe zu dem allgemeinen befruchtenden Niederschlag des Nils in Unterägypten.

Der Atbara, obgleich in der Regenzeit Abessiniens ein so bedeutender Strom, ist mehrere Monate des Jahres hindurch vollkommen trocken, und damals, als ich ihn zum erstenmal sah, am 15. Juni 1861, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes, thatsächlich ein Teil der Wüste, durch welche er floß. Von seiner Vereinigung mit dem Nil an ist er über 150 engl. Ml. (= $37^1/_2$ deutsche) weit von Anfang März bis Juni vollkommen trocken. In Zwischenräumen von wenigen Meilen giebt es Pfuhle oder Teiche von Wasser, das in den tiefen Löchern zurückgeblieben ist. In diesen Pfuhlen versammeln sich alle Bewohner des Flusses, die, sowie der Strom verschwindet, sich genötigt sehen, in diesen engen Zufluchtsstätten dicht aneinander zu rücken. So drängen sich Krokodile, Flußpferde, Fische und große Schildkröten in außerordentlicher Zahl zusammen, bis der Anfang des Regens in Abessinien sie wieder in Freiheit setzt, indem er eine frische Wassermasse zu dem Flusse herabsendet. Die Regenzeit beginnt in Abessinien in der Mitte des Mai; da aber das Land durch die Sommerhitze versengt ist, so werden die ersten Regen vom Boden eingesaugt und die Gießbäche füllen sich nicht vor Mitte des Juni. Vom Juni bis zur Mitte des September sind die Gewitter furchtbar;

jede Schlucht wird ein tobender Gießbach; Bäume werden von den über ihre Ufer geschwollenen Bergströmen entwurzelt, und der Atbara ist ein ungeheurer Strom, der mit einer alles überwältigenden Strömung den ganzen Abfluß von 5 großen Flüssen herabbringt. Seine Wasser sind dick von Erdreich, das von den fruchtbarsten Ländereien weit von seinem Vereinigungspunkte mit dem Nil abgewaschen wurde. Massen von Bambus und Treibholz, nebst großen Bäumen, und häufig die Leichen von Elefanten und Büffeln werden längs seiner schlammigen Wasser in wilder Verwirrung fortgeschleudert. Der blaue Nil und der Atbara, die den ganzen Wasserabfluß Abessiniens aufnehmen, ergießen ihre Hochwasser in der Mitte des Juni gleichzeitig in den Hauptstrom. In dieser Zeit hat auch der weiße Nil einen beträchtlich hohen, obwohl nicht seinen höchsten Stand, und der plötzliche Wassersturz, der von Abessinien in den Hauptkanal herabkommt, welcher schon durch den weißen Nil auf einen hübschen Stand gebracht worden ist, verursacht die jährlichen Überschwemmungen in Unterägypten.

Nachdem ich die Erforschung der verschiedenen Zuflüsse des Nil von Abessinien her vollendet hatte, reiste ich nach Khartum, der Hauptstadt der Sudanprovinzen, wo ich 11. Juni 1862 anlangte. In Khartum war jedermann, mit Ausnahme einiger Europäer, dem Sklavenhandel günstig gesinnt und blickte mit eifersüchtigen Augen auf einen Fremden, der sich in den Bereich ihres heiligen Landes wagte, eines Landes, das der Sklaverei, wie jedem Greuel und jeder Schurkerei geweiht ist, die der Mensch begehen kann. Die türkischen Beamten stellten sich, als ob sie die Sklaverei mißbilligten, und doch war jedes Haus in Khartum voll Sklaven, und die ägyptischen Offiziere pflegten einen Teil ihres Soldes in Sklaven zu empfangen, genau so wie die auf dem weißen Nil beschäftigten Leute von ihren Herren, den Elfenbeinhändlern, bezahlt werden. Die ägyptischen Behörden sehen die Erforschung des weißen Nil durch einen europäischen Reisenden als eine Beeinträchtigung ihres Sklavengebietes an, die aus Spionage hervorging, und mir wurde jedes Hindernis in den Weg gelegt. Unter der Voraussicht, daß ich auf viele Schwierigkeiten stoßen werde, hatte ich mich mit einem Ferman (Paß) von seiner Hoheit dem Vizekönig Said Pascha versehen; aber dieses Dokument wurde vom Generalgouverneur des Sudan, Musa Pascha, unter der erbärmlichen Ausflucht ignoriert, daß der Ferman für des Paschas Gebiete und für den Nil bestimmt sei, der weiße Nil jedoch werde nicht mit unter dem Nil verstanden, sondern sei als der weiße Fluß bekannt. So wurden mir Boote und in der That aller Beistand verweigert.

Die einzigen Menschen, die ich zur Begleitung bekommen konnte,

waren die erbärmlichen Mörder von Khartum, die gewohnt waren, beim Handel auf dem weißen Nil zu plündern und zu morden, und nicht durch Liebe zu dem gewagten Unternehmen, sondern durch Begierde nach Raub angereizt wurden. Mit solchen Menschen die Reise anzutreten, erschien als reiner Wahnsinn. Mit dem weißen Nil verband sich aber eine noch größere Schwierigkeit. Jahrelang hatte der höllische Sklavenhandel und die ihn begleitenden Schrecken bestanden und hatten die Negerstämme so erbittert, daß Leute, die in früheren Zeiten gegen alle, die hinkamen, freundschaftlich gewesen, jetzt feindlich gesinnt waren. Eine Forschungsreise nach den Nilquellen war also ein Marsch durch Feindesland und erforderte eine gewaltige Macht bewaffneter Männer. Ich schrieb an den britischen Konsul in Alexandria und bat ihn, um einige Soldaten und Boote nachzusuchen, um mir bei meinem so schwierigen Unternehmen beizustehen. Es dauerte infolge der großen Entfernung von Khartum einige Monate, bis ich eine Antwort erhielt, welcher ein Brief von Ismael Pascha, der während der Abwesenheit Said Paschas die Regentschaft führte, beigeschlossen war, worin das Gesuch abgeschlagen wurde. Dieser Widerstand verlieh dem Unternehmen neuen Reiz, und ich war entschlossen, durch nichts meine Pläne vereiteln zu lassen. Ich ging daher mit vollem Ernst ans Werk. Ich hatte die Vorsichtsmaßregel getroffen, mir eine Anweisung an die Schatzkammer in Khartum auf so viel Geld zu verschaffen, als ich verlangte, und da bares Geld in jenem Lande des Borgens und Hinhaltens Wunder thut, so war ich in wenigen Wochen zum Aufbruch fertig. Ich hatte 3 Fahrzeuge, nämlich 2 große Noggur oder Segelbarken und ein Fahrzeug mit gutem Verdeck und bequemen Kajüten, das allen Nilreisenden als eine Dahabië bekannt ist. Die Vorbereitungen zu einer solchen Reise sind keine Kleinigkeiten. Ich brauchte 45 Bewaffnete als Bedeckung, 40 Mann als Matrosen, die mit den Dienern u. s. w. meine Reisegesellschaft auf 96 Mann brachten.

Die Reise von Khartum bis Gondokoro, der schiffbaren Grenze des Nil, dauerte, wie man mir berichtete, 50 Tage; aber Proviant war auf 4 Monate nötig, da die Bootsmannschaft, nachdem sie mich und meine Reisegesellschaft ans Land gesetzt hatte, mit den Fahrzeugen nach Khartum zurückfahren wollte. In der Hoffnung, Speke und Grants Gesellschaft zu treffen, belud ich die Boote noch außerdem mit Getreide. Ich hatte Anstalt getroffen, daß die Boote 21 Esel, 4 Kamele und 4 Pferde mitnahmen; diese sollten mich, wie ich hoffte, von Trägern unabhängig machen. Bei den zum Erfolg notwendigen Vorkehrungen wurde auch nicht die geringste Kleinigkeit vernachlässigt. In allem einzelnen wurde ich durch einen höchst vortrefflichen Mann

sehr unterstützt, den ich angenommen hatte, um mich als mein Vorsteher zu begleiten; es war ein deutscher Zimmermann, Johann Schmidt. Er war ein ausgezeichneter Weidmann und ein energischer und mutiger Bursche, vollkommen gesetzt und ehrenhaft. Leider „war der Geist willig, aber das Fleisch war schwach". Endlich war die Ausrüstung vollendet. Wir stießen ab. Die 3 Fahrzeuge ruderten in der Mitte des Fahrwassers und hißten die Segel auf. Ein günstiger Wind und starke Strömung trieben uns rasch den Fluß hinab. Die englische Flagge flatterte lustig auf den Masten, und mitten unter freudigen Abschiedsrufen und dem Gerassel des Musketenfeuers fuhren wir fort, nach den Quellen des Nil hin. Als wir an dem Dampfer vorbeisegelten, der den holländischen Damen Frau von Capellan und ihrer reizenden Tochter Fräulein Tinné gehörte, grüßten wir dieselben mit einer Salve und unterhielten ein gegenseitiges Wehen mit Taschentüchern, bis wir uns nicht mehr sehen konnten. Es war der 18. Dezember 1862, ein Donnerstag, nach arabischem Aberglauben einer der glücklichsten Tage zum Antritt einer Reise. In wenigen Minuten erreichten wir den spitzen Winkel an der Vereinigungsstelle des weißen und blauen Nil, um welchen wir uns scharf herumwenden mußten, um in den weißen Nil zu gelangen. Ich war besorgt um Johanns (Schmidts) Gesundheitszustand; der arme Mensch war nur noch Haut und Knochen, und ich fürchtete, daß seine Lungen angegriffen waren. Die Reise den weißen Nil hinauf teile ich hier wörtlich aus meinem Tagebuche mit.

Den 25. Dezember. Den größten Teil des Tages herrschte völlige Windstille. Der Fluß ist mit Mimosenwald umsäumt. Wenn die Bäume in vollem Laube stehen, gewähren sie aus der Ferne einen guten Anblick; kommt man aber näher heran, so sieht man, daß der Wald ein trostloser, vollständig überschwemmter Sumpf ist; aus dem stagnierenden Wasser ragen eine Masse umgefallene, abgestorbene Bäume hervor. Hier und da sitzt ein einsamer Kranich auf den verfaulten Zweigen; zwischen den versunkenen Stämmen und Ästen hängen in der Regel treibende Wasserpflanzen, massenweise aufeinander gehäuft und grüne schwimmende Inseln bildend; dann und wann kommen dieselben mit dem trägen Strome herabgetrieben, gespensterähnlich Störche tragend, die so auf Flößen der Natur aus unbekannten Ländern eine Reise machen. Es ist eine vom Fieber heimgesuchte Wildnis. Die Strömung beträgt nicht über 1/4 engl. Ml. in der Stunde, das Wasser hat eine Farbe wie eine englische Pferdeschwemme; ein Himmel für Moskitos, für den Menschen eine dumpfige Hölle. Das Land jenseit der überschwemmten Mimosenwälder hat den gewöhnlichen sandigen

Charakter, mit dornigem Kitturgebüsch. Ich sah einige Antilopen; wir machten in einem schrecklichen Sumpfe Halt, um Brennholz zu sammeln, ankerten des Nachts bei völliger Windstille ganz draußen im Flusse, um der aus dem versumpften Walde sich verbreitenden Malaria zu entgehen; so verging der erste Weihnachtstag.

Den 31. Dezember. Johann starb. Ich machte eigenhändig ein großes Kreuz aus dem Stamme eines Tamarindenbaumes, und bei Mondlicht legten wir ihn an dieser einsamen Stelle in sein Grab.

Am 2. Januar 1863. Das Land besteht aus den gewöhnlichen flachen, unansprechenden Marschen. Auf dem flachen Lande nach Westen hin liegen Schillukdörfer in großer Anzahl. Es ist wahrhaftig eine angenehme Reise: ekelhafte nackte Wilde, ewige von Moskitos wimmelnde Marschen, und das ganze Land jedes allgemeinen Reizes und jeder Schönheit beraubt. Auf dem östlichen Ufer sahen wir Giraffen und einen einzigen Strauß; auf dem westlichen Ufer steht die volle Tagereise hindurch eine regelmäßige Reihe von Dörfern, $^1/_2$ engl. Ml. voneinander entfernt. Das Land ist sehr dicht bevölkert. Die Hütten sind von Schlamm gebaut, mit Stroh gedeckt und haben einen sehr kleinen Eingang. Die Schilluk sind wohlhabend; durch ihr Land hin schwärmen ungeheure Viehherden.

Am 3. Januar 1863 gelangten wir an die Einmündung des Flusses Sobat, fuhren etwa $^1/_2$ engl. Meile in den Fluß hinein und ankerten an der Stelle, wo die Türken früher ein Lager errichtet hatten. Es war kein einziger Baum zu sehen, sondern, soweit das Auge reichte, tote Prärie- und Marschflächen. Der Sobat ist nicht breiter als 360 Fuß. Obwohl das Wasser vollkommen klar ist und der Fluß keinen Anschein von Hochwasser hat, so kamen doch beständig Massen von Unkraut den Strom herabgeschwommen, als wären sie von Bergströmen aus ihren Betten fortgerissen. Ich tiefte den Fluß an vielen Stellen an; die Tiefe entfernte sich nur wenig von 27′ und 28′.

Um 5 Uhr nachmittags am 4. Januar gingen wir mit einer leichten Brise unter Segel und glitten auf dem toten Wasser des weißen Nil dahin. Es war Vollmond, das Wasser einem Spiegel gleich, das Land eine einzige, ungeheure und scheinbar grenzenlose Marsch, der Fluß etwa 1 engl. Ml. breit und mehr oder weniger mit schwimmenden Pflanzen bedeckt. Die Nacht war totenstill; durch die Boote beunruhigt bellten die Hunde in den fernen Dörfern und schnarchten Flußpferdherden nach allen Richtungen hin.

Am 5. Januar erreichten wir den Bahr el Gazal (Ghasal); die Mündung hat das Ansehen eines Sees von etwa 3 engl. Ml.

Länge und 1 Ml. Breite, dessen Größe sich je nach den Jahreszeiten ändert. Obgleich die Ufer voll sind, so ist doch vom Bahr el Gazal her durchaus keine Strömung vorhanden, und der Fluß sieht aus wie ein vom Nil gebildetes Stauwasser. Da das Wasser frei und vollkommen tot ist, so würde, wenn die Existenz des Bahr el Gazal nicht bekannt wäre, ein Fremder sich einbilden, es sei ein Austreten des Nil. Während der weiße Nil von der Sobat- bis zur Bahr el Gazalmündung eine westliche Richtung hat, wendet er sich jetzt plötzlich nach Süden. Die allgemeine Erscheinung des Landes bezeichnet eine ungeheure Ebene mit unbedeutenden Einsenkungen; letztere bilden während der nassen Jahreszeit ausgedehnte Seen und während der trocknen Witterung halb ausgetrocknete Marschen.

Am 7. Januar sahen wir uns durch konträren Wind genötigt, die Boote zu schleppen, indem wir etwa 300′ voraus lange Seile ans Gras befestigten. Dies ist eine schreckliche Arbeit; die Leute müssen die Strecke schwimmen, um das Seil anzulegen, und diejenigen, welche an Bord bleiben, ziehen es nach und nach an und zerren so das Fahrzeug gegen den Strom. Infolge des beständigen Arbeitens leiden viele meiner Leute am Fieber. Es ist nicht zu verwundern, daß die Alten die Erforschung des Nil aufgaben, als sie an die zahllosen Windungen und Schwierigkeiten der Marschen kamen; der Fluß gleicht einem verwirrten Gebind Zwirn.

Vom Bahr el Gazal an gehören beide Seiten des Nil dem Nuér-Stamme. Am 13. Januar machten wir in der Nähe eines Dorfes am rechten Ufer Halt. Die Eingebornen kamen zu den Booten herab; sie treiben das Wesen der Wilden ziemlich auf die höchst Spitze. Die Männer gehen so nackt, wie sie auf die Welt kamen. Der Leib ist mit Asche eingerieben, und ihr Haar mit einer Tünche von Asche und Kuh-Urin rot gefärbt. Die Kerle sind die leibhaftigsten Teufel, die ich je sah. Auch die unverheirateten Frauenzimmer sind ganz nackt; die verheirateten haben eine aus Gras gemachte Franse um ihre Lenden. Die Männer tragen schwere Glasperlenschnüre um die Hälse, am obern Teile der Arme 2 schwere Armbänder von Elfenbein, auf den Handgelenken kupferne Ringe und eine entsetzliche Art Armband von gediegenem Eisen, mit ungefähr zoll-langen Spitzen, gleich Leopardenklauen, bewaffnet, welche sie auch zu ähnlichen Zwecken benutzen. Der Häuptling des Nuér-Dorfes, Dschoctian, stattete mir mit seiner Frau und Tochter einen Besuch ab; sie baten um alles, was sie in Gestalt von Glasperlen und Armbändern sahen, lehnten aber die Messer als nutzlos ab. Die Frauen durchbohren die Oberlippe und tragen daran einen etwa vier Zoll langen Schmuck von Glasperlen

auf Eisendraht; dieser steht hervor wie das Horn eines Rhinozeros. Sie sehen sehr häßlich aus. Die Männer sind schlank und kräftig und mit Lanzen bewaffnet. Sie führen Pfeifen, die fast ein Viertelpfund Tabak fassen, und aus welchen sie, wenn der geliebte Tabak fehlt, einfache Holzkohle rauchen. Ich nahm das Porträt des Häuptlings der Nuér auf, wie er in meiner Kajüte auf dem Divan saß. Zur Antwort auf meine Frage, wozu das mit Spitzen versehene eiserne Armband nütze, zeigte er mir die Arme und den Rücken seines Weibes, die mit zackigen Narben bedeckt waren.

Am 23. Januar um 8 Uhr vormittags kamen wir in Abu Kuka, der Niederlassung eines französischen Händlers im Kitsch-Stamme, an. Es ist unmöglich, das Elend des Landes zu beschreiben. Mitten in der ungeheuren Marschfläche liegt ein kleines Fleckchen trocknen Bodens, etwa 40 □ Ruten groß, das aber nur zu erreichen ist, wenn man durch den Sumpf watet. Die Niederlassung bestand aus ungefähr 12 Strohhütten, die eine jämmerliche, vom Fieber getroffene Menschenklasse bewohnt. Ich hätte nicht geglaubt, daß eine so erbärmliche Gegend existiere, wie dieses ganze Land ist. Wild läßt sich in der jetzigen Jahreszeit gar nicht sehen, Vögel zeigen sich wenige, und selbst Krokodile kommen nicht zum Vorschein; alle Wassertiere sind in dem hohen Gras verborgen; daher ist unbedingt nichts Lebendiges zu schauen, sondern einen Tag nach dem andern legt man zurück, indem man sich langsam durch das Labyrinth einer endlosen Marsch, durch Wolken von Moskitos windet. Um 4 Uhr 20 Minuten nachmittags gelangten wir zu der österreichischen Missionsstation St. Croix (Heiligenkreuz), und ich händigte dem Haupt der Niederlassung, Herrn Morlang, einen Brief ein. Die Missionsstation besteht aus etwa 20 Grashütten auf einem Stückchen trocknen Landes dicht am Flusse. Die Kirche ist eine kleine Hütte, aber nett eingerichtet. Herr Morlang erkannte mit großem Gefühle an, daß unter solchen Wilden die Mission durchaus nutzlos sei; er habe eine lange Reihe von Jahren mit vielem Eifer gearbeitet, aber die Eingebornen seien äußerst unlenksam. Sie ständen weit unter den vernünftigen Tieren, da die letzteren doch Zeichen der Zuneigung gegen diejenigen an den Tag legten, die freundlich gegen sie sind, während die Eingebornen dagegen für alle Gefühle der Dankbarkeit abgestumpft sind.

20—30 dieser ekelhaften, mit Asche beschmierten, völlig nackten, unvernünftigen Tiere lagen, mit Keulen von hartem Holz bewaffnet, müssig um die Station herum. Da die Mission den weißen Nil wegen völligen Mißlingens aufgegeben hatte, so verkaufte Herr Morlang

am 24. Januar das ganze Dorf samt der Missionsstation an Kurschid Aga (einen Händler in meiner Reisegesellschaft) für 200 Thaler. Ich kaufte ein Pferd der Missionare für 66 Thaler, das ich „Priester“ taufte, weil es von der Mission kam; es ist ein hübsches Tier und sicher beim Schießen, da der unglückliche Baron Harnier es auf der Büffeljagd ritt. Dieser gute Weidmann war ein preußischer Edelmann, der sich mit 2 europäischen Begleitern eine Zeitlang das Vergnügen gemacht hatte, in der hiesigen Umgegend naturhistorische Gegenstände zu sammeln und zu schießen. Seine beiden Europäer erlagen dem Sumpffieber; das Ende des Baron Harnier ist höchst tragisch. Nachdem er einen Büffel verwundet hatte, stürzte sich das Tier auf einen eingebornen Begleiter und warf ihn zu Boden. Baron Harnier hatte nicht geladen und griff mit großem Mut den Büffel mit dem Kolben seiner Büchse an. Der Büffel verließ den Mann und wandte sich gegen seinen neuen Angreifer. Der Eingeborne, weit entfernt, seinem Herrn beizustehen, der sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um ihn zu retten, floh vom Platze. Der unglückliche Baron wurde von den Missionaren gefunden, zu einer unkenntlichen Masse zertrampelt und zerbohrt. Ich besuchte das Grab jenes tapfern Preußen, der auf diese Art sein edles Leben geopfert hatte für einen so wertlosen Gegenstand, wie ein hiesiger Eingeborner ist. In der Nähe von Baron Harniers Grab befinden sich diejenigen mehrerer Mitglieder der Mission, die ihre Gebeine in diesem schrecklichen Lande gelassen haben, während von der Missionsstation St. Croix aus kein einziger Mensch zum Christentum bekehrt worden ist.

Am 28. Januar passierten wir 2 Bivouaks des Eliâbstammes mit großen Herden auf dem westlichen Ufer. Die Eingebornen schienen freundschaftlich zu sein; denn sie tanzten und gestikulierten, als sie die Boote erblickten. Der Stamm am weißen Nil milkt seine Kühe nicht nur, sondern läßt auch seinem Vieh zur bestimmten Zeit zur Ader und kocht das Blut als Nahrungsmittel. Indem sie eine Lanze in eine Ader des Nackens treiben, entziehen sie dem Tiere reichliches Blut, eine Operation, die etwa einmal monatlich wiederholt wird. Wir fuhren am 29. Jan. an einer Menge Vieh und Eingebornen vorüber, die sich an einer Stelle auf dem rechten Ufer befanden und in Rauchwolken gehüllt waren. Um die Moskitos zu vertreiben, werfen sie Düngerhügel auf, die beständig im Feuer stehen, da beständig frisches Brennmaterial angelegt wird. Um diese Haufen herum drängt sich das Vieh zu Hunderten und lebt mit den Eingebornen im Rauche. Nach und nach werden die Aschenhaufen gegen 8′ hoch. Dann werden sie von den Eingebornen als Schlafstellen und Wachtposten benutzt.

Mit der Asche reiben sich dieselben ganz und gar ein, was ihnen ein teuflisches und geisterhaftes Ansehen giebt, das unbeschreiblich ist.

Am 30. Januar kamen wir beim Schir-Stamme an. Die Männer sind mit gutgearbeiteten Keulen aus Ebenholz, 2 Lanzen, einem stets gespannten Bogen und einem Bündel Pfeile bewaffnet. Ihre Hände sind mit Waffen vollständig angefüllt. Zudem führen sie einen nettgearbeiteten, ganz kleinen Schemel bei sich, der auf ihren Rücken geschnürt ist, nebst einer ungeheuren Tabakspfeife. Die weiblichen Mitglieder dieses Stammes sind nicht völlig nackt; wie diejenigen der Kitsch tragen sie kleine Zipfel von gegerbtem Leder, so breit wie eine Hand. Am Rückenteil des Gürtels, der dieses Schurzleder hält, befindet sich ein Schwanz, der bis zu den untern Teilen der Schenkel hinabreicht. Der Schwanz besteht aus feingeschnittenen Lederstreifen, und in dem Kostüm hatte ohne Zweifel der Bericht seinen Grund, den ich von den Arabern erhielt, „daß ein Stamm in Mittelafrika Schwänze habe wie Pferde“. Die Frauen tragen ihre Kinder sehr passend in einem Fell, das von den Schultern quer über den Rücken geschlungen und mit einem Riemen um den Leib befestigt wird. In demselben sitzt der junge Wilde wonnevoll. Die Hütten sind bei allen Stämmen kreisförmig und haben so niedrige Eingänge, daß die Eingebornen auf Händen und Füßen hinein- und herauskriechen. Die Männer tragen auf dem Wirbel des Kopfes Büsche von Hahnenfedern, und wenn sie stehen, stellen sie sich am liebsten auf ein Bein, während sie sich auf einen Speer stützen und der Fuß des emporgehobenen Beines auf der innern Seite des andern Kniees ruht.

2. In Gondokoro.

Wir sind endlich unserer Bestimmung, Gondokoro, nahe. Am 1. Februar 1863 hat sich der Charakter des Flusses geändert. Die Marschen haben trocknem Boden Platz gemacht, die Ufer liegen etwa 4′ über dem Wasserspiegel und sind mit Wald bestanden, während die Gegend das Ansehen eines Obstgartens hat und dicht bevölkert ist. Am 2. Febr. langten wir in Gondokoro an. Es ist weit besser als die grenzenlosen Marschen. Der Boden ist fest und liegt gegen 20′ über dem Niveau des Flusses. Ferne Berge erfreuen das an die traurigen Flächen des weißen Nils gewöhnte Auge, und immergrüne Bäume, die, mit hübschen kleinen Dörfern der Eingebornen unter ihrem Schatten, über die Oberfläche hin zerstreut stehen, bilden nach einer langen und lästigen Reise einen höchst einladenden Landungsplatz.

Dieser Ort war früher eine Missionsstation. Die Ruinen des Backsteinhauses und der Kirche, sowie Trümmer dessen, was ein Garten war, sind bis auf den heutigen Tag geblieben. Zitronen- und Limonenhaine bestehen noch immer, die einzigen Zeichen, daß ein Versuch zur Zivilisation gemacht worden ist: „es war Same, der an den Weg gestreut wurde“. Eine Stadt giebt es hier nicht. Gondokoro ist eine Station der Elfenbeinhändler, die etwa 2 Monate im Jahre bewohnt, nach dieser Zeit aber verlassen ist. Die jährlich ankommenden Boote kehren dann nach Khartum zurück, während die hier bleibenden Expeditionen nach dem Innern abreisen. Einige elende Grashütten sind alles, was den Ort mit einem Namen schmückt. Das Klima ist ungesund und heiß. Ich setzte die Tiere in vortrefflichem Zustande aus den Booten ans Land.

Wir dankten alle Gott, daß die Reise auf dem Fluß zu Ende war. Als ich in Khartum war, hatte ich gehört, daß die am weitesten vorgeschobene Handelsstation ungefähr 15 Tagereisen von Gondokoro liege, und der Plan meiner Unternehmungen war immer auf ein gerades Vorrücken nach dieser Station gerichtet, wo ich beabsichtigt hatte, mein ganzes schweres Gepäck im Depot zu lassen und von da als einem „Ausgangspunkte“ nach dem Süden vorzudringen. Jetzt erfuhr ich, daß die Handelsgesellschaft von dieser Station her in wenigen Tagen mit Elfenbein in Gondokoro erwartet werde, und ich beschloß daher, ihre Ankunft abzuwarten und bei ihrer Rückkehr mich derselben anzuschließen. Ich vertrieb mir die Zeit damit, daß ich in der Umgegend umherreitend meine Pferde übte und den Ort und das Volk der Bari studierte.

Die Wohnungen der Eingebornen sind die vollendete Reinlichkeit. Der Wohnsitz jeder Familie ist von einer Hecke der undurchdringlichen Euphorbia umgeben, und das Innere der Einfriedigung besteht in der Regel aus einem Hofraum, der mit einem Mörtel aus Asche, Kuhdünger und Sand hübsch überzogen ist. Auf dieser reinlich gekehrten Oberfläche stehen eine oder mehrere Hütten, von Getreidespeichern aus niedlichem Flechtwerk umgeben, die mit Stroh gedeckt sind und auf erhöhten Plattformen ruhen. Wenn ein Mitglied der Familie stirbt, so wird es in dem Hofraum begraben; an einem auf die Stelle gesteckten Pfahle werden einige Ochsenhörner und Schädel aufgehängt, während das obere Ende des Pfahles mit einem Büschel Hahnenfedern geschmückt wird. Jeder Mann trägt seine Waffen, Tabakspfeife und Schemel bei sich, und wenn er steht, wird alles (mit Ausnahme des Schemels) zwischen den Beinen gehalten. Die Männer sind wohlgewachsen, die Frauen nicht einnehmend, aber der Negertypus dicker Lippen und

platter Nase fehlt, ihre Gesichtszüge sind gut, und das wollige Haar ist das einzige Merkmal des Negerblutes. Auf dem Magen, den Seiten und dem Rücken sind sie so dicht tättowiert, daß es, besonders wenn sie mit Eisenocker eingerieben siud, wie ein breiter Gürtel von Fischschuppen aussieht. Das Rindvieh ist sehr klein, die Ziegen und Schafe sind völlige Liliputaner. Die Bewohner dieses Landes waren früher freundschaftlich, aber die Khartumer morden und plündern sie nach Belieben in allen Richtungen; daher werden sie zur Rache auf jeden Fremden, der nicht eine starke Bedeckung bei sich hat, einen vergifteten Pfeil schießen. Die Wirkung des für die Pfeilspitzen benutzten Giftes ist außerordentlich. Zu mir kam ein Mann um ärztliche Hilfe, er war 5 Monate vorher durch einen vergifteten Pfeil am Beine unterhalb der Wade verwundet, und durch die Wirkung des Giftes war der ganze Fuß weggefressen worden. Der Knochen faulte gerade oberhalb des Knöchels durch, und der Fuß fiel ab. Die Pfeile werden mit Widerhaken versehen, die man mit teuflischem Scharfsinn fertigt. Der Bari-Stamm ist sehr feindselig und wird so ziemlich als der schlimmste des weißen Nil betrachtet. Um sie mit Schrecken zur Unterwürfigkeit zu bringen, pflegten die Leute der Händler sie an Händen und Füßen zu binden und an den Rand einer etwa 30′ hohen Felsklippe zu schaffen; unter dieser Klippe siedet der Fluß in einem tiefen Wirbel. In jenes Wassergrab wurden die Opfer erbarmungslos hinabgeschleudert zur Nahrung für Krokodile.

Bei meiner Ankunft in Gondokoro wurde ich von allen jenen Gesellschaften als ein von der britischen Regierung abgesandter Spion angesehen. So oft ich mich den Lagern der verschiedenen Händler näherte, hörte ich, ehe ich die Station erreichte, das Gerassel der Fesseln, da die Sklaven, um eine Besichtigung zu vermeiden, rasch in Verstecke getrieben wurden. Gondokoro war eine vollkommene Hölle. Die ägyptischen Behörden bekümmern sich nicht im mindesten um dasselbe, obwohl sie recht gut wissen, daß es eine Kolonie von Mördern ist. Auch meine Leute bekamen Lust zum Viehdiebstahl, und als ich mich bemühte, die Manneszucht aufrecht zu erhalten, antworteten sie mir mit offner Meuterei, die mir ohne Dazwischenkunft meiner Frau das Leben gekostet hätte. Von diesem Augenblicke an wußte ich, daß meine Expedition dem Schicksale verfallen sei. Da hörte ich am 15. Februar plötzlich in großer Entfernung das Gerassel von Musketen und von Süden her ein Rottenfeuer. Um von dem Augenblick einen Begriff zu geben, muß ich wörtlich aus meinem Tagebuch entnehmen, was ich niederschrieb:

„Ich höre fernes Gewehrfeuer; Debonos Elfenbeinträger kommen

an, auf die ich gewartet habe. Meine Leute stürzten wie rasend nach meinem Boote mit der Nachricht, daß sich bei jenen 2 weiße Männer befänden, die vom Meere hergekommen wären! Sollten es Speke und Grant sein? Ich sprang fort, und bald fand ich sie wirklich. Hurra England! Sie waren vom Viktoria-Nyanza gekommen, aus welchem der Nil enspringt. Das Jahrtausend alte Geheimnis war enthüllt. Meine Freude, daß ich sie traf, wird nur durch den Umstand beeinträchtigt, daß ich sie bei meinem Suchen nach ihnen nicht weiter draußen gefunden hatte."

In einer Entfernung von 300′ erkannte ich meinen alten Freund Speke; mit freudig schlagendem Herzen nahm ich meine Mütze ab und brachte, indem ich auf ihn zueilte, ein bewillkommnendes Hurra! Wir saßen bald auf dem Verdeck meiner Dahabië unter dem Sonnenzelt. Wie ein gutes Schiff im Hafen ankommt, zerschlagen und zerrissen durch eine lange und stürmische Reise, doch unversehrt in seinem Spann und seefest bis ans Ende, so kamen diese beiden Reisenden in Gondokoro an. Meine Boote waren glücklicherweise von mir auf 5 Monate gemietet; daher konnten Speke und Grant dieselben nach Khartum übernehmen. Im ersten Augenblick unsers Zusammentreffens hatte ich dadurch, daß ich ihnen begegnet war, und daß sie die Entdeckung der Nilquellen vollendet hatten, meine Expedition für vollendet gehalten; als ich ihnen aber von ganzem Herzen Glück wünschte zu der Ehre, die sie in so herrlicher Weise geerntet hatten, gaben mir Speke und Grant mit charakteristischer Aufrichtigkeit und Großmut eine Karte von ihrer Reise, aus welcher hervorging, daß sie nicht imstande gewesen waren, die wirkliche Erforschung des Nil zu vollenden, und daß noch immer ein höchst wichtiger Teil zu bestimmen blieb. Es zeigte sich, daß sie den Nil, welchen sie vom Viktoria-See aus verfolgt, unter 2° 17′ nördl. Br. überschritten hatten; aber der Fluß, der von seinem Austritt aus jenem See an einen nördlichen Lauf hatte, wendete sich bei den Karuma-Wasserfällen (dem Punkte, an welchem sie ihn unter 2° 17′ nördl. Br. überschritten hatten) plötzlich nach Westen. Sie sahen den Nil nicht wieder, bis sie unter 3° 32′ nördl. Br. ankamen. Die Eingebornen und der König von Unjoro (Kamrasi) hatten ihnen versichert, daß der aus dem Viktoria-See kommende Nil, den sie bei Karuma überschritten, mehrere Tagereisen weit nach Westen hin fließe und endlich in einen großen See falle, welcher der Luta N'zige heiße, und daß der Nil nach dem Eintritt in das nördliche Ende desselben fast unmittelbar wieder heraustrete. Unter den obwaltenden Umständen war es für Speke und Grant unmöglich, dem Nil von Karuma aus zu folgen, — die Stämme lagen mit Kamrasi im Kampfe, und

Fremde konnten nicht durch das Land gehen. Speke sprach seine Überzeugung aus, daß der Luta N'zige eine zweite Quelle des Nil sein müsse, und daß die Geographen ungehalten sein würden, daß er ihn nicht untersucht hatte. Mir war dies sehr angenehm.

Ich machte deshalb sofort Anstalt zur Abreise. Am 26. Februar segelten Speke und Grant von Gondokoro ab. Unsre Herzen waren zu voll, um mehr sagen zu können als ein kurzes: „Gott behüte Sie." Ich wandte mich an Mohammed, den Wekil (Vorsteher einer Karawane) Debonos, der Speke und Grant eskortiert hatte, und bat um seine Mitwirkung auf der Expedition. Mohammed versprach, mich nicht nur bis zu seinem Lager in Faloro, sondern auf meiner ganzen Expedition zu begleiten, wenn ich ihn bei der Herbeischaffung von Elfenbein unterstützen und ihm ein hübsches Geschenk geben wolle. Über das alles wurden wir einig, und meine eignen Leute schienen bei der Aussicht, sich einer so großen Gesellschaft anschließen zu können, wie diejenige Mohammeds war, der ungefähr 200 Mann zusammenbrachte, frohen Mutes zu sein. Es schien alles im besten Gange zu sein; aber ich kannte die Falschheit dieser arabischen Schufte nur wenig. In dem nämlichen Augenblick, wo sie die größte Freundschaft zeigten, sannen sie auf Mittel und Wege, mich zu betrügen und zu verhindern, das Land zu betreten. Sie wußten, daß, wenn ich ins Innere eindränge, der „Elfenbeinhandel" des weißen Nil nicht länger ein Geheimnis sein, und daß die Greuel des Sklavenhandels würden aufgedeckt und höchst wahrscheinlich durch die Vermittelung europäischer Mächte beendet werden. Sie vereinigten sich daher, mein Vordringen zu verhindern und meine Expedition vollständig zu vernichten.

Sie schlossen deshalb Brüderschaft mit meiner Bedeckung. Am folgenden Montag wollten wir angeblich in Gemeinschaft aufbrechen. Doch hatte Mohammed Anstalt getroffen, am Sonnabend mit meinen Flinten, meinem Gepäck, meiner Munition ohne mich abzureisen. Der Knabe Saat, der Diener meiner Frau, hatte dies Komplott enthüllt. Ich befahl sofort, meine Reisebettstelle vor das Zelt unter einen großen Baum zu stellen; auf diesen legte ich 5 mit Rehposten geladene Doppelflinten, einen Revolver und einen blanken Säbel, so scharf wie ein Rasiermesser. Eine 6. Büchse hielt ich in meinen Händen, während ich auf dem Ruhebett saß, Richarn und Saat (die einzigen Getreuen), beide mit Doppelflinten, hinter mir. Jetzt befahl ich, es solle die Trommel geschlagen werden und die ganze Mannschaft sich in Marschordnung aufstellen, die Schlösser der Gewehre mit dem wasserdichten Zeug umwunden. Frau Baker ersuchte ich, sich hinter mich zu stellen und jeden Mann anzuzeigen, der etwa versuchen würde, sein

Gewehrschloß zu entblößen, wenn ich Befehl gebe, ihre Waffen niederzulegen. Die Entblößung des Schlosses würde seine Absicht beweisen, und in diesem Falle gedachte ich ihn sofort zu erschießen. Die Trommel ging, endlich traten 15 Mann in Marschlinie zusammen; die andern waren nirgends zu finden. Sowie sie sich in Marschlinie zusammengestellt hatten, befahl ich ihnen die Gewehre niederzulegen. Sie weigerten sich mit frechen Blicken des Trotzes, dies zu thun. „Augenblicklich eure Gewehre nieder," schrie ich, „ihr Hundebrut." Und bei dem scharfen Schlag des Schlosses, da ich rasch den Hahn der Büchse spannte, kapitulierten die Feiglinge.

Ich hatte nur Saat (ein reines Kind) und Richarn, auf die ich mich verlassen konnte, und war entschlossen, mit ihnen allein Mohammeds Volk nach dem Innern zu begleiten und in betreff der Weiterreise auf das Glück zu vertrauen. Ich hatte das Fieber und war vor Aufregung und Sorge krank und wollte mich eben auf meine Matte legen, als ich plötzlich in allen Richtungen Gewehre abfeuern, Trommeln schlagen und die üblichen Zeichen entweder der Ankunft oder der Abreise einer Handelsgesellschaft hörte. Gleich darauf kam ein Bote, um zu melden, daß Mohammeds Gesellschaft ohne mich abgereist sei und mein Wekil (Vorsteher) erschien mit einer Botschaft von eben diesen Leuten, daß, „wenn ich auf ihrem Wege (meiner beabsichtigten Reiseroute) folgte, sie auf mich und meine Begleitung feuern würden, da sie in ihrem Lande keine englischen Spione duldeten."

Ich rief meinen Wekil und drohte ihm bei meiner Rückkehr nach Khartum mit der schwersten Strafe. Nachdem ich ihn durch und durch in Schrecken gesetzt, riet ich ihm, er solle die Meuterer bewegen, mich zu begleiten. Im Laufe des Nachmittags kehrte er mit der Nachricht zurück, daß er mit 17 der Leute ein Übereinkommen getroffen habe, daß sie sich aber weigerten, nach Süden zu marschieren, mich jedoch nach Osten begleiten wollten, falls ich diesen Teil des Landes zu erforschen wünschte. Ihre Ausrede in betreff der Weigerung, nach dem Süden zu marschieren, war die Feindseligkeit des Bari-Stammes. Auch stellten sie die Bedingung, daß ich alle meine Transporttiere und mein ganzes Gepäck zurücklassen solle. Ihre Zeit verbrachten sie während der Nacht in geheimer Verhandlung mit dem Wekil, deren wesentlicher Inhalt mir am folgenden Morgen durch den treuen Saat mitgeteilt wurde. Sie verabredeten, nach Osten zu marschieren in der Absicht, mich auf der Station eines Händlers 7 Tagemärsche von Gondokoro im Latukalande zu verlassen; sie hatten sich verschworen, an jenem Orte eine Meuterei anzustiften, mit meinen Waffen und meiner Munition zu der Sklavenjagdgesellschaft zu desertieren und mich zu erschießen, falls

ich versuchen sollte, sie zu entwaffnen. Ich war entschlossen, auf alle Fälle von Gondokoro aufzubrechen. Infolge einer langen Erfahrung zweifelte ich nicht daran, einen Einfluß über meine, wenn auch schlechte Mannschaft zu gewinnen, falls ich nur Gondokoro verlassen und sie unter die wilden und in der Regel feindseligen Stämme des Innern führen könnte. Und ich hoffte, daß ich durch Takt und rechte Leitung möglicherweise alle ihre Pläne durchkreuzen und, wenn auch aus meiner beabsichtigten Richtung herausgetrieben, doch imstande sein werde, meine Reiseroute zu ändern und mich von Osten nach meinem ursprünglichen Operationsplan nach Süden herumzuarbeiten.

3. **Von Gondokoro nach Tarangolé** (östl. von Gondokoro).

Am 26. März 1863 traten wir unsern Marsch nach Zentralafrika an. Wir hatten weder Führer noch Dolmetscher, kein einziger Eingeborner war zu bekommen, da sie alle unter dem Einfluß der Händler standen, welche beschlossen hatten, unser Vordringen unmöglich zu machen. Das Land östlich von Gondokoro glich einem Park, war aber durch die dürre Witterung sehr versengt. Es war für mich von höchster Wichtigkeit, durch einen Eilmarsch nach Ellyria und durch den Paß zu gelangen, ehe der mir folgende türkische Händler Ibrahim mit dem Häuptling (von Ellyria) sprechen konnte. Wir waren eben mit dem Bari-Führer, den ich in Belignan angenommen hatte, aufgebrochen, als sich uns plötzlich zwei der Latukas anschlossen, die ich in Gondokoro gesehen hatte, und gegen welche ich immer sehr höflich gewesen war. Das war ein außerordentliches Glück, da ich jetzt auf dem ganzen Wege nach Latuka, ungefähr 90 engl. Ml. = ($22^1/_2$ deutsche) weit, Führer hatte. Wir setzten nun über das breite trockne Bett eines Gießbachs, und da die Ufer steil waren, so brauchten wir eine beträchtliche Zeit, um die beladnen Tiere beim Hinabsteigen zu unterstützen. Den Eseln war leicht geholfen; während sie die sandigen Ufer hinab in kurzen Schritten gingen und glitten, wurden sie von 2 Männern an den Schwänzen gehalten; aber jedes Kamel fiel. Einige Meilen weiter zogen wir durch einen prachtvollen Wald mit großen Bäumen. Da der Weg auffallend gut war, schien der Marsch sich günstig zu gestalten; dies Glück war jedoch dem Wechsel unterworfen. Kurze Zeit darauf betraten wir dichte Dorndschungel. Der Weg war so überwachsen, daß die Kamele unter den überhangenden Ästen kaum fortkommen konnten, und die auf ihren Rücken aufgestapelten ledernen Proviantsäcke wurden bald von den hakigen Dornen der Mimosen zerrissen.

Ich fürchtete das Nahen der Nacht. Wir waren jetzt am Fuße einer Kette hoher, felsiger Hügel, und die während der Regenzeit von denselben herabkommenden Gießbäche hatten, indem sie durch das tieferliegende Land strömten, zahllose Schluchten gerissen. Wir trafen jede Schlucht unter einem rechten Winkel. Da lag ein Kamel; seine Ladung an Säcken, Töpfen, Pfannen, Büchsen u. s. w. rollte fort, bis sie auf dem Grunde der Schlucht in einem verworrenen Trümmerhaufen ankam. Meine Frau und ich ritten der Gesellschaft als Avantgarde etwa 1/4 Ml. voran, um die Karawane vor jeder Schwierigkeit zu warnen. Mir sank allemal der Mut, wenn wir an einen tiefen Wasserriß oder Hor kamen; der Warnungsruf „Halt" sagte denen, die sich im Nachtrab befanden, daß die Kamele abermals abgeladen und dieselbe ermüdende Arbeit wiederholt werden müsse. Wir marschierten stundenlang; der Mond war im Sinken; der schon dunkle Pfad wurde noch dunkler; die selbst für eine gute Straße überladnen Tiere waren gänzlich ermüdet, die Mannschaft entmutigt und verdrießlich. Aber weiter marschierten wir. Jetzt war es früh 1 Uhr; wir hatten uns also neunthalb Stunden auf dem Wege geplagt. Der Mond war untergegangen, und die völlige Finsternis machte ein weiteres Vorrücken unmöglich. Erst am folgenden Morgen setzten wir den Eilmarsch fort. Frau Baker und ich ritten zu Pferde an der Spitze der Reisegesellschaft. Als wir am Ende des engen Thales angelangt waren, mußten wir uns mühsam durch den schwierigen Engpaß winden. Der zwischen 2 und 3000′ hohe Berg von Ellyria stieg schroff zu unsrer Linken empor, während die Grundfläche völlig mit ungeheuren Bruchstücken grauen Granits verstopft war, die von der Wand des Berges gestürzt, den Paß vollständig gesperrt hatten. Selbst die Pferde hatten große Mühe, sich durch die engen Gäßchen zu winden, welche die einander gegenüberliegenden Blöcke bildeten, und für beladene Kamele schien es unmöglich, fortzukommen. Ich entschloß mich daher, meiner Gesellschaft vorauszureiten, da ich in dem nahe gelegenen Ellyria rekognoszieren wollte. Meine Frau und ich ritten demnach, nur von einem der Latukas als Führer begleitet, weiter. Wir begaben uns in eine Schlucht hinab, die schlimmer war als jede Stelle, die wir vorher getroffen hatten. Wir mußten absteigen, um unsre Pferde an der gegenüberliegenden Seite die steilen Felsen hinaufzuführen. Als wir auf der Höhe ankamen, eröffnete sich uns plötzlich eine reizende Aussicht. Das Thal von Ellyria lag, ungefähr 1 engl. Ml. entfernt, gegen 400′ unter uns. Schöne Berge von grauem Granit, manche 2—3000′ hoch, schlossen das enge Thal ein. Ein Blick auf den vor mir liegenden Schauplatz genügte vollkommen; — durch ein nur 700 Schritt breites, von hohen Fels-

wänden umsäumtes und von Lanzen und Pfeilen strotzendes Thal mich durchzuschlagen, war mit meiner kleinen, durch Transporttiere gehemmten Mannschaft unmöglich. Kamen die Kamele an, so konnte ich in 20 Minuten in Ellyria einmaschieren, dem Häuptling ein reiches Geschenk machen und ohne anzuhalten weitermarschieren. Wir saßen lange da und starrten vor uns nieder auf das Thal, in welchem unser Schicksal verborgen lag. Man hörte keinen Laut von dem Nahen der Kamele; der Verzug war höchst ärgerlich.

Endlich hörten wir sie in der Ferne. War diese einzige Schlucht noch durchschritten, so war alles, was vor uns lag, leicht. Wie sie näher rückten, hörte ich das Gerassel der Steine, und, nach der Schlucht blickend, sah ich aus dem dunkeln Laube der Bäume 75 Schritt vor uns — die verhaßte rote Flagge und den Halbmond auftauchen, die Gesellschaft der Türken führend. Wir waren eingeholt. Einer nach dem andern, mit mürrischen Blicken, defilierten die übermütigen Schurken wenige Fuß von uns vorbei! Ihre Gesellschaft bestand aus 140 mit Gewehren bewaffneten Männern, während ungefähr zweimal soviel Latukas als Träger dienten.

Endlich erschien der Anführer der Türken, Ibrahim, im Nachtrab der Gesellschaft. Er ritt auf einem Esel. Ich sah nie ein abscheulicheres Gesicht als dasjenige, welches sich an diesem Mann zeigte. Als er sich uns näherte, würdigte er uns keiner Beachtung. In diesem entscheidenden Augenblick wurde die Expedition durch Frau Baker dem Untergange entrissen. Sie bat mich, ihn zu rufen, auf eine persönliche Verständigung zu dringen und im Falle der Herstellung freundschaftlicher Beziehungen ihm ein Geschenk anzubieten. Ich versprach ihm sofort, wenn meine Begleitung ankommen würde, als Handgeld auf das, was noch kommen sollte, ein neues Doppelgewehr und etwas Gold, und ich hatte ihn gewonnen.

Die Eingebornen im Thale von Ellyria waren ganz nackt und genau wie die Bari. Ihr Häuptling, Leggé, war unter ihnen. Er kam, um mein Gepäck zu besichtigen, und verlangte 15 schwere, kupferne Armbänder und eine große Menge Glasperlen. Er hatte damit noch lange nicht genug; er sagte: „sein Bauch sei weit, und er müsse gefüllt werden". Ich gab ihm daher noch einige Kupferringe zu; plötzlich aber roch er geistige Getränke, indem eine der wenigen Weingeistflaschen, die ich besaß, in der Arzneikiste zerbrochen war. Ich gab ihm eine Nöselflasche (Nösel = $1/2$ Liter) vom stärksten Weingeist. Zu meinem Schrecken brach er den Hals ab, bog seinen Kopf zurück und ließ behutsam den ganzen Inhalt in den Schlund hinabrieseln, so harmlos, als wenn es gewöhnliches Wasser wäre. Obgleich ich Leggé

mit allem beschenkt hatte, was er verlangte, wollte er doch die Geschenke nicht erwidern; auch wollte er weder Ziegen noch Geflügel verkaufen. Außer Honig waren in der That keine Lebensmittel zu bekommen. Meine Leute verhungerten fast, und ich sah mich genötigt, sie mit Reis aus meinem heiligen Vorrat zu bedienen. Sie kochten denselben und vermischten ihn mit Honig. In der kaltblütigsten Weise, die nur möglich ist, setzte sich der große und gierige Häuptling Leggé, sobald er die Leute bei ihrer Mahlzeit sah, mitten unter sie und erwürgte sich fast, indem er sich von dem heißen Reis und Honig Hände voll in den Mund stopfte, den er aufsperrte wie ein altes Flußpferd.

Am 30. März 1863 brachen wir auf und kamen, als wir aus dem Thal von Ellyria traten, auf ein vollkommen plattes, mit einzelnen Bäumen bestandenes Land. Unser Kurs war Ost. Meine Karawane befand sich hinter der Gesellschaft des Händlers. In der Stadt Latomé schlug ich die Meuterei mit solcher Gewalt nieder, daß bei künftigen Verschwörungen meine Mannschaft Mühe gehabt haben würde, einen Rädelsführer zu bekommen. Indem wir den Marsch auf einem Lande von derselben Beschaffenheit wie bisher fortsetzten, sahen wir bald Tarangolé, die Hauptstadt Latukas, liegen, wo Ibrahims Station war.

Dicht an der Stadt standen einige prachtvolle Bäume, unter denen wir kampierten, bis die Eingebornen eine Hütte machen konnten, die uns aufnehmen sollte. Volkshaufen umringten uns jetzt, erstaunt über zwei Gegenstände von besonderem Interesse: die Kamele und eine weiße Frau. Die Latukas sind die schönsten Wilden, die ich je gesehen. Sie sind nicht nur schlank, sondern besitzen auch eine wundervolle Muskelentwicklung. Sie haben hohe Stirnen, große Augen, einen nicht sehr großen wohlgestalteten Mund und etwas volle Lippen. In ihrem Äußern haben sie sämtlich etwas auffallend Angenehmes, und hinsichtlich des gesitteten Benehmens und höflichen Betragens bilden sie zu den andern Stämmen einen großen Kontrast. Die Latukas sind ein schönes, freimütiges und kriegerisches Geschlecht. Die Stadt Tarangolé enthielt ungefähr 3000 Häuser und war nicht nur mit 2 Eisenholzpalissaden umringt, sondern jedes Haus war noch besonders durch einen kleinen, mit Pfählen verschanzten Hof befestigt. Das Vieh wurde in großen Pferchen gehalten und aufs sorgfältigste abgewartet. Das Vieh ist der Wohlstand des Landes, und die Latukas sind so reich an Ochsen, daß in jeder großen Stadt 10—12 000 Stück stehen. Die Häuser sind in der Regel glockenförmig, während andre genau ungeheuren, gegen 25′ hohen Lichthütchen gleichen. Das Dach

bildet eine Haube, die bis auf dritthalb Fuß von der Erde hinabreicht. Der Eingang ist nur 2′ 2″ hoch; der Eintritt muß daher auf allen Vieren geschehen. Die Stadt Tarangolé ist mit mehreren Eingängen versehen, welche die Gestalt niedriger Bogengänge durch die Palissaden haben. Sie werden nachts durch große Äste des mit hakigen Dornen besetzten Kitturgebüsches geschlossen. Die Hauptstraße ist breit; alle andern aber sind mit Fleiß so eingerichtet, daß zwischen hohen Pfahlwerken immer nur eine Kuh hinter der andern gehen kann.

Wird jemand in der Schlacht getötet, so läßt man den Leichnam liegen, wo er fiel, und er wird von den Geiern und Hyänen verschlungen. Stirbt er aber eines natürlichen Todes, so wird er oder sie in einem seichten Grabe wenige Fuß von seiner eignen Thür in dem kleinen Hofe beerdigt, der jede Wohnung umgiebt. Dann werden zum Andenken an den Verstorbenen mehrere Wochen lang Leichentänze gehalten. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Leichnam, der sich dann hinlänglich zersetzt hat, wieder ausgegraben. Die Gebeine werden gereinigt, in einen irdnen Krug gelegt und an einen Platz in der Nähe der Stadt getragen, der als Gottesacker betrachtet wird. Die Toilette der Eingebornen zu beschreiben, macht keine Schwierigkeit. Die der Männer wird dadurch vereinfacht, daß sie bloß den Kopf bedecken, während der Leib ganz nackt ist. Die Latukas tragen höchst ausgesuchte Helme, die alle von ihrem eignen Haar gemacht werden und natürlich niet- und nagelfest sind. Perlen werden auf die Oberfläche des Haares genäht und so schön in Abteilungen von roter und blauer Farbe geordnet, daß der ganze Helm aus Perlen gemacht zu sein scheint, und der hübsche Kamm von poliertem Kupfer, über den Straußenfedern emporragen, giebt dem künstlichen Kopfputz ein höchst würdevolles und martialisches Aussehen. Kein Helm wird für vollständig gehalten, wenn er nicht eine Reihe Muschelgeldstücke enthält, die so um den Rand genäht werden, daß sie eine feste Kante bilden. Die Latukas haben weder Bogen noch Pfeile; ihre Waffen bestehen in einer Lanze, einer gewaltigen, mit eisernem Kopfe versehenen Keule, einem langklingigen Messer und einem häßlichen, mit ungefähr 4 Zoll langen und einem Zoll breiten Messerklingen bewaffneten eisernen Armband. Das letztere wird benutzt, um, wenn man entwaffnet ist, damit zu schlagen und beim Ringen mit einem Feinde damit zu reißen. Ihre Schilde sind entweder von Büffel- oder von Giraffenhaut. So sieht im ganzen genommen in Latuka alles schlachtmäßig aus. Die Frauen sind äußerst einfach, große Geschöpfe mit entsetzlichen Gliedern. Daß sie an Kraft andere Stämme übertreffen,

kann man an der Größe ihrer Wasserkrüge sehen. Sie tragen außerordentlich lange Schwänze, die genau den Pferdeschwänzen gleichen, aber aus feinem Garn gemacht und mit rotem Eisenoker und Fett eingerieben werden. Als eines Tages das Lieblingsweib des Häuptlings mit ihrer Tochter Frau Baker einen Besuch abstattete, sagte sie, meine Frau würde viel besser aussehen, wenn sie die 4 Vorderzähne ihrer untern Kinnlade auszöge und auf ihrem Haar die rote Salbe trüge, wie es im Lande Mode sei. Auch schlug sie vor, sie solle ihre Unterlippe durchstechen und den langen, spitzigen, polierten Krystall tragen, der — durch das Loch der Unterlippe gesteckt — ungefähr die Größe eines Zeichenstiftes hat und im Latukalande die feinste Mode ist.

Die Latukas sind ausgezeichnete Grobschmiede und liefern eine Arbeit, die einen englischen Arbeiter in Erstaunen setzen würde, wenn er die rohe Beschaffenheit ihrer Werkzeuge betrachtete, die sich auf einen Hammer, einen Amboß und eine Zange beschränken. Die letztere bildet ein gespaltener Stock von grünem Holz, während die beiden ersteren Steine von verschiedener Größe sind. Ihre Blasebälge bestehen aus 2 Töpfen, die ungefähr einen Fuß tief sind. Vom Boden eines jeden geht eine etwa 2′ lange töpferne Röhre aus, deren Spitzen in ein Holzkohlenfeuer eingeschoben werden. Die Öffnungen der Töpfe sind mit einem geschmeidigen Leder bedeckt; im Mittelpunkte jeder Lederdecke befindet sich ein etwa 4′ langer aufrechtstehender Stock, und der Bälgebläser bringt dieselben rasch mittels einer senkrechten Bewegung in Gang, indem er auf diese Art einen starken Windzug erzeugt. Die Eingebornen sind sehr eigen in der Gestalt ihrer Hacken, und prüfen sie stets dadurch, daß sie dieselben auf den Köpfen balancieren und durch einen Schlag mit dem Finger klingen lassen.

Meine Mannschaft hatte durch die Meuterei und Desertion in Gondokoro eine wohlbewaffnete Expedition auf einen bloßen Rest herabgebracht, der hinsichtlich der Möglichkeit, durch das Land vorzurücken, von der Gesellschaft der Räuberbande Ibrahims abhing. Anstatt, wie ich mich eingerichtet hatte, an der Spitze von 45 wohlbewaffneten Männern zu reisen, hatte ich erbärmliche 15 feige Hundsfötter, die zu thun hatten, die Packtiere zu treiben, im Fall eines Angriffs also hilflos waren. Ich nahm mir daher vor, in Latuka ein Depot zu errichten und mit nur 12 Eseln und dem leichtesten Gepäck zu reisen. Die Expedition aufzugeben war leicht, aber das Gelingen schien zu dieser Zeit hoffnungslos, und ein Erfolg ließ sich nur durch die größte Geduld, Beharrlichkeit, den behutsamsten Takt und die sorgfältigste Behandlung aller Parteien erreichen. Es war höchst ärgerlich, dieser Gesellschaft von Händlern nachlaufen zu müssen. Krankheit verbreitete

sich nach einem Ausflug in das südwestlich gelegene Obboland rasch durch meine Tiere: den Tag nach meiner Rückkunft wurde mein Roß „Filfil“ krank und starb in wenigen Stunden; 5 Esel starben in wenigen Tagen, und die übrigen sahen schlecht aus; 2 meiner Kamele starben plötzlich, indem sie den Giftstrauch gefressen hatten. In wenigen Tagen jenes Unglücks starb mein gutes altes Jagdroß und treuer Gefährte auf allen frühern Jagden im Baselande „Tétel“. Diese für meine Expedition furchtbaren Schläge waren für die Latukas höchst befriedigend; sie aßen die Esel und andern Tiere in dem Augenblick, wo sie starben. Nicht nur die Tiere waren krank, sondern auch meine Frau lag an einem heftigen Anfall von gastrischem Fieber darnieder, und ich selbst litt an täglichen Anfällen von Wechselfieber. Unter den Türken brachen die Blattern aus. Zum Glück war mein Lager getrennt und windwärts gelegen. Ich gebot meiner Mannschaft streng, sich zu impfen, und unter meinen Leuten kam kein Fall dieser Krankheit vor; aber sie verbreitete sich durch das ganze Land.

Latuka war bereits von den Türken ausgeplündert. Es war jetzt schwer, sich Mehl und Milch für Perlen anzuschaffen, da das Händlervolk seit dem Angriff auf die Stadt Kayala das System angefangen hatte, alle Vorräte entweder mit Ziegen oder mit Rindfleisch einzukaufen, was, weil es gestohlen, ihr wohlfeilstes Tauschmittel war. Obgleich reich an Perlen und Kupfer, war ich wirklich arm, weil ich keine Lebensmittel erhalten konnte. Doch gedieh mein Garten herrlich; wir hatten Zwiebeln, Bohnen, Melonen, Yamswurzeln, Salat und Radieschen, die mehreren erfrischenden Regengüssen rasch entsprochen hatten.

4. Von Tarangolé nach Kamrasis Residenz M'ruli am Nil.

Am 16. Juni kehrte Ibrahims Volk von Obbo zurück. Ibrahim und einige Mann waren dort geblieben, und da er dem kriegerischen Geiste der Latuka nicht traute, so rief er jetzt die ganze Garnison von Tarangolé ab und beabsichtigte, eine Station in dem friedlicheren Lande der Obbo zu errichten. Dies ist höchst ärgerlich. Ich hatte mein Lager, meinen Garten u. s. w. für die nasse Jahreszeit eingerichtet und muß nun alles verlassen, da es unmöglich ist, mit meiner kleinen Macht allein in diesem Lande zu bleiben. Am Morgen des 23. Juni sollten wir aufbrechen. Meine Frau war gefährlich krank an einem Gallenfieber und nicht imstande zu gehen; ich bemühte mich daher, die Händlerschaft zu bereden, ihre Abreise einige Tage zu ver-

schieben. Von einem solchen Vorschlag wollten sie nichts hören. Sie hatten durch ihre Räubereien und Gewaltthätigkeiten die Latukas so erbittert, daß sie einen Angriff fürchteten. In einigen der letzten Tage hatten in Latuka die Regen begonnen, und wir mußten auf dem Wege nach Obbo zu in beständige Gewitter kommen. Wir wollten auf unserm Marsche nach SW. einen Umweg machen, um die Felsenpässe der Madiberge zu vermeiden, die bei der gegenwärtigen Stimmung im Lande gefährlich waren, zumal da die Händler große Herden besaßen, welche die Gesellschaften begleiten mußten. Auf der beabsichtigten Reiseroute bestimmten sie bis Obbo 5 Tagemärsche. Das war kein verlockendes Programm für die Unterhaltung während der Woche mit meinem fast im Sterben liegenden Weibe. Ich ging jedoch ans Werk und versah ein Feldbett von einem Ende bis zum andern mit gewölbten Reifen, so daß sie ein Gestell bildeten gleich der Decke eines Frachtwagens. Dies bedeckte ich mit 2 wasserdichten, gegerbten abessinischen Häuten, die ich sicher mit Riemen befestigte, und indem ich an die Seiten des Feldbetts zwei lange, parallel laufende Stangen band, stellte ich ein ausgezeichnetes Tragbett her. Es wurde Frau Baker in dasselbe hineingeholfen, und am 23. Juni brachen wir auf. Unsre vereinigten Gesellschaften bestanden aus etwa 300 Mann. Am fünften Tage waren wir nachmittags um 5 Uhr noch 12 engl. Ml. von Obbo entfernt und bivouakierten auf einer ungeheuren Granitmasse an der Seite einen Hügels. Ein furchtbarer Donner erschütterte die Erde. Herab kam der Regen. Ich glaube, es hätte nicht stärker regnen können. Frau Baker befand sich glücklicherweise im Tragbett wie eine Schnecke in ihrem Hause. Aber ich hatte nichts, mich zu schützen, wie eine Ochsenhaut. Ich warf mich auf mein Feldbett und zog dieselbe über mich. Es fiel eine solche Sündflut, daß die Schlucht, die, als wir das Bivouak begannen, trocken, jetzt ein ungeheurer Bergstrom war. Meine Ochsenhaut war zu Kaldaunen geworden, und in meinem Feldbett stand das Wasser einige Zoll tief. Es goß die ganze Nacht hindurch. Endlich hörte es auf; der Morgen graute; wir konnten kein Feuer bekommen, da alles mit Wasser gesättigt war, und traten unsern Marsch durch Wald und rauchendes Gras an. Der alte Häuptling Katschiba kam uns entgegen, brachte aber nichts mit; er sagte, die Türken hätten das Land ausgesaugt. Meine Frau und ich waren sehr krank am Gallenfieber, und keins von beiden konnte dem andern beistehen. Die Hütte wimmelte von Ratten und weißen Ameisen; die ersteren sprangen uns während der Nacht über den Leib, wühlten sich durch den Fußboden und füllten unser einziges Zimmer mit maulwurfshaufenähnlichen Hügeln an. Dann und wann sah man im Dach-

stroh eine Schlange hingleiten, die vor dem strömenden Regen Schutz gesucht hatte. Im ganzen Lande wüteten die Blattern, und die Eingebornen starben wie Fliegen im Winter. Das Land war infolge des beständigen Regens und des üppigen Kräuterwuchses im höchsten Grade ungesund. Meinen Packtieren war das nasse Kräuterwerk nicht zuträglich. Unzählige Fliegen erschienen, unter ihnen die Tsetse, und in wenigen Wochen hatten die Esel an den Ohren und den Beinen kein Haar mehr; sie sanken hin und starben einer nach dem andern. Am 16. Juli starb mein letztes Pferd, „Maus"; es hatte einen sehr langen Schweif, für welchen ich zum Tausche eine Kuh erhielt. Die Haare wurden zum Aufreihen der Perlen und zur Herstellung der Quasten benutzt, die man als Schmuck an den Ellenbogen hing. Auch war es die feinste Mode, 5—6 polierte Ringe von Eisen zu tragen, die man so knapp um den Hals befestigte, daß sie den, der sie trug, fast erwürgten.

Fliegen bei Tage, Ratten und unzählbare Wanzen bei Nacht, starker Tau, täglicher Regen und undurchdringliches, dampfendes Gras machten Obbo fast zu einem so unangenehmen Gefängnis als es nur irgend geben konnte. Mit den vielen Monaten langweiliger Unthätigkeit, welche ich an dieser Stelle zu bleiben gezwungen war, will ich nicht wagen, den Leser zu belästigen.

Ich glaube nicht, daß die Türken die Absicht haben, in Kamrasis Land zu gehen; sie fürchten sich, weil sie gehört haben, daß er ein mächtiger König ist, und sie scheuen sich vor den Beschränkungen, welche die Macht ihrem Hang zu Verbrechen auferlegen wird. In diesem Falle werde ich ohne sie vorwärts gehen. Nach Berichten der Eingebornen läßt sich der Asuafluß (ein auf dem Wege nach Süden zu überschreitender Zufluß des Nil) noch immer nicht passieren. Wenn die Regen aufhören, wird der Fluß schnell fallen. Dann werde ich vorwärts gehen und dieser Gefangenschaft in hohem Gras und Unthätigkeit entrinnen.

Monatelang schleppten wir, durch Fieber zu Grunde gerichtet, in Obbo ein elendes Leben hin. Das Chinin war verbraucht, die Krankheit quälte mich fast zu Tode, indem sie in Zwischenzeiten von wenigen Tagen wiederkam. Glücklicherweise litt meine Frau nicht so sehr wie ich. Dessenungeachtet hatte ich mich zur Reise nach Süden vorbereitet, und da zu Fuße reisen bei unserm schwachen Zustande unmöglich gewesen wäre, so hatte ich statt der Pferde 3 Ochsen gekauft und zugeritten. Wir waren zum Aufbruch bereit, und die Eingebornen berichteten, daß früh im Januar der Asua sich werde durchwaten lassen. Ich war mit Ibrahim übereingekommen, daß er mir für Bezahlung

mit Trägern aushelfen, und daß er mich mit 100 Mann nach Kamrasis Land (Unjoro) begleiten solle unter der Bedingung, daß er seine Leute von allen Vergehen zurückhielte, und daß dieselben ganz in meinem Dienste ständen.

Es war der Monat Dezember 1863, und während der 9 Monate, die ich mit seiner Gesellschaft in Verkehr gestanden, war es mir gelungen, einen außerordentlichen Einfluß zu gewinnen durch mein freigebig geöffnetes Warenmagazin und meine Arzneien. Frau Baker war sehr artig gegen die Frauen und Kinder der Händler wie der Eingebornen gewesen, und wir hatten zusammen einen so günstigen Eindruck gemacht, daß man sich bei jedem Streite stets an uns als Schiedsrichter wandte. Der Regen hatte aufgehört, und der wilde Wein war reif. Die Beeren hingen in gewaltig großen Trauben, waren stets schwarz und groß, aber nicht saftig, der Geschmack war gut, der Wein höchst erquickend, und er förderte sichtlich meine Gesundheit. Am 5. Januar 1864 brachen wir auf. Frau Baker ritt ihren Ochsen, aber der meinige war sehr scheu. Da ihm die Reise nicht gefiel, begab er sich plötzlich mit meinem englischen Sattel ins hohe Gras, und ich sah ihn nie wieder. Ich mußte bis zum Atabbifluß, etwa 18 engl. Ml. weit, laufen; dies wäre zwar bei guter Gesundheit ein angenehmer Spaziergang gewesen, aber ich fand ihn ziemlich ermüdend. Wir bivouakierten auf dem südlichen Ufer des Atabbi. Am nächsten Morgen kaufte ich, nachdem ich etwa 8 engl. Ml. weit gelaufen war, einem der Türken den besten Ochsen, den ich je geritten habe, für eine Doppelflinte ab. Durch schönes parkähnliches Land kamen wir an den Fluß Asua.

Am 13. Januar brachen wir bei Tagesanbruch auf, stiegen während des ganzen Weges aufwärts und erreichten Schoa unter 3° 4′ nördl. Br. Die ganze Reiseroute hatte denselben parkähnlichen Charakter mit dann und wann sich erhebenden Hügeln von schönem Granit. Schoa war ein Land, wo Milch und Honig floß. Hühner, Butter, Ziegen waren im Überfluß vorhanden und lächerlich wohlfeil. Der Feldbau war in diesem Lande besser als alles, was ich von demselben weiter nördlich gesehen hatte. Große Massen Sesam wurden gebaut und sorgsam geerntet. Am 18. Januar 1864 verließen wir den Ort Schoa. Die reine Luft jenes Landes hatte uns gestärkt, und meine Kräfte hatten so zugenommen, daß ich die freudige Aufregung einer Abfahrt nach unbekannten Ländern genoß. 8 engl. Ml. angenehmer Marsch durch das gewöhnliche, parkähnliche Land brachten uns zu dem Dorfe Fatiko. Es lag auf einem prächtigen Felsenplateau. In kurzer Zeit versammelten sich die Eingebornen um uns herum. Sie

waren ungemein freundlich und bestanden darauf, mir und Frau Baker persönlich vorgestellt zu werden. Jeder Eingeborne ergriff meine beiden Hände und hob meine Arme dreimal in ihrer vollen Ausstreckung über meinen Kopf empor. Nachdem wir etwa 100 Fatikos den Willen gethan hatten, uns dieser Strafe zu unterziehen, gab ich Befehl, sofort die Ochsen zu satteln.

Als wir den malerischen Hügel von Fatiko herabstiegen, kamen wir in ein ganz andres Land. Wir hatten jetzt ein endloses Meer von Prärieen vor uns. Der Weg war schmal, aber gut. Am vierten Tage verließen wir die Prärieen und kamen in einen herrlichen Wald. Dieser war ebenfalls mit so hohem Gras verstopft, daß es unmöglich war, vorwärts zu gehen, ohne die vorausliegende Gegend anzubrennen. Plötzlich ergriff mich ein Fieberanfall, und ich sah mich genötigt, mich 4—5 Stunden lang unter einen Baum zu legen, bis der stärkste Anfall vorüber war.

Am 22. Januar sahen wir bei Sonnenaufgang von einer hohen Stellung im Walde aus eine dichte Nebelwolke, die in einem entfernten Thale hing und die Gegenwart des Viktoria-Nil (d. i. des aus dem Viktoria-Nyanza abfließenden) bezeichnete. Der Führer versicherte uns, daß wir den Fluß an diesem Tage erreichen würden. Wir marschierten 6 Stunden 20 Minuten und erreichten den weißen Viktoria-Nil. Der Karumafall liegt einen Tagemarsch östlich von dem Punkte, wo wir den Fluß erblickten, und an jenem Fall mußten wir ihn überschreiten, um nicht in Riongas Land zu geraten, der mit seinem Bruder Kamrasi todfeind war. Am frühen Morgen brachen wir nach Karuma auf; nichts ging über die Schönheit des Marsches. Unser Weg durch herrlichen Wald lief parallel mit dem Flusse, der uns zur Rechten in einer Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen zwischen hohen Klippen brauste, welche mit Hainen von Bananen und Palmenspielarten bedeckt waren, unter denen sich die graziöse wilde Dattel befand. Der Viktoria-Nil war etwa 450′ breit. Die Höhen zu beiden Seiten des Flusses standen gedrängt voll Eingeborner, die sich aus den zahlreichen Dörfern gesammelt hatten, welche die zwischen Pisanghainen gelegenen Klippen schmückten. Die Bevölkerung lief parallel mit unsrer Marschlinie und schrie und gestikulierte, als ob sie uns abschrecken wollte, über den Fluß zu kommen. Nach einem höchst genußreichen Marsch durch den aufregenden Schauplatz des herrlichen Flusses näherten wir uns endlich dem Karumafall dicht an dem Dorfe Atada, das oberhalb der Fähre lag.

Ein Kanoe wurde von den Eingebornen nach unsrer Seite herübergesandt, daß wir miteinander unterhandeln konnten; denn das Brausen

der Stromschnellen ließ unsere Stimmen nur auf kurze Entfernung vernehmen. Meine Dolmetscherin Batschita erklärte nun, daß Spekes Bruder aus seinem Lande angekommen sei, um Kamrasi einen Besuch zu machen, und ihm wertvolle Geschenke mitgebracht habe. Ich befahl allen unsern Leuten, sich zurückzuziehen und zwischen den Pisangbüschen zu verbergen, damit die Eingebornen nicht durch eine so imponierende Macht erschreckt würden, während Frau Baker und ich Kamrasis Leuten entgegengeschritten. Als sie durch das hohe Schilf ans Land kamen, erkannten sie sofort die Ähnlichkeit, die mein Bart und mein Ansehen überhaupt mit dem Spekes hatte, und ihre Bewillkommnung entfaltete sich sogleich durch das höchst ausschweifende Tanzen und Gestikulieren mit Lanzen und Schilden, als ob sie einen Angriff beabsichtigten. Der Ortsvorsteher bemerkte, er sei überzeugt, daß ich kein Betrüger sei. Da aber kurz nach Spekes und Grants Abreise ein türkischer Händler mit Riongas Leuten Kamrasi überfallen und 300 Mann von dessen Leuten getötet, habe der König den Befehl gegeben, daß bei Todesstrafe kein Fremder den Fluß überschreiten solle. Er hätte einen Boten zu Kamrasi gesandt, der sich 3 Tagemärsche von Karuma in seiner Hauptstadt M'ruli befinde; bis er eine Antwort erhalten hätte, werde es unmöglich sein, uns den Eintritt ins Land zu gewähren. Um die Leute unsrer friedlichen Absichten zu versichern, bat ich sie, Frau Baker und mich allein mitzunehmen und die bewaffnete Gesellschaft diesseits des Flusses zu lassen, bis sie von Kamrasi Antwort erhielten. Ich befahl Richarn, Saat und Ibrahim sich in das Kanoe zu begeben, und die Geschenke für Kamrasi unterzubringen. Ich hatte schon alles bereit gemacht, und ein Bündel Büchsen, die zusammengebunden und in einer großen wollenen Bettdecke lagen, nebst 500 scharfen Patronen wurden, ohne daß man es wußte, als Geschenke an Bord genommen. So setzten wir über. Paradiesfeigen, Bataten und Eier wurden in großen Massen geliefert. Am Mittag des 29. Januar kam der Ortsvorsteher mit einer großen Anzahl Männer an, von 3 Spekeschen Deserteuren begleitet, um zu prüfen, ob wir wirklich weiße Männer seien. Ich empfing sie stehend. Nach ganz genauer Besichtigung wurde ich für „Spekes leiblichen Bruder" erklärt, und alle waren befriedigt.

Am Morgen des 30. Januar wurden alle übrigen Männer und das letzte Gepäck über den Fluß geschafft. Am 31. Januar kamen gedrängte Haufen Eingeborner an, um auf des Königs Befehl unser Gepäck zu tragen. Wir brachen um 7 Uhr vormittags auf und marschierten elfthalb Stunden mit dem Nil parallel nach Süden. Das Land war dicht bevölkert und stark mit Sesam, Bataten, Bohnen,

Dhurra, türkischem Weizen und Paradiesfeigen angebaut. Meine Frau war ernstlich am Gallenfieber erkrankt. Am 5. Februar war Frau Baker so krank, daß selbst das Tragbett zu viel für sie war. Himmel, hilf uns in diesem Lande! Am 6. befand sie sich etwas besser. Am 10. Februar erreichten wir nach einem Geschwindmarsch von 3 Stunden die Hauptstadt M'ruli, ein großes Dorf von Grashütten, auf einem unfruchtbaren Abhang gelegen. Wir wurden in großen Kanoes über einen Fluß gefahren. Man sagte, Kamrasi wäre in seiner Residenz auf der gegenüberliegenden Seite; aber als wir am südlichen Ufer ankamen, sahen wir uns völlig getäuscht. Wir befanden uns auf einer elenden Ebene. Der Fluß, über den wir soeben gefahren, war der Kafur*). Man zeigte uns einige schmutzige Hütten, die unser Lager bilden sollten; der Ort wimmelte von Moskitos. Kamrasi war auf der andern Seite des Flusses; sie hatten uns schlau von ihm getrennt und waren mit den Kanoes zurückgefahren. So saßen wir auf dem Sumpfe gefangen. Das war unser Empfang von seiten des Königs von Unjoro. Ich hörte jetzt, daß man Speke und Grand auf derselben Stelle einquartiert hatte. Ich litt am Fieber, ebenso meine Frau.

Kamrasi**) kam im Hofstaat, um uns eine Visite zu machen. Ich befahl meiner Mannschaft, mich auf ihren Armen (da ich fieberkrank war) zum König zu tragen und mich mit den Geschenken zu begleiten. Als ich mich näherte, machte der Volkshaufe Platz, und kurze Zeit darauf wurde ich auf eine Matte zu des Königs Füßen gelegt. Er war ein schöner Mann, 6 Fuß hoch, schön rein und in einen langen Staatsmantel von Rindenzeug gekleidet, der höchst graziös in Falten geworfen war. Die Nägel der Hände und Füße waren sorgfältig gepflegt. Er saß auf einem kupfernen Schemel, der auf einem Teppich von Leopardenfellen stand, und war von 10 seiner vornehmsten Häuptlinge umgeben. Unsre Dolmetscherin Batschita unterrichtete ihn nun, wer ich sei, und was meine Absichten wären. Ich erklärte ihm, daß ich ein Engländer sei, ein Freund von Speke und Grant, daß sie die Aufnahme geschildert, die sie bei ihm gefunden hätten, und daß ich gekommen sei, ihm zu danken, ihm für seine Güte einige Geschenke anzubieten und ihn zu ersuchen, mir einen Führer nach dem Luta N'zige zu geben.

Er lachte über den Namen und wiederholte ihn mehreremal mit seinen Häuptlingen; dann sagte er, es sei nicht der Luta, sondern

*) Auch Kahfu genannt.

**) Es war — wie sich später herausstellte — der Bruder Kamrasis, M'Gambi, der des Königs Rolle spielen mußte.

M'wutan N'zige, aber er liege 6 Monatsreisen von M'ruli, und in meinem schwachen Zustande könnte ich ihn unmöglich erreichen. Ich erwiderte, ich sei schwach von der jahrelangen Mühseligkeit in den heißen Ländern Afrikas, aber ich suchte den großen See und würde nicht umkehren, bis mir mein Zweck gelungen sei. Ich befahl der Mannschaft, die Geschenke auszupacken (pers. Teppich, großen weißen Kasimirmantel, rotseidene Schärpe, scharlachrote türkische Schuhe, mehrere Paar Socken, eine Doppelflinte und einen großen Haufen Perlen erster Klasse, die zu prächtigen Halsbändern und Gürteln verarbeitet waren). Er kümmerte sich um die Geschenke sehr wenig, sondern bat, daß das Gewehr abgefeuert werden möge. Dies geschah, zur größten Bestürzung des Menschenhaufens, die in solcher Eile davonliefen, daß sie übereinander hinwegstürzten wie ebensoviele Kaninchen. Das freute den König, der, obgleich selbst erschrocken, jetzt in ein lautes Gelächter ausbrach. Er beschenkte mich mit 17 Kühen, 20 Töpfen saurem Pisangwein und einer großen Menge unreifer Paradiesfeigen. Ich wurde wieder in meine Hütte getragen.

Ibrahim willigte ein, mit Kamrasi gegen alle seine Feinde zu ziehen. Es wurde abgemacht, daß Ibrahim nun zu Kamrasi gehöre, und daß hinfort unsre Gesellschaften gänzlich getrennt sein sollten. Es regnete in Strömen; der Marschboden sog das Wasser ein, und unsre Hütte wurde so feucht, daß meine Füße in dem schlammigen Fußboden einsanken. Das Fieber brachte mich zur äußersten Schwäche herunter. Meine Frau litt ebenso stark. Alle meine Träger waren davongelaufen, da sie gehört hatten, daß der See so weit sei. Ich habe keinen einzigen Menschen mehr, mein Gepäck zu tragen. Am 21. Februar 1864 war Kamrasi so höflich, uns zu erlauben, die Marsch, das Moskito- und Fiebernest, wo wir in Gefangenschaft waren, zu verlassen. Wir setzten nach der andern Seite des Flusses Kafur über und quartierten uns in M'ruli ein. Ibrahim und seine Mannschaft traten denselben Morgen ihren Rückmarsch nach Karuma an und ließen mich mit meiner kleinen Gesellschaft von 13 Mann hier. Ich hoffte nun, imstande zu sein, die Stelle der Vereinigung des weißen Nil mit dem M'wutan N'zige in Magungo zu erreichen, von dort aus in Schoa Ibrahim einzuholen und nach Gondokoro weiter zu eilen, wo von Khartum aus ein Boot auf mich warten wird.

5. Von M'ruli nach dem Albert-Nyanza.

Der Tag des Aufbruchs kam endlich an; der Häuptling und Führer erschienen, und wir wurden nach dem Flusse Kafur geführt,

wo Kanoes in Bereitschaft standen, uns nach der südlichen Seite hinüberzufahren. Das war nach unserm alten Quartier auf der Marsch. Der gerade Weg nach dem See ging westlich. Der Führer erklärte, daß wir einige Tage lang dem südlichen Ufer des Flusses Kafur folgen müßten, da ein unpassierbarer Morast vorhanden sei, der einen geraden Weg hindere. Nachdem uns Kamrasi bis auf einige Lumpen ausgeplündert und auch die tägliche Bitte um meine einzige Uhr vergebens wiederholt, ersuchte ich ihn, er möchte uns erlauben, Abschied zu nehmen. Er antwortete auf die kaltblütigste Weise: „Ich will Sie nach dem See und nach Schoa senden, wie ich versprochen habe; aber Sie müssen Ihr Weib bei mir lassen." Ich zog ruhig meinen Revolver, hielt ihm denselben bis auf 2′ auf die Brust, sah ihn mit unverhohlner Verachtung an und sagte, wenn ich den Drücker berührte, könne seine ganze Mannschaft ihn nicht retten, und wenn er noch einmal wage diese Beleidigung auszusprechen, würde ich ihn auf der Stelle erschießen. Er sagte mit einer völlig bestürzten Miene: „Seien Sie nicht böse; ich hatte, als ich um Ihr Weib bat, nicht die Absicht, Sie zu beleidigen." Ich half meiner Frau auf ihren Ochsen und wandte mit einem sehr kalten Adieu für Kamrasi äußerst froh M'ruli den Rücken.

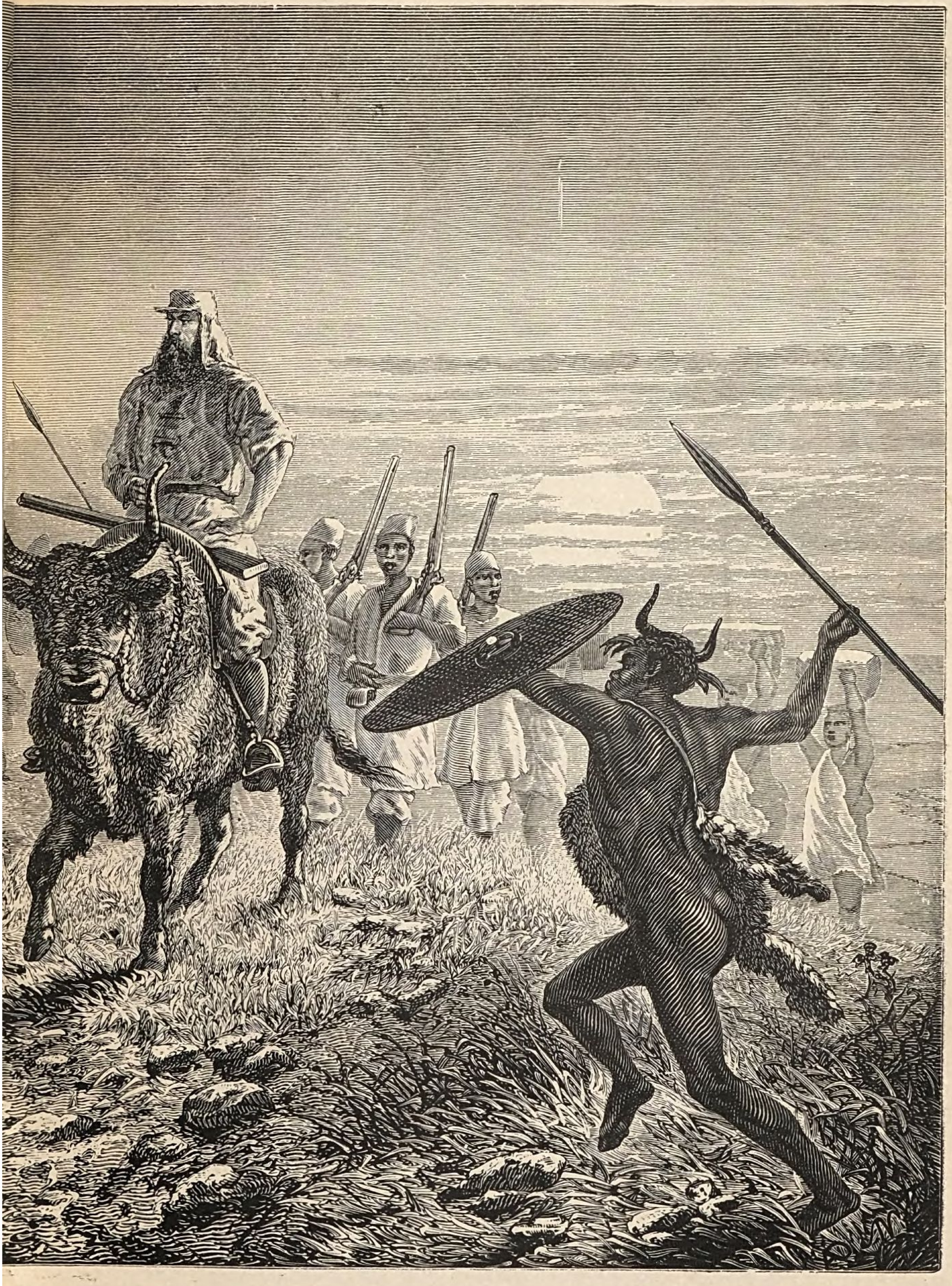
Die Gegend war eine ungeheure Fläche Grasland mit kleinen Dörfern und Batatenflecken untermischt. Die Frauen, die das Gepäck trugen, gingen in keiner Ordnung, und meine kleine Mannschaft zerstreute sich sehr, indem sie sich bemühte, sie zusammenzubringen. Wir näherten uns einem ansehnlichen Dorfe; aber grade, als wir an dasselbe herankamen, stürzten etwa 600 Männer mit Lanzen und Schilden heraus, heulend und schreiend wie ebensoviele Dämonen. Für den Augenblick glaubte ich, es wäre ein Angriff; aber ich merkte fast unmittelbar, daß Frauen und Kinder mit den Männern vermischt waren. Mit einem Sturz, gleich einer Heuschreckenwolke, waren die Eingebornen rings um uns, tanzten, gestikulierten und schrieen vor meinem Ochsen, stellten sich, als wollten sie uns mit Speeren und Schilden angreifen, ließen sich dann in Scheingefechte mit einander ein und benahmen sich, als wären sie alle toll. (Siehe Abbildung Nr. 3.) Sie waren unsre Eskorte, von Kamrasi*) gestellt, uns nach dem See zu begleiten. Dieses Regiment Teufel war ein Teil von Kamrasis Truppen und hielt sich für berechtigt, auf dem ganzen Marsch nach Belieben zu plündern.

---

*) Kamrasi war selbst dabei, um den Reisenden zu beobachten.



Nr. 3. Bake



ʒ Begleitung.

Wir waren beide krank, mußten aber die heißesten Stunden der Sonne hindurch reiten, da unser Gefolge nie bereit war, in früher Morgenstunde aufzubrechen. Wir kamen am Flusse Kafur bei einer Krümmung an, welche derselbe von Süden her machte. Hier mußten wir, da wir nach Westen gingen, notwendigerweise den Fluß überschreiten. Der Strom lief gerade in der Mitte einer Marsch und war, obgleich tief, doch so mit dichtverflochtnem Wassergras und andern im Wasser wachsenden Pflanzen bedeckt, daß durch einen Teppich von etwa 2 Fuß dickem Unkraut eine von der Natur geschaffene schwimmende Brücke hergestellt war. Auf dieser sich wellenförmig bewegenden und unstäten Oberfläche sprang die Mannschaft hinüber, wobei sie bloß bis an die Knöchel einsank, obgleich unter der zähen Pflanzendecke sich tiefes Wasser befand. Über diese verräterische Oberfläche zu reiten, war ebenso unmöglich, als sich hinübertragen zu lassen. Ich ging daher voran und bat Frau Baker, mir so schnell als möglich zu Fuße genau auf meiner Spur zu folgen.

Der Fluß war etwa 240′ breit, und ich hatte kaum den 4. Teil dieser Strecke zurückgelegt und mich umgeblickt, ob meine Frau dicht hinter mir folge, als ich sie zu meinem Schrecken auf einer und derselben Stelle stehen und allmählich durch das Unkraut sinken sah, während ihr Gesicht verzerrt und vollkommen purpurrot war. Fast in dem Moment, wo ich sie bemerkte, fiel sie, als wäre sie erschossen worden. In einem Augenblick stand ich an ihrer Seite. Mit Hilfe von 8—10 meiner Männer, die zum Glück dicht bei mir waren, schleppte ich sie wie einen Leichnam durch die nachgebende Pflanzendecke, und bis an unsre Taillen einsinkend, arbeiteten wir uns nach der andern Seite hinüber, indem ich sie so hielt, daß gerade der Kopf über dem Wasser war. Ich legte sie unter einen Baum und wusch ihr Kopf und Gesicht mit Wasser, weil ich für den Augenblick glaubte, sie sei ohnmächtig geworden; aber sie lag vollkommen bewußtlos da, als wäre sie tot, die Zähne zusammengebissen, die Hände fest geballt, die Augen offen, starr. Es war ein Sonnenstich.

Ich schickte eilig einen Mann nach dem Gepäck, um ein Tragbett zu holen, auf welchem sie getragen werden sollte, nebst einer Reisetasche mit andern Kleidern, da wir sie durch den Fluß geschleppt hatten. Vergebens rieb ich ihr das Herz, und die schwarzen Frauen die Füße, um sie wieder zum Leben zu bringen. Endlich kam das Tragbett, und nachdem wir ihr andre Kleider angezogen, wurde sie unter Trauer wie eine Leiche vorwärts getragen. Wir mußten beständig anhalten und ihr den Kopf unterstützen, da ein peinliches Röcheln andeutete, daß sie ersticken werde. Endlich erreichten wir ein Dorf und machten für

die Nacht Halt. Ich legte sie sorgfältig in eine elende Hütte und wachte bei ihr. Mit einem kleinen hölzernen Keile öffnete ich ihr die zusammengebissenen Zähne und schob einen nassen Lappen hinein, auf welchen ich Wasser tröpfelte, um ihre Zunge anzufeuchten, die so trocken wie Pelz war. Die gefühllosen Tiere, welche die eingeborne Eskorte bildeten, schrieen und tanzten. Ich schwur, ich würde unter sie schießen, falls sie uns am folgenden Morgen begleiteten. Der Tag brach an, und es war eine Erleichterung, die viehische Eskorte losgeworden zu sein. Sie waren abgezogen, und ich hatte jetzt meine eigne Mannschaft und die von Kamrasi gestellten Führer. In diesem Orte gab es nichts zu essen. Zu bleiben war unmöglich, die Leute wären verhungert. Meine Frau wurde sanft auf ihr Tragbett gelegt, und wir brachen auf, um unsern Leichenzug fortzusetzen. Ich war krank und gebrochnen Herzens und folgte den langen Tagemarsch hindurch an ihrer Seite über wilde Parklandschaften und Ströme mit dichtem Wald und marschigen Gründen, über wellenförmige Hügel und durch Thäler mit schlanken Papyrusbinsen. In einem Dorfe machten wir Halt, und die Nacht wurde wieder mit Wachen verbracht. Ich war naß und mit Schlamm aus der sumpfigen Marsch überzogen und zitterte vor Frost, aber die Kälte im Innern war größer als alles. Es hatte noch keine Veränderung stattgefunden; sie hatte sich noch nicht wieder bewegt. Wieder verging die Nacht. Noch einmal begann der Marsch. Obgleich schwach und krank und 2 Nächte ohne einen Augenblick Schlaf: ich fühlte keine Müdigkeit, sondern mechanisch lief ich neben der Tragbahre her, als ob ich im Traume wäre. Die Nacht kam wieder, und ich saß an ihrer Seite in einer elenden Hütte bei der matten, flackernden Lampe, während sie dalag wie im Tode. Seitdem sie fiel, hatte sie nie wieder einen Muskel bewegt. Meine Leute schliefen. Ich war allein, und kein Laut unterbrach die Stille der Nacht. Die Ohren thaten mir weh bei dem völligen Schweigen, bis das plötzliche wilde Geschrei einer Hyäne mich schaudern machte, da der entsetzliche Gedanke mir durch die Seele fuhr, sollte sie an dieser einsamen Stelle begraben werden, so werde die Hyäne — ihre Ruhe stören. Ich hatte die Nacht damit verbracht, nasse Tücher auf ihren Kopf aufzuschlagen und ihre Lippen anzufeuchten, da sie anscheinend leblos auf ihrem Tragbett lag. Ich konnte nichts weiter thun. In Einsamkeit und verworfnem Elend in jener finstern Stunde, in einem Lande wilder Heiden, Tausende von Meilen weg von jedem christlichen Lande, flehte ich, auf Ihn allein vertrauend, eine Hülfe an, die höher ist, als alle menschliche.

Der Morgen brach an. Die Lampe war eben ausgebrannt; von dem nächtlichen Wachen den Krampf in den Gliedern, erhob ich mich

von meinem niedrigen Sitze, und als ich sah, daß sie in demselben unveränderten Zustande lag, ging ich zur Thür der Hütte, um nur einen einzigen Zug der frischen Morgenluft einzuatmen. Ich beobachtete grade den ersten roten Streifen, der die aufgehende Sonne anmeldete, als mich plötzlich die Worte: „Gott sei Dank" erschreckten, die leise hinter mir ausgesprochen wurden. Sie war plötzlich aus ihrer Erstarrung erwacht, und mit überströmendem Herzen ging ich an ihr Bett. Ihre Augen waren voller Tollwut! Sie sprach, aber ihr Verstand war dahin.

Eine Beschreibung der furchtbaren Prüfung jener 7 Tage langen Gehirnentzündung will ich dem Leser nicht aufbürden. Sieben Nächte hindurch hatte ich nicht geschlafen, und obwohl so schwach wie ein Schilfrohr, war ich doch an der Seite ihres Tragbettes marschiert. Die Natur vermochte nicht länger Widerstand zu leisten. Wir erreichten eines Abends ein Dorf; sie hatte heftige Krämpfe nacheinander gehabt; es war mit ihr fast vorüber. Ich legte sie in einer Hütte auf ihr Tragbett, deckte sie mit einem schottischen Mantel zu und fiel bewußtlos auf meine Matte, erschöpft von Gram und Müdigkeit. Meine Mannschaft steckte an jenem Abend einen neuen Stiel in die Spitzaxt und suchte nach einer trocknen Stelle, um ihr Grab zu machen. Als ich erwachte, war die Sonne aufgegangen. Ich hatte geschlafen, und entsetzt, als wie ein Blitz der Gedanke über mich kam, daß sie tot sein müsse, und daß ich nicht bei ihr gewesen sei, sprang ich auf. Sie lag auf ihrem Bett, blaß wie Marmor, und mit jener ruhigen Heiterkeit, welche die Gesichtszüge annehmen, wenn auf den Geist nicht mehr die Sorgen des Lebens wirken und der Leib im Tode ruht. Der furchtbare Gedanke beugte mich nieder; aber während ich angstvoll auf sie starrte, hob sich sanft ihre Brust, nicht mit den krampfhaften Schlägen des Fiebers, sondern natürlich. Sie schlief, und als sie bei einem plötzlichen Geräusch ihre Augen öffnete, waren sie ruhig und klar. Wo kein Hoffnungsstrahl blieb, Gott allein weiß, was uns da half. Welche Dankbarkeit mich in jenem Augenblick erfüllte, will ich nicht zu schildern versuchen.

Nachdem wir 2 Tage geruht hatten, gingen wir wieder vorwärts. Frau Baker wurde in einem Bett getragen. Schon mehrere Tage hatten uns unsre Führer gesagt, daß wir ganz nahe am See wären, und jetzt versicherte man uns, daß wir ihn am morgenden Tage erreichen würden. Ich glaubte gar nicht, daß wir dem Gegenstand unsres Suchens so nahe wären. Jetzt erschien der Führer und erklärte, daß, wenn wir am folgenden Morgen früh aufbrächen, wir imstande sein würden, uns gegen Mittag im See zu waschen. Jene Nacht schlief ich kaum. Durch Schwierigkeiten aller Art hindurch, bei Krank-

heit, Hunger und Müdigkeit hatte ich gehofft, gebetet und gerungen, jene verborgene Quelle zu erreichen, und so oft es unmöglich erschienen war, hatten wir uns beide entschlossen, lieber auf der Straße zu sterben, als unverrichteter Sache umzukehren. War es möglich, daß sie so nahe lag, und daß wir morgen sagen konnten: „Das Werk ist vollendet?"

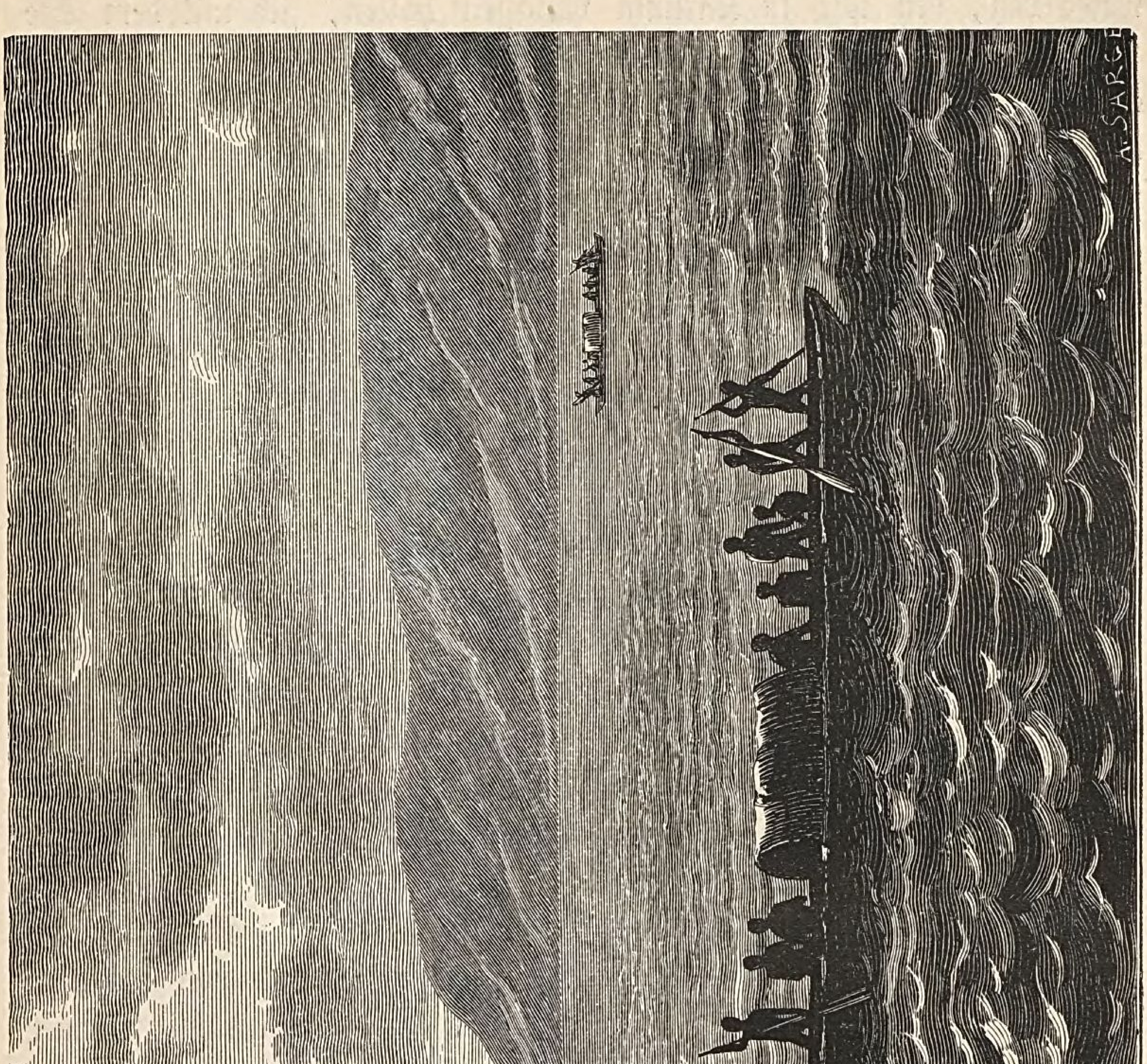
Den 14. März 1864 war die Sonne noch nicht aufgegangen, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihm bei der Ankunft am See eine doppelte Handvoll Perlen versprochen hatte, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne heitre Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal überschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam auf den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen. Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche. Den Triumph des Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich; hier lag der Lohn für alle unsre Arbeit. England hat die Quellen des weißen Nil erobert. Jetzt, wo ich hinabschaute, auf das große Binnenmeer*) (siehe die Abbildung Nr. 4), das gerade im Herzen Afrikas eingenistet lag, wo ich daran dachte, wie vergebens die Menschheit so viele Jahrhunderte hindurch die Quelle gesucht, und erwog, daß ich das geringe Werkzeug gewesen, dem es verstattet war, diesen Teil des großen Geheimnisses zu enthüllen, während es so vielen, die größer als ich, mißlang: da war ich zu ernst gestimmt, um meinen Gefühlen in eitlem Hurrageschrei für den Sieg Luft zu machen, und dankte aufrichtig Gott, daß er uns zu gutem Ende geführt und uns beigestanden hatte. Zum unvergänglichen Andenken an einen von unsrer gnädigsten Königin geliebten und betrauerten und von jedem Engländer beweinten Fürsten nannte ich diesen großen See den „Albert-Nyanza". Die Seen Viktoria und Albert sind die beiden Quellen des Nil.

Der Zickzackweg, auf dem man zum See hinabsteigen mußte, war steil und gefährlich. Ich ging, ein starkes Bambusrohr ergreifend, voran. Meine Frau wankte in äußerster Schwäche den Paß hinab, indem sie sich auf meine Schultern stützte und alle 20 Schritt stehen blieb, um auszuruhen. Ich stürze mich in den See und trank, durstig von der Hitze und Ermüdung, mit dankerfülltem Herzen tief aus der Quelle des Nil.

Innerhalb einer Viertelmeile vom See lag ein Fischerdorf, Namens Vacovia, in welchem wir uns jetzt niederließen. Alles roch nach

*) Vergl. die verzeihliche Täuschung mit dem neusten Berichte Stanleys unter Nr. 8.

Fisch und alles sah wie Fischerei aus. Der Boden war mit Salz geschwängert, daß kein Feldbau möglich war. Der Führer sowohl als



Nr. 4. Ansicht vom M'wutan N'zige.

der Häuptling von Vacovia benachrichtigten mich, daß wir auf Kanoes nach Magungo gebracht werden sollten, dem Punkte, an welchem der weiße Nil, den wir in Karuma verlassen hatten, sich mit dem See vereinigt. Es war höchst wichtig, daß wir auf unsrer Reise vorwärts eilten, da unsre Rückkehr nach England ganz von der Möglichkeit abhing, vor Ende April Gondokoro zu erreichen, weil sonst die Boote wieder abgefahren wären. Ungeachtet meiner täglichen Bitte, daß man uns ohne Verzug Boote liefern möge, waren in Vacovia 8 Tage vergangen, und während dieser Zeit litt die ganze Gesellschaft mehr oder weniger am Fieber. Endlich meldete man, daß Kanoes angekommen seien. Es waren bloß einzelne Bäume, nett ausgehöhlt. Ich stellte in den Fahrzeugen eine Art Kajüten her, die zwar nicht luxuriös, aber undurchdringlich für Regen und Sonne waren. In diesen rohen Fahrzeugen schifften wir uns an einem stillen Morgen ein, wo kaum ein sanfter Wellenschlag die ebene Oberfläche des Sees bewegte. Jedes Kanoe hatte 4 Ruderer. Unsre erste Tagereise war köstlich. Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Die jähen Uferfelsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneis, und waren an vielen Stellen mit rotem Porphyr vermischt. In den Klüften standen immergrüne Gewächse von allen Farben. Im Wasser spielten große Herden Flußpferde. Krokodile waren außerordentlich zahlreich, sowohl in als außer dem Wasser. Ein Tag nach dem andern verging, und die Zeit des Reisens dauerte von Sonnenaufgang bis zu Mittag, wo regelmäßig ein starker Sturm mit Donner und Regen eintrat und uns nötigte, unsre Kanoes an Land zu ziehen. Das Land an dem östlichen Ufer, an dem wir hinfuhren, war sehr dünn bewohnt, die Dörfer waren arm und elend, die Leute höchst ungastfreundlich. Nach dem zehnten Tage von unsrer Abreise aus Vacovia an nahm die Landschaft an Schönheit zu. Der See hatte sich bis auf 30 engl. Ml. verschmälert und nahm nordwärts schnell ab. Man konnte die Bäume auf den Bergen am westlichen Ufer erkennen. Während wir unsre Reise nach Norden fortsetzten, sprang die Westküste plötzlich vor und verminderte die Breite des Sees bis auf etwa 20 engl. Ml. Es war nicht mehr der große Binnensee, der in Vacovia einen solchen Eindruck auf mich gemacht hatte, mit dem reinen Kieselgestade, welches bis jetzt das Ufer gebildet, sondern ungeheure Bänke von Schilf, das auf schwimmender Vegetation wuchs, hinderten die Kanoes zu landen. Am 13. Tage befanden wir uns am Ende unsrer Reise. Wir waren in einer vollkommnen Vegetationswildnis. Der See endete nach Norden in einem breiten Thal von Schilf. Nachdem wir etwa eine Meile weit am Rande des schwimmenden

Schilfes hingerudert waren, drehten wir uns scharf nach Osten und liefen in einen breiten Wasserkanal ein, der auf beiden Seiten von dem ewigen Schilf begrenzt wurde. Dies war, wie man uns berichtete, die Mündung des weißen Nil, der aus dem Viktoria-Nyanza kam. Derselbe Fluß, über den wir in Karuma gesetzt waren, wo er wallend und reißend über sein Felsbett eilte, trat jetzt in den Albert-Nyanza als totes Wasser ein. Ich konnte dies nicht begreifen; es war nicht die geringste Strömung vorhanden.

Wir landeten in Magungo. Grade nach Nord und Nordost war das Land eine tote Fläche, und soweit das Auge reichte, war eine Strecke hellgrünen Schilfes, die den Lauf des Nil bezeichnete, wie er aus dem See floß. Die Eingebornen weigerten sich ganz entschieden, mich vom See den Nil hinab ins Madiland zu bringen; sie sagten, sie würden von den Bewohnern, die ihre Feinde wären, getötet werden, da ich bei ihrer Rückkehr den Fluß herauf nicht bei ihnen wäre. Ich hatte Speke versprochen, daß ich den zweifelhaften Teil des Flusses vom Karumafall bis zum See, welchen er hatte hintansetzen müssen, genau erforschen würde. Sobald wir mit unsern Kanoes in dem breiten Kanal des toten Wassers (des weißen Nil) waren, steuerten wir gerade nach Osten und fuhren schnell dahin bis zum Abend. Wie der Fluß jetzt erschien, war er, obgleich er keine Strömung hatte, im Durchschnitt etwa 1500′ breit. Er verschmälerte sich gegen 10 engl. Ml. von Magungo rasch bis auf etwa 750′. Wir hatten die ungeheuren Flächen der Binsenbänke verlassen und waren in einen Kanal zwischen hohem Terrain eingetreten, das steile, waldbedeckte Hügel bildete. Dessenungeachtet war keine Strömung zu bemerken. Das Wasser war außerordentlich tief. Indem wir weiter fuhren, verschmälerte sich allmählich der Fluß bis auf etwa 450′, und wenn die Ruder aufhörten zu arbeiten, konnten wir deutlich das Brausen des Wassers hören. Als wir um eine Ecke herumbogen, zeigte sich uns plötzlich ein prachtvoller Anblick. Auf beiden Seiten des Flusses standen schön bewaldete Klippen, die sich schroff zu einer Höhe von etwa 300′ erhoben. Aus dem intensiv grünen Laubwerk ragten Felsen hervor, und der Fluß, der durch eine Kluft rauschte, welche den grade vor uns stehenden Felsen spaltete, und infolge einer starken Strömung verschmälert wurde, war in eine enge Schlucht von kaum 150′ Breite eingeschlossen; wütend durch den vom Felsen begrenzten Engpaß brausend, stürzte er sich in einem einzigen Satz von etwa 120′ senkrechter Höhe in einen dunklen Abgrund hinunter. Das fallende Wasser war schneeweiß. Dies war der größte Wasserfall des Nil, und zu Ehren des ausgezeichneten Prä-

sidenten der königl. Geographischen Gesellschaft zu London nannte ich ihn den Murchisons-Wasserfall.

Von hier ab mußten wir zu Lande reisen. Wir setzten unsern Weg parallel mit dem Flusse oberhalb des Wasserfalles fort und steuerten östlich. Der Fluß war etwa 540—600′ breit, aber sehr mit Felsen und Inseln versperrt. Er durchlief etwa 4 engl. Ml. in der Stunde, und die Stromschnellen und Wasserfälle waren so zahlreich, daß das Brausen des Wassers auf unserm ganzen Marsche vom Murchisons-Wasserfall her ununterbrochen fortgedauert hatte.

In wenigen Tagen verloren wir alle unsre Reitochsen; sie waren den Fliegen erlegen; und das einzige noch lebende Tier war schon halb tot. Es war der 8. April, und in wenigen Tagen verließen die Boote sicherlich Gondokoro. Ich bot den Eingebornen alle meine Perlen an und mein ganzes Gepäck, wenn sie uns von diesem Ort direkt nach Schoa trügen. Wir waren in voller Verzweiflung, da wir beide von Fieber und Strapazen vollständig zerrüttet waren und sichern Tod vor Augen sahen, wenn wir an diesem ungesunden Ort bleiben mußten. Aber schlimmer als der Tod war der Gedanke, daß wir für die Boote zu spät kommen und noch ein Jahr in diesem furchtbaren Lande würden gefangen gehalten werden. Und doch mußten wir uns an diesen Gedanken gewöhnen, da Träger nicht zu bekommen waren. Wir sahen beide den Tod in Kamrasis Lande als ein Vergnügen an, da er uns Ruhe brachte. Dann gab es keine Leiden mehr, kein Fieber, keine vor uns liegende lange Reise, die bei unserm schwachen Zustande eine Plage war. Unser einziger Wunsch bestand darin, den Pilgerstab niederzulegen.

Erst am 17. November 1864 verließen wir Kamrasis Land und brachen in Gesellschaft Ibrahims*) nach Norden auf. Die ganze Gesellschaft, mit Einschluß der Frauen und Kinder, belief sich auf etwa 1000 Menschen. Wir ritten beide auf Ochsen, die ich Ibrahim abgekauft hatte. Auf dem 5. Tagemarsche vom Viktoria-Nil aus kamen wir in Schoa an. Hier wurden einige Monate verlebt, während welcher ich meine Zeit darauf verwandte, daß ich in der Umgegend umherstreifte, Duplikate von meinen Landkarten machte und Erkundigungen einzog. Die Stunde der Erlösung aus unserm langen Aufenthalt in Zentralafrika war endlich da; es war der Monat Februar 1865, und die Boote konnten in Gondokoro sein.

---

*) Derselbe war von Gondokoro zurückgekehrt, um zum zweitenmal Elfenbein zu holen.

Nach manchem Tagesmarsch den weißen Nil entlang bivouakierten wir 3 Ml. von Gondokoro. Der sehnlichst erwartete Morgen kam endlich an. Wir brachen auf. Nie waren die Ochsen so schnell gereist wie an diesem Morgen. Die Flagge ging voran, und die Mannschaft folgte in Doppelgeschwindschritt. „Ich sehe die Masten und Fahrzeuge!“ rief der Knabe Saat; „el hambd el Illah!“ (Gott sei Dank) schrie die Mannschaft. „Hurra!“ sagte ich, „England und den Quellen des Nil ein dreifaches Hurra! Hurra!“ und meine Mannschaft stimmte mit mir ein in den wilden und für ihre Ohren barbarischen englischen Schrei. „Nun eine Salve! Verschießt euer ganzes Pulver, wenn ihr wollt, meine Burschen, und laßt die Leute wissen, daß wir noch leben.“ Weiter fehlte nichts, um das Glück meiner Leute zu vervollständigen. Während sie luden und feuerten, so schnell sie nur konnten, kamen wir nahe an Gondokoro heran. Als wir von unsern müden Ochsen stiegen, war unsre erste Frage, ob Boote und Briefe da wären. Was war die Antwort? Weder Boote, noch Briefe, noch Proviant, noch irgend eine Nachricht von Freunden oder aus der zivilisierten Welt. Wir waren von den Einwohnern Khartums und von allen, die die Schwierigkeiten und Gefahren des Landes kannten, lange als tot aufgegeben. Da für mich keine Boote gesandt worden waren, so mietete ich die Dahabié, die für des Händlers Kurschid Elfenbein angekommen war. Endlich kam der glückliche Augenblick, wo wir den elenden Ort verlassen sollten. Wir stießen vom Ufer ab in die gewaltige Strömung hinein. Die englische Flagge, die uns auf allen unsern Wanderungen begleitet hatte, flatterte jetzt stolz auf dem Masttop, und unter dem Gerassel des Musketenfeuers glitten wir rasch den Fluß hinab. Unsre Herzen flossen über von Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, die uns in der Krankheit aufrecht erhalten und uns durch alle Gefahren geleitet hatte. Wir erreichten Khartum am 5. Mai 1865 etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Zwei treue Gefährten hatten wir begraben, Johann Schmidt am Anfang und Saat am Ende der Reise. Am folgenden Morgen wurden wir von der ganzen europäischen Bevölkerung Khartums bewillkommnet. Jetzt hörte ich die schmerzliche Nachricht von dem Tode meines armen Freundes Speke.

Ich konnte weder Kamele noch Boote bekommen und war deshalb genötigt, in Khartum zu warten, bis der Nil hoch genug stieg, um uns in den Stand zu setzen, durch die zwischen dieser Stadt und Berber liegenden Katarakte zu fahren. Wir blieben in Khartum 2 Monate. Die ägyptische Regierung war, wie es schien, von einigen europäischen Mächten gedrängt worden, Maßregeln zur Unterdrückung

des Sklavenhandels zu ergreifen. Ein Dampfboot hatte demnach Befehl erhalten, alle mit dieser schmachvollen Fracht beladnen Fahrzeuge aufzubringen. Zwei Fahrzeuge waren ergriffen und nach Khartum gebracht worden, die 850 menschliche Wesen enthielten! Sie waren wie Sardellen zusammengepfercht, indem die Lebenden und die Sterbenden durch das Blatterngift zusammeneiterten und die Toten darunter lagen. Die Geschöpfe brachten die Pest nach Khartum, die sich wie ein Feuer durch die ganze Stadt verbreitete und die Regimenter wegraffte.

Der Nil stieg hoch genug, um die Fahrt durch die Katarakte zu ermöglichen, und am 30. Juni nahmen wir von allen Freunden in Khartum Abschied. Bei der Fahrt über die Katarakte wurde unsrer Reise beinahe ein Ende gemacht. Wir gelangten nach Berber. Ich entschloß mich, den Weg über das rote Meer nach Ägypten zu nehmen. Nach einigem Verzug bekam ich Kamele und brach ist östlicher Richtung nach Suakin auf. Bei unserer Ankunft daselbst war kein Dampfboot dort. Nachdem wir etwa 14 Tage in gewaltiger Hitze gewartet hatten, kam ein ägyptisches Transportschiff mit Truppen an; da es sofort nach Suez zurückkehren sollte, fuhren wir mit ihm ab und langten nach fünftägiger Reise in Suez an. Die Vergangenheit erschien mir wie ein Traum. Der sausende Ton des Wagenzugs in Kairo erneuerte die Begriffe der Zivilisation. War ich wirklich von den Nilquellen gekommen? Es war kein Traum. Vor mir saß ein Zeuge: ein noch jugendliches Gesicht, aber bronziert wie ein Araber von einer brennenden Sonne, der es jahrelang ausgesetzt war, hager und abgezehrt von Strapazen und Krankheit, und von Sorgen umschattet, die nun glücklich vorüber waren; die fromme Gefährtin auf meiner Pilgerfahrt, der ich Erfolg und Leben verdankte — meine Gattin.

3. Georg Schweinfurth.*)

1. Nach Khartum.

Meine Lehrzeit in der Kunst des Reisens hatte ich bereits im Jahre 1863 auf den sonnigen Gefilden Ägyptens und Nubiens angetreten. Herbarium, Landeskenntnis, Fertigkeit in der arabischen Umgangssprache, die für das ganze ungeheure Nilgebiet ausreichend erscheint, waren mein. 1866 führte mich der Weg wieder in die Heimat zurück. Die Zeit, welche zwischen der Beendigung der ersten und dem Beginn der zweiten Reise lag, wurde durch Studien ausgefüllt, welche sich an die wissenschaftliche Verwertung des so reichlich eingeheimsten Pflanzenmaterials knüpften. Wer die harmlose Habgier des Pflanzenjägers kennt, wird begreifen, wie diese Studien in mir nur das Verlangen nach neuer Beute wachrufen mußten; harrte doch der bei weitem größte Teil des Nilgebietes, die geheimnisvolle Flora seiner südlichsten Zuflüsse, der botanischen Erforschung, ein unwiderstehlich verlockendes Ziel meiner Wünsche. Ein von mir eingereichter Plan zur botanischen Erforschung der von den westlichen Nilzuflüssen durchströmten Äquinoktialgegenden hatte sich der Zustimmung der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin zu erfreuen, und es wurden mir, um ihn auszuführen, die Mittel aus der Humboldt-Stiftung auf die Dauer von 5 Jahren bewilligt. So war ich im Juli 1868 wieder auf afrikanischem Boden. Mein Entschluß stand fest, mich von den Khartumer Kaufleuten ins Schlepptau nehmen zu lassen. Denn ohne engen Anschluß an die Khartumer Elfenbeinhändler, ohne den freimütigen Schutz und den guten Willen ihrer

---

*) Quelle: Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im zentralen Äquatorialafrika während der Jahre 1868—71. Leipzig, Brockhaus 1874. 2 Bde.

Unterstützung konnten die Zwecke eines wissenschaftlichen Reisenden in den heidnischen Negerländern der obersten Nilregion nimmer gefördert werden. Ich war so glücklich, vom ersten Minister des damals abwesenden Vizekönigs von Ägypten die mir unumgänglich notwendigen Befehle an den Generalgouverneur von Khartum zu erwirken; der letztere sollte den Kontrakt einleiten, welchen ich mit einem der Khartumer Kaufleute behufs ungehinderter Bereisung des Gebietes am Gazellenfluß abzuschließen gedachte, und die genaue Beobachtung der von diesem eingegangenen Verpflichtungen überwachen. Ich wählte, um Khartum zu erreichen, den Seeweg über Suakin. Am 10. Sept. 1868 war alles zum Aufbruch von Suakin nach Berber bereit. Nach einer zweijährigen Pause und dem verweichlichenden Stubenleben Europas ist es nichts Leichtes, ohne weiteres wieder das Schiff der Wüste zu besteigen. Es war jedoch ein erhebendes Gefühl, mit jedem Schritt westwärts höher hinauf zur Bergesfrische zu steigen, mit jedem Atemzuge — der dampfenden Hitze versengter Meeresgestade überhoben — mehr einzusaugen von der köstlichen Luft, die aus diesen Höhen herniederströmte. Der einem solchen Wechsel eigne Zauber wird am besten während des ersten Nachtlagers fühlbar, das man in den Vorbergen bezieht. Behaglich streckt man da auf den saubern, staublosen Steinen des Thales seine ermüdeten Glieder, das Antlitz zum Himmel gewandt, dessen Sterne so freundlich und ermutigend durch die stille Nacht herniederblicken. Ein würziger Duft geht herzstärkend durch die Atmosphäre. Wie mit Kampfer, Pfefferminz und Thymian ist die Luft geschwängert, als befände man sich in einer Apothekerstube. Lautlos auf ihren weichen Sohlen und wie gespenstisch schleichen die Kamele durch das Thal, froh der schmackhaften Weide nach genugsam ausgestandner Not am Gestade des Meeres und einer trostlosen Welt des Salzes und der Bitterkeit. Eine feierliche Ruhe ist über die ganze Natur ausgebreitet; kein schriller Vogelschrei, nicht das dumpfe Geheul eines nächtlichen Räubers stört den Schlaf des müden Wanderers, nur das feinbesaitete Lied der Wüstengrille wiegt ihn in sanften Schlummer.

Am 7. Oktober 1868 hatten wir den Wüstenmarsch beendigt und hielten unsern Einzug in Berber, wo ich in kürzester Frist eine Barke gefunden hatte, auf welcher die Weiterreise nach Khartum statthaben sollte. Durch gänzlichen Windmangel wurde der größte Teil dieses Abschnittes der Reise so außerordentlich verzögert, daß ich 16 Tage brauchte, um mein vorläufiges Ziel zu erreichen. Auf der ersten Hälfte bis Metammeh bietet die Uferlandschaft wenig Anziehendes; nur die Mündung des Atbara und die berühmten Pyra-

miden von Meroë gewähren ihr an zwei Stellen einen großartigen Hintergrund. Die zweite Hälfte der Nilfahrt war indes reich an landschaftlichen Schönheiten. Besonders gilt dies für die Strominseln, welche in so erstaunlicher Menge auftreten, daß niemand ihre Anzahl kennt und die Schiffer sie daher schlechtweg die 99 Inseln nennen. Prächtige Baumgruppen von 3 verschiedenen Akazien in Verbindung mit den Dickichten des Christusdornenbaums, stellenweise förmlich erdrückt von überwuchernden Laubgehängen verschiedener Schlinggewächse, lassen die in unzählbarer Menge über die Wasserfläche gesäeten Inseln wie üppig grüne, unentwirrbare Knäuel erscheinen. Wildromantisch und lebhaft an das Bingerloch erinnernd ist die Ssabluhk genannte Thalklemme, wo sich der Nil, zu einem schmalen Bergstrom eingeengt, durch mehrere hundert Fuß hohe, nackte Granitwände hindurch zu zwängen hat. Um so überraschender ist die imposante Breite, welche der Nilstrom oberhalb dieser Katarakte aufweist, und wo er sich mit einer Majestät entfaltet, die er in Ägypten längst eingebüßt hat. Höchst trübselig erscheint der Anblick des nubischen Landes, höchst beklagenswert sind die Zustände im gesamten nubischen Nilthal. Große Dörfer lagen infolge der Auswanderung ihrer Einwohner, welche die Steuerbelastung nicht mehr ertragen konnten, völlig verödet. Die Unverheirateten ziehen nach Khartum, um sich als sogenannte Soldaten von den Handelsleuten am obern Nil anwerben zu lassen. Die ältern Leute hingegen verlassen ihre Kulturen und suchen mit einigen Schafen und Ziegen in den Steppen und Wüsten als Hirten ein kärgliches Nomadenleben zu führen.

Am 1. November 1868 um die Mittagszeit hatten wir endlich Khartum erreicht. In Ägypten war in wohlunterrichteten Kreisen die Ansicht verbreitet gewesen, die Regierung suche allen Forschungsreisenden im obern Nilgebiet Hindernisse zu bereiten, damit dieselben keine unerquicklichen Berichte über das Treiben der Khartumer Sklaven- und Elfenbeinhändler vor die große Welt bringen möchten. Um so freudiger war meine Überraschung, als ich mich in Khartum alsbald nach meiner Ankunft durch den Besuch des allmächtigen Djafer-Pascha geehrt und bereits nach den ersten Gesprächen desselben zu der sichern Hoffnung berechtigt sah, daß diesmal die Regierung in Khartum entschlossen sei, alles aufzubieten, um einer wissenschaftlichen Reise ihren nachhaltigen Schutz angedeihen zu lassen. „Hoffentlich," so sprach der Pascha, „erzielt deine Reise auch manches, was für das Reich von Nutzen sein könnte; willst du alsdann es uns mitzuteilen so freundlich sein?" Hierauf erwiderte ich: „Alles, was ich an Neuem aus Afrika heimtrage, wird nur dazu dienen, der Welt von Nutzen zu

sein im großen und ganzen, mir zum Ruhm, Ew. Excellenz zur Ehre und dem Vizekönig von Ägypten zum Gewinn." „Deine Rede ist gut," äußerte der Pascha, und nun rückten die Schreiber näher, welche die verschiedenen Paragraphen meines Abkommens mit dem Elfenbeinhändler Ghattas, einem koptischen Christen, feststellen sollten. Er, der reichste aller Kaufleute in Khartum, mußte mit seinem Vermögen haften für alles Übel, welches dem Reisenden im Innern hätte widerfahren können.

Der gesamte Elfenbeinhandel von Khartum befindet sich in den Händen von 6 größeren Kaufleuten; diesen schließt sich noch ein Dutzend kleinerer an. Seit Jahren hat daselbst die Elfenbeinausfuhr einen Betrag von 500000 Maria-Theresiathalern (= ca. 2 Mill. Mk.) nicht überschritten. Es ist nicht wahr, daß der Elfenbeinhandel bei den Unternehmungen der Khartumer nur Nebensache sei und als Deckmantel über den weit ergiebigeren Sklavenhandel diene. Ohne den hohen Wert des Elfenbeins wären uns die Quellländer des Nils noch heute nicht so erschlossen, da jene Gegenden sonst nichts, absolut nichts produzieren, was sich lohnen könnte, auf den Köpfen der Eingebornen Hunderte von Meilen weit transportiert zu werden. Ohne die durch den Elfenbeinhandel im Innern entstandenen Niederlassungen aber andrerseits und die teilweise Vergewaltigung jener Länder hätten auch die Sklavenhändler nicht so weit vorzudringen vermocht. Die erwähnten Kaufleute in Khartum unterhalten unter friedlichen, dem Ackerbau ergebenen Stämmen, deren Ländereien sie unter sich geteilt, und nachdem sie die Eingebornen in ein Verhältnis der Leibeigenschaft gebracht, eine große Anzahl von Niederlassungen, wo unter der Obhut in Khartum angeworbener Söldner die erforderlichen Stapelplätze angelegt, Züge ins tiefe Innere unternommen und eine Verbindung mit den nach Khartum führenden Wasserstraßen unterhalten werden. Solche Stapelplätze für Elfenbein, Munition, Tauschwaren und Lebensmittel sind von Palissaden umschlossene Dörfer und werden Seriba genannt. Jeder Khartumer Handelsherr ist da, wo er Niederlassungen unterhält, durch einen Verwalter und eine Anzahl demselben untergebener Agenten vertreten. Diese befehligen die Bewaffneten, bestimmen den ihnen unterworfenen Eingebornen die zum Unterhalt der Söldner dienenden Abgaben an Lebensmitteln, sowie die Anzahl der zu ihren Wanderzügen erforderlichen Träger, setzen Ortsvorsteher ein und ab, führen Krieg, schließen Bündnisse mit den Häuptlingen der Elfenbeinländer und senden einmal im Jahre die erworbenen Vorräte nach Khartum.

Eine Hauptquelle des Elfenbeinertrags im Gebiete des Gazellen-

flusses (linker Zufluß des weißen Nils) bilden die Niamniamländer, und in dieser Richtung vorzudringen stellte mir den reichsten Erfolg für meine Zwecke in Aussicht. So wählte ich denn die westliche Wasserstraße, den Gazellenfluß, und brachte mit Ghattas einen Vertrag zustande, welcher mir die Lieferung von Lebensmitteln, von Trägern, von Bewaffneten und dergleichen zusicherte. Außerdem stellte mir Ghattas eine Barke für die Hinfahrt zur Verfügung, und es war eigens ausbedungen, daß ich mich allen Unternehmungen und Wanderzügen seiner Leute nach Belieben anschließen durfte. Dieselben Verpflichtungen zum Schutze meiner Reise legte der Generalgouverneur auch jedem der andern Khartumer Großhändler auf, welche Besitzungen im Gebiete des Gazellenflusses hatten. Um in meiner Umgebung beständig eine Anzahl von Leuten zu haben, auf deren Treue und Ergebenheit ich mich unter allen Verhältnissen verlassen durfte, nahm ich in Khartum sechs daselbst ansässige, durch Weib und Kinder an die Stadt gebundene und bereits am obern Nil gereiste Nubier in meinen speziellen Dienst, alle hatten bereits bei Europäern gedient.

2. Zur Meschera am Gazellenfluß.

Am 5. Januar 1869 konnte die Reise nach dem Gazellenstrom angetreten werden. So plump und schwerfällig auch unsre Barke gebaut war, die Kraft des Nordwindes trieb das riesige Segel mit Dampfeseile auf dem weißen Nil südlichen Breiten zu. Ich war schlaflos vor Freude, mich endlich unwiderruflich dem Ziel meiner Wünsche entgegen, in die obern Nilländer geführt zu sehen. Die Ufergegenden sind einförmig, doch fehlt es nicht an interessanten Erscheinungen. Das erste, was den Blick des Reisenden fesselt, sind die erstaunlichen Gänse- und Entenscharen, welche tagtäglich in solchen Mengen sich darbieten, daß ihr Anblick schließlich den mit ihrem fetten Braten überfütterten Reisenden mit Ekel erfüllt. Dann sieht man endlose Scharen von Buckelrindern an beiden Ufern. Der breite Strom, welcher den Nil Ägyptens um das Doppelte und Dreifache übertrifft, wird von Hirten belebt, die auf kleinen Booten von einem Ufer zum andern rudern, um ihre Rinder hinüberzuschwemmen. Auch Hunde und Pferde schwimmen unverzagt ihren Herren nach. Bald wurden auch Nilpferde immer häufiger. Ihr Schnauben und Pusten ihr Grunzen, Brüllen und Wassergurgeln wollte in mancher Nacht gar nicht enden. Auch gab es zur Abwechselung nachts Löwengebrüll

am linken Ufer, damit Afrika immer etwas Neues biete. Das Interessanteste, was dieser Strom aufzuweisen hat, ist die eigentümliche Vegetation von Wassergewächsen, welche auf seinen Fluten sich anhäufen, ein Spiel des Stromes und der Winde. Unter ihnen ist der Ambatsch das merkwürdigste. Er ist durch die beispiellose Leichtigkeit seines Holzes ausgezeichnet, wenn anders der schwammige Körper des Stammes diesen Namen verdient. Er schießt bis zu 5—6 m Höhe auf und erreicht an seiner Basis gewöhnlich eine Dicke von 6 Zoll. Das Gewicht dieses Schwimmholzes läßt sich fast mit dem einer Federseele vergleichen, und man muß es in den Händen gehabt haben, um die Möglichkeit glauben zu können, daß ein Mann ein daraus verfertigtes Floß auf seine Schultern hebt, das 8 Menschen über dem Wasser zu halten vermag. Die Pflanze schießt an ruhigen Uferstellen schnell in die Höhe, und da sie bloß im Wasser wurzelt, lösen sich leicht ganz Gebüsche derselben durch die Kraft des Windes oder Stromes ab, um an andern Stellen der Wasserfläche von neuem haften zu bleiben. So entstehen die so oft besprochnen Pflanzenbarren, welche die Gewässer des obern Nils verstopfen und in manchen Jahren die Schiffahrt gradezu unmöglich machen. Es beteiligen sich an der Bildung dieser schwimmenden Inseln aber auch andre Gewächse, unter ihnen namentlich das Vossiagras und der berühmte Papyrus des Altertums.

Der 14. Januar 1869 brachte den ersten Unglückstag. Ich stieg an einer kleinen interessanten Insel ans Land. Die Exkursion, die ich mit 2 meiner Leute antrat, sollte verhängnisvoll werden. Mohammed Amin, einer meiner Begleiter, wurde an meiner Seite von einem wilden Büffel überrannt, dem der Unglückliche im hohen Grase zu nahe gekommen war. Der Büffel hielt jedenfalls sein Mittagsschläfchen und geriet durch die Störung in die äußerste Wut. Aufspringen und den Störenfried in die Lüfte wirbeln war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er nun da, mein treuer Begleiter, über und über blutend, vor ihm mit hocherhobenem Schweif der Büffel, grunzend, in drohender Haltung bereit, sein Opfer zu zerstampfen. Ich hatte kein Gewehr zur Hand, mein schöner Hinterlader hing vorläufig noch am linken Horn des Büffels, Mohammed hatte ihn getragen. Mein andrer Begleiter, der eine Büchse trug, hatte gleich angelegt; aber der Hahn knackte vergebens, Mal auf Mal versagte das Gewehr. Die Zeit erlaubte nicht, ihm zuzurufen: „Die Sicherheit ist vor!“ es galt den Augenblick. Da griff der Mann nach einem kleinen Handbeil, das ganz aus Eisen bestand, und schleuderte es unverzagt dem Büffel an den Kopf. Da war denn die Beute dem Feinde entrissen. Mit einem

wilden Satze warf sich der Büffel seitwärts in das Röhricht, brüllend und den Boden erschütternd. Mohammeds Verletzung war nicht tödlich. Das Büffelhorn hatte gerade den Mund getroffen, und außer 4 Zähnen im Oberkiefer und einigen Knochensplittern hatte er keine weitern Verluste zu beklagen.

Bei Gurab mußte die Barke widrigen Windes wegen von der Mannschaft gezogen werden. Als nun das Seil durch die hohe Grasmasse des Ufers streifte, geschah es, daß ihm ein Bienenschwarm in den Weg kam, welcher gleich einer großen Wolke in demselben Moment über den Ziehenden sich entlud. Jeder von ihnen stürzte sich nun kopfüber in den Fluß und suchte die Barke wieder zu gewinnen, aber der Bienenschwarm folgte ihnen auf dem Fuße nach und erfüllte in wenigen Augenblicken alle Räume des mit Menschen vollgepfropften Fahrzeugs. Ich arbeitete gerade, nichts Böses ahnend, an meinen Pflanzen in der Kabine, als ich über mir und um mich herum ein Rennen und Springen vernahm, das ich anfangs für Ausgelassenheit der Leute hielt. Da stürzte einer ganz verwirrt mit dem Rufe herein: „Die Bienen, die Bienen!“ Ich wollte eine Pfeife anzünden. Thörichter Versuch! Denn plötzlich im Gesicht und an den Händen von den empfindlichsten Stichen getroffen, höre ich mich bereits von Tausenden umsummt. Ich schlage wütend um mich, um so mehr vergrößert sich die Hartnäckigkeit der Insekten. Da fühle ich einen wahnsinnigen Schmerz im Auge, und Stich auf Stich fällt mir in das Haar. Meiner Sinne nicht mehr mächtig stürze ich mich voller Verzweiflung in den Fluß. Ich tauche unter, alles vergebens; es regnet immer wieder Stiche auf meinen Kopf. Im Ufersumpf mich durch das Schilfgras schleppend, das mir die Hände zerschneidet, suche ich das Festland zu gewinnen, um im Walde Schutz zu finden. Da packen mich 4 kräftige Arme und schleppen mich gewaltsam zurück, daß ich im Schlamm zu ersticken glaube. Durch die kühlende Nässe war ich soweit wieder zu mir gekommen, daß ich ein Bettuch aus dem Kasten zu zerren vermochte, und fand nun endlich Schutz, nachdem ich die in diese Hülle mit eingeschlossenen Bienen nach und nach zerquetscht hatte. Krampfhaft zusammengekauert mußte ich so volle 3 Stunden verharren, während das Summen um mich herum ununterbrochen fortwährte. Die Bienen schienen sich allmählich zu beruhigen; zugleich hatten sich einige Beherzte ans Ufer geschlichen, um dort das dürre Schilfgras in Brand zu setzen; so gelang es endlich mit Hilfe des Rauches die Bienen aus der Barke zu verscheuchen. Mit Hilfe eines Spiegels und einer kleinen Zange zog ich mir alle Stacheln aus Gesicht und Händen; diese Stiche blieben alsdann auch

ohne schädliche Folgen. Unmöglich aber war es, in meinem Haar die Stacheln ausfindig zu machen; viele waren auch abgebrochen und erzeugten ebensoviel kleine Geschwüre, welche zwei Tage lang empfindlich schmerzten.

Am 24. Januar 1869 endlich hatten wir Faschoda erreicht und waren so glücklich am (damaligen) Endpunkt des ägyptischen Reiches angelangt. In Faschoda, dem Sitz eines Mudirs (Bezirkshauptmanns) mit 700 Mann, müssen alle Barken mehrere Tage halten, teils um die Kornvorräte zu vervollständigen, teils der Kopfsteuer wegen, um die Papiere, welche die Listen der Schiffsmannschaft und der Privatsoldaten enthalten, zu revidieren. Ich blieb 9 Tage in Faschoda, ein Aufenthalt, zu welchem uns das Ausbleiben der für den Gazellenfluß bestimmten Barken nötigte, da unsre Mannschaft nicht zahlreich genug war, um allein die kommenden Hindernisse zu überwinden, und auch zum Schutz gegen einen etwaigen Angriff der noch unbezwungenen Uferbewohner ungenügend erschien. Ein größerer Ausflug, auf welchem ich mehrere Schillukdörfer besichtigte, führte mich tief ins Land hinein und gab mir eine Vorstellung von seiner massenhaften Bevölkerung. Ohne auch nur eine Schale frischer Milch angeboten zu erhalten, sah ich auf dieser Tour eigentlich weiter nichts als aschgraue und rostrote Teufel, dazu endlose Kegelhütten und Rinderherden. Das Land war übervölkert. Das ganze westliche Nilufer des Schilluklandes erscheint wie ein einziges Dorf; die Hüttenkomplexe sind mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit gebaut und so eng zusammengedrängt, daß sie bei der Gestalt der einzelnen Hütten aus der Entfernung an einen Haufen wuchernder Pilze erinnern. Jedes Dorf hat einen Vorsteher, und die Vorsteher von 50—100 Dörfern sind einem Häuptling untergeordnet, welcher im Distrikt kommandiert. In der Mitte jedes Dorfes befindet sich ein runder, freier Platz, auf welchem sich abends die Bewohner versammeln, wo dieselben, auf Tierhäuten niedergestreckt oder auf Stücken von Ambatsch kauernd, das mückenfeindliche Aroma brennenden Kuhmistes einatmen oder aus Pfeifen mit kolossalen Köpfen den Tabak des Landes rauchen. Auf solchen Plätzen ist gewöhnlich ein großer Baumstamm errichtet, auf welchem nach allgemeinen afrikanischen Gebrauch die Pauken hängen, um die ganze Ortschaft bei herannahender Gefahr zu alarmieren und die Kunde davon dem Nachbar zu bringen. Obgleich die Wilden Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennen, so erscheinen dieselben doch über und über getüncht, d. h. mit Asche, zum Schutz gegen die Insekten, und zwar grau, wenn die Asche von Holz gewonnen — das sind die Armen — oder rostrot, wie rote Teufel, wenn sie aus Kuh-

mist erzielt wurde — das sind die Besitzenden. Asche, Mist und Kuhharn sind ihre unentbehrlichen Toilettengegenstände. Mit letzterem wäscht man auch die Milchgefäße. Die Erscheinung des Schilluk ist keineswegs eine einnehmende. Die untern Schneidezähne werden frühzeitig ausgebrochen. Der an und für sich nicht ungestaltete Körper, bei den Männern jeder Bekleidung bar, erhält durch die beständige Tünchung mit Asche einen wahrhaft teuflischen Ausdruck. Der an ihren Anblick nicht gewöhnte Neuling kann sich der Täuschung kaum erwehren, in diesen aschgrauen Gesichtern eher verschimmelte Kadaver als lebende Wesen zu erblicken. Bei den Männern wird durch Thon, Gummi oder Mist das Haar so lange in der gewünschten Form zusammengekittet, bis es von selbst bald eine helm- oder kammartige, bald eine schirmartige Gestalt annimmt. Was die Frauen anlangt, so kamen mir nur solche zu Gesicht, deren kurzgeschorenes Haar wie getüpfelt von frischsprossenden Woll-Locken erschien und nicht unähnlich dem Fell der neugebornen Lämmlein, welche als Astrachan in den Handel kommen. Sie pflegen nicht völlig nackt zu gehen, sondern sind stets mit einem aus Kalbfell hergestellten Schurz bekleidet. Jeder Mann führt gewöhnlich einen $2^1/_2$ Fuß langen keulenförmigen Krückstock bei sich, der einen schweren rundlichen Knopf am obern Ende besitzt, und lange, zugespitzte Lanzen. Bogen und Pfeile sind ihnen unbekannt.

Am 1. Februar 1869 spät abends verließen wir Faschoda. In dieser Jahreszeit, wo sich der Wasserstand seinem niedrigsten Niveau näherte, erschienen die Stromufer überall von zahlreichen Arten von Wasservögeln belebt. Unter allen war der Kronenkranich der am massenhaftesten vertretene Vogel. Außer den schwarzen und rosenroten Störchen zeigte sich auch der Storch unserer Heimat. Der auffallendste Raubvogel war aber der große weißgraue Adler, welcher einzeln auf Bäumen und Sträuchern in der Nähe des Ufers sitzt und den Vorüberziehenden durch sein sonderbares Geschrei erschreckt. Bald glaubt man die Stimmen in Furcht und Schrecken gesetzter Weiber zu vernehmen, bald einen Haufen übermütiger Knaben. Da nun das Geschrei an ihm die Hauptsache zu sein scheint, so führt er bei den Sudanesen den bezeichnenden Namen Faki, d. h. der Priester. Der Sobat stieß sodann in flachen, soweit das Auge reicht, von endlosen Steppen umgebenen Ufern zum Nil und hatte an der Mündungsstelle ungefähr die halbe Breite des Hauptstroms. Die für den Gazellenfluß bestimmten Barken waren — außer einer einzigen — noch nicht angekommen. Um uns Beistand zu gewähren,

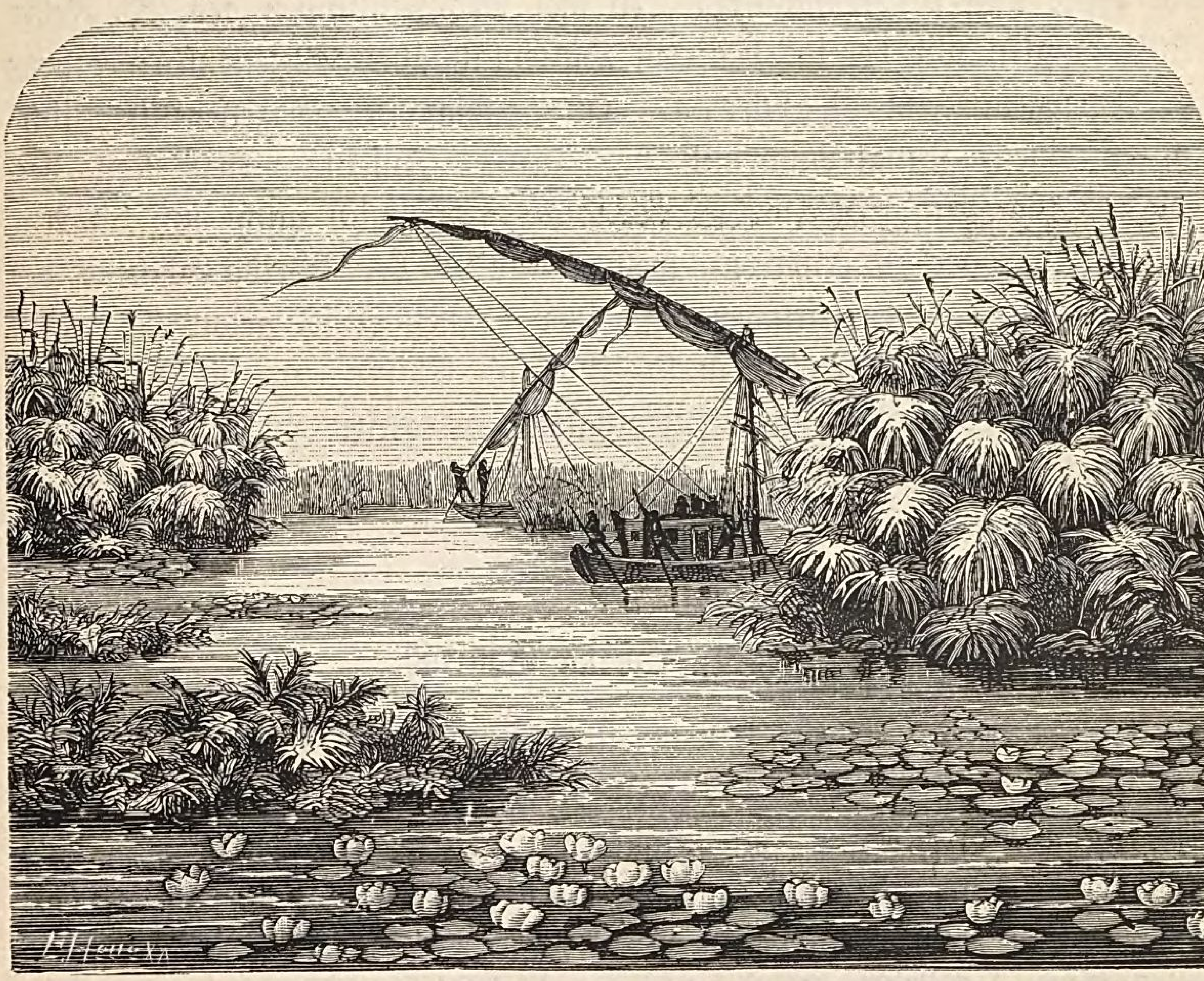
hatte der Mudir von Faschoda den Besitzer der letztern veranlaßt, die meinige nicht im Stiche zu lassen.

Dieser Umstand wurde bedeutungsvoll für den Erfolg meiner ganzen Reise, da er mich mit Mohammed Abd-es-Sammat zusammenführte, jenem hochherzigen Nubier, der in der That mehr für mein Unternehmen gethan hat, als alle Satrapen des Sudan zusammen. Bald waren wir jedoch zu einer Flotille von 6 Barken angewachsen und zählten nun 350 Mann Bewaffneter. Als wir unter 9° 30′ n. Br. auf die ersten Papyrusbüsche stießen, war diese Begegnung für mich, den Botaniker, ein förmliches Fest. Hier also trifft man ihn wieder, den Vater des verewigten Gedankens. Vor Jahrhunderten war er in Ägypten wohl ebenso häufig als gegenwärtig an den Thoren der innersten Wildnis von Afrika. Ich war ganz versunken in andächtiger Betrachtung dieses großartigen Gemäldes des Wasserflor, zu welchem der geheiligte Papyrus des Altertums den Vordergrund abgab. Mein Auge vermochte sich nicht sattzusehen an den göttlichen Formen. Die Hindernisse, welche sich der Schiffahrt durch die Wasservegetation entgegenstellten, wurden jetzt erst im hohen Grade besorgniserregend, und wir befanden uns tagelang in einem Gewirr von Kanälen und schwimmenden Grasmassen, Papyrus- und Ambatsch-Dickichten, welche die ganze Breite des Hauptstromes gleich einem Teppich bedeckten und nur zum Schein denselben in Arme teilten. Es ist ein wirkliches Gewebe von zähem Filz, welches sich über die ganze Wasserfläche ausbreitet. Hin und wieder bricht sich in engen Rissen die Gewalt des Wassers Bahn. Die Massen verändern sich alljährlich in so hohem Grade, daß selbst der erfahrenste Schiffer sich in ihnen nicht zu orientieren weiß.

Am 8. Febr. begann der eigentliche Kampf mit dieser Welt von Gras. Den ganzen Tag verbrachten wir in einem mühsamen Durchzwängen der Barken durch die periodischen Stromarme. 200 Bootsleute und Soldaten mußten viele Stunden lang im Wasser am Seile ziehen, um eine Barke nach der andern durchbringen zu können. Ssett heißt diese Strombarre. Am 12. Febr., es war bereits am 4. Tage des Ziehens und Durchzwängens, und nach erneuten nutzlosen Versuchen, auf den angebahnten Straßen vorzudringen, machten schließlich alle Barken kehrt und die Anstrengungen des gestrigen Tages rückgängig, um ihr Heil auf einem andern Kanalsystem zu versuchen. Am fünften Tage hatten wir mit Mühe und Not ein großes offnes Bassin des gestauten Stromes erreicht und nun noch eine Strecke von 60 m zu überwinden, um den Sammelplatz sämtlicher Gewässer des obern Nil zu erreichen, der auf den Karten als No-See sich eingebürgert

hat. Es war aber auch das böseste aller Hindernisse, welches uns die Graswelt entgegenstellte, für diese Stelle vorbehalten. Denn die breiten Bäuche der mit Korn belasteten und aus dem schwersten Holze so ungemein massiv gezimmerten Barken mußten buchstäblich über das plattgedrückte Gras geschleift werden.

Im Gazellenfluß ging es mit gutem Winde rasch stromaufwärts. Derselbe ist namentlich durch die Pracht seiner Teichrosen ausgezeichnet, welche mit weißen, azurblauen und karminroten Blüten



Nr. 5. Der Nil in den Tropen. Nach Schweinfurth.

variierend — fast an jeder Stelle seinen Wasserspiegel schmücken. Sehr häufig beträgt die Breite des offnen Wassers nur eine Barkenlänge; die große, von den längsten Stangen nicht erreichte Tiefe indes verrät den riesenhaften Wasserreichtum, den rechts und links ein paar hundert Schritte weit die Grasdecke verbirgt. Da, wo der Bahr el Arab in den Gazellenfluß mündet, hat der letztere die ungewöhnliche Breite von 300 m. Das, was die Schiffer Bahr el Ghasal (Gazellenfluß) nennen, bezeichnet nur die Wasserstraße bis zum Ende ihrer Schiffbarkeit, nicht einen Strom im hydrographischen Sinne; denn diesen müßte man eher Bahr el Arab oder Bahr el Djur nennen, da diese beiden zur Entstehung des Bahr el Ghasal Veranlassung geben. Ich

betrachte den Bahr el Arab als den Hauptstrom. Auf der nun folgenden Strecke trat eine bedeutende Veränderung in der landschaftlichen Szenerie der Ufergegenden ein. Denn die seeartig verbreiterte Wasserfläche ließ den Bahr el Ghasal in der That auf den ersten Blick eben nur als eine ununterbrochene Seenkette voller Hinterwasser erkennen Bei einer gleichmäßigen Tiefe von 4 m bot der Grund des Strombettes den Augen des Beschauers eine ununterbrochene Wiese dar, auf welcher kleine, prachtvoll glänzende und kastanienbraune Aroo-Schildkröten ihren Weidegang hielten. Mit Windeseile näherten wir uns dem Ziele unsrer Stromfahrt. In den Morgenstunden des 22. Febr. 1869 langten wir bereits bei dem Halteplatz aller Gazellenfluß-Fahrer an, der sogenannten Meschera. Hier endigt der Gazellenfluß plötzlich in einem Kanal-Labyrinth von kleinen Inseln. Den Rest des Februar und den größten Teil des März mußte ich mich um die Ankunft der Träger zu erwarten, welche mich zu der Seriba Ghattas befördern sollten, im Zeltlager auf einer kleinen Insel gedulden. Ich verschluckte täglich 3 Dosen zu 8—9 Gran Chinin, um die schädlichen Einflüsse eines fortgesetzten Aufenthaltes in diesen ungesunden Flußniederungen fernzuhalten.

3. Zur Seriba Ghattas.

Am 25. März 1869 war alles bereit, um den Marsch nach dem Innern anzutreten und der dumpfen Sumpfluft des Flusses mit ihrer nächtlichen Mückenplage den Rücken zu kehren. Die Karawane, mit der ich reiste, zählte an die 500 Köpfe, die Bewaffneten allein 200. Dem reisenden Naturforscher erscheint die Benutzung menschlicher Lastträger wie das Ideal von Reisebequemlichkeit. Abgesehen von der Schnelligkeit und Pünktlichkeit des Aufbruchs und dem gleichmäßigen, ununterbrochnen Fortmarsch, bietet ihm auch die Leichtigkeit unberechenbare Vorteile dar, mit welcher er in jedem beliebigen Moment zu seinem Gepäck gelangen kann. Ich verließ mich auf die wohlbewährte Ausdauer meiner eignen Füße. So begann ich die Wanderungen, welche sich im Laufe von 2 1/4 Jahren auf eine Ausdehnung von über 2000 Meilen*) erstreckten, ausschließlich zu Fuße. In jenen Ländern gab es weder Kamele noch Esel, weder Maultiere noch Pferde, kein Ochsengespann und keine Sänftenträger. Das einzige Tier, mit dessen Hilfe allein Zentralafrika der Kultur erschlossen werden konnte,

*) Seemeilen; 4 derselben = 1 deutschen geographischen Meile.

der Elefant, wird ausgerottet mit Feuer und Schwert. Wir durchzogen in vorwaltend südwestlicher Richtung den westlichen Flügel des ausgedehnten Gebietes der stets unbezwungenen Dinka, rastend in den verlassenen Dörfern oder bei den leeren Viehhürden der vor unserm Heranrücken das Weite suchenden Eingebornen. Die Dinka sind hier vorzugsweise Rinderhirten, der Ackerbau wird nur wenig betrieben. Der Rinderreichtum des Landes ist erstaunlich und scheint unerschöpflich zu sein, wenn man bedenkt, daß alljährlich Tausende von den Nubiern geraubt werden. Eine Vorstellung davon liefern die Tagereisen weit abgegrasten Strecken und die wie Dörfer in Deutschland über das ganze Land zerstreuten Hürden, von denen einzelne bis an die 10000 Stück Rinder beherbergen, nach einer eignen Zählung, vorgenommen an den zum Anbinden dienenden Pflöcken. Ich fand schöne Gelegenheit, die Studien über das Dinkavolk fortzusetzen und zu vervollständigen. Beide Geschlechter brechen sich die untern Schneidezähne aus, durchlöchern sich mehrfach die Ohrränder, um eiserne Ringelchen und mit Eisen beschlagene Stäbchen hindurchzustecken. Nur dem Weibe ziemt nach ihrer Auffassung eine Hülle, selbst die bescheidenste ist des Mannes unwürdig. Mich, der ich immer bis auf die Handschuhe und Maske total gekleidet erschien, nannten sie „das Weib der Türken" (d. i. der Nubier). Die Frauen erschienen mit 2 behaarten Fellschürzen angethan, welche vorn und hinten von den Hüften bis an die Knöchel reichten. Die Frauen der Reichen sind oft in dem Maße mit Eisenschmuck überladen, daß ich, ohne zu übertreiben, behaupten kann, etliche gesehen zu haben, welche nahezu einen halben Zentner davon an Ringen und Zieraten an sich trugen. Die Lieblingszierde der Männer sind Elfenbeinringe von gewaltiger Stärke, welche am Oberarm getragen werden. Als Zeichen der Trauer trägt der Dinka einen Strick um den Hals. Keulen und Stöcke sind ihre Lieblingswaffen. Die Mehl- und Mischspeisen der Dinka stehen den gekünstelten Produkten unsrer Kochkunst nicht nach. Der gewählten Küche entsprechen auch bei Tische gewählte Umgangsformen. Sie greifen nämlich bei gemeinschaftlichem Mahl nicht mit den Händen in ein und dieselbe Schüssel, wie Türken und Araber, sondern beobachten dabei folgenden Gebrauch: Eine große Schüssel Brei oder Grütze wird auf den Boden hingestellt, und um dieselbe lagern sich die Gäste; jeder hat seine Kürbisflasche mit Milch zur Seite. Wenn sich der erste satt gegessen hat, wobei er die Milch nur auf die von ihm in Angriff genommene Seite schüttet, langt er dem Nächstfolgenden die Schüssel hin. Wenn ich in meinem Zelt Dinka-Damen von Rang bewirtete, so erweckte mein größtes Erstaunen die Gewandtheit, mit welcher sie sich unsers Eßbestecks bedienten; denn

sie griffen zu Löffel und Gabeln, als verstände sich das von selbst, und was noch mehr sagen will, sie legten nach geschehenem Gebrauch alles sorgfältig gewaschen wieder an Ort und Stelle. Im Innern ihrer Wohnungen sind die Dinka reinlich wie die Schilluk, mit welchen sie die Vorliebe für Asche teilen, um sich darein des Nachts zu betten. Hervorgehoben zu werden verdient, daß hier Ungeziefer jeder Art fehlt. Das einzige, was in den Dinkabehausungen den Fremdling beunruhigt, ist das Getümmel von Schlangen, welche hoch über dem geängsteten Haupte des Schlafenden im Stroh des Daches rasseln. Die Dinka nennen sie ihre Brüder und betrachten die Tötung derselben als ein Verbrechen. Alles kriechende Gewürm erfüllt sie mit Ekel, nur die Schildkröte wird als Suppe verkocht. Nicht minder widerwärtig erscheint ihnen der Genuß von Hundefleisch; ein feines Wild in ihren Augen ist jedoch die Katze, das feinste der Hase. Um mir die Schmackhaftigkeit dieses Wildes zu illustrieren, bediente sich ein Dinka folgender Redewendung: „Weißt du, was ein Dinka thut, wenn er in der Steppe mit geschicktem Keulenwurf einen Hasen erlegt? Er macht ein Feuer an, bratet und verschmaust die Beute im stillen; zu Hause — sagt er nichts davon.“ Leidenschaftliches Rauchen hat sich seit alten Zeiten eingebürgert; sie bedienen sich kolossaler Pfeifenköpfe. Die Dinkawohnungen finden sich in Weilern und Gehöften von wenigen Hütten zerstreut über die vom Bodenbau in Angriff genommenen Flächen. Dörfer giebt es nicht. Der Viehstand der einzelnen Distrikte dagegen findet sich vereinigt in einem großen Park. Ein Dinkagehöft besteht meist aus 3 Hütten, in der Mitte ist die für den Familienvater bestimmte Wohnung, sodann ein Haus für die Weiber und endlich die größte und schönste Hütte, dazu bestimmt, um kranke Kühe zu pflegen. Die Hütten sind kegelförmig, große haben 12 m Durchmesser. Der Unterbau ist aus einem Gemisch von Lehm und Häcksel, der Dachstuhl aus den Ästen von Akazien. Um denselben zu stützen, begnügen sich die Dinka nicht mit einem einzigen Pfahl in der Mitte, sondern sie pflanzen einen vielverzweigten großen Baum in die Mitte der Hütte. Die Deckung des Daches besteht aus Schichten von Stroh. Alles Dichten und Trachten der Dinka dreht sich um Rinderbesitz und Rindererwerb. Alles, was vom Rinde kommt, gilt für rein und edel: der Mist zu Asche gebrannt, um darauf zu schlafen, oder um sich weiß anzutünchen, und der Harn als Waschwasser und zum Ersatz für das Kochsalz. Nie wird ein Rind geschlachtet, kranke pflegt man mit Sorgfalt, nur die gefallnen und verunglückten werden verspeist. Unbeschreiblich ist der Gram desjenigen, den der Tod oder hartherzige Fremdlinge seiner Rinder beraubten; denn die Kühe sind ihm teurer

als Weib und Kind. Das einzige Haustier, das von ihnen überhaupt geschlachtet wird, ist die Ziege. Der Milchertrag der Kühe ist miserabel, und selbst die besten Tiere liefern nicht soviel Milch, wie bei uns eine mittelmäßige Ziege.

Weiter südwestlich ging der Weg durch die Steppe, die nur hier und da von Bosketts unterbrochen war, und ich langte in der Hauptseriba des Ghattas an (Ende März), wo ich für mehrere Monate mein Standquartier zu nehmen beabsichtigte. Aus der weiten, angebauten und von Bäumen unterbrochnen Ebene sah man die zahllosen Kegelspitzen der Hütten hervorragen. Ein knatterndes Gewehrfeuer empfing uns; der Verwalter des Ghattas in einem morgenländischen Kostüme von tadelloser Eleganz nahte sich mir mit ausgebreiteten Armen und geleitete mich zu den Hütten, die meines Einzugs harrten. Der zentrale Teil der weiten Hüttenmasse war von einem hohen Palissadenzaun in Form eines Vierecks eingefriedigt, und wir durchschritten mit gesenkter Fahne unter Trommel- und Paukenschlag die enge Thüröffnung. Die große Seriba des Ghattas (zwischen 7 und 8° nördl. Br. und 28 und 29° östl. v. Gr.) liegt auf dem Grenzpunkt dreier Stämme, der Dinka, Djur und Bongo. Eine große Menge nubischer Händler, welche hier ihre Sklaveneinkäufe machen, hatte sich in geräumigen Höfen etabliert. Die fast ausschließlich aus Dongolanern (Nubiern) gebildete Besatzung, dann die vielen Angestellten des Ghattas bringen die hier versammelte bewaffnete Macht auf durchschnittlich 250 Mann; dazu die Hunderte aufgestapelter Sklaven — zum Verkauf oder unter die Soldaten als Hauptbestandteil ihres Soldes verteilt —; Hunderte von dienenden Sklaven und Sklavinnen vermehren die Einwohnerschaft dieser Seriba, welche einer kleinen Stadt gleicht, bis zu mindestens 1000 Seelen. Zwei Meilen im Umkreis der Seriba ist alles Terrain mit Äckern bedeckt. Diese Ackerfläche wird von den in der Umgegend seßhaft gemachten Eingebornen aufs sorgfältigste bestellt.

Durch Gestelle und Bücherbretter, die ich mir aus Bambus verfertigte, suchte ich den Raum in meinen 2 Hütten zu erweitern; auch hatte ich mir eigens Tannenbretter aus Khartum mitgebracht, um kolossale Tische zu zimmern, deren ich zu meinen Arbeiten so notwendig bedurfte. Nun begannen meine täglichen Ausflüge in die Umgebung. Bei stets ungeschwächter Gesundheit verlebte ich die ersten Wochen in einem Taumel von Freude, wahrhaft ergriffen von den Schönheiten einer unvergleichlich zauberhaften Natur. Die ersten Regen hatten begonnen und kleideten die aus einem parkartigen Gemisch von Grasflächen, Gebüschen und Bäumen gebildete Landschaft in das zarte Grün

unsers Frühlings. Wie bei uns Tulpen und Hyazinthen in den Gärten entsproßten daselbst dem Boden in Fülle die prächtigsten Zwiebelgewächse, und Bäume von unglaublich verschiednem Habitus mengten unter das frische Laub ihrer Zweige die volle Pracht lebhaft gefärbter Blüten. Ich besuchte die Seriben in der Umgebung der Hauptniederlassung des Ghattas. Die Verwalter behandelten mich überall mit der größten Aufmerksamkeit, sorgten für gute Kost und stellten alles Verfügbare zu meiner Disposition. Meinen Gemüsegarten besäete ich mit den vorzüglichsten Maissorten, von denen ich mir Originalkolben aus New Jersey verschafft hatte. Am 70. Tage nach der Aussaat konnte ich mich der ersten Früchte meines Fleißes erfreuen, und das Resultat übertraf nicht nur meine Hoffnungen, sondern auch bei weitem die Qualität des amerikanischen Saatkorns. Tabak aus Maryland gedieh zu riesiger Größe. Als vorzüglich anwendbar für den fetten, schweren Boden erwähne ich von unsern Gemüsen die Gurken, den Kopfkohl, Kohlrabi und Rettig. Mit Sonnenaufgang pflegte ich gewöhnlich, von einigen Leuten begleitet, die mir Mappen und Gewehre nachtrugen, mich in den nahen Wald zu begeben; stundenlang streifte ich in der sichern Umgebung der Seriba umher und kehrte um die Mittagszeit, mit Schätzen reich beladen, zu meiner Wohnung zurück. Nachmittags eilte ich dann aufs neue hinaus in die Fluren, während meine Diener unterdes daheim beständig die Papiere zum Pflanzentrocknen zu wechseln und die Pressen zu erneuern hatten. Bei dieser fieberhaften Thätigkeit schwollen meine Sammlungen schnell zu bedeutendem Umfange an, und Ballen häufte sich auf Ballen, alle aufs sorgfältigste in Rindshäute genäht und der weiten Reise gewärtig, die sie über Wüsten und Meere führen sollte in die Speicher der Wissenschaft. Die Khartumer Handelskompanieen haben eine jede scharf abgegrenzte Territorien, eigne Straßen, die zur Meschera führen, eigne Straßen, auf welchen sie brandschatzen, eine jede ihre Märkte, wo sie das Monopol behauptet. Am eifersüchtigsten überwachen sie ihre Gerechtsame auf Viehraub in diesem oder jenem Gebiete. So umfaßt das Raubgebiet des Ghattas im Dinkagebiet den ganzen untern Lauf des Tondj-Flusses. Die vorjährige Beute der Kompanie des Ghattas sollte 8000 Stück Rinder ergeben haben; bei den diesjährigen Unternehmungen jedoch, obgleich dreimal wiederholt, war das Ergebnis ein so geringfügiges, daß es ihr den Spott der Nachbarn zuzog: 40 Stück Rindvieh. Benachbarte Kompanieen, die im Raube erfolgreicher gewesen waren, verkauften nun gegen Sklaven, Kupferringe, Wechsel auf Khartum u. s. w. in der Seriba des Ghattas ihr überflüssiges Vieh: das ist die gegenseitige Aushilfe im Räuberleben.

So glücklich nun auch die Tage waren, die ich in der Seriba Ghattas verlebte, es fehlte nicht an naher Gefahr der schrecklichsten Art. Eine solche strich in der Nacht des 22. Mai 1869 hart über unsern Häuptern vorbei. Es goß in Strömen, und gegen 2 Uhr morgens brach ein gewaltiges Gewitter herein; fürchterliche Schläge, vergleichbar dem Krachen unter einem Lawinensturz zusammenbrechender Wälder, folgten rasch aufeinander, fast gleichzeitig mit den Blitzen, die das Dunkel der Nacht erhellten. Plötzlich erscholl hart neben meiner Hütte ein gewaltiges Geschrei von Frauenstimmen, und in demselben Moment wich die stockfinstre Nacht einer Tageshelle, indem aus einem entzündeten Strohhause hoch die Lohe gen Himmel schlug. Zwischen der Brandstätte und meiner Behausung war nur die eine meiner Vorratskammern gelegen; sofort riet man mir, ich möchte hinausspringen; denn im Schlafe und in einer von Stroh und Bambus errichteten Hütte vom Feuer überrascht zu werden, ist fast sichrer Tod. Die größte Gefahr war vorhanden, in 2 Minuten hätte meine Hütte in Brand stehen müssen. Daher begannen die Leute augenblicklich mit dem Räumen. Zunächst wurde das Pulver in Sicherheit gebracht, und dann ging es an meine Koffer und Herbarien. Bereits war die Hälfte meines Gepäcks in Sicherheit, als wir bemerkten, daß der Wind die Flammen nach einer entgegengesetzten Richtung trieb. Erst als wir innehielten mit Retten und Flüchten, ward mir das Furchtbare der Situation gegenwärtig. Ich stand versteinert da bei dem Gedanken, wie leicht ich in dieser unglückseligen Nacht aller Früchte meiner mühevollen Arbeit hätte beraubt werden können, und wie trostlos sich mein Schicksal gestalten mußte, wenn ich nackt und hilflos in dieses ungastliche Land geschleudert worden wäre. In den ersten Tagen des September 1869 konnte ich endlich das bis dahin Eingeheimste zum Flusse abschicken und meine Sammlungen über Khartum nach Europa expedieren.

4. Reise in die Niamniamländer.

Die Regenzeit war nun zu Ende, und 7 1/2 Monate hindurch hatte ich in der Hauptseriba des Ghattas mein Standquartier gehabt. Jetzt sollte ein bedeutender Wechsel in der vorzugsweise seßhaften Lebensweise eintreten, und indem ich mich vorläufig von der Ghattasschen Kompanie lossagte, verknüpfte ich meine Schicksale mit denen des bereits erwähnten Abd-es-Sammat. Seiner wiederholten Aufforderung, die Niamniamländer im kostenfreien Anschlusse an ihn zu durch-

ziehen, war ich besonders auf Rat meiner Leute, die seinen Charakter kannten, schon früher Folge zu leisten entschlossen gewesen. Abd-es-Sammat passierte gegen Mitte November 1869 auf seinem Rückzuge von der Meschera unsre Seriba, und nun wollte ich ihm folgen. Das Gepäck war bereits ausgewählt und auf 36 Trägerlasten beschränkt; die nubischen Diener und 3 Sklaven, meine Dolmetscher, begleiteten mich in zufriedenstellender Ergebenheit. Abd-es-Sammats Karawane zählte im ganzen an Trägern und Bewaffneten 250 Mann. Am 17. Nov. 1869 wurde die Reise nach Süden angetreten. In der Tondjniederung harrten meiner 4 kräftige Träger des Bongovolkes mit einem Bettgestell, um mich hoch über ihren Köpfen in bequem sitzender Stellung durch das Überschwemmungsgebiet bis zur Fähre hinzutragen, welche Abd-es-Sammat hergestellt hatte. Dieselbe bestand aus einem großen Bündel Stroh, auf welchem die Lasten in kleinern Partieen und der größte Teil der Träger, indem sie sich an das Floß anklammern mußten, nach und nach von den schwimmkundigen Anwohnern des Flusses ans andere Ufer bugsiert wurden. Der Fluß hatte eine Breite von nahezu 60 m. Am jenseitigen Ufer fanden wir trockneres Terrain, und wenige Minuten führten uns durch den Rest der Flußniederung zu einem steilen Abfall des felsigen Hochlandes, das dieselbe auf der südlichen Seite begrenzt. Ein schöner Buschwald bedeckt diese Höhen. Wir befanden uns nun in einer menschenleeren Wildnis, da Tagereisen weit im Umkreis keine Niederlassungen existierten.

Wer hätte nicht von der Pracht des südlichen Himmels gelesen, welcher Reisende nicht geschwelgt in dem Anblick der großartigen Wolkenszenerie, die ihm die hellen Tropennächte vorführten! Nach einem starken und heißen Tagemarsch ist man indes nicht selten gar zu ermattet und abgespannt, um solche Reize gehörig in sich aufnehmen zu können. In passiver Gleichgültigkeit glotzt das Auge unverwandt zum Himmel, bis der Schlaf es umschleiert, und so läßt man wie unbewußt den hochpoetischen Zauber über sich ergehen. Da bedeckt sich der Himmel mit endlosen Scharen von dichtgedrängten Lämmern, die sich wie Schollen von schmelzendem Eis gestalten; weiter und weiter sondern sie sich voneinander ab, bis aus den Zwischenräumen die tiefe Schwärze des Firmaments hervortritt. Da erglänzt, wenn Mitternacht vorüber, am wolkenfreien Himmel die volle Pracht der Sterne, und von einem rötlich schimmernden Hof umgeben, wirft der Mond auf die letzten Nachzügler sein Silberlicht. Tief unten in der Waldeinsamkeit hat sich inzwischen ein marktartiges Getümmel ausgebreitet; das laute Gesumme der Plaudernden wird ab und zu von einem kräftigen Kommandoruf unterbrochen, hin und wieder lodert ein

neues Lagerfeuer hoch auf, und das Dunkel des Waldes erstrahlt von zahllosen Lichtern. Jeder Träger schützt sich so gut er kann gegen den Tau der Nacht, und die Asche ist seine Decke. Rauchwolken umhüllen die ganze Lagerszene, ein brennendes Gefühl in den Augen verscheucht jeden Schlaf und fordert zur fortgesetzten Bewunderung der Vorgänge am Himmel auf. So beschaffen war mein tägliches Nachtlager, so oft ich von einer großen Trägerkarawane begleitet reiste.

Die Vegetation auf unserm südlichen Marsche war infolge der wiederholten Steppenbrände jetzt verödet und verarmt; namentlich auf den höher gelegnen Strichen bot die Entlaubung der meisten Bäume und Sträucher einen trostlosen Anblick dar; hin und wieder fanden sich indes auch völlig belaubte unter die nackten Schwestern gemengt. In der Nähe der Seriba Daggudu wimmelte das nackte Gestein weit und breit von menschlichen Gebeinen. Zusammengeraubte Sklaven erlagen hier in Menge den Anstrengungen des Marsches, oft auch erlitten sie wohl buchstäblich den Hungertod. In der Seriba selbst harrte meiner ein empörendes, auch früher schon oft erlebtes Schauspiel; das bestand in einer Anzahl hilfloser Kinder, kleiner Bilder des Jammers und Elends. Verwaiste Sklavenkinder oder solche, deren Mütter davonliefen, finden in den Seriben ein trauriges Los. Niemand nimmt sich ihrer an; sie verhungern fast, verbrennen sich im Schlaf am Feuer und laufen hilflos voller Wunden umher.

Nach siebentägiger Wanderung durch fast unbewohnte Gegenden befand ich mich am 23. Nov. 1869 in dem Hauptquartiere meines Freundes, der Seriba S a b b i, der mir die unbeschränkteste, wahrhaft orientalische Gastfreundschaft zu teil werden ließ. Die Eingebornen, welche ihren Gebieter mir gegenüber stets in so ehrerbietiger Haltung sahen und während der Reise bei der Passage jedes Bachs und jeder Pfütze mich auf einer Tragbahre hinüberzuschaffen hatten, sprachen untereinander: „Dieser weiße Mann ist Herr über alle Türken" (so lassen sich die Nubier überall im Lande nennen). Die Flora bot in dieser Stillstandsperiode wenig Neues dar. Bis auf die Hälfte den Niamniamgrenzen näher gerückt, sah ich mich hier auch von einer Menge von Leuten dieses Volks umgeben, um täglich meine Sprachstudien vervollkommnen zu können. An Fruchtbarkeit stand die Umgegend von Sabbi meinem frühern Standquartier nicht im geringsten nach, und die Sorghumkolben, oft bis 6 Pfund schwer, erreichten hier dieselbe Fülle und Größe, welche den fetten Boden des Ghattasschen Gebiets auszeichnet. In den Abendstunden belustigte mich das gespenstische Treiben der langgefiederten Ziegenmelker. Auf den wiederholten Streifzügen in der Umgegend wurde ich nicht weniger als 12 verschiedner

Antilopenarten ansichtig. Von den zahlreichen kleinen Räubern war das Zebra-Ichneumon einer der interessantesten. Eines Tages hatte ich im hohen Grase einen Buschbock (Antilope) krank geschossen; ich sah ihn durch das Gras eilen und erwartete eben sein Zusammenbrechen, da hörte ich ihn ein kurzes, meckerndes Geschrei ausstoßen, und in demselben Moment war er meinen Blicken entzogen. Nun drang ich durch das hohe Gras zu der Stelle vor, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte. Endlich sah ich ihn dicht vor mir liegen, aufs lebhafteste mit den Läufen schnellend, aber festgebannt an den Boden durch einen Gegenstand, den ich nicht erkannte. Ich trat einen Schritt näher und gewahrte ganz deutlich den dicken Leib einer Riesenschlange, welche in dreifacher Windung den Körper des Bocks umschlungen hielt. Nun wich ich soweit zurück, als ich dachte, den besten Schuß abgeben zu können; ich feuerte, und in demselben Augenblick stand kerzengrade und ellenhoch der Python vor meinen Blicken. Dann schnellte er zurück und schoß mit unglaublicher Schnelligkeit auf mich los; aber nur die vordere Hälfte schien beweglich, der Rest des Schlangenleibes lag gelähmt am Boden; denn die Wirbelsäule war gebrochen. Als ich dies gewahr wurde, griff ich zu meiner Schrotflinte, feuerte, lud und feuerte wieder, so lange, bis das Untier keine Bewegung mehr verriet.

Am 20. Januar 1870 war man glücklich mit den Rüstungen soweit vorgerückt, daß die Hauptmasse des Zugs sich in Bewegung setzen konnte. Abd-es-Sammats Gastfreundschaft hatte ich bereits 3 Monate genossen, und sie blieb auch während der ganzen Dauer der Niamniamreise immer dieselbe. Er beherbergte und verpflegte mich nicht nur samt allen meinen Leuten 8 Monate lang in seinen Niederlassungen und auf Wanderungen aufs vortrefflichste, sondern stellte mir auch 30 der auserlesensten Träger kostenfrei zur Verfügung und willfahrte stets meinen Wünschen, wenn ich behufs Kenntnisnahme gewisser Distrikte einen größern Abstecher von der Route zu machen hatte und in diesem Fall die Unterstützung eines Teils seiner bewaffneten Macht beanspruchte. Unter einer Bande von 7—800 Köpfen die Disziplin aufrecht zu erhalten, ist nach unsern Begriffen nicht denkbar, besonders nicht bei den Nubiern. Nur derjenige Anführer vermag eine gewisse Herrschaft über sie auszuüben, der sie bei ihrer schwachen Seite zu nehmen weiß. Ein zu rechter Zeit eingeschaltetes „Brüderchen", eine in Aussicht gestellte Sklavin u. s. w., nur das bringt den Widerspenstigen zum Gehorsam; aber stets gemütlich, stets tändelnd muß es geschehen. Beim Antritt einer Expedition erheischt es die Sitte, ein Schaf im Eingang zum Pfahlwerk der Seriba zu opfern. Dann bewegt sich der Zug zum Thore hinaus, und der Fahnenträger senkt die

Fahne über das Opferlamm, so daß ein Zipfel derselben ins Blut taucht. So ist diese rote Fahne des Islam in der That eine Blutfahne, und blutig und blutdürstig sind die Sprüche des Koran, die aus weißem Zeug auf dieselbe gestickt werden, wie z. B.: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, der Kampf gegen alle, die nicht glauben an den einen Gott und daß Mohammed sein Prophet sei.“ Es war für mich ein unvergeßlicher Tag, an welchem ich die ersten Schritte zur Erreichung des Ziels meiner kühnsten Hoffnungen begann. Jetzt ging es unaufhaltsam hinein ins Innere von Afrika, so weit, wie mich meine Füße tragen wollten; „bis ans Ende der Welt,“ hatte Mohammed Abd-es-Sammat gesagt; „so weit will ich dich bringen, daß du selbst sagen sollst, nun genug.“

Am linken Ufer des Tondjflusses stößt man auf die ersten Distrikte der Niamniam, dem Häuptling Nganje gehörig, der Abd-es-Sammat befreundet war. Der Weg zu seiner Residenz führte uns durch Hochgras, dessen dürre Grashalme — unsern Röhrichten an Flußufern vergleichbar an Höhe und Dichtigkeit — absichtlich von den Eingebornen geschont, d. h. geschützt gegen den Steppenbrand, dastanden, der Elefantenjagd halber. Je nachdem sich die Gelegenheit darbietet, Elefantenherden hineintreiben zu können, werden hier die Steppen stückweise in Brand gesteckt. Die Halme der hauptsächlichsten Grasart erreichen eine Höhe von 5 m und verholzen zu einem massiven Rohr von Fingerstärke. In Grashorsten von derartiger Beschaffenheit bringt das Feuer dem Elefanten unvermeidlichen Tod. In großartigem Maßstabe wird dann die Treibjagd betrieben. Tausende von Jägern und Treibern versammeln die Jagdsignale auf großen Holzpauken. Kein Entweichen rettet das Wild; überall vermittels der Feuerbrände zurückgetrieben, scharen sich schließlich die Alten um die Jungen, bedecken sie mit Gras, pumpen Wasser aus ihren Rüsseln auf dieselben, so lange es gehen will, um sie zu retten, bis sie, betäubt von Rauch, oder ohnmächtig vor Hitze und Brandwunden, ihrem Schicksal erliegen. Mit Lanzenstichen giebt man den armen Tieren den Rest; viele — wie das die eingehandelten Stoßzähne beweisen — müssen buchstäblich den Tod durch Feuer erleiden. Es ist ein Vertilgungskrieg, in welchem Alte und Junge, Männchen und Weibchen vernichtet werden. Und welchen Nutzen schafft eine solche Metzelei? Die Antwort auf diese Frage geben unsre Stockgriffe, Billardkugeln, Klaviertasten, unsre Kämme und Fächer und hunderterlei derartiger Kram.

Endlich war man bei den Hütten des Häuptlings Nganje angelangt. Augenblicklich sah ich mich von den Eingebornen, den Niamniam, belagert, die in hellen Haufen herbeigeströmt kamen, um den

weißen Mann zu sehen. Hier zeigten sich mir die Niamniam zum erstenmal in ihrem vollen Staat, mit Fellen umhängt und geschürzt, keck auf die hochaufgeputzte Haartour die Strohhüte voller Federn und Kaurimuscheln gesteckt, die schokoladenbraune Haut mit dem tintenartigen Safte des Blippo in Tigermustern bemalt. Gegen Abend stattete ich dem Fürsten einen Besuch ab. Sein Wohnsitz bestand aus einer geringen Anzahl von größeren und kleineren Hütten, welche er mit seiner Leibwache und den Frauen und Kindern bewohnte. Von weitem erkennt man die Mbanga (Wohnung) eines Fürsten bereits an den vielen Schilden, welche an den Bäumen oder an Pfählen aufgehängt sind; dabei hält eine auserlesene Schar Männer in vollem Waffenschmuck Wache, Tag und Nacht der Befehle des Gebieters gewärtig, da hierzulande Kriegszüge, Überfälle, Handstreiche zur Ermordung des Fürsten an der Tagesordnung sind, hin und wieder auch Befehle von großer Bedeutung zu geben sind, z. B. bei Entdeckung einer ganzen Elefantenherde in der Nachbarschaft, wozu die nötigen Signale angeordnet werden müssen, um alle Männer schleunigst zu versammeln; ein Staatsgeschäft ersten Ranges, wobei es sich um den Erwerb von vielen Zentnern Elfenbein handelt und gelegentlich an 1000 Zentner Fleisch erbeutet werden können.

In dem etwas südwestlicher gelegnen Lager von Gumba belustigte uns eines Abends die possierliche Figur eines Sängers mit immensem Federbusche auf dem Haupte, welcher beim taktmäßigen Schütteln des Hauptes mit den langen Flechten seines Haares zu einem großen Gewirre zusammenschmolz. Wie mit dem Haupte der Medusa angethan, erschien dieser Künstler. „Nsanga“ nennen die Niamniam diese Minnesänger. Mit ihren Stimmmitteln verfahren sie so haushälterisch wie ausgediente Primadonnen. Man kann nur in nächster Nähe vernehmen, was sie singen. Ihr Instrument ist die nationale Guitarre, deren feines Geklimper vortrefflich zu dem säuselnden, näselnden Rezitativ des Sängers paßt. Immer zogen wir weiter in südlicher Hauptrichtung. Jeder Weiler gab die im ganzen Niamniamlande beobachtete Anordnung zu erkennen: Zwei, höchstens drei Familien wohnen beieinander, d. h. es gehören zu einem Weiler 8—12 Hütten, welche im Kreise um einen Freiplatz errichtet sind, dessen Boden aufs sauberste gereinigt ist, und in dessen Mitte sich ein zum Aufhängen von Jagdtrophäen dienender Pfahl befindet. Da finden sich oft Schädel der seltensten Tiere, prächtige Hörner von Antilopen und Büffeln, aber auch Menschenschädel, gedörrte Arme und Hände. Unmittelbar hinter den Wohnhütten und dem von Holzpfählen getragnen Speicher folgt ein Ring von Rokko-Feigenbäumen, welche sich nur in angebautem Zu-

stande (nicht wild) finden, und deren Rinde einen höher als die schönsten Felle geschätzten Ersatz für gewebte Stoffe zur Bekleidung darbietet. Weiter im Hintergrunde folgt eine vollständige Einfriedigung von Paradiesfeigen, und in weitem Umkreise Maniok- und Maispflanzungen, schließlich die Eleusinekornfelder, bis man zum nächsten Weiler gelangt.

Am 7. Februar 1870 machten wir uns an das Werk des Übersetzens des obern Djurflusses. Das Bad, welches nach der Hitze und Ermüdung des gestrigen Tages eine vorzügliche Erquickung dargeboten, war heute ein unfreiwilliges, und beim Durchwaten bis an den Hals mußte die gemütliche Magenwärme des eben erst genossenen Thees den Zwecken der Reise geopfert werden. Durch einen reizenden, dichten Buschwald führte der Pfad unsre langen Marschkolonnen. Fast bei jedem Durchzuge durch große Flußniederungen stießen wir auf Büffel. An Stelle des Buschwaldes trat der Urwald zu beiden Seiten des Strombettes.

Unser vorläufiges Ziel, die Seriba Abd-es-Sammats, wurde am 10. Febr. 1870 erreicht. Unterstützt durch die beständige Anwesenheit von einer über 40—50 Flinten verfügenden nubischen Streitmacht, beherrschte Ssurrur, der Vicehäuptling aus dem Niamniamlande, das ziemlich beträchtliche, gut bevölkerte Gebiet an Abd-es-Sammats statt. Die Eingebornen waren verpflichtet, wenn die Signale erschollen, zu den Kriegs- und Jagdzügen sich prompt zu versammeln, auch für die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln zum Unterhalt der ins Land geführten Söldner und Träger selbst Sorge zu tragen, Häuser zu errichten, Holz und Stroh zu liefern und was dergleichen Frone zu sein pflegen, nur daß die Niamniam nicht selbst als Lastträger auf den Zügen verwandt zu werden pflegen, wie die Bongo. Bei einem so unbeständigen und ungefügigen Jägervolke, wie die Niamniam sind, erstreckt sich auch die Macht der einheimischen, völlig unabhängigen Häuptlinge nicht weiter als auf den Oberbefehl und die beliebige Verfügung über alle waffenfähige Mannschaft für Krieg und Jagd. Nur das Elfenbein und die Hälfte des erbeuteten Fleisches bilden ihr unbestrittnes Einkommen. Für Lebensmittel haben sie selbst durch Bestellung ihrer Felder zu sorgen, und zu dem Ende suchen sie ihre Hausmacht durch Erwerbung einer großen Menge von Weibern und Sklavinnen möglichst zu erweitern. Vom 10.—26. Febr. blieb ich an diesem Platze unter 4° 50′ nördl. Br.; bald war ich auch in diesem entlegnen Land so gut wie zu Hause. In unerschöpflicher Fülle rieselten die beiden Bäche (in deren Gabel die Seriba lag) das ganze Jahr über die reizende Landschaft, und es gab daselbst im tiefen

Schatten hochstämmiger und mit Lianenmassen zusammengeketteter Bäume Plätze, wo das Arrangement der Gewächse jedem Palmenhause hätte vorbildlich sein können. Die wilde Dattelpalme bekleidete hier als niedres Gestrüpp den Rand des Baches, mit dem so gut wie undurchdringlichen Kalmus abwechselnd. Der Aschantipfeffer hüllt die ehrwürdigen Stämme dieser Fürsten des Pflanzenreichs in königlichen Purpur; denn er ist massenhaft behangen mit feuerroten Beeren in fingerlangen Trauben.

Am 25. Febr. 1870 waren alle Vorbereitungen zum Weitermarsch nach Süden vollendet, und wir brachen — verstärkt durch die Leute des Ghattas — an 1000 Köpfe stark auf. Wir mußten durch das Gebiet des unabhängigen Häuptlings Uando ziehen. Wie man uns mitteilte, hatte er gedroht, diesmal solle Mohammed ihm nicht entkommen, er wolle ihn vernichten und alle Leute mit ihm, auch der „Blattfresser" — denn so pflegte man mich meiner Vorliebe für Gewächse und Bäume wegen im Niamniamlande allgemein zu nennen — müsse sein Schicksal teilen. Daher wurden am 28. Febr. die Kolonnen der Karawane, um jederzeit auf einen Angriff gefaßt zu sein, zum erstenmal nach den Regeln der nubischen Kriegskunst formiert. Die gesamte, mit Flinten bewaffnete Macht wurde in 3 Abteilungen geteilt, jede mit einer eignen Fahne an der Spitze. Die erste schritt am Kopfe des Zuges einher, dann folgten die Träger mit den Waren (Kupfer, Baumwollenzeug, Glasperlen), die zweite befand sich in der Mitte des Zugs, wo die Hauptmasse der Munition (Patronen, Pulver u. s. w.) getragen wurde, dann kamen wieder Träger mit Waren, schließlich Weiber und Sklavinnen, und am Ende die dritte Abteilung Bewaffneter. Zu beiden Seiten des langen Zugs schwärmten eingeborne Soldaten, um die Luft rein zu halten. Nach mehrstündigem Marsch wurde gerastet und gefrühstückt. Die Träger durchwühlten einige Morgen Landes nach süßen Bataten; auch die ersten umfangreichen Maniokpflanzungen fanden sich hier. Hühner wurden unter großer Entsagung als fremdes Eigentum respektiert. Unreife Bananen in Asche geröstet vervollständigten das Mahl. Es war ein lustiges, großartiges Bild afrikanischen Lagerlebens, auf welches die verwüsteten Felder und die zur Bequemlichkeit der Fremdlinge in alle Winde zerstreuten Gerätschaften der Insassen mit entsagender Wehmut zu blicken schienen. Am Abend langten die Boten von Uando an, um unter Darreichung verschiedner Krüge Eleusinebier die freundschaftlichen Gesinnungen des Fürsten zu beteuern. Alle waren froh der friedlichen Wendung, welche die Ereignisse nahmen. In einer Stärke von 100 Gewehren sollte das Ghattassche Korps von hier nach Westen aufbrechen, und wir

waren für unser weiteres Vordringen zu den Monbuttu auf eine Streitmacht von nur 175 Gewehren beschränkt. Weiter ging es nach Süden.

Als ich den Linduku überschritt, sagte ich den Nilländern Valet, der erste Europäer, dem es geglückt war, von Norden kommend, die Wasserscheide des Nils zu überschreiten, so viele ihrer auch ausgezogen waren, das caput Nili zu suchen. Klar wurde mir erst die Wasserscheide, als ich aus den Angaben der Niamniam über die Zugehörigkeit des Mbruole, des nächstfolgenden Flusses, zum Uellesystem Aufklärung erhielt. Jetzt erst begannen die ernstlichen Schikanen afrikanischer Fußwanderung. Denn Sumpfniederungen, oft mehrere kurz hintereinander, mußten durchwatet werden; da wäre kein Wagen und ebensowenig ein Reiter durchgekommen. Da lagen modernde Baumstämme, die auf schlüpfriger Unterlage beim Betreten sich drehten wie eine Welle, andre waren glatt und boten dem Fuße keinen Halt; dann kamen tiefe Löcher, von Wasser erfüllt, oder von schwimmender Vegetation in verräterischer Weise überdeckte Fallgruben; da gab es ein Springen von Erdklumpen zu Erdklumpen, mit Balancieren und Tasten verbunden; vergebens sah sich die Hand nach Hilfe um, ungastlich wiesen die sägeartig berandeten Pandanusblätter jeden Händedruck zurück. Mit dem Aus- und Ankleiden und Durchwaten war indes bei solcher Gelegenheit nicht alles gethan, denn nach vollbrachtem Werk blieb noch das Geschäft einer Reinigung von schwarzem Schlamm und Humusmoder übrig, der zähe am Körper haftete. Außerdem fiel der Blick auf die Blutegel, die an den Beinen hingen. Zum Pulverhorn mußte man greifen, um sie abfallen zu machen, und die Kleider tränkten sich mit unnütz vergossenem Blute. In der Nähe von Uandos Residenz war die Waldung von großartiger Üppigkeit und erschloß mir täglich eine ganze Reihe der fremdartigsten, nie zuvor gesehenen Gewächsformen. Im Innern der Uferwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, ewig in tiefen Schatten gehüllt und von aufeinander gelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt. Die Stämme selbst, wenn nicht überall mit Farn verschiedner Art dicht bewachsen, erschienen doch in den meisten Fällen von einem dichten Geflecht des kletternden, rotbeerigen Pfeffers umstrickt.

Am 19. März 1870 sollten wir den Uelle erreichen. Der Weg zum Flusse führte uns in rein südlicher Richtung von der Wohnung des Distriktsvorstehers Isingerria aus fast ununterbrochen durch Pisangplantagen, aus welchen ab und zu die kleinen Dächer der aus Rinden und Bambus kunstvoll zusammengenähten Häuser hervorguckten. Nach kaum zweistündigem Marsch waren wir am Ufer des großen

Flusses, der seine trüben, bräunlich schimmernden Fluten zwischen hohen Uferwänden majestätisch gegen Westen wälzte. Es war für mich ein unvergeßlicher Anblick, dem Eindruck vergleichbar, welchen Mungo Park empfand, als er am 20. Juli 1796 zum erstenmal am Ufer des vor ihm halb mythischen Nigers die große Streitfrage, ob der Fluß nach Westen oder nach Osten sich bewege, zu lösen vermochte. Mit Spannung in den Uferbüschen auf nächstem Wege mir Bahn brechend, suchte ich einen Durchblick zu gewinnen nach dem großen Wasser, dessen Rauschen an den Steinbänken in seinem Bette bereits eine Zeitlang zu meinen Ohren gedrungen war. Er floß nach Westen und gehörte also nicht mehr zum Nil. Er hatte eine Breite von 250 m und bot bei dem niedrigsten Wasserstand dieser Jahreszeit eine Tiefe dar, die nirgends unter 4 und 5 m betrug. Es war kein Leichtes, unsre große Karawane über den Fluß zu schaffen; dennoch wurde diese Arbeit durch die vom König Munsa uns gestellten Fährleute so rasch gefördert, daß in 3 Stunden der letzte Mann auf das südliche Ufer übergeführt war. Dies geschah vermittels großer Kanoes, aus einem Stamm gehauen, einige hatten bei 9 m Länge über 1 m Breite. Nur noch durch eine kurze Strecke waren wir von dem Ziele der diesjährigen Reise, der Residenz des Monbuttukönigs, getrennt. Bis wir die letzten 12 Meilen zurückgelegt hatten, welche uns noch von dem Wohnsitze des Königs trennten, führte uns der Pfad durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung eingeprägt haben. Wir durchzogen die endlosen Pisangplantagen, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen der Ölpalme, das ganze Land zu einem ununterbrochnen Garten, einem wahren Eden gestalten. Eine köstlich erquickende, würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingebornen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang. Wir durchschritten vom Uelle an allein 12 Bäche, welche das wellenförmige Terrain in 30—60 m tiefen Bodenfalten durchströmten. Endlich winkten aus tiefem Grün die Palasthallen des Königs von weitem den Wandernden entgegen. Durch eine tiefe, walderfüllte Bachsenkung von der Residenz geschieden, schlugen wir am diesseitigen Gesenke einer baumfreien Thalwand unser Lager auf. Uns gegenüber zeigte sich ein weitgedehnter, grasfreier Abhang, auf welchem die dunkelrote Erde (Raseneisenstein) wohlgesäubert und mit vielen Reihen der zierlichsten Hütten bedeckt war. Dahinter erhoben sich, alles übrige weit überragend, bahnhofähnliche Gebäude in einer Höhe und Breite, wie ich sie seit Kairo nicht wieder gesehen, und verrieten mir sofort den Wohnsitz des Königs Munsa.

5. Die Niamniam oder Sandeh.

Die Niamniam galten schon in früher Zeit im Sudan als ein Volk, das ausgestattet sein sollte mit dem unvermeidlichen Merkmale des Urmenschen, dem Schwanze. Den Schleier, welchen ein märchenhafter Zauber über dieses Volk ausgebreitet, gelüftet zu haben, war das Verdienst meines Vorgängers Piaggia, jenes schlichten, aber unerschrockenen Italieners, welcher den Mut gehabt hatte, ein volles Jahr allein unter den Niamniam auszuharren. Bald nach ihm führte auch mich ein gütiger Stern in die Mitte dieser Menschenfresser. Die größte Masse ihres Landes fällt zwischen den 4. und 6.° nördl. Br. In jeder Beziehung sind sie ein Volk von ausgeprägter Eigenartigkeit. Lange Haarflechten und Zöpfe, stets das feingekräuselte Haar der sogenannten echten Negerrasse bedecken den runden, breiten Kopf; eine beispiellose Größe und Offenheit der Augen, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen beschattet, erteilt dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von tierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit; dazu die wie nach einem Modell geformte Nase; der zwar von sehr breiten Lippen berandete, aber selten die Nasenbreite überragende Mund, ein rundes Kinn und wohlausgepolsterte Wangen vervollständigen die runde Gestalt des Gesichtskreises. Die Hautfarbe kann man am besten mit dem matten Glanz der Tafelschokolade vergleichen. Als Stammesmerkmal haben alle Sandeh 3 oder 4 mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tätowiert, ferner stets eine X-förmige Figur unter der Brusthöhle. Sie feilen die Schneidezähne spitz, was zum Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners eingreifen zu können. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in Fellen, welche, im Gürtel hängend, malerisch um die Hüften drapiert sind. Es sind meist schöne bunte Felle, welche hierbei Verwendung finden, am häufigsten die von Genetten und Colobus, und der lange schwarze Schwanz des Quereza hängt auch gewöhnlich an der entsprechenden Körperstelle*). Ein größres Fell von Antilopenhaut wird während der Regenzeit getragen. Um den Hals gehängt, reicht es einer Schürze gleich bis über die Kniee und schützt den Körper vor der empfindlichen Kühle und Nässe des Hochgrases. Nur die Männer tragen eine Kopfbedeckung, nämlich einen cylindrischen, an der Spitze vierkantigen Strohhut ohne Rand, den stets

*) Daher die Sage von geschwänzten Menschen.

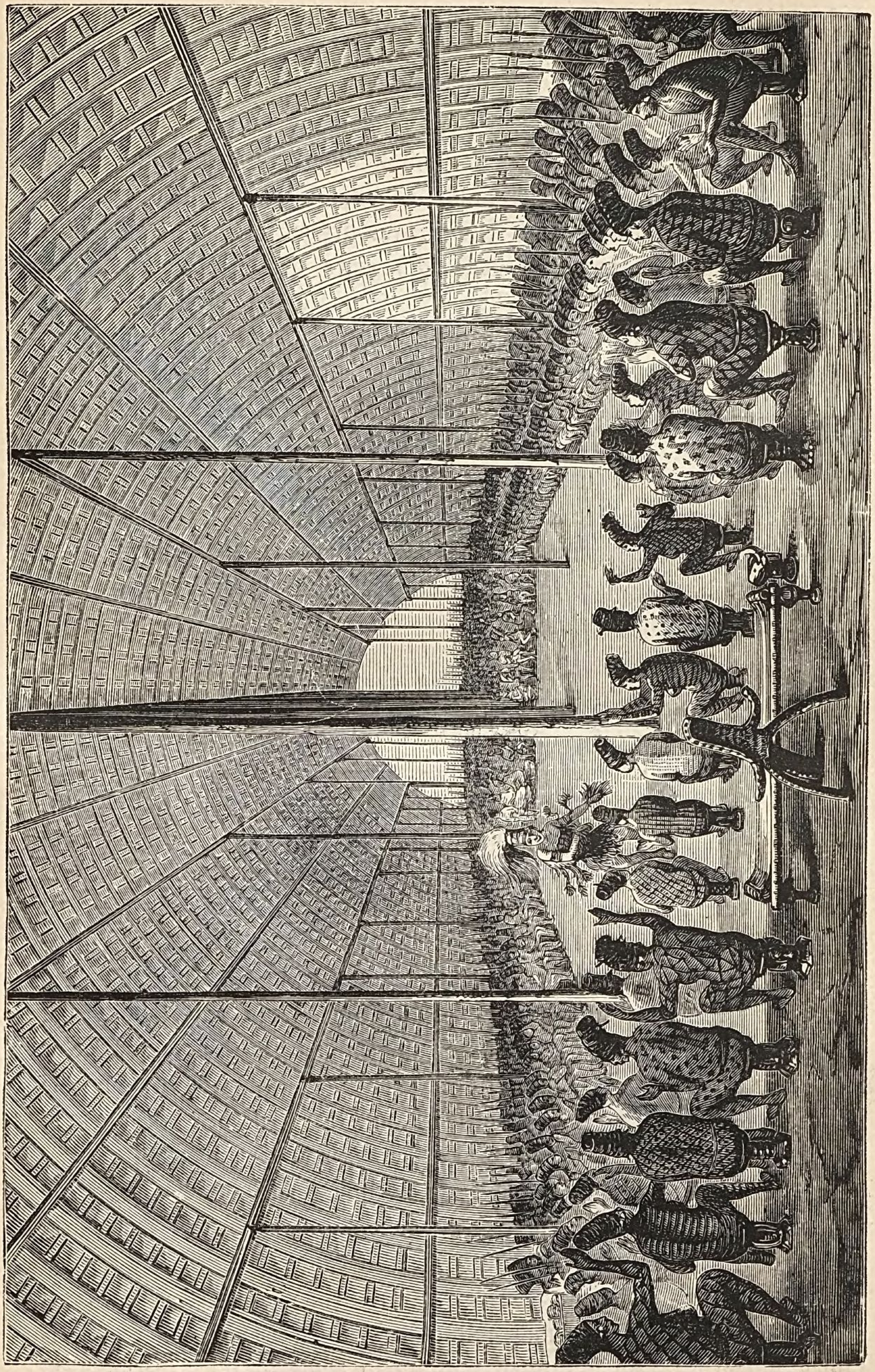
ein lang herabflatternder Federbusch ziert. Die beliebtesten Zieraten, die auf Brust und Stirn getragen werden, bestehen aus Tier- und Menschenzähnen. Die Hauptwaffen der Niamniam sind Lanze und Wurfeisen; die Schilde sind eiförmig und decken $^2/_3$ der Körperlänge. Jagd und Ackerbau gehen bei ihnen Hand in Hand, indem sie sich nach den Geschlechtern teilen. Die Männer sind Jäger von Profession, der Ackerbau wird allein von den Frauen besorgt. Die Eleusine bildet den Hauptgegenstand der Kultur, sie liefert ein wohlschmeckendes Bier. Mit geringer Mühe werden Maniok, süße Bataten, Yams und Colokasien gebaut. Tabak ist überall bei den Niamniam in Gebrauch; sie rauchen aus kurzen Thonpfeifen von eigentümlicher Gestalt, ohne Rohr. Vieh jeder Art fehlt dem Lande; die einzigen gezüchteten Haustiere sind Hühner und Hunde. Die letzteren sind — wie ihre Herren — außerordentlich zur Fettbildung geneigt, was von letztren auch ganz besonders beabsichtigt wird, da Hundefleisch einen ihrer vorzüglichsten Leckerbissen ausmacht. In der Auswahl des Eßbaren sind sie wenig wählerisch. Das beste und schmackhafteste Gericht der Niamniamküche ist der Brei von frischem Maiskorn. Fleischkost gilt ihnen indes als das höchste aller irdischen Güter, und Fleisch! Fleisch! ist das Losungswort, das bei ihren Kriegen erschallt. Im großen und ganzen darf man getrost die Niamniam als ein Volk von Menschenfressern bezeichnen; sie rühmen sich selbst vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen prahlend die Zähne der von ihnen Verspeisten, auf Schnüre gereiht, wie Glasperlen am Halse und schmücken die ursprünglich nur zum Aufhängen der Jagdtrophäen bestimmten Pfähle bei den Wohnungen mit Schädeln ihrer Opfer. Am häufigsten wird das Fett von Menschen verwertet. Sie verabscheuen nur dann den Genuß von Menschenfleisch, wenn der Körper einem an einer ekelhaften Krankheit Verstorbenen angehörte. Noch will ich der sinnig-symbolischen Art und Weise Erwähnung thun, in welcher uns, als wir auf dem Rückwege von Süden her die Grenzen des Uandoschen Gebiets wieder betraten, der Krieg erklärt wurde: Hart am Pfade und jedem so recht in die Augen springend, fanden sich an einem Baumaste 3 Gegenstände aufgehängt; diese waren: ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil. Lebhaft erinnert an die herausfordernde Botschaft, welche dem großen Perserkönig zuging, als er bis zum Herzen des Skythenlandes vorgedrungen war, ward mir bald die Bestätigung in den Erklärungen unsrer Führer geboten: „Laßt ihr euch's einfallen, auch nur einen Maiskolben zu knicken oder ein Huhn zu greifen, so werdet ihr durch diesen Pfeil sterben." — Die Kunstfertigkeit der Niamniam erstreckt sich auf Eisenarbeiten, Töpferei, Holzschnitzerei, Hausbau und Korbflechterei. Die Niamniamfrau, der

man auf engem Pfade begegnet, weicht von weitem bereits vom Wege ab und umgeht auf einem Umwege die Stelle, als hätte sie in einem Harem Zucht und feine Sitte gelernt. Will jemand heiraten, so wendet er sich in der Regel an den König oder an einen der 35 Unterhäuptlinge, welcher ihm alsbald eine Frau nach seinem Geschmack verschafft. Die Ehe büßt trotz der unbeschränkten Vielweiberei doch nichts von der Strenge und Heiligkeit ihrer Verpflichtungen ein. Untreue wird häufig mit sofortigem Tode bestraft. Mutter vieler Kinder zu sein, ist die größte Ehre und Auszeichnung. Sie haben Augurien, um sich bei den unsichtbaren Mächten bei wichtigen Unternehmungen Rat über bevorstehendes Glück oder Unglück zu erholen. Dies geschieht vorzugsweise auf folgende Art: Aus einem gewissen Holze wird eine Bank mit 4 Füßen geschnitzt, die eine platte, ebene Oberfläche darbietet. Dann wird von demselben Holz ein Pflock geschnitten, dessen Ende gleichfalls glatt abgeputzt ist. Nun benetzt man die Holzfläche mit ein paar Tropfen Wasser und beginnt, den Pflock fest in die Faust nehmend, auf dem Brette mit demselben hin- und herzufahren. Rutscht der Pflock leicht hin und her, so ist Glück für das bevorstehende Unternehmen dem Betreffenden unzweifelhaft; das Gegenteil gilt als Zeichen böser Vorbedeutung.

6. Im Monbuttulande.

Munsa hatte die Ankunft der Khartumer mit Ungeduld erwartet; in seinen Speichern lagerte hochaufgestapelt das Elfenbein, die Jagdausbeute eines ganzen Jahres. Jetzt sollten ihm die Reichtümer des Nordens von neuem erschlossen werden. Groß war Mohammeds (Abd-es-Sammats) Eile, den König zu sehen. Unter den mitgenommenen Geschenken für Munsa spielte ein ganzes Sortiment großer Kupferschüsseln die Hauptrolle. Sie sollten nicht Küchenzwecken dienen, sondern fortan hatten sie ihre Kraft als Tonwerkzeuge gewaltiger Art in den weiten Hallen der königlichen Residenz zu erproben. Am 22. März 1870 war mir eine Audienz beim König zugestanden worden. Mohammeds schwarze Leibgarde und die Musikanten waren mir entgegengekommen, um unter Abspielung der türkischen Reveille mir ein festliches Geleit zum Wohnsitz des Königs zu geben. Schnell warf ich mich nun in ein feierliches Schwarz, indem ich nach dem längst vergessenen Tuchrock langte, und mir die schwerbeschlagenen hohen Schnürstiefeln eines Alpentouristen anlegte. So schritt ich einher, gefolgt von 3 schwarzen Knappen, die mir Büchsen und Revolver nachtrugen, ein vierter schwenkte den unvermeidlichen Rohrstuhl in seinen Armen; dies

entsprach ganz den Sitten des Landes, denn die Monbuttu muten niemand zu, sich auf ebnen Boden zu setzen. Das zusammengelaufene Volk ließ uns nur einen schmalen Durchgang frei. An der Palasthalle harrte meiner ein Beamter des königlichen Hauses, schweigend ergriff er meine rechte Hand und geleitete mich mitten ins Innere, wo die Vornehmen des Landes nach Rang und Würden geordnet saßen wie die Zuhörerschaft in einem Konzerte. (Siehe die Abbildung Nr. 6.) Am entgegengesetzten Ende der Halle war ein freier Raum übrig gelassen; dort stand die Thronbank des Königs; vor derselben lag eine Fußmatte, hinter derselben eine kolossale Lehne. Einige Schritte zur Seite der Thronbank ließ ich meinen Stuhl hinstellen und nahm Platz. Alle Blicke waren auf mich gerichtet. Ich hatte Zeit mich umzusehen. Vor allem fesselte meine Aufmerksamkeit die Halle selbst, in welcher wir uns befanden. Sie hatte 30 m Länge, 12 m Höhe und 15 m Breite. Viele Hunderte ganz aus Kupfer geschmiedeter Lanzen und Spieße in allen Formen, von deren Spitzen ein Glühen wie von flammenden Fackeln ausging, gaben einen prächtigen Hintergrund für den Thronsitz des Herrschers. Endlich kommt der König. Den Blick gleichgültig vor sich hin gerichtet, naht derben Schritts der rotbraune Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedere Thronbank und betrachtet seine Füße. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und Brust, auf dem Scheitel einen großen Halbmond, alles aufs glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht wie im roten Schimmer einer sonntäglichen Küche. Ein imposanter, randloser Federhut saß $1/2$ m hoch auf der Höhe des Scheitels, die durchbohrten Ohrmuscheln trugen fingerdicke Kupferstäbe, am ganzen Leibe war der König mit der landesüblichen Schminke von Farbholz eingerieben; seine einzige Kleidung bestand in einem großen Stück verarbeiteter Feigenrinde und umhüllte in äußerst kunstvollem Faltenwurfe den halben Körper, Kniehosen und Leibrock zugleich darstellend. Fingerdicke Riemen von Büffelhaut, welche an den Enden schwere Kupferkugeln trugen, hielten als Gürtel das schönbesäumte Rindenzeug zusammen. In der Rechten schwang Munsa als Szepter den sichelförmigen Monbuttusäbel aus purem, lauterem Kupfer. Nichts Unechtes oder Erborgtes war an ihm zu finden. Nach und nach begann er einige Fragen gleichgültiger Art an mich zu richten. Nun trugen meine Diener die Geschenke herbei: schwarzes Tuch, Fernrohr, einen als weißes Eisen betrachteten silbernen Teller, einiges Porzellangeschirr, wirkliches Schnitzwerk aus Elfenbein, ein Buch in Goldschnitt, einen Doppelspiegel, ein



Nr. 6. König Munsa tanzt vor seinen Weibern.

großes Sortiment herrlicher venetianischer Perlen. Munsa betrachtete alles mit großer Aufmerksamkeit, ohne indes viel dabei zu sagen. Zu

unsrer Unterhaltung ließen sich hören ein paar Hornbläser, Spaßmacher, Sänger von Profession; auch ein Hofnarr war da, ein kleiner, kugelrunder Fettklumpen. Das Beste hatte Munsa für den Schluß aufgespart: er hielt eine Rede. Der König erhob sich mit einem Satz, zupfte an seinen Schößen, räusperte sich und begann das lautschallende Wort. Natürlich verstand ich nichts davon. Munsa sandte mir ein Haus als Gastgeschenk. Das leichte, korbartige und mit spanischem Rohr fest zusammengenähte Gestell glich einer großen Schachtel, das Dach war der Deckel dazu. Meine Beziehungen zu diesem Volk gestalteten sich von Tag zu Tag intimer. Ich ließ den Neugierigen vor meinem Zelt mit Hilfe meiner Niamniamdolmetscher sagen: „Bringt Waffen und kunstvolles Gerät; schafft herbei Felle und Schädel von Tieren, vor allem aber bringt Menschenschädel, soviel als ihr deren von euren Mahlzeiten erübrigt.“ Dies ließen sie sich nicht zweimal sagen. Die Menge der mir in den ersten Tagen herbeigeschleppten Gebeine war erstaunlich und mußte meinem immer noch schüchternen Glauben an die Allgemeinheit kannibalischer Sitte in diesem Lande zu völliger Überzeugung verhelfen.

7. Die Pygmäen oder Akka.

Der König sandte eines Tages Boten zu mir, welche um die beiden Hunde baten, die ich mitgebracht hatte. Ich beschloß nach vielem Drängen nachzugeben und den einen Hund gegen ein Individuum der Akkarasse (Pygmäen) einzutauschen. Munsa ging willig darauf ein und sandte mir 2 derselben. Ich behielt den kleineren Akka, welcher ein Alter von 14—15 Jahren haben mochte, um ihn als lebenden Beweis für die Wahrheit der tausendjährigen Mythe (von dem Zwergvolk der Pygmäen) mit mir nach Europa zu nehmen. Nsewuë hieß der kleine Pygmäe, und ich betrachtete ihn fortan als ein Adoptivkind. Er wurde bekleidet, und meine Leute mußten ihn bedienen, als wäre er mein eigner Sohn. — Von Cyklopen und Pygmäen sprachen schon die Nubier, die unsre Expedition begleiteten, auf der Nilfahrt. Da waren etliche, die mit eignen Augen das Völklein der unsterblichen Mythe geschaut hatten, und Männer, um deren Bekanntschaft mich Herodot und Aristoteles beneidet haben würden, waren meine Diener. In einem südlich vom Gebiete der Niamniam gelegnen Lande hätte man Männchen gesehen, die nie über 1 m Höhe erreichten, einen langen weißen Bart bis an die Kniee trügen, und mit guten Lanzen bewaffnet, dem Elefanten unter den Leib schlüpften und ihn so leicht zu töten vermöchten. Das früheste Zeitalter der griechischen Litteratur besaß bereits die Pygmäensage, und der Sänger der Iliade spricht von Pygmäen, wie

von einem Volke, das den Griechen längst bekannt gewesen. Gehalt und Form aber erhielt der Begriff der Pygmäen bereits durch Aristoteles, welcher mit dürren Worten berichtet: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Ägyptens, woselbst der Nil entspringt; dort herum wohnen die Pygmäen, und dies ist keine Fabel, sondern die reine Wahrheit. Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen.“ So lange ich mich in den Seriben des Bongogebietes aufhielt, und so häufig ich Nachrichten über die südlichen Äquatorialländer einzuziehen Gelegenheit fand, beständig begleitete mich der romantische Zauber der Pygmäensage.

Mehrere Tage hatte ich bereits in der Residenz des Monbuttukönigs verlebt, und noch immer waren mir nicht die vielbesprochnen Zwerge zu Gesicht gekommen. Da erscholl eines Vormittags lauter Jubel durch das Lager; Mohammed (Abd-es-Sammat) hatte die Pygmäen beim Könige überrascht und schleppte trotz alles Sträubens ein seltsames Männlein vor mein Zelt, das hockte auf seiner rechten Schulter. Jetzt saß es vor mir auf meinem Ehrenplatz, zu seiner Seite der königliche Dolmetsch, und ich konnte meine Augen weiden an der handgreiflichen Verkörperung tausendjähriger Mythen, ihn zeichnen und ausfragen. Sein Name war Adimoku, und er war das Haupt einer Familie, welche eine halbe Stunde von der Residenz eine kleine Pygmäenkolonie bildete. Aus seinem Munde erfuhr ich die Bestätigung, daß ihr Volksname Akka sei. Die Akka bewohnen ausgedehnte Gebiete im Süden der Monbuttu, ungefähr zwischen dem 1. und 2.° nördl. Br. Ein Teil derselben ist dem Monbuttukönige unterworfen, und dieser hatte auch einige Familien des Pygmäenvolkes in seiner Nähe angesiedelt. Adimoku wurde im Laufe von 2 Stunden gemessen, porträtiert, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt. Er hatte nur eine Höhe von 1,5 m, dies war jedenfalls das durchschnittliche Maß. Trotz seines großen Hängebauches, trotz seiner kurzen dürren Säbelbeine leistete Adimoku im Tanze wahrhaft Unglaubliches an Sprungkraft und Gewandtheit. Seine Sprünge und Stellungen waren dabei von Lebhaftigkeit des Gesichtsausdrucks unterstützt, daß alle Anwesenden sich den Bauch vor Lachen halten mußten. Bereits am folgenden Tage erfreute ich mich wieder des Besuchs von 2 jungen Männern. Nachdem ich ihnen alle Furcht benommen, erhielt ich fast täglich Besuche von Akka. Unvergeßlich war mir eine Begegnung, wo ich Gelegenheit finden sollte, mehrere Hunderte von Akkakriegern zu sehen. Von einer großen Kriegerschar begleitet, brachte Mummeri, Munsas Bruder, einen Teil der Kriegsbeute seinem königlichen Herrn,

und ein ganzes Corps von Pygmäen befand sich in seinem Gefolge. Ich kam bei der Rückkehr von einem Ausflug durch das große Residenzdorf und wußte nichts von Mummeris Ankunft. Da sah ich mich auf dem weiten freien Platze vor den königlichen Hallen plötzlich von einem Haufen übermütiger Knaben umringt, welche ein Scheingefecht zu meinem Empfange improvisierten, ihre Pfeile auf mich richteten und in einer Weise mich umschwärmten, daß ich diese Zudringlichkeit mindestens für unziemlich hielt. „Da sind die Tikitiki," riefen meine Niamniam (so heißen die Akka bei ihnen), „du glaubst wohl, es seien Kinder, das sind Männer, die zu fechten wissen." Trotz aller angewendeten Sorgfalt und Pflege erlag mein Adoptivsohn Nsewuë in Berber einer Ruhr. —

Der 12. April 1871 war als Termin zum Aufbruch nach Norden festgesetzt, und nach acht Monate langer Abwesenheit war ich glücklich wieder in meinem alten Standquartier, der Seriba Ghattas, angelangt. Ich hatte vollauf zu arbeiten, um die reichen Ergebnisse des letzten Jahres für den weiten Transport gehörig vorzubereiten. Briefe mußten für ein Jahr im voraus geschrieben werden, und mein damaliger Fleiß lohnte sich wahrlich; denn was ich niedergeschrieben und kopiert, die Berichte sowohl wie die Karten, boten mir den einzigen Ersatz für den Verlust aller meiner Papiere, der mich am 1. Dezember 1870 bei einer Feuersbrunst in der Seriba betraf. Ich hatte wenig mehr als das nackte Leben gerettet: ohne Kleider, ohne Waffen und Instrumente, ohne Thee und Chinin stand ich jetzt vor dem Haufen Kohle und Asche, welcher unwiederbringlich verloren die Frucht mehrjähriger Anstrengung barg. Ich beschloß, der unseligen Brandstätte den Rücken zu kehren, um mich mit meinen Dienern nach Kurschuk Ali's Seriba jenseits des Djur zu begeben, bei deren wohlwollendem Verwalter ich nicht vergeblich hoffen durfte, für einige der dringendsten Bedürfnisse Abhilfe zu finden. Meiner Taschenuhren beraubt und außerstande, dieselben auf irgend eine Art zu ersetzen, war ich jetzt auf das einzige, mir noch zur Sicherstellung der zurückgelegten Wegstrecken übrig gebliebne Mittel verfallen, meine Schritte zu zählen. Bis zu meiner Einschiffung in der Meschera am 26. Juni 1871 zählte ich 1 ¹/₄ Mill. Schritte. Am 21. Juli waren wir in Khartum angelangt. Am Tage nach meiner Ankunft telegraphierte ich nach Alexandrien meine glücklich erfolgte Rückkehr. Nach einer Abwesenheit von 3 Jahren 4 Monaten betrat ich schließlich am 2. November 1871 in Messina wieder europäischen Boden.

Zweites Kapitel.

Erforschung von Sahara und Sudan.

4. Heinrich Barth*).

1. Bis Mursuk.

Es war am 5. Oktober 1849, als mein verehrter Lehrer und Freund, Herr Professor Karl Ritter, dem ich gerade einen Besuch machte, mir mitteilte, daß die englische Regierung im Begriff stehe, Herrn Richardson auf eine Mission nach Zentralafrika zu schicken zu dem Zwecke, englischen Kaufleuten Eintritt und Sicherheit in den Negerstaaten zu erwirken und dem Sklavenhandel zu steuern. Dieselbe hatte durch den preußischen Gesandten in London das Anerbieten gestellt, einem deutschen Reisenden die Beteiligung zu gestatten, falls er 4000 M. zur Bestreitung der Reiseunkosten für seine Person mitbringe. Ich hatte bei den Erforschungen der griechischen und römischen Altertümer an den Küsten des Mittelmeers stets einen Seitenblick nach jenen halb oder ganz unbekannten Gegenden im Innern Afrikas geworfen. Schon in früher Jugend hatten Mungo Parks und der Gebrüder Lander Reisen in Afrika meine geistige Teilnahme im höchsten Maße auf sich gezogen. Die Worte eines Haussa-Sklaven in der tunesischen Stadt Kaf, mit dem ich in eine Unterhaltung über seine Heimat geriet, tönten fortwährend in meinen Ohren. Seine Worte: „So es Gott gefällt, sollst du dich noch aufmachen und Kano besuchen," fingen an, mich zu mahnen, sobald ich zur Ruhe des europäischen Lebens zurückgekehrt war. Mit Begeisterung bot ich mich Herrn Richardson zum Begleiter an. Mein Vater drang jedoch in einer Weise in mich, von dem gefahrvollen Unternehmen abzustehn, daß meine kindliche Ergebenheit mich Folge leisten hieß. Ich trat daher

---

*) Quelle: Dr. H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika 1849—55. Gotha, Perthes 1857. 5 Bände.

meinen Platz Herrn Dr. Overweg ab, der in jugendlicher Begeisterung sofort seine Dienste anbot. Mein Anerbieten war jedoch von der englischen Regierung bereits angenommen, und so schloß ich mich denn in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Overweg der Unternehmung an.

Mit meinem deutschen Gefährten reiste ich über Marseille nach Tunis. Ich versah mich hier mit der halb arabischen, halb sudanischen Tracht, die sowohl für das Klima sehr geeignet, als auch in den Augen der Einwohner Nord- und Zentralafrikas anständiger ist als die Kleidung der Europäer. Zur Erleichterung des Verkehrs in den größtenteils dem Islam angehörigen Gegenden wählte ich den arabischen Namen Abd el Kerim und fügte mich ohne Bedenken gewissen Gebräuchen der Moslemin, in denen sich wahre Gottesfurcht bekundet. Es waren dies nicht allein Redensarten wie „bism' illah“ (im Namen Gottes), „el hamdu lillah“ (gelobt sei Gott), sondern ganz besonders das Spenden von Almosen.

Am 30. Dezember 1849 verließen wir Tunis mit einem hübschen Vorrat nützlicher und schmucker Artikel. Auf Maultieren ritten wir bis zum Hafen von Sphax, mieteten ein Boot mit einer hundehütteartigen Kajüte und begannen die Fahrt über die kleine Syrte. In Sarsis stiegen wir wieder ans Land, um von hier aus in Begleitung einer Karawane mit Pferden und Kamelen Tripoli zu erreichen. Am 18. Januar 1850 langten wir daselbst an, 12 Tage später auch Herr Richardson mit einem zerlegbaren Boote, dem Zelte, den Instrumenten und Waffen. Noch ein ganzer Monat war indessen zur vollständigen Ausrüstung erforderlich. Ich benutzte daher die Zeit vom 4. bis zum 26. Februar 1850 zu einem Ausflug nach dem südlich von Tripoli aufsteigenden Ghuriangebirge. Die Kalkhöhenzüge waren zerrissen von Wadis, d. h. von Flußbetten, die nur zur Regenzeit Wasser führen. Wo sich eine lebendige Quelle befand, da fehlte es nicht an Datteln, Oliven, Feigen, Pfirsichen, Safran und Korn. Araber und Berber haben hier ihre Dörfer, die Beduinen nur Zeltdörfer. Hier und da erhebt sich ein verhaßtes türkisches Kastell; besäet ist die ganze Gegend mit Resten römischer Baudenkmäler; auch Reste arabischer Burgen aus der Blütezeit des Kalifenreichs sind noch vorhanden. Am 16. Febr. war die ganze Gebirgslandschaft etwa einen Zoll hoch mit Schnee bedeckt, und das Thermometer zeigte nur 1,2 ° C.

Es war spät am Nachmittage des 24. März 1850, als Overweg und ich in feierlichem Aufzuge, auf unsern Kamelen sitzend, die Stadt Tripoli verließen. Wir besaßen zur Höhenbestimmung nicht Barometer und Aneroïd, sondern nur Kochinstrumente. Unsre Fernröhre waren von mittelmäßiger Güte. Meinen Kompaß und mein Chrono-

meter trug ich stets um den Leib geschnürt. Wir besaßen insgesamt 5 Zelte, die leider ungefüttert waren und daher weder dem Sturme, noch den Strahlen der Sonne recht zu widerstehen vermochten. Das Boot war in 4 Abteilungen zersägt; diese wurden den Kamelen aufgepackt und schmiegten sich viel besser an die Seiten des Tieres an als die großen Kisten, welche unsre Vorräte, Bücher und Geschenke für die Häuptlinge enthielten. Unser erster Tagemarsch erstreckte sich nur bis zu einer Gruppe von Dattelpalmen, wo wir bis zum 29. März verblieben. Denn nichts ist verderblicher für einen Reisenden als plötzlicher Aufbruch von städtischem Stillleben zu langer, angreifender Reise in heißem Klima. Im Zelte außerhalb eines Ortes gewöhnt man sich, die kleinen Vorräte, die man mit sich führt, als die hauptsächlichste, wenn nicht einzige Quelle seines Lebens zu betrachten und lernt Hitze und Sonnenbrand ertragen. Overweg und ich brauchten 8 Kamele für unser Gepäck und 2, die wir selbst ritten und die unser Eigentum waren, während die erstern gemietet waren. Ich hätte freilich lieber ein Reittier gehabt, das dem Reiter mehr willkürliche Bewegung gestattet; doch starke Esel gab es in Tripoli nicht, und die Reise zu Pferd war für meine Mittel zu teuer. Am 5. April verließ uns der freundliche Herr Warrington aus Tripoli, und ich winkte ihm von meinem herrlichen, malerisch gesattelten Bu-ssaeti ein Lebewohl zu.

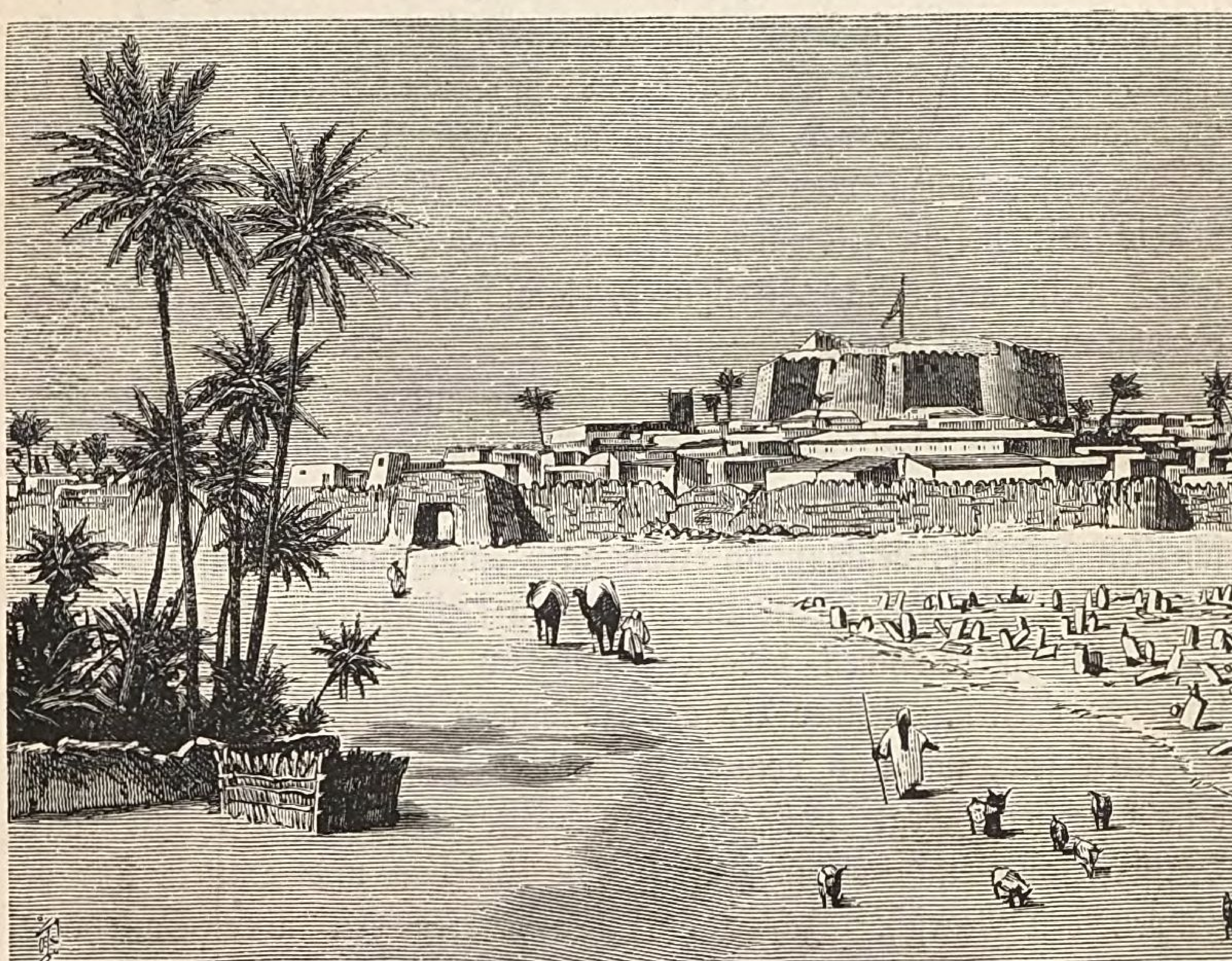
Unser erstes Ziel war die kleine Oase Misda, bis wohin einst eine römische Poststraße führte, deren Meilensteine hier und da am Wege lagen. Ich hatte mir die Oase von Misda im Wadi Sofedjin größer vorgestellt; aber doch erfüllte mich der Anblick der schönen reifenden Gerstenfelder, die infolge künstlicher Bewässerung in der größten Regelmäßigkeit dastanden, von den Dattelpalmen wie von einem lebenden Rahmen umschlossen, mit inniger Freude. Die Brunnen der Oase sind von geringer Tiefe, und das Wasser wird von Rindern heraufgezogen. Da es aber bei unserm Durchmarsch nur 3 Exemplare dieses wertvollen Tieres gab, so waren bei weitem nicht alle Brunnen benutzt. Die Leute wohnen in Gipswohnungen, schienen aber sehr an wunden Augen zu leiden. Die mittlere Geschwindigkeit unsrer Kamele betrug 2½ engl. Ml. in der Stunde. Overweg und ich maßen wiederholentlich die Geschwindigkeit unsers Marsches mit der Kette. Vom Wadi Semsem aus entdeckte ich während eines Rasttags am 14. April 1850 eines der schönsten römischen Denkmäler, einen turmartigen Säulenbau mit Skulpturen und erkannte darin den unumstößlichen Beweis, daß selbst diese Gegenden südlich von Misda früher nicht so dürftig gewesen sein können, als sie jetzt sind, daß sie einst eine Bevölkerung ernährten, gebildet genug, um solche Werke der Kunst

zu würdigen. Unser Weg führte uns von Wadi zu Wadi, oft durch schwer zu übersteigende Engpässe.

Bald erreichten wir südlich vom Brunnen Taboníeh die Hammada, d. i. das Plateau, das in siebentägigem Marsch überschritten wurde. Eine Hammada war nichts Neues; ich hatte deren schon mehrere durchschnitten auf meinen frühern Wanderungen. Aber hier war es die Hammada, die eine wohlbekannte, heißglühende, wasserlose Ebene, die sich in ungeheurer Ausdehnung durch diesen Teil Nordafrikas ausbreitet und den weiten Umweg der östlichen Straße nach dem Sudan bedingt hat. Indem wir die westliche wählten, standen wir in geringer Entfernung von der Küste in seither unbekannten Gegenden. Ich fand die Hammada weniger nackt und kahl, als ich mir sie vorgestellt. Sie wird von Stellen frischen, wenn auch spärlichen Graswuchses belebt. Am 19. April brach ein gewaltiger Sturm los, so daß selbst die Felsenschwalben, die uns seither gefolgt waren, sich in unser Zelt flüchteten, das vom Winde umgeweht wurde, so daß wir die Regenflut über uns ergehen lassen mußten. Am 21. April stiegen wir von der durchschnittlich 500 m hohen Hammada wieder abwärts in enger Thalschlucht. An ihrem Ende lag der Brunnen, el Hassi, d. h. der eine wohlbekannte, der ewig wasserreiche Brunnen, dessen Vorrat sich nie vermindert. Unsre Tagemärsche in der nun folgenden Zone der Oasen richteten sich nach den Brunnen; dieselben sind meist in Vertiefungen ausgegraben, zuweilen mit Steinrand und Schutzdach versehen. Der Wüstensand war oft erstaunlich heiß; ein nur einen Augenblick in denselben getauchtes Thermometer zeigte 45 ° C. Wie die Hitze, so wirkten auch die Kamelwanzen in den Lagerplätzen nicht gerade wohlthuend.

Am 6. Mai erreichten wir die Mauern von Mursuk. (Siehe Abbildung Nr. 7.) Dieselben sind aus einer Art Lehm gebaut, der zufolge angeflogener Salzkristalle flimmert. Durch das große Thor der Ostseite traten wir ein. Die Stadt liegt in einer Einsenkung, und diese Lage schließt reinigende Luftströmungen aus; der trockne, nur selten mit Regen befeuchtete Sandboden erfüllt die Luft mit Sandteilchen, welche die Glut der Sonnenstrahlen vermehren. Die Salzbecken am nördlichen Rande der Stadt, die stets eine Ansammlung des faulsten Wassers enthalten, verpesten die Luft. Der Mensch vermag der Hitze nur zu entgehen in der kühlen Halle der Behausung beim kühlenden Palmwein. Die Mauern der Stadt mit ihren Bastionen bilden einen viel zu weiten Rahmen für die Wohnungen der 2800 Einwohner. Nur an den Hallen des Bazars, die auf Palmenstämmen

ruhen, entwickelt sich ein regeres Leben zwischen Käufern und Verkäufern. Mursuk ist nur wichtig durch seinen Zwischenhandel zwischen Tripoli und dem Sudan. Wenige der Kaufleute sind in der Stadt einheimisch; sie nehmen meistens den Gewinn des Handels mit sich aus der Stadt hinweg. Der Palast des Statthalters überragt festungsartig die Stadt und enthält eine Kaserne für die 400 Mann. Trotz der vorzüglichen Kost, welche die Soldaten empfangen, würde doch jeder Fessaner lieber Hungers sterben, als freiwillig dieses Kommisbrot essen. An der Nordseite der Stadt liegen die künstlich bewässerten Felder, worauf Weizen, Gerste und etwas Gemüse mit vieler Mühe



Nr. 7. Ansicht von Mursuk.

erbaut wird. Nur an wenigen bevorzugten Stellen, die von Dattelbäumen dichter beschattet sind, giebt es Fruchtbäume: Granaten, Feigen, Pfirsiche. Zwiebeln — die Lieblingsspeise der Araber — sind häufig zu finden, dagegen Milch — mit Ausnahme von etwas Ziegenmilch — kaum zu erlangen.

2. Von Mursuk nach der Oase Asben.

Erst am 13. Juni brachen wir von Mursuk auf; die Straßen nach dem Sudan teilten sich hier in eine westliche, die nach Bornu,

und in eine östliche, die über Ghat oder Rhat und Asben nach Sokoto führt. Wir wählten die letztere. Um das Land Asben, das vor uns nie die Schritte eines Europäers betreten, mit einiger Aussicht auf Sicherheit zu besuchen, war es notwendig, unter dem Schutze eines mächtigen Häuptlings zu reisen. Die Häuptlinge von Rhat übernahmen zwar unsre Führung, ließen sich die bedingte Summe auszahlen, ohne jedoch irgend welche Gewißheit einer freundlichen Aufnahme in Asben geben zu können. Unser Gepäck wurde von Mursuk aus durch Tuareg (die Bewohner der westlichen Sahara) befördert; sie ließen die Kamele, eins an den Schwanz des andern gebunden, alle von einem Manne geführt, in langem, ernstem Zuge einherschreiten, während die Araber sie rechts und links vom Wege abschweifen lassen. Unter unsern Dienern befand sich von Mursuk aus der treue Mohammed von Gatron, der mich mit kurzer Unterbrechung auf allen meinen gefahrvollen Reisen begleitete. In einem der durchschnittnen Wadis mit hohen Felswänden traf ich in den Stein gehauene Skulpturen, meist allegorische Tierfiguren, die auf die Verbindung der Wüstenbewohner mit Karthago hindeuteten.

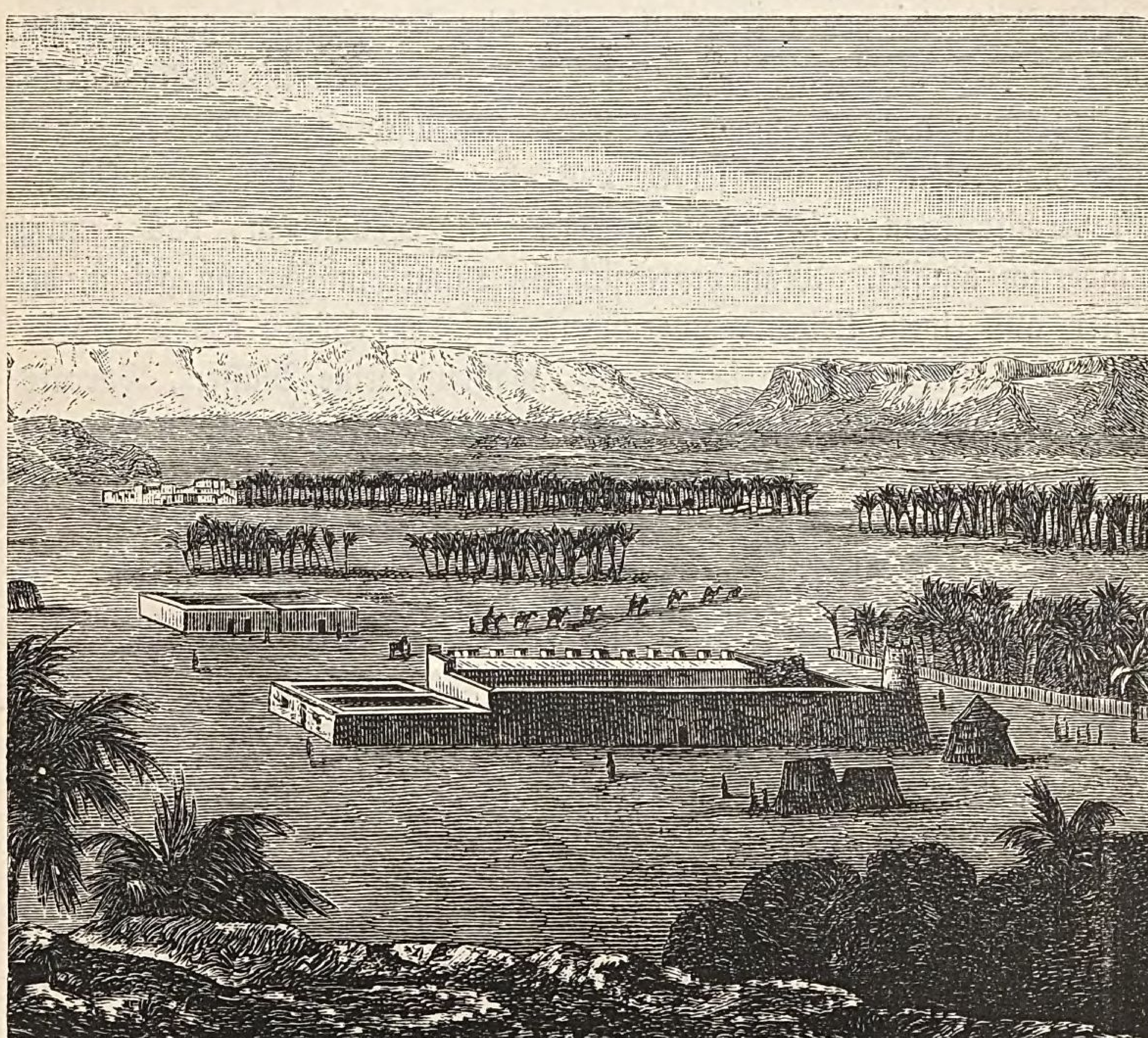
Am 14. Juli näherten wir uns dem verzauberten Schloß Idinen, das nach dem Berichte unsrer Begleiter die Wohnung böser Geister sein sollte. Fest überzeugt, daß es merkwürdige Skulpturen oder Inschriften enthielte, beschloß ich, trotz aller Abmahnungen unsrer Tuareg, die Bergwand mit ihren turmähnlichen Zinnen zu besteigen. Am 15. Juli unternahmen Overweg und ich die Besteigung von verschiednen Seiten. Keiner der abergläubischen Wüstensöhne wollte unser Begleiter sein, um uns vom Berge der indes weiterziehenden Karawane auf kürzestem Wege nachzubringen. Wir versahen uns mit einem Wasserschlauch und einem Imbiß von Zwieback und Datteln und begannen den Marsch. Ich nahm meinen Weg erst über Sandhügel, dann über eine nackte Ebene mit schwarzen Kieseln, über ein Wadi, wo mich 2 prächtige Antilopen wedelnd ansahen, kletterte eine tiefe, breite Schlucht hinunter und an der andern Seite wieder hinauf, um endlich 10 Uhr morgens in höchster Ermattung den Kamm zu erreichen. Von Inschriften oder Skulpturen war ebensowenig etwas zu sehen, wie von den im Gehirn unsrer Tuareg spukenden zauberhaften Palmenhainen. Unbefriedigt, erschöpft und ängstlich schaute ich um mich. Von unsrer Karawane war nichts zu entdecken. Ohne Schutz vor den Sonnenstrahlen war die Ruhe nicht erquickend. Bei meiner Schwäche brachte ich keinen Bissen des trocknen Zwiebacks hinunter, und mein geringer Wasservorrat erlaubte mir nur einen dürftigen Trunk. Von Overweg sah und hörte ich nichts. Ich versuchte auf

anderm Abstieg das Lager zu erreichen und verlief mich. Um Mittag nahm ich den Rest meines Wassers mit einemmale zu mir, ohne Stärkung zu finden. Als ich den Fuß des Felsens erreichte, erkletterte ich einen Sandhügel und schoß meine Pistole ab. Keine Antwort. Ich erklomm eine andre Anhöhe und gab einen zweiten Schuß ab. Während ich mich umschaute, erblickte ich zu meiner unaussprechlichen Freude in einiger Entfernung einige kleine, runde Hütten, die sich an Ethelbäume anlehnten. In höchstem Jubel eilte ich ihnen zu; doch sie waren verlassen. Die Sonne neigte sich zum Untergange; ich mußte auf ein Nachtlager denken und hatte die Wahl zwischen den Hütten und einem Baume, der mir in geringer Entfernung zuwinkte. Ich schleppte mich zu dem Baum, weil er auf einem höhern Platz stand. Ich wollte ein Feuer als Notsignal anzünden. Mir fehlte die Kraft. Ich war gänzlich zusammengebrochen und fühlte, wie ein Fieber sich meiner bemächtigte. Als es völlig dunkel geworden war, erhob ich mich und schaute um mich. Da erblickte ich zu meiner höchsten Wonne ein großes Feuer. Es konnte nur das Feuerzeichen meiner mich suchenden Begleiter sein. Mich emporrichtend, feuerte ich eine meiner Pistolen ab. Ich horchte, horchte lange, alles blieb totenstill. Auch auf meinen zweiten Schuß folgte keine Antwort. Ich legte mich wieder nieder, mich ruhig in mein Schicksal ergebend. An Schlaf war nicht zu denken. Rastlos und in heftigem Fieber warf ich mich auf dem Boden umher, bis das Zwielicht erschien. Alles war Ruhe und Stille. Ich raffte alle Kräfte, die mir noch geblieben waren, zusammen und lud die Pistole mit einem gewaltigen Schuß. Ich feuerte einmal, zweimal; ich glaubte, der Schall hätte die Toten erwecken können, aber keine Antwort traf mein Ohr. Die Sonne stieg auf; mit der Hitze ward mein Zustand immer unerträglicher. Ich litt unsäglich an Durst. Endlich ward ich besinnungslos. Ich kam erst wieder zum Bewußtsein, als die Sonne sich hinter die Berge senkte. Plötzlich traf der Schrei eines Kamels mein Ohr: der klangreichste Ton, den ich je im Leben vernommen. Ich erhob mich etwas und sah einen Tuareg in einiger Entfernung langsam, nach allen Seiten umherspähend, vor mir vorbeireiten. Er hatte auf dem steinigen Boden meine Fußspur verloren. Ich öffnete meine trocknen Lippen, und mit meiner geschwächten Stimme „aman, aman“ (Wasser, Wasser) rufend, war ich entzückt, eine bejahende Antwort zu erhalten. In wenigen Augenblicken saß er an meiner Seite, wusch und besprengte meinen Kopf, während ich unwillkürlich in ein oft wiederholtes el hamdu lillahi (gelobt sei Gott) ausbrach. Er hob mich aufs Kamel und brachte mich zu meinen besorgten Begleitern.

Am 18. Juli erreichten wir die Oase und Stadt Rhat. Sie ist von Tuareg und zwar vom Asgar-Stamme bewohnt, die sich in Edle und Leibeigne gliedern. Die Stellung der letztern entspricht vollständig der der Heloten in Sparta. Waffenlos, dürfen sie keine auffällige Kleidung tragen, müssen für Pflanzungen und Gärten der Edlen Sorge tragen, die Früchte einsammeln und einen Teil derselben an die Herren abliefern. Der Adel lebt von der Arbeit der unterdrückten Klasse, mehr noch von den Durchgangszöllen der Karawanen, kleidet sich prächtig und begnügt sich gegenwärtig mit nur einem Weibe; freilich erfolgt die Scheidung, sobald die Jugend der Frau schwindet. Rhat ist ein Städtchen mit 250 Häusern, mit unregelmäßigem Schutzwall und einem winzigen Marktplatz. Die von Sokoto oder Timbuktu kommenden Karawanen halten daher vor den Mauern ihre Märkte. Von einem Sandhügel aus entwarf ich die Ansicht der Oase (siehe Abbildung Nr. 8). Sie zeigt im Hintergrund die Felswand der Akakuskette, im Vordergrund die stattliche Behausung des Häuptlings, zwischen beiden lange Streifen von Palmen, an deren einen das Städtchen sich anlehnt.

Am 26. Juli setzten wir unsre Reise fort nach Air oder Asben zu. Der Sandstein, der seither den Grund und Boden der Wüste bildete, verschwand und machte dem Granit Platz. Mit dem Auftreten dieses Gesteins nahm die Nacktheit des Bodens zu. Der Granit war im Zustande der äußersten Verwitterung, teilweise in Schuttsand zerstoben und dann die „Spiegelebenen" bildend, teilweise voll von Felssprüngen, oder besäet mit wild aufgetürmten Felsblöcken. Dann ging es wieder die Wadis entlang, wo die sogenannten wilden Ochsen, eine Antilopenart, weideten. Die Tuareg dieser Gegenden bereiten als Hauptnahrung fura, d. i. das auf rohen Brei von Negerhirse gegossene und mit Ziegenkäse gewürzte Wasser. Ich führte auf dem Kamele stets mein Memorandenbuch in der Hand und benutzte jeden Augenblick, um im Zeltlager jene Aufzeichnungen gewissenhaft in mein Tagebuch einzutragen. Seit dem 18. August abends wurden wir von Tuareg verfolgt, die als Freibeuter bekannt waren. Nur auf das Drängen unsrer arabischen Begleiter, die wohl selbst die Hand mit im Spiele hatten, gewährten wir ihnen Nachtlager und Bewirtung. Sie folgten uns gleich Raubvögeln und teilten unsern Kameltreibern ganz offen ihre Absicht mit, uns 3 Christen zu ermorden. Als wir die Nordgrenze von Asben erreichten, fragten wir sofort nach dem berühmten Asbenkäse; doch konnten wir weder diesen, noch Schaf oder Ziege erhalten. Man forderte uns sogar einen Zoll ab für die Benutzung des Brunnens. Auf einmal kam die Nachricht ins Lager,

daß 60—70 Kamelreiter zum Angriff nahten. Unsre Karawane stellte sich in Schlachtordnung und verharrte die ganze Nacht in derselben. Als die ersten der Räuber sich heranwagten, eröffneten wir das Gewehrfeuer. Am nächsten Morgen verlangten sie unsre Auslieferung oder unsern Übertritt zum Islam. Doch unsre Bajonette hielten sie in Respekt. Am 26. August sahen wir die Bergmasse vor uns, die man den „Berg Asben" nennt. Ganz Air ist ein Alpenland. Unsre Verfolger erschienen immer wieder am Horizonte. Unsre ängstlichen



Nr. 8. Aus der Oase Ghat. (Nach Barth.)

Begleiter forderten, daß wir zu unsrer Sicherheit wenigstens auf Augenblicke zum Islam übertreten sollten und erbaten sich schriftliche Zeugnisse, daß sie unschuldig seien an unserm Tode. Endlich aber begnügten sich die Freibeuter mit einem großen Teil unsrer Vorräte. Unsre Expedition hatte Gegenstände von großem Umfang, aber von wenig Wert; daher kam der Glaube, daß wir großen Reichtum mit uns führten; auch die 10 Kisten Zwieback nahm man als mit Gold gefüllt an. 15 Kamele wurden uns von der Weide gestohlen. Wir setzten uns jetzt mit dem Häuptling Annur in Tintellust, der Hauptstadt eines Teiles von

Air, in direkte Verbindung und durften hoffen, von ihm in kurzer Zeit eine Schutzbegleitung zu erhalten, die uns sicher zu ihm bringen würde. Im Thale Tin-tarh-ode machten wir Halt. Eine Menge Knaben kamen in unser Lager; sie hatten schöne, schlanke Gestalt, lichte reine Hautfarbe, waren nur mit einem Lederschurz bekleidet, aber sehr diebisch. Am 1. September ward unser Thal durch Regengüsse in das Bett eines breiten Stromes verwandelt. Unser Eigentum kam in die größte Gefahr; denn der Strom war so mächtig, daß er sogar Kamele mit fortreißen konnte. Eben drohte uns nach dem Verlaufen des Wassers ein neuer Überfall, als die Bedeckung Annurs ankam. Unser Gepäck war ganz durchnäßt, die Zelte lagen im Schlamm auf dem Grunde des Strombettes. Beim Durchschreiten desselben glitten unsre Reitkamele aus und setzten uns ab. Auf dem Wege nach Tintelluſt veranstalteten unsre neuen Begleiter ein Wettrennen, das ziemlich wunderlich ausfiel. Man denke sich ein Kamel in Galopp gesetzt, den Reiter auf einem kleinen, ungenügend auf dem Höcker des Tieres befestigten Sattel hin- und herfliegend, während seine Waffen, Vorratssäcke u. s. w. überall herausstecken oder nachschleppen und sein ungeheurer Schild aus Antilopenleder das arme Tier fortwährend in die Seiten schlägt. Das Kamel ist ausgezeichnet zum Traben, aber es paßt durchaus nicht zum Galopp und seine Bewegungen sind fast ebenso ungelenk wie die der Giraffe. Am 4. September erreichten wir das Thal von T i n t e l l u s t mit der Residenz des Häuptlings. Das Thal von Tintelluſt ist ein breites, sandiges Rinnsal ohne Krautwuchs, nur am Rande mit Buschwerk eingefaßt. Auf der östlichen Seite lag ein kleines, kaum vom Felsen zu unterscheidendes Dorf: die Residenz Annurs.

Wir schlugen unser Lager außerhalb des Dorfes auf. Die Bewohner von Air sind nicht reine Berbern, sondern stark mit Negerblut gemischt; denn die Haussaneger waren die ursprünglichen Besitzer der Oase. Dies dürre Alpenland könnte die zahlreiche Bevölkerung nicht ernähren; aber indem sie das Salz von Bilma nach dem Sudan bringt, verschafft sie sich die Mittel, um Kleidung und sonstige Lebensbedürfnisse im Sudan zu kaufen. Annur, der uns in barbarisch-wohlwollender Weise empfing und unser Geschenk durch nichts erwiderte, forderte für seine Begleitung nach Süden eine bedeutende Summe, aber er hat sein Versprechen auch treu erfüllt. Es war Regenzeit in Air; fast jeden Tag fielen zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags Regengüsse unter heftigem Südwestwind. Es bildeten sich Ströme in den Bergschluchten, und die Natur nahm einen frischen, üppigen Charakter an. Die dichtkronigen Bäume schwirrten von dem fröhlichen Gezwitscher

der Ammern und Finken und von dem Gegirre der Turtel- und ägyptischen Tauben, während der Wiedehopf in fröhlichen Sprüngen auf dem Boden umherspielte. Affen stiegen hinter unserm Zelte zur Tränke. Hyänen und Schakale ließen sich regelmäßig in ihren nächtlichen Wanderungen rund um unser Lager hören, während dann und wann der ferne Ruf eines Löwen erschallte.

Da auch der Oberherr der ganzen Oase, der Sultan von Agades, freundliche Gesinnungen gegen die Expedition hegte und seinen Schutz zusagte, so machte ich einen Abstecher nach Agades. Als ich am 4. Oktober aufbrach, erschien Annur nochmals in meinem Zelt und versicherte mich, daß meine Sicherheit auf seinem Haupte ruhe. Meine kleine Truppe zählte 6 Kamele, 35 Esel und 2 Bullen, von denen einer für mich zum Reiten bestimmt war. Obwohl gewöhnt, zu Pferd oder selbst zu Kamel zu reiten, wollte mir's doch nicht gelingen, den breiten, ungelenken Rücken des Ochsen mit Glück zu besteigen, besonders da weder Sattel noch Decke vorhanden waren, sondern mein Sitz auf den ungenügend befestigten Gepäckstücken sein sollte. Bei einem Schwanken des Gepäcks fiel ich herab und ging zu Fuß, bis ich ein Kamel für mich mieten konnte. Das Land, das wir durchzogen, bildete eine malerische Wildnis, felsiges Terrain, von schlängelnden Thälern, die reich mit Kraut und Mimosen bewachsen waren, durchschnitten und von einzelnen Bergkuppen überragt. Ich traf auch ein rein tropisches Thal, wo Dumpalmen, Akazien und Schlingpflanzen dem Reiter auf hohem Sitze kaum den Durchzug gestatteten. Auch eine barbarische Art des Ackerbaus bemerkte ich in einem der Thäler, 3 Sklaven waren an eine Art Pflug gespannt und wurden von ihrem Herrn wie Ochsen zur Arbeit getrieben. Hier war jedenfalls der südlichste Punkt Afrikas, wo der Pflug zur Anwendung kommt; im ganzen Sudan ist nur die Hacke im Gebrauch.

Am 10. Oktober lag Agades vor uns. Nur gegen abend durfte ein Fremder die Stadt betreten. Der Sohn des Sultans und ein Begleiter erschienen, um uns zu sehn. Ich zog ein Galakleid an: Über einer weiten Tobe von weißer Farbe (Tobe-Hemd) trug ich ein dunkles Sudanhemd und einen weißen Burnus, durch Färben mit Indigo machte ich meine Haut dunkler. Meine reich mit Seide gestickten Schuhe erregten den Neid aller, die sie sahen. Gegen abend zog ich in die Stadt ein, erhielt vom Sultan Wohnung und als Geschenk ein Mais- und Reisgericht, letzteres ohne Salz. Nachdem ich Matte und Teppich auf dem Fußboden ausgebreitet, überließ ich mich der Ruhe. Ein Eunuch lud mich am nächsten Morgen zum Sultan. Sein Palast bestand aus 20—25 kleinern und größern Häusern; das

Wohnhaus des Sultans war vor kurzem ausgebessert und hatte ein zierliches Aussehen. Aus dem Vorzimmer gelangte ich durch eine sehr schwere Holzthüre in das Gemach des Herrschers. Es war 40—50′ lang und ebenso breit; die niedrige Decke war durch 2 Lehmsäulen gestützt. Der Sultan empfing mich sitzend, seine Züge bekundeten Wohlwollen. Er erkundigte sich nach der Nation der Engländer, von denen er noch nie gehört. Ich beklagte mich über die Ausraubung unterwegs, wodurch die für ihn bestimmten Geschenke vermindert seien, und infolgedessen ich gehindert wäre, den Sultan von Sokoto in seiner Residenz zu besuchen. Ich bat ihn, den letztern davon zu benachrichtigen. Am Nachmittag besuchte ich die Stadt, deren Bewohner sich ungemein freundlich gegen mich, den Christen, benahmen. Auf dem Markte standen 50 Kamele zum Verkauf; der Preis derselben wurde in Calico (Baumwollenstoff), Shawls, Hemden und Negerkorn bestimmt. Das Quartier des Gemüsemarktes wies nur Gurken und Melonen auf. Mehr Auswahl bot der Fleischmarkt. Dann wandte ich mich den Kaufhallen zu; hier saßen 6 oder 7 Frauen auf ihrer Lade, worin sie Armbänder, Halsketten, Sandalen, kleine Blechbüchsen (für die Amulette), Lederdosen (für den Tabak), eine Kupfertasse, einen Esel- und Kamelsattel für den Verkauf hatten. Frauen sind hier die vorzüglichsten Lederarbeiter; nur Schuhe und Sättel fertigen die Männer. Damals herrschten die Blattern in der Stadt, gegen die sich heidnische Stämme Zentralafrikas durch Einimpfung schützen, während die Moslemin im Glauben an die Unabänderlichkeit ihres Schicksals diesen Gebrauch vernachlässigen. Am 17. Oktober brach eine Karawane von Tuareg mit 10000 Kamelen nach den Salzlagern von Bilma auf.

Nach meiner Abschiedsaudienz sandte mir der Sultan Abd el Kadiri 3 Briefe, worin er meine Person wie mein Gepäck den Statthaltern von Kano, Katsena und Daura empfahl. Sie lauteten: „Im Namen Gottes! Von dem Emir Abd el Kadiri an den Emir von Daura. Gnade Gottes sei mit den ältesten Begleitern des Propheten, und sein Segen mit den Kalifen! Amen. Ununterbrochener Segen und höchste Wohlfahrt sei mit Euch ohne Ende! Ich sende diese Botschaft an Euch mit Bezug auf einen Fremden und meinen Gast Abd el Kerim (Barth), der zu mir kam und zu dem Sultan von Sokoto zu gehn beabsichtigt, damit, wenn er zu Euch kommt, Ihr ihn beschützen und wohl behandeln möget, so daß keine Freibeuter und Übelthäter ihm selbst oder seinem Gepäck Nachteil bringen mögen, bis er in Sicherheit den Sultan von Sokoto erreichen möge.“ Die Stadt Agades besaß übrigens neben dem Bethause auch eine Schule; die schrillen Stimmen der

50 Schulknaben gaben den Beweis, daß man mit enthusiastischer Energie die Koranverse einübte, welche der Lehrer auf die kleinen Holztafeln der Schüler geschrieben. Auf unserm Rückmarsch nach Tintelluſt rief uns ein Diener plötzlich zu den Waffen; ein Trupp von 5 kurzmähnigen Löwen näherte sich uns. Doch sobald wir ihnen entgegentraten, kehrten sie uns den Rücken und sprangen über das Felsenterrain ihrem Versteck in den Bergen zu. Am 6. November stieß ich wieder zu meinen europäischen Freunden, die ein Lager südlich von Tintelluſt aufgeschlagen hatten.

3. Von Asben nach Kuka.

Erst am 12. Dezember konnten wir nach dem Sudan aufbrechen, da Annur uns nicht früher das Geleit geben konnte. Unsre Karawane glich einer kleinen Völkerwanderung: die Männer zu Fuß oder Kamel, die Frauen auf Rindern oder Eseln mit allem Hausgerät. Eine Rinderherde, sowie eine Herde milchgebender Ziegen und eine Menge junger Kamele liefen nebenher. Der Weg ging wieder über Felsboden, teils mit Granitschutt, teils mit Basaltstücken bedeckt. Aasgeier schwebten über unsern Häuptern. Wir trafen eine von Bilma kommende Karawane, die mit 2000 Kamelladungen Salz nach Kano reiste. Das Salz wird bei Bilma in flüssigem Zustande gefunden, in Hutformen gegossen und in Häuten oder auch in Pulverform verpackt. Die Mitglieder der Karawane vertrieben sich die Abende mit Tanz nach der Trommel. So zogen wir wieder von Brunnen zu Brunnen; sehr selten waren solche Wadis, die von Fächerpalmen bedeckt waren. Am Christabend brachte uns eine Karawane die Nachricht von der Cholera in Tripoli, aber keinen Gruß, keine Zeile aus Europa. Das Lager am Sylvesterabend wurde uns durch die stachlige Sudanklette, die vom Winde aus weiter Entfernung herbeigeführt wird, verbittert. Da der 1. Januar 1851 sehr kalt war, so wünschte Häuptling Annur von Tintelluſt meinen warmen türkischen Burnus in verblümter Rede gegen — einen Käse von der Größe eines Thalers einzutauschen. Eine Straußenfamilie zog im Gänsemarsch in einiger Entfernung von uns über die Wüste. Am 6. Januar erreichten wir die Landschaft Damerghu an der Nordgrenze des Sudan. Neben jeder Hütte stand ein kleiner Kornschober, etwas über den Boden erhöht, um seinen Inhalt gegen Mäuse und Termiten (Ameisenart) zu sichern. Die Weiden, welche die Stoppelfelder unterbrachen, waren belebt von Rinder- und Pferdeherden. Als wir am 10. Januar den Ort Taghelel erreichten, trennten wir

3 Europäer uns voneinander. Ich beschloß, unter dem Schutze von Annurs Bruder Kano zu erreichen und mit meinen Gefährten am 1. April in Kuka zusammenzutreffen. Ich war glücklich, als ich nun endlich wieder zu Pferde saß; denn das Reisen zu Kamel macht zu sehr abhängig von den Launen des Tieres. In Gesellschaft der Salzkarawane zog ich weiter. Die Landschaft ward waldig: Tamarindenbäume, Tulpenbäume, übersäet von Blüten, aber ohne ein einziges Blatt, Baumwollenpflanzungen zwischen den Kornfeldern traten auf.

Bald rückten wir ein in das Gebiet der Haussa-Neger. Ihre ganze Einrichtung atmet Behaglichkeit; der Hofraum ist durch einen Zaun aus Rohrmatten abgeschlossen; nahe am Eingang liegt die Schattenhalle, wo man den Fremden empfängt und die Geschäfte des häuslichen Lebens besorgt. Die Hütte — entweder ganz aus Rohr oder im untern Teile aus Lehm — ist stets warm und wohl abgeschlossen; die ganze Wohnung ist mit weithin schattenden Bäumen umgeben und belebt durch eine Menge Kinder, Ziegen, Hühner und Tauben. Die Bewohner haben ein heitres Temperament, welches das Leben freudig genießt, und eine sanfte Zuneigung zum weiblichen Geschlecht, doch frei von Ausschreitungen. Die Reichen haben nie mehr als 2 Frauen, die Armen nur eine. Man trinkt — da die Bewohner meist Heiden sind — berauschende Getränke, doch habe ich Trunkenheit fast nie bemerkt. Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern sehr einfach; dem Manne genügt ein weites, dunkles Hemd, Beinkleider — die er bei weitern Märschen auszieht, — eine Kappe als Kopfbedeckung und Sandalen. Die besonders in der Jugend hübschen Frauen, die mit häuslicher Arbeit überladen sind, tragen ein großes, dunkelfarbiges Baumwollentuch als einziges Kleidungsstück, das sie über oder unter der Brust befestigen. Ihr Schmuck besteht in einer Menge Glasperlen, die sie als Kette um den Hals tragen.

Ein merkwürdiges Gericht der Haussa schienen mir die gerösteten Heuschrecken zu sein, die man ißt ihres guten Geschmacks wegen und aus Rache. Ich hatte auch Gelegenheit, einen Blick in eine Haussa-Färberei zu thun; der Färber besaß eine Plattform mit 14 Löchern oder Töpfen; in diesen wurde eine Farbe aus Indigo zubereitet, und darin ließ man die Gewänder 1—7 Tage liegen. Am 22. Januar lagerte ich vor den Mauern Katsenas und sollte nun Gelegenheit finden, die Besieger der Haussa, die hellfarbigen, herdenweidenden Fellata, auch Fellani oder Fulbe genannt, genauer kennen zu lernen. Sie müssen auf ihrer Hut sein, damit nicht eines Tages Haussa und Tuareg über die verhaßten Eindringlinge herfallen. Der Statthalter von Katsena, der unter dem Sultan von Sokoto stand, sandte mir

einen Widder und 2 Kalabassen voll Honig und brachte mich in die peinliche Lage, ihm ein Gegengeschenk machen zu müssen. Ein Trupp von 8 berittenen Musikanten beehrte mich mit einem Ständchen; ich gab für diesen Höllenlärm eine ansehnliche Portion Gewürznelken. Als ich dem Statthalter meine Aufwartung machte, schenkte ich ihm 2 rote Mützen, ein Stück gedruckten Kattuns, ein englisches Rasiermesser, Scheren, ein Pfund Gewürznelken, Weihrauch und ein Paket englische Nadeln. Derselbe ließ mich nicht in Gesellschaft der Salzkarawane weiterziehen, sondern hielt mich zurück, angeblich um mir wohlzuthun, in Wirklichkeit um ein Geschenk zu erpressen. Die Stadt hat Umfassungsmauern von ungeheurer Dicke und einem Umfange, daß sie 12mal soviel Einwohner fassen könnte als sie hat (7—8000). Dieselben wohnen in leichten, zerstreuten, durch Stoppelfelder geschiedenen Hütten, die von prächtigen Bäumen beschattet sind. Auf dem Markte bemerkte ich viel einheimisches Baumwollenzeug, Nürnberger Kleinwaren, Zitronen, doch sonst wenig Nennenswertes. Der Statthalter ließ sich endlich abfinden mit einem Kaftan von Sammet, einem Teppich, Weihrauch, einem Bleistift, Arzeneien. Den einen seiner Wünsche, ihm Raketen zum Erschrecken des Feindes abzulassen, konnte ich leider nicht erfüllen.

Am 30. Januar brach ich auf nach Kano. Unabhängig von jedermann, mit meinem kleinen Trosse von 3 Begleitern, ohne Hab und Gut in die Welt hineinziehend, konnte ich mich ganz dem Gefühle der Freiheit und dem herrlichen Anblick von Gottes Schöpfung hingeben. Die Landschaft gehörte zu den schönsten, die ich je im Leben gesehen. Der Boden war leicht gewellt, mit frischem Gras bekleidet; darüber erhob sich der edlere Pflanzenwuchs in üppigen, parkähnlichen Gruppen. Reich bevölkert war dieselbe von unzähligen lebhaften Vögeln, unter denen mir besonders der große hellblaue Sserdi auffiel. Herden weißer Kühe, untermischt mit Buckelochsen, kaffeebraune Ziegenherden belebten die Weiden. Baumwollenfelder, künstlich bewässerte Beete mit Weizen, Zwiebeln, Tabak unterbrachen die Parklandschaft und legten ebenso wie die Bienenkörbe Zeugnis ab von der menschlichen Betriebsamkeit.

Je näher wir Kano, dem afrikanischen London, kamen, um so belebter wurden alle Straßen; alles grüßte freundlich mit den Worten: „Segen über euch! Gemach, gemach, ei, ei!“ Wir rückten dem bewaldeten Stadtgraben näher, passierten das Mauerthor und nannten dem Thorwächter unser Absteigequartier. Ich hatte meine Vorräte nach Kano vorausgesandt, die ungefähr einen Wert von 200 spanischen Thalern darstellten, und die ich hier vorteilhaft zu verkaufen hoffte, um

die Schulden an meine Begleiter, für den Transport meiner Waren u. s. w. auszugleichen; doch die Waren waren so wenig begehrt und so niedrig im Preise, daß ich nichts verkaufen konnte. Ich borgte mir 2000 Kaurimuscheln — an Wert weniger als ein österreichischer Thaler — um nur die nötigsten Ausgaben für meinen Haushalt zu bestreiten. Meine Gläubiger verfolgten mich, meine Diener verspotteten mich; ich sollte dem Statthalter und dessen Premierminister ein ansehnliches Geschenk machen; ich bekam einen Fieberanfall, der mich in meiner dunkeln, höchst unbequemen Behausung voller Mäuse und Ungeziefer aufs harte Lager warf. Am 18. Februar hatte ich Audienz und legte meine Geschenke vor, deren hauptsächlichstes ein schwarzer Burnus mit Seidenstickerei und Goldlitzen war. Nun hatte ich die Erlaubnis zum Besuche der Stadt, und am nächsten Morgen machte ich mich zu Pferde auf. Man muß reiten, um in die eingezäunten Höfe und Hütten sehen zu können; die Paläste der Araber und Fellata sind freilich mit so hohen Mauern umgeben, daß ein Blick in dieselben unmöglich ist. Der Markt bot ein buntes Bild. Von einheimischen Waren gab es besonders Baumwollenzeuge mit Indigo gefärbt, Sandalen, Ledertäschchen, Gurunüsse. Von eingeführten Artikeln fielen mir besonders in die Augen Kattun aus Manchester, französische Seide und ebensolcher Zucker, rotes Tuch aus Livorno und Sachsen, Glasperlen aus Venedig, Spiegel, Nadeln und Kurzwaren aus Nürnberg, Schwertklingen aus Solingen. Dort sehe ich eine große Schattenhalle, eine Art Hürde, voll halbnackter, halbverhungerter Sklaven, ihrer Heimat, ihren Männern, ihren Eltern oder Kindern entrissen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelt auf den Käufer starrend. Hier reitet ein reicher Herr in Samt und Seide, gefolgt von einem Sklaventroß, dort fühlt ein Blinder seinen Weg durch die Menge. Blicke ich über die Hofzäune, so sehe ich reinliche, gemütlich aussehende Hütten, einen saubern Schuppen, worin die Hausfrau in einfachem Gewande die Mahlzeit bereitet, Baumwolle spinnt oder die Sklavinnen antreibt zu rascherem Stampfen des Korns. Die nackten Kinder spielen fröhlich im Sande unter dem Schatten des Baumes oder jagen hinter der Ziege her. Jetzt begegnet mir eine aufgeputzte Kokette, dann ein aussätziger Kranker; bald gewahre ich einen Färber, bald einen Grobschmied in seiner Thätigkeit, welch letzterer den schärfsten Dolch, den mit Widerhaken versehenen Speer und die Hacke zum Landbau verfertigt. Mein Weg führt mich vorüber vor einer Gruppe lässiger Lazzaroni, vor einer heimkehrenden Karawane; dort bemerke ich einen unheimlichen Zug: Sklaven schleppen einen verstorbenen Leidensgenossen in den alles verschlingenden Sumpf. Alle Nationen, Farben und Ge-

stalten sind hier vertreten: der olivenbraune Araber, der rötere Tuareg, der dunkle Bornuaner, der leicht und schlank gebaute Fellani, der Mandingo mit breitem Gesicht. Die Stadt mochte 30000 Einwohner zählen. Als mir der Statthalter am 2. März 60000 Kurdi (Muscheln im Werte von 24 span. Thalern) zum Geschenk machte, kaufte ich 2 Kamele und Proviant und machte mich mit meinem treuen Gatroner und 2 andern jungen Dienern auf den Weg nach Kuka.

Am 9. März brach ich auf, heftig vom Fieber geschüttelt. Mein Reisegenosse war ein vornehmer Araber aus Fes, der Schulden einkassieren wollte. Er hatte unter seinen Sklaven einen, der sich 20 Jahre in Konstantinopel aufgehalten und das Neugriechische sprach. Ich war nicht wenig überrascht, als er mich in dieser Sprache anredete. Am 13. März überschritt ich die Grenze von Bornu. Mit diesem Schritte war ich in vollständig neue Verhältnisse eingetreten: die Kanorisprache verdrängte das Haussa; der Bornuaner mit seinem breiten Gesicht, den weitgeöffneten Nasenlöchern, den derben Knochen und eckigem Gesicht, mit seinem melancholischen, gedrückten und rohen Wesen verdrängte den angenehmen Haussa-Neger. Am 15. März erhielt ich in Gummel an der Westgrenze Bornus Briefe aus Europa und fand in einem derselben 2 spanische Thaler. Es war das einzige gangbare Geld, das ich damals besaß und deshalb für mich von ungeheurem Werte.

Von dem rastlosen Streben europäischer Wissenschaft neu beseelt, und durch die Versicherung, daß geehrte Männer in so großer Entfernung mit der lebendigsten Teilnahme dem Unternehmen folgten, neugestärkt, gab ich sofort Befehl zum Aufbruch, meinen arabischen Begleiter zurücklassend. Die Hauptstraße nach Kuka glich einem kleinen Fußpfade bei uns. Ich reiste von Stadt zu Stadt, den Statthaltern meinen Besuch machend und Geschenke austeilend. Durch einen edlen Araber erfuhr ich am 24. März die Kunde, daß Herr Richardson, der Leiter der Expedition, noch bevor er Kuka erreicht, gestorben sei. Ich machte einen Abstecher von der Hauptstraße nach Nghurutua an das Grab meines Reisegefährten. Seine Grabstätte war unter einer Sykomore und mit Dornbüschen geschützt. Tief bewegt schied ich von derselben, den Allgütigen inbrünstig anflehend, mir bessern Erfolg zu verleihen als meinem Gefährten und meine Gesundheit zu stärken. Die Leitung der Expedition wurde später durch die englische Regierung mir übertragen. Es galt nun ein Walddickicht zu durchschreiten, durchzogen von den Armen des Komadugu (der in den Tsadsee mündet), überall Fußspuren von Elefanten und Löwen zeigend. Am Flusse hinziehend, begegneten wir einer Gesellschaft einheimischer Reisenden, von denen

3 je ein Paar Kürbisflaschen trugen; diese Kürbisse, die auf der untern Seite durch ein Querholz verbunden waren, dienen als eine Art Fähre, auf welcher man in reitender Stellung Flüsse passiert.

Am 2. April ritt ich in dürftigem Aufzuge ohne Geschenke in die Residenz des Sultans von Bornu, Kuka, ein. Es fehlte nicht an Neugierigen, die mich in meiner Dürftigkeit angafften; doch wie wuchs ihr Erstaunen, als ich nach der Wohnung des Scheichs oder Sultans fragte. Ich ritt den Dendal (die Königsstraße) entlang zum Palaste des Veziers, der eben mit reicher Eskorte zur Nachmittagsaudienz beim Scheich reiten wollte. Mit dem freundlichsten Lächeln grüßte er mich, mir gute Aufnahme seitens des Sultan verheißend und mir mein Quartier anweisend. Am 3. April machte ich dem Vezier, am 4. dem Scheich meine Aufwartung. Der letztere, Omar mit Namen, war ein Mann von 36 Jahren, höchst einfach, wohlwollend, aufgeweckt, nur etwas rund. Er trug ein helles Sudanhemd, einen Burnus um die Schultern, einen dunkelroten Shawl ums Haupt gewunden. Das Hauptstück meiner ärmlichen Geschenke war eine kleine Ausgabe des Koran. Von Verträgen, die Abschaffung der Sklaverei und die Sicherheit englischer Kaufleute in Omars Reich betreffend, konnte natürlich vorderhand nicht die Rede sein. Wohl aber mußte ich die peinliche Frage berühren, was aus Herrn Richardsons Eigentum geworden. Der Vezier zeigte mir dasselbe in bester Ordnung, wollte es bei Overwegs Ankunft ausliefern, versprach mir Schutz und Beistand, so daß meine wissenschaftlichen Unternehmungen sofort beginnen konnten. Er wünschte lebhaft, daß sich ein Handel zwischen England und Bornu entwickle; aber er verbat sich die Einführung von zwei Artikeln: geistigen Getränken und Bibeln. Er lieh mir Geld, allerdings zu riesigen Prozenten, wodurch ich Herrn Richardsons Diener auszuzahlen in den Stand gesetzt wurde. Nun wurde mein Aufenthalt im sogenannten „englischen Hause“ erträglicher, obwohl Flöhe, weiße, zuckersuchende Ameisen und Wanzen nicht fehlten. Der Scheich schenkte mir ein Pferd; ich kaufte 2 andre dazu, denn ich rüstete mich zur Reise nach Adamaua. Auf meinem Gaul sah ich mir Kuka an. Es besteht aus 2 getrennten, mit besondrer Mauer umgebenen Städten. Zwischen beiden ist ein freier Platz, durch den die beide Stadthälften verbindende Straße hinzieht. Es war Montag und daher Hauptmarkt, der sich von 11—3 Uhr, also zur Zeit der größten Hitze, am lebhaftesten entwickelt, indem 15- bis 20000 Besucher sich auf demselben drängen. Matten, Stangen zum Hüttenbau, Schlacht- und Lastochsen, Kamele, Pferde, Korn in Ledersäcken, Kleidungsstücke, Perlen, Lederarbeiten, Sklaven kommen zum Verkauf. Der Markt ist nicht in Quartiere,

entsprechend den Handelsartikeln, geteilt, sondern jeder Verkäufer kauert sich mit seiner Ware hin, wo Platz ist. Man bietet die Waren nicht aus. Nur das Pfeifen des Barbiers übertönt das Feilschen des Mäklers, der alle größern Geschäfte vermittelt. Das Tauschmittel ist die Muschel. Die Preise sind in Kuka billiger als in ganz Zentralafrika: Für 1 Thaler kauft man 3 Ochsenladungen Hirse, für 1½ Thaler einen Schlachtochsen zu 600 Pfund, für 2 Thaler einen Lastochsen oder eine Milchkuh, für 1 Thaler 2 gute Schafe, für 8—20 Thaler ein Kamel, für 6—8 Thaler ein gutes Reisepferd, für 30 Thaler ein Paradepferd.

4. Ausflug nach dem Tsadsee.

Scheich Omar ging am 23. April mit dem Hofe nach Ngornu am Westufer des Tsadsees. Der Vezier lud mich dahin ein, und ich folgte. Es war in der Trockenzeit. Schon am Morgen nach meiner Ankunft brach ich zu Pferde nach dem See auf, den ich ganz nahe wähnte. Ich eilte mit meinen Begleitern rasch vorwärts, doch kein See war zu sehn. Eine endlose, grasige Ebene dehnte sich vor uns aus bis zum Horizont. Doch das Gras nahm stets an Frische zu, und endlich erreichten wir einen Sumpf, der ein höchst unregelmäßiges Ufer bildete, manchmal weit austretend, dann wieder sich einziehend. Es war ein vergebliches Bemühen, einen Blick auf offnes Wasser zu erhalten, und ich kehrte nach Ngornu zurück. Wie verschieden war der jetzige Umfang des Sees von dem, den ich im Winter 1854 auf 55 sah, bei welcher Gelegenheit die Stadt Ngornu halb vom Wasser zerstört war! Der Tsad ist eine ungeheure Lache, die ihre Ufer jeden Monat ändert. Am 26. April 1851 machte ich in Begleitung zweier Reiter meinen zweiten Ausflug nach dem See. Kein Baum, kein Strauch unterbrach die grasige Fläche, kein lebendes Wesen war auf diesen reichen Auen zu sehn. Bald erreichten wir die Sumpfufer, und unser Marsch an denselben entlang ging durch Wasser, das uns Reitern zuweilen bis ans Knie reichte. Umstanden war das offne Wasser des Sees von Papyrus und 3—4 m hohem Schilfrohr. Auf der Oberfläche desselben schwammen Wasserlilien. Wir erblickten auch die kleinen Boote der Yedina, der Piraten des Tsadsees, die auf Menschenraub an den Ufergegenden ausgingen. Das Wasser war ganz süß, trotzdem der See keinen Abfluß hat. Bei unserm Marsche an den Buchten der gewaltigen Lache entlang störten wir eine Antilopenart auf, die sich ins Wasser stürzte und schwamm. In einer der Buchten wimmelte es von Flußpferden, Krokodilen, Wassereidechsen.

Unser Ritt führte uns auch nach Maduari, wo später Overweg sterben sollte. Als wir am 27. April unsern Marsch fortsetzten, trafen wir in den fetten Ufersavannen eine Hürde von Rindern, den Bewohnern Kanems am Nordrande des Sees gehörig; es waren wohl 11000 Stück, die sich freilich auf verschiedne Dörfer und Besitzer verteilten. Wir ritten von Bucht zu Bucht, manchmal reichte das Wasser meinem hochgewachsenen Pferde bis unter den Sattel, während mein treuer Gatroner auf seinem Pony zuweilen ganz verschwand. Zahllose Scharen von Wasservögeln, besonders von wilden Enten, wurden von uns aufgescheucht. Am 27. April ritten wir wieder in Kuka ein. Am nächsten Tage bereits verließ mich mein treuester Diener, um nach Weib und Kindern zu sehen. Doch ehe ich meine große Reise nach Timbuktu antrat, war er wieder bei mir. Für 32 Thaler kaufte ich mir einen kräftigen Apfelschimmel für meine Reise nach Adamaua, die sich nur verzögerte, weil ich meinen Gefährten Overweg erwartete. Am 7. Mai kam er an; der Vezier war nicht weniger erfreut als ich und händigte uns Richardsons Gepäck aus. Nur die Taschenuhr des Verstorbnen fehlte; da der Scheich Omar dieselbe so wert hielt, daß er sie Tag und Nacht bei sich führte, so wäre es unzart gewesen, sie zurückzufordern. Am 9. Mai überreichten wir aus Richardsons Nachlaß die für den Scheich bestimmt gewesenen Geschenke, die er gnädig aufnahm; am größesten jedoch war seine Freude, als wir ihm unser großes Zelt, das sich sehr schwer transportieren ließ, verehrten. Er wie der Vezier waren ganz für einen Handelsvertrag mit England und legten das Hauptgewicht auf die Einführung von Feuergewehren.

5. Von Kuka nach Adamaua.

Am 29. Mai brach ich auf nach dem südlich vom Tsadsee gelegnen, unter einem vom Sultan zu Sokoto abhängigen Statthalter stehenden Fellatastaate Adamaua. Außer einem Diener begleitete mich ein Offizier des Scheichs Omar. Overweg trennte sich am 30. Mai von mir, um auf unserm durch die Wüste transportierten Boote den Tsad zu beschiffen. Mir fielen am Westufer des Sees zunächst die flachen Becken auf mit dunkelm Sumpfboden, die zur Regenzeit mit Wasser gefüllt sind, sonst aber den besten Boden zum Anbau von Hirse bilden. Die Regenzeit begann. Am 6. Juni waren wir bereits zur Ruhe gegangen, als der mit dem Regenfall gewöhnlich verbundne Orkan losbrach. Nur indem ich mich gegen die Windseite meines Zeltes stemmte, schützte ich es vor dem Umfallen. Der Regen

fiel in Strömen und setzte mein Zelt vollkommen unter Wasser. Sofort begannen die Leute den Feldbau. Ich sah ein Ehepaar ein kleines Feld besäen, indem der Mann vorausging und in regelmäßigen Entfernungen mit einer Hacke Löcher schlug, während die Frau in jedes Loch einige Samenkörner warf. In der südlichen Landschaft Bornus, in Margi, sah ich den ersten der heiligen Haine der noch heidnischen Stämme: es war ein dichter, mit einem Graben umzogner Teil des Waldes, und auf dem üppigsten Baume sollte der Gott Tumbi wohnen. In derselben Landschaft fand ich die Impfung weit verbreitet, sowie auch die merkwürdige Sitte, daß man den Tod eines Jünglings beweinte, den eines Greises als Freudenfest feierte. Ergreifende Szenen sollten mir hier noch begegnen. Ich reiste schon von Kuka aus mit einer Gesandtschaft aus Adamaua, die zu dem Zweck in Kuka gewesen war, geraubte Sklaven zu befreien. In einigen Fällen war dies gelungen. Wir kamen durch das Dorf Kofa, die Heimat eines jungen, befreiten Mädchens aus unsrem Zuge. Dies arme Geschöpf ward, als sie ihre heimatliche Hütte wieder erkannte, wie von einem wilden Dämon getrieben, und mit den lebhaftesten Gebärden lief sie um dieselbe. In einem andern Dorfe (Lahaula) war die erste Person, die uns entgegenkam, eine Mutter, angetrieben durch die Hoffnung, ihren Sohn zurückkehren zu sehen. Als sie aber hörte, daß sie ihn nie wiedersehen würde, erfüllte sie das ganze Dorf mit ihren Wehklagen und Flüchen. Am 10. Juni überschritten wir die Grenze von Adamaua. Man staunte mehr meine Kamele, die in diesem Lande das Klima nicht vertragen, als mich selbst an. Die herrschende Klasse im Lande sind die Fellata, charakterisiert durch Lebhaftigkeit und Bosheit; als Kolonisten und Rindviehzüchter wohnen sie unter den zahlreichern, unterworfnen Schwarzen, deren Los nicht gerade beneidenswert sein muß. Diese letztern waren freundlich gegen mich, wie ich gegen sie, und hielten mich, da ihnen solche Behandlung etwas Ungewohntes sein mochte, für ihren Gott Fete, der einen Tag unter ihnen weile, um sie ihr Unglück vergessen zu machen.

In diesem Lande hat die Natur alles für den Menschen gethan: Schüsseln, Löffel, Flaschen wachsen auf den Bäumen (Kürbis); im Walde gedeiht der Reis wild, und Korn und Erdmandeln finden sich in Fülle; der Boden liefert neben dem Rohr des Feldes und Waldes das nötige Material für die Wohnung, und nur etwas Kleidung und Perlenschmuck — wer überhaupt diese Ansprüche ans Leben macht — muß noch erhandelt werden. Am 18. Juni war mein Geist aufgeweckter als je und schwelgte im Gefühle eines endlich erlangten Triumphes; sollte ich doch heute den Fluß sehn, nach dem ich so viel-

fach geforscht. Die Nähe der gewaltigen Wasserader wird zuerst angezeigt durch eine Menge hoher Ameisenhügel, die besonders in der Nachbarschaft von Flüssen sich finden und hier ganze Reihen von Bauten bildeten. Bald betraten wir eine sumpfige Savanna, die sich bald in engerem, bald in breiterem Streifen am Flusse entlang zieht und jährlich überschwemmt wird. Sie war mit hohem Sumpfgras überwachsen. In ihrer Mitte, auf einer Erhöhung, liegt ein kleines Dorf, die Wohnstätte der Fährleute. Bald stand ich am Ufer des Binuë. Keiner der Eingebornen hatte mir vorausgesagt, daß ich ihn gerade an der interessantesten Stelle erreichen würde, da, wo er sich mit dem bedeutenden linken Zufluß, dem Faro, vereinigt. Von stummem Entzücken ergriffen, schaute ich sprachlos in das reiche Land hinein. Ich folgte dem Flusse im Geiste bis zum Niger, ja bis zum Ozean. Lange schaute ich in stillem Entzücken auf den Fluß; es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Die Fährleute waren auf dem Strome; da sie aus Furcht heranzukommen zögerten, so nahm ich ein Bad im Binuë, obgleich die Krokodile Gefahr drohten. 40 bis 50 Schritt vom Ufer hatte ich nur 1 m Wasser, dann wurde es auf einmal tiefer. Der Fluß mußte Gold führen; denn so oft ich untertauchte, riefen die Leute am Ufer, daß ich nach Gold suche. Wir setzten in elenden Nachen über nach der Landspitze, die Binuë und Faro an ihrem Zusammenfluß trennt, und ebenso über den Faro. Der Binuë war 1200 Schritt breit und ziemlich 4 m tief; doch die Strandlinien ließen erkennen, daß er zu manchen Zeiten 10, ja 16 m steigen mußte. Meine Leute knieten nieder in den schwankenden Fahrzeugen, sich mit beiden Händen festhaltend, die Pferde schwammen neben den Nachen, und nur die Kamele mußten durch Schläge zum Schwimmen veranlaßt werden.

Wir setzten unsern Marsch am linken Ufer fort, nach der Hauptstadt Jola zu haltend, wo ich am 20. Juni ankam. Die Stadt war ohne Mauern, zeigte runde Hütten mit Lehmwänden und Strohdach. Jede Hütte bildete den Mittelpunkt eines Hofraums, der in der Regenzeit sich in ein kleines Kornfeld verwandelt. Durch Flintenschüsse kündigten wir unsre Ankunft vor dem Lehmpalast des Statthalters an. Er wies uns ein Quartier an; doch wurde ich bald unwohl, so daß ich dem Geschenke des Statthalters: Hirseklößen, Butter und frischer Milch nicht die nötige Ehre erweisen konnte. Am 22. Juni wurde ich zur Audienz geladen. Ich überreichte meinen Empfehlungsbrief, worin der Scheich von Bornu betonte, daß ich als frommer Christ umherwandre, um die Werke des allmächtigen Gottes zu bewundern, und welchen der Statthalter sehr freundlich aufnahm.

Dann übergab der mich begleitende Bornu-Offizier ebenfalls ein Schreiben seines Herrn, von dem ich gar nichts gewußt, und worin Scheich Omar in Kuka gewisse Grenzprovinzen von Adamaua beanspruchte. Nun brach der Groll Loëls los auch gegen mich, da er mir andere Absichten als die im Briefe ausgesprochenen unterschob, und forderte mich zur Rückkehr auf. Am 24. Juni sandte er mir 2 Boten und ließ mir melden, daß er aus Furcht vor seinem Oberlehnsherrn, dem Sultan von Sokoto, so handeln müsse, und bat sich die für ihn bestimmten Geschenke aus. Ich lehnte das letztere ab, und nun erfolgte der Befehl zu augenblicklicher Rückkehr. Ich war so schwach, daß ich auf dem Pferde zweimal ohnmächtig wurde. Adamaua ist eins der schönsten Länder Zentralafrikas, befruchtet von bedeutenden Gewässern und von einer mannigfaltigen Gestaltung von Berg und Thal belebt. Der Elefant ist häufig, ebenso das Rhinozeros, der wilde Büffel, Leopard und die Hyäne. Von Vögeln sind besonders die Papageien zahlreich vertreten. Die Flüsse wimmeln von Krokodilen und Flußpferden. Das zahme Rind und eine dürftige Pferderasse sind erst von den Fellata eingeführt. Diese schieben ihre Posten täglich weiter vor. Sie sind übrigens geblieben, was sie von jeher waren: Rindviehzüchter und Sklavenhalter. Sie haben zwar keine Schulen, aber jeder Ort hat seinen gelehrten Moslem, an den sich junge Leute anschließen, welche etwas mehr erstreben als das Herleiern der Koranverse. Sie verschmähen Tabak und berauschende Getränke und zeichnen sich aus durch eine gewisse Reinheit des Familienlebens. Mein Rückweg führte mich an dieselben Orte, die ich auf dem Hinweg passiert, nur daß meine Gesundheit angegriffner war. Am 23. Juli traf ich wieder in Kuka ein, empfangen von 3 Reitern, die am Thore meiner harrten, bewillkommnet durch die Frauen und durch den Vezier, der — um seine gelehrte Bildung leuchten zu lassen vor der Menge — sich über die Gestalt der Erde und das Weltsystem mit mir unterhielt.

6. Von Kuka nach Kanem.

Da die Regenzeit in Kuka für meinen Gesundheitszustand gar nicht günstig war, so schlug mir der Vezier vor, Kanem und die Gebiete östlich des Tsad zu besuchen und zwar unter dem Schutze eines berüchtigten Araberstammes, der Uëlad Sliman, welchen der Vezier zur Eroberung des östlichen Kanem verwendete. Overweg schloß sich an. Vor unserm Aufbruch hatten wir noch Gelegenheit, dem großen Feste beizuwohnen, welches alljährlich am Schluß der

Fasten gefeiert wird. Auch ich bestieg mein Pferd, um dem Schauspiel zuzusehen. Gegen 3000 Reiter und 7000 Mann Fußvolk bildeten das Geleite des Sultans nach dem außerhalb der Stadt liegenden Gebetszelt. Den Zug eröffnete eine Anzahl Reiter, dann folgten die Livreesklaven mit Flinten, dann der Scheich selbst, zum Zeichen seiner Priesterwürde mit einem weißen Burnus angethan. Hinter ihm wurden 4 prächtige Schlachtrosse geführt, mit seidnen Decken von verschiednen Farben behangen: das erste Streitroß mit Weiß und Gelb, das zweite mit Weiß und Braun, das dritte mit Weiß und Hellgrün, das vierte mit Weiß und Kirschrot. Nach den Pferden folgten die Fahnen des Scheichs und der Musketiere und eine zahlreiche Schar von Reitern.

Ich kaufte 2 Kamele zur Reise, und der Vezier schenkte mir ein Pferd aus seinem eignen Stalle; es war an Gewandtheit und Stärke einem Löwen gleich, während das schwerfällige Tier Overwegs einem Nilpferd glich. Am 11. September 1851 brachen wir auf. Ich war froh, aus der Enge der Stadt fliehen zu können. Denn nichts in der Welt macht mich so glücklich, als eine weite offne Landschaft, ein bequemes Zelt und ein schönes Pferd. Der Negerhirse stand 7 Ellen hoch und verdeckte die Dörfer. Was für Gesindel meine arabischen Begleiter waren, sollte ich bald gewahr werden; sie ergriffen ohne weiteres das fetteste Stück einer Schafherde trotz des Geschreies des Schäfers. Es war nur eine Probe der Behandlung, welche den Unterworfenen von seiten der königlichen Diener zuteil wird. Wir erreichten die Stadt Yo am Komadugu, welcher den Bewohnern die zahlreichen Fische lieferte, die zum Trocknen aufgehängt waren und die Luft verpesteten. Ich schwelgte in der Kühle am Flußufer. Männer badeten, Weiber holten Wasser, Reisende setzten über den Fluß, indem sie entweder mit den Kleidern auf dem Kopfe hinüberschwammen oder auf einem Paar Kalabassen — mit dem halben Leibe unter Wasser — hinübersteuerten. Am 21. September übersetzten wir den Fluß auf Booten, die aus 3 Jochen solcher Kalabassen gebildet waren. Ich durchschnitt das Wasser in sehr ungleichmäßiger Bewegung, je nachdem die beiden vorgespannten schwarzen Schwimmer der gebrechlichen Fähre einen Ruck gaben. Nun konnten wir uns nur auf den Schutz unsrer Waffen verlassen, denn das Land nördlich vom Komadugu ist im Besitz von Freibeutern. Wir gelangten ans Nordufer des Sees. Am 25. September hatten wir ein merkwürdiges Schauspiel: Eine Elefantenherde rückte in langem Aufzuge zur Tränke heran, voran die durch ihre Größe sofort kenntlichen Männchen, in kleinem Abstand die Jungen, im dritten Zug die Weibchen, während der Nachtrab von 5 Männchen

erster Größe gebildet wurde. Es waren zusammen 96 Stück. Wir verließen am 27. September das Seeufer, hatten aber, ehe wir höheres Land erreichten, Lachen und Natronbecken zu passieren. Das Natron, die Soda, ist im Boden und wird erst durch das Wasser aufgelöst. Mein edles Pferd blieb in diesen Sümpfen stecken, machte, um hindurchzukommen, einige wilde Ansätze, doch vergeblich. Es fiel auf die Seite und ich darunter. Da ich einen weißen Burnus trug, kann man sich meine Verfassung denken. Es galt, mein Pferd aus dem Morast zu ziehen; meine arabischen Begleiter sahen bei dieser Riesenarbeit ruhig zu. Am 1. Oktober erreichten wir nach einem Ritt teils über Heide, teils durch Wälder das Lager der Uëlad Sliman, jenes Araberstammes, von dem einige von Kuka aus unsre Eskorte gebildet hatten. Wir begrüßten die Häuptlinge, indem wir im Galopp heranritten und die Pistolen abfeuerten. So hatten wir unser Geschick mit dem dieser Freibeuter verknüpft. Der Vezier von Bornu versah sie mit Flinten und Pferden, wofür sie ihm einen Teil der Beute jedes Zuges ablieferten. Ihr Führer, der 20jährige Rhet, machte Schwierigkeiten, als wir ihm unsern Plan eröffneten, den Bahr el Ghazal zu erreichen, jenen Wadi im Osten des Tsadsees, den man geneigt war, für einen ehemaligen Abfluß des Sees zu halten. Unsre Kost im Lager bestand hauptsächlich aus Kamelmilch, der ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit zuschreibe. Am 11. Oktober brachen wir, den Troß zurücklassend, mit dem rüstigern Teil der Horde nach dem Ostufer des Sees auf. Die Landschaft zeigte entweder sandige Ebene oder waldige Einsenkungen. Unsre Bande war bereits signalisiert, und die nächtlichen Feuer zeigten an, daß man uns erwartete. Unsre Araber eilten voraus zur Plünderung, Overweg und ich folgten langsamer, ohne jemals länger Ruhe zu finden, als zum Tränken der Tiere nötig. Endlich nach 34stündigem Ritt erreichte ich todmatt das Lager und war besinnungslos. Am 20. Oktober, als ich grade vom heftigsten Fieber geschüttelt wurde, geschah ein Angriff auf unser Lager, und die Araber wurden geschlagen. Overweg kündigte mir dies mit Angstschrei an, schwang sich auf sein Pferd und galoppierte davon. Nur mein treuer Gatroner war bei mir, obwohl er unberitten war. Eiligst sattelte er mein Pferd, und durch die Gefahr mit neuer Lebenskraft beseelt, warf ich Burnus und Flinte über, legte meinen Doppelsack über den Sattel, um die Tagebücher zu retten, schwang mich hinein und eilte westwärts, indem ich meinen treuen Mohammed sich am Schweife des Rosses anhalten ließ. Unsre Araber, von denen vier gefallen waren, befanden sich in der äußerster Wut, weil „diese Hunde" es gewagt, sie im eignen Lager anzugreifen; sie schwuren, daß sie ihnen

all ihre Dörfer und ihr Korn niederbrennen würden. Am 14. November waren wir wieder in Kuka.

7. Von Kano nach Musgu.

Scheich Omars Kisten und Sklavenräume waren leer, sie sollten durch einen Kriegszug, durch eine große Sklavenjagd wieder gefüllt werden. Die Unterwerfung eines Statthalters bot nur den Vorwand zu diesem Zuge. Overweg und ich wollten die Gelegenheit, neue Gegenden dieses Weltteils zu sehen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen und schlossen uns an. Am 25. November 1851 brachen wir auf. Musgu ist ein Distrikt zwischen Bornu, Adamaua und Bagirmi, von heidnischen, freien Negerstämmen bewohnt. Wir erreichten bald das Heer, das 20000 Mann, 10000 Pferde und ebensoviel Lasttiere — Kamele und Packochsen — zählte. Bei einem Gespräch mit dem Vezier betonte Overweg die Abschaffung des Sklavenhandels. Der Vezier entgegnete, Sklaven seien das Mittel zur Beschaffung von Feuergewehren und europäischen Luxusartikeln. Der Statthalter, dem der Kriegszug zunächst galt, unterwarf sich freiwillig und sandte Geschenke: 10 schöne Sklavinnen. Scheich Omar kehrte nach Kuka zurück, der Vezier setzte den Marsch nach Musgu fort. Die Elefantenspuren waren oft so zahlreich in diesen wilden Reisfeldern und sumpfigen Waldesdickichten, daß die Pferde zu lahmen anfingen. Ein Elefant geriet unter einen Reitertrupp und wurde getötet. Infolgedessen gab es abends neben den gewöhnlichen Gerichten, Reis und Bohnen, auch Elefantenfleisch, das wie Schweinefleisch schmeckte. Die Musgu sind ihres heidnischen Glaubens wegen rings von Feinden umstellt, von den Bornuanern, den Bagirmi-Negern, den Fellata; denn eben als Heiden sind sie vogelfrei und verdammt zur Sklaverei nach der Meinung der Umwohner. Ihr Land mit seinen unzähligen Sumpfgewässern ist das Holland Afrikas; sie würden unter solchen Verhältnissen imstande sein, ihre Freiheit zu wahren, wenn sie zusammenhielten. Doch wir lernten selbst einen jener verräterischen Musguhäuptlinge kennen, der sich unter den Schutz Bornus gestellt. Adischén — so hieß derselbe — stieß mit seiner Reiterschar — die nur einen Schurz trug — zu uns. Ihre Art, sich zu Pferde zu halten, war wahrhaft barbarisch; absichtlich machen sie eine breite, offne Wunde auf dem Rücken ihrer Pferde, ritzen wohl auch außerdem ihre Beine an der innern Seite auf, um an dem gerinnenden Blute fest zu kleben. Sie hatten nicht Sattel, Bügel und Zaum, sondern nur eine

Halfter. Ihre Waffen waren Speer und Handeisen; dies scharfe Instrument mit Doppelspitze werfen sie nach den Beinen der Menschen und Pferde. Am 28. Dezember hatten wir unser Lager bei Kakala aufgeschlagen. Eine große Menge Sklaven war heute eingebracht worden, man sprach von 1000. Die Männer wurden ohne Schonung abgeschlachtet, oder man ließ sie sich verbluten, indem man ihnen ein Bein abhieb. Nur Frauen, Mädchen und Kinder beiderlei Geschlechts wurden fortgeführt. Wie hier geschah es an allen Orten, die wir passierten; die Dörfer wurden beim Abzuge in Brand gesteckt. Am 7. Januar 1852 traten wir den Rückmarsch an. Die Nächte waren ungemein kalt, besonders am 15. Januar, wo Schwarze und Weiße umkommen zu müssen glaubten, und die Musgu-Sklaven, die aus ihren warmen Hütten herausgerissen worden waren, vor Kälte schrieen. Der Gesamtertrag der großen Treibjagd betrug sicher 3000, wovon dem Vezier der dritte Teil zufiel.

8. Von Kuka nach Timbuktu und Heimkehr.

Nach einem Ausflug nach Bagirmi und nachdem ich neue Mittel in Kuka erhalten, brach ich am 25. November 1852 nach Timbuktu auf. Mein Gatroner war bereits früher wieder zu mir gestoßen. Ich schrieb damals an einen verehrten Mann in Europa: „Mit diesen Mitteln — einer leidlichen Menge größerer und kleinerer Geschenke, 200 Thalern, 4 Pferden und 4 Kamelen —, mit 5 seit längerer Zeit erprobten Leuten, reichlich Waffen, Pulver und frischem, ungebrochenem Mut trete ich getrost meine Reise an.“ Dieselbe fing nicht gerade glückverheißend an; denn meine 3 milchgebenden Ziegen liefen mir schon am ersten Tage davon; die erste Nacht im Zelte war die kälteste, die ich in Zentralafrika erlebt ($4^1/_2{}^0$ C.), und die Wachsamkeit meiner Leute war so groß, daß ich ihnen bei meiner nächtlichen Runde sämtliche Waffen unbemerkt wegnahm. Mein Weg führte mich nordwestlich von Kuka zunächst nach **Sinder**, wo ich am Weihnachtsfeste einzog. Von Industrieen bemerkte ich zwar nur Indigofärberei, doch ist die Stadt in Wahrheit das „Thor des Sudans“, indem alle Karawanen von Ghadames und Ghat nach Bornu hier anlangen. Da ich hier eine neue Sendung Geldes aus Europa in 2 Zuckerkisten erhielt, besorgte ich auf dem reichversehenen Markte Einkäufe im Werte von 258 spanischen Thalern, meist Geschenke für die Häuptlinge, die ich zu besuchen gedachte: rote Burnusse, weiße Turbane, Spiegel, Nelken, Rasiermesser. Von Sinder wandte ich mich südwestwärts nach

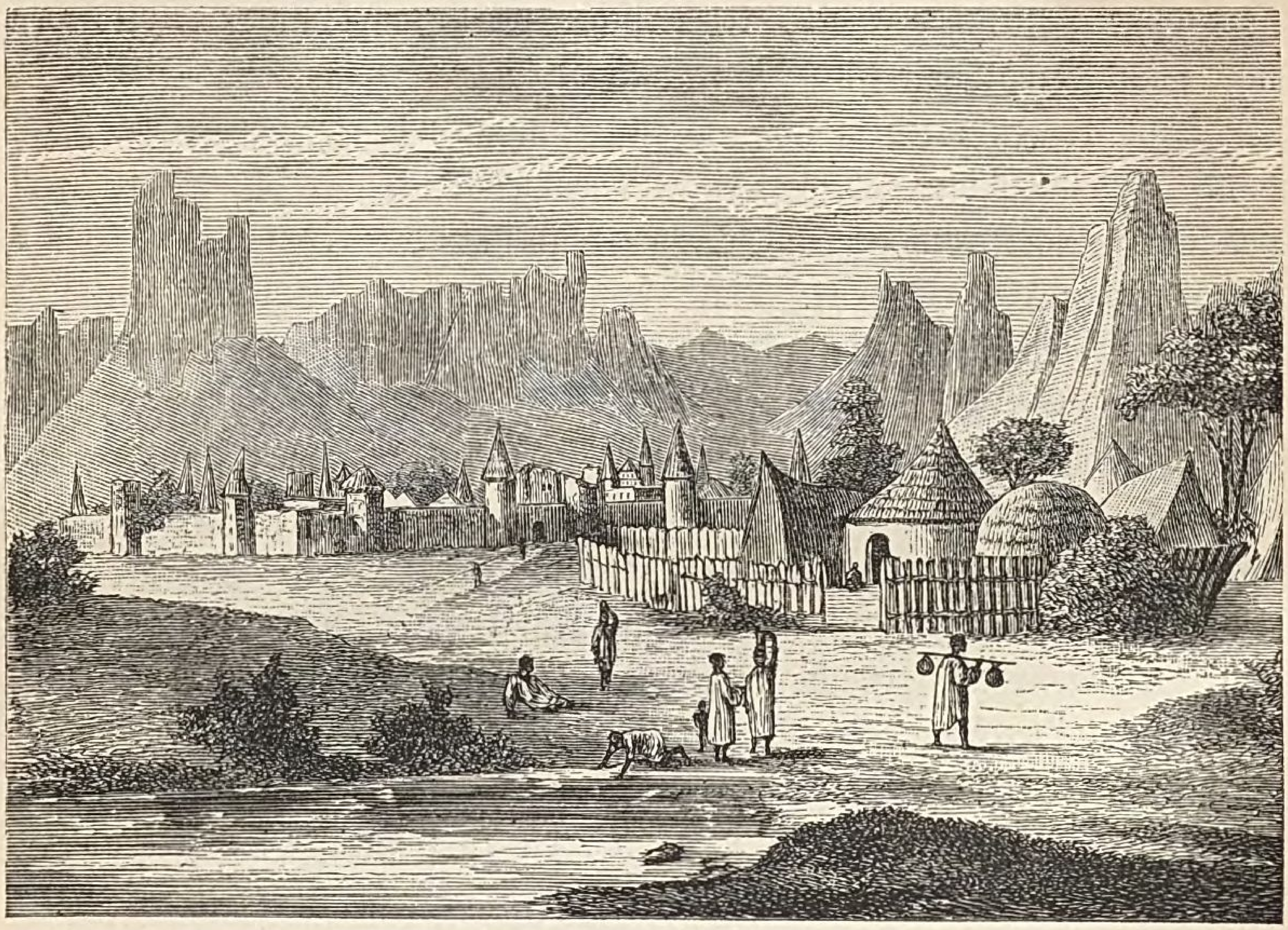
Katsena. Durch schöne Dumpalmenhaine führte mein übrigens unsicherer Weg. Am 4. Februar 1853 langte ich in Katsena an, dem Statthalter des Sultans von Sokoto meine Geschenke überreichend, zu denen besonders ein Taschenpistol gehörte. Dies letztere stimmte ihn sehr freundlich; er trug es im Futterale fortwährend mit sich herum und schoß allen Leuten mit blinder Ladung ins Gesicht. Auch hier machte ich Einkäufe im Werte von 1308000 Muscheln = 650 span. Thalern. Den Rest des noch übrigen baren Geldes verwandte ich zu Einkäufen von Baumwollen- und Seidenwaren, um mir vermittelst dieser fast einzig beliebten einheimischen Erzeugnisse den Weg durch die Länder am mittleren Niger zu bahnen. Am 21. März setzte ich meinen Marsch nach Sokoto fort. Das Land zeigte reichen Anbau: Deleb- und Dumpalmen, Affenbrotbäume, deren Blätter das regelmäßige Gewürz des Gemüses bilden, Tabak-, Brotwurzel-, Baumwollen-, Indigopflanzungen und reiche Viehherden erfreuten das Auge. Auch fielen mir auf diesem Marsche die ersten rudu auf: Strohdächer, von Pfählen getragen, die als Schlafgemach dienen. Man ersteigt sie mittels der Leiter und schließt durch eine Matte die Mücken ab.

Schon vor Sokoto traf ich das Lager des Sultans Ali von Sokoto, der auf einem Kriegszug begriffen war. Er sandte mir sofort einen Ochsen, 4 Schafe, 400 Pfund Reis. In einer Audienz empfing er mich freundlichst, mir die Hand schüttelnd. Ich brachte ihm den Gruß der Königin von England, bat ihn, den englischen Kaufleuten beim Besuch seines Landes Sicherheit der Person und des Eigentums zu gewähren und durch seinen Einfluß meine Reise nach Timbuktu zu fördern. In wohlwollendster Weise versprach er beides. Ich machte ihm folgendes Geschenk: ein Paar reich mit Silber ausgelegte Pistolen, einen arabischen Mantel von rotem Atlas und mit gelbem Atlas gefüttert, 3 Burnusse von gelber, brauner und weißer Farbe, einen roten Tuchkaftan mit Goldstickerei, einen Stambul-Teppich, 3 Zuckerhüte u. s. w. Als ich ihm die Pistolen, die ich bis zuletzt aufbewahrt, übergab, sagte er in ungeheuchelter Freude und meine Hände fassend: „Meinen besten Dank, Abd el Kerim, Gott segne dich!" Ich sollte in der Hauptstadt bleiben bis zu seiner Rückkehr; zur Bestreitung meines Haushaltes während seiner Abwesenheit sandte er mir 100000 Kurdi (Muscheln). Ich setzte meinen Weg nach der Residenz Wurno fort; die Stadt sah vernachlässigt und schmutzig, die Umgegend nackt aus. Innerhalb der Thonmauer lagen die Lehmhütten mit Strohdächern in wilder Unordnung beisammen. An den Brunnen vor der Stadt wurden von jedem Wasserkrug 5 Muscheln als Zoll erhoben. Von hier aus machte ich einen vierstündigen Ritt nach So-

koto am 22. April, einem Freitag, der zugleich den wichtigsten Markttag bildet. Ich fand ausgestellt zum Verkauf 30 Pferde, 300 Stück Schlachtvieh, 50 Lastochsen, Lederartikel, die hier in besonderer Güte fabriziert werden, Eisen, viel Sklaven und Datteln. Am 28. April kam der Sultan Ali nach Wurno zurück als Sieger; ich beschenkte ihn unter anderm mit einer Spieldose, die ihm viel Freude machte. Mit Empfehlungsbriefen von ihm und einer Eskorte erreichte ich am 17. Mai Gando. Der Herrscher war ein fürstlicher Mönch, der sich nie sehen ließ. Obwohl ungern, mußte ich doch das zweite Paar schöner Pistolen opfern, da ich ohne dies nicht vor- und nicht rückwärts durfte. Ich war froh, als ich diesen in ein enges Thal eingeklemmten Ort ohne politisches Leben, kriegerischen Geist, fröhliches Volksleben und Handelsthätigkeit hinter mir hatte.

Am 4. Juni kehrte ich dem unfreundlichen Orte den Rücken, um durch ein unruhiges, von Kriegen heimgesuchtes Gebiet Sai, dem herrlichen Nigerstrom gegenüber, zu erreichen. Die Breite des Stromes betrug sicher 1000 Schritt. Bald langten die aus 2 ausgehöhlten und zusammengebundenen Baumstämmen bestehenden Boote an, um mich und mein Gepäck überzusetzen. Die Stadt liegt sehr niedrig, hat eine drückende Atmosphäre, mir war's in meiner engen Wohnung, als sollte ich ersticken. Der Statthalter, der einen andern Zweck meiner Reise vermutete als ich angab, drängte mich zur Abreise. Am 24. Juni rückte ich auf mein letztes Ziel, Timbuktu, los. Ich war in das Gebiet der Sonrhay-Sprache eingetreten. Mein Reiseweg führte durch angebaute Strecken und Waldwildnis, durch dürre Gegenden und Sümpfe. Es waren Flüsse zu übersetzen; Ameisen und große Fliegen, einmal auch Blutegel, setzten den Pferden hart zu. Die Eingebornen erschraken einmal so über meine Ankunft, daß sich 150—200 halbnackte Leute mit geschwungenen Waffen mir drohend gegenüberstellten. Mein arabischer Begleiter rettete uns nur dadurch, daß er mich für einen Scherifen ausgab. Sie senkten die Speere und baten um meinen Segen, den ich nicht vorenthalten konnte. Die Dörfer der Sonrhay bestehen sämtlich, wie das nebenstehende Issé (siehe Abbildung Nr. 9), aus einem Kern von Thonwohnungen, deren einzige Besonderheit in ihren turmartigen Kornschobern liegt, und aus einem Vorort mit Stroh- und Rohrhütten von verschiedener Gestalt. 3 Nationen: Sonrhay, Tuareg und Fellata stehen sich in diesem Gebiet oft nicht grade friedlich gegenüber. Am 1. August schrieb ich unter dem Eindruck der Mühsale und niedergedrückt, weil ich Timbuktu noch immer nicht erreicht, in mein Tagebuch: „Möge Gott, der Barmherzige, diesen Monat segnen und mir durch seine Gefahren helfen! Timbuktu ist noch

fern, aber dieser Monat muß mich doch endlich hinbringen — wenn es mir anders bestimmt ist, den Lebenskreis dieser Gegenden ganz zu enthüllen." Am 28. August endlich langte ich in Saraijamo an, das an einem schiffbaren Arme des hier netzartig verzweigten Niger liegt. Ich übergab Pferde und Kamele einem angesehenen Bewohner, mietete ein von Timbuktu gekommenes Boot und schiffte mich mit dem Gepäck ein. Der Nebenarm war vollständig mit hohem Gras und Wasserlilien überwachsen, Sandbänke und Grasinseln begegneten uns sehr häufig, an Krokodilen und Kaimans war kein Mangel. Als wir in den Hauptstrom einfuhren, flößte er in seiner



Nr. 9. Sonrhaydorf mit den Homboribergen. (Nach Barth.)

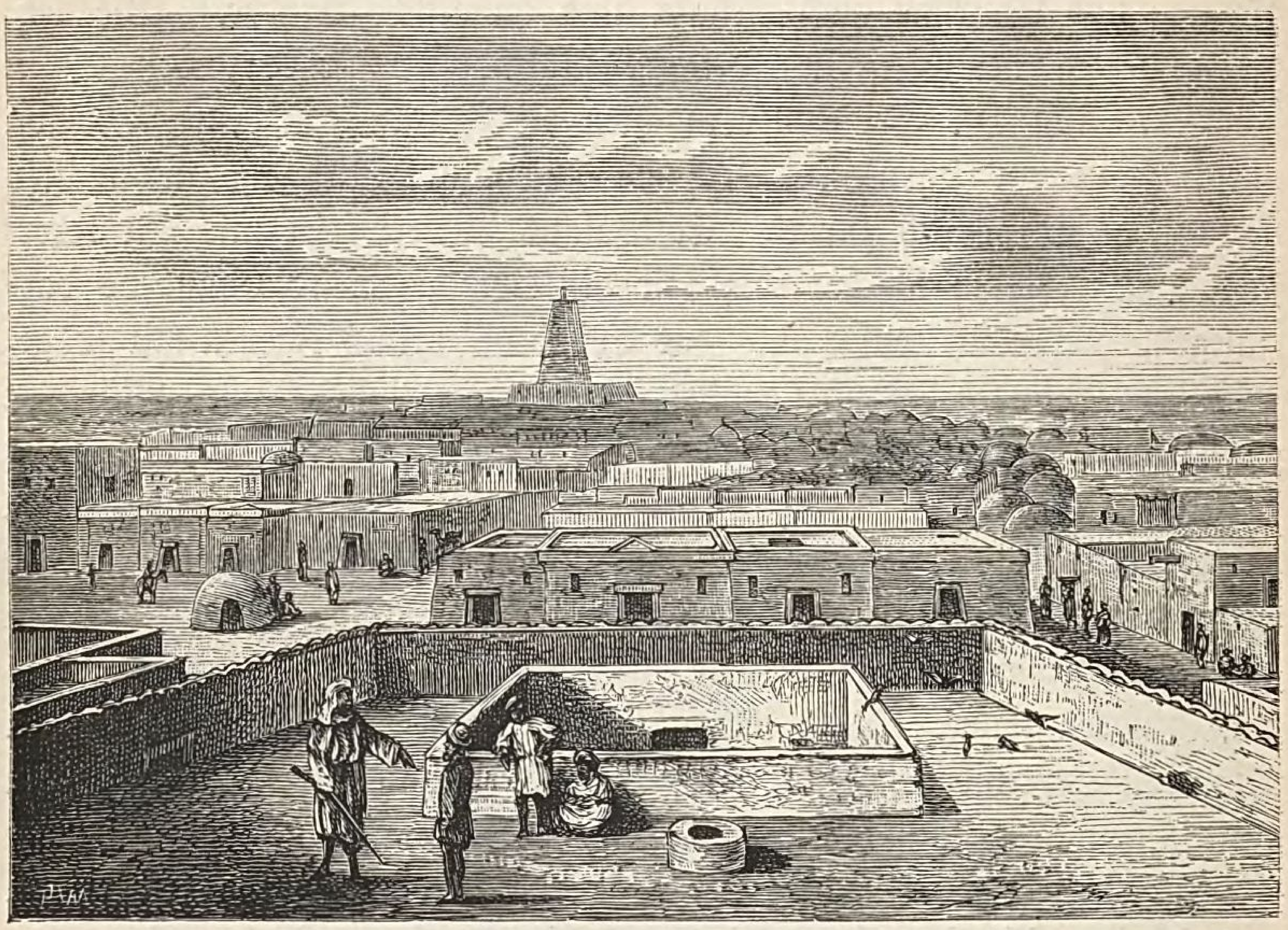
Größe (eine engl. Meile breit) und Pracht meinen Begleitern Entsetzen ein.

Am 5. September langte ich im Hafen von Timbuktu, in Kabra, an; derselbe liegt an einem linken Nebenarm des Niger, der jedoch zur Trockenzeit versiegt. Der Bruder des Scheichs von Timbuktu nahm mich vorläufig in seinen Schutz und brachte mich am 7. September 1853 nach dem heißersehnten Ziele, dem in der Wüste nördlich des Niger liegenden Timbuktu. Ein Trupp Leute zog mir zum Zwecke der Begrüßung entgegen. Meinen Charakter eines arabischen Scherifen wahrend, sprengte ich ihnen, die Flinte in der Hand, entgegen. Doch geriet ich in einige Verlegenheit, da mich ein Mann

aus der Gruppe auf Türkisch begrüßte, das ich so ziemlich vergessen hatte. Um weiteren Auseinandersetzungen zu entgehen, trieb ich der Stadt zu. Schutt war rings um die Mauern gehäuft, Rohrhütten lagen vor der Stadtmauer. Wir betraten die engen Straßen, wo kaum 2 Reiter nebeneinander Platz haben. Am Hause des Scheichs el Bakay ließ ich einen Begrüßungsschuß abfeuern und bezog demselben gegenüber meine Wohnung. El Bakay war abwesend; ich erhielt den von ihm hinterlassenen Befehl, meine Wohnung nicht zu verlassen. Doch Neugierige drängten sich mit meinem Gepäck herein und erkannten an verschiedenen Stücken desselben meinen christlichen Charakter. Ich erkrankte bedenklich am Fieber. In der Stadt finden sich außer Tuareg und Sonrhay auch Fellata und fanatische Araber. Die letzteren hatten den Entschluß gefaßt, mich, den Christen, beiseite zu schaffen. Am 10. September machten die Fellata den ersten Versuch, mein Haus zu stürmen. Doch da sie mich vollständig in Waffen fanden, zogen sie sich zurück. El Bakays Bruder riet mir den Übertritt zum Islam; ich bat ihn, mir die Vorzüge dieses Glaubens darzulegen. Aber ich wußte ihm das Erhabene meines eigenen mit so gewichtigen Gründen darzustellen, daß ich mehreren einsichtsvollen Männern eine gewisse Achtung abnötigte. Am 26. September zog endlich mein Beschützer el Bakay in die Stadt ein. Eine Musik wurde ihm zu Ehren aufgeführt, in welcher die Trommel die Hauptrolle spielte. Schon am Morgen darauf sandte er mir die Botschaft, daß — wenn mich der Himmel gesund erhielte — nichts meine Rückkehr in die Heimat hindern könne. Doch sollten noch 8 Monate bis dahin vergehen. Am 27. September sah ich ihn persönlich, den liebenswürdigen Mann mit seinem graden, männlichen Wesen, dem — wie ich später merkte — als einziger Makel ein gewisses Zaudern anhaftete. Das Pistol, das ich ihm schenkte, führte ihn auf die Überlegenheit der Europäer. Er wollte ferner wissen, ob London wirklich — wie ihm mein Vorgänger, Major Laing, berichtet — 20 × 100 000 Einwohner habe. Über des genannten Reisenden edlen und ritterlichen Charakter sprach er mit Bewunderung. Er bat sich, falls ich ihn ein zweites Mal von Europa aus besuche, Feuerwaffen und arabische Bücher aus. Als ich einst vor seinem Hause die sechsläufige Pistole abgeschossen, glaubte man, ich könne so oft schießen, als mir beliebte. Als sein Nebenbuhler um die Stadtherrschaft die Bewohner zu meiner Vertreibung aufforderte, bezog er mit mir ein Zeltlager in der Wüste, einige Meilen von der Stadt. Vom 11. Oktober 1853 bis 17. Mai 1854 wechselten wir beständig zwischen der städtischen und der Zeltwohnung. Im Oktober 1853 machte ich mit el Bakay einen Ausflug nach dem Hafen Kabra;

der früher trockne Flußarm dieser Stadt war durch die Regen des September und Oktober vollständig überschwemmt und die Felder mit Melonen bedeckt. Beim Rückritt wandten wir uns der großen Moschee zu, die, obgleich nur ein Thonklumpen, doch ein stattliches Gebäude ist. (Siehe die Abbildung Nr. 10.)

Timbuktu lag 7—8 Meilen (engl.) vom Hauptarm des Flusses entfernt. Die Stadt bildet ein Dreieck, dessen Basis dem Flusse zugekehrt ist. Im Vergleich mit den andern verfallnen Orten des Sudans trägt sie entschieden städtischen Charakter. Die Straßen sind zwar nicht gepflastert, bestehen aber aus hartem Sand oder Kies, mit einer



Nr. 10. Timbuktu.

Art Rinnstein in der Mitte, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren. Die Stadt ist dicht bevölkert, und Thonhäuser wie Mattenwohnungen sind in gutem Stande. Die einzigen öffentlichen Gebäude sind die 3 Moscheen. Während die Zahl der ständigen Bewohner 13 000 nicht übersteigt, vermehrt sie sich zur Zeit des regsten Handels vom November bis Januar um 10 000. Das allmähliche Steigen des Flusses konnte ich leider nicht beobachten; nur am Weihnachtsfest 1853 war der Arm von Kabra so angeschwollen, daß kleine Boote bis hart an die Stadt Timbuktu herankommen konnten. Im Januar erreichte der Strom seinen höchsten Stand. Die Folge dieser Bootsverbindung Timbuktus mit Kabra war ein ungeheurer Zufluß von

Korn und ein Fallen der Lebensmittelpreise. Timbuktu ist hinsichtlich seines Handels nicht produzierender Platz wie Kano — höchstens Riemer und Grobschmiede sind in der Stadt ansässig —, sondern es ist der Zentralpunkt für von auswärts kommende Karawanen, die den Niger benutzen oder von Marokko oder von Ghadames hier zusammenströmen. Gold, meist in der Form von Ringen, nicht als Goldstaub, bildet den Hauptartikel; von andern einheimischen Waren sind besonders Salz in großen Stücken (zu 1—2 span. Thalern) und Gurunüsse, die den Kaffee ersetzen, vertreten. Je mehr Gurunüsse ankommen, um so billiger sind die Lastträger, die Esel, auf dem Markte. Auch Reis, Negerkorn, vegetabilische Butter, Pfeffer, Ingwer und Baumwolle liefert Afrika selbst auf den großen Markt. Europäische Artikel kommen besonders auf der Straße von Marokko hier an: rotes Tuch, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Messer, Tabak, Kattun; die meisten Kaufleute Timbuktus sind nur Agenten der Kaufherren von Ghadames und Mogador (Marokko). Zur Ausfuhr gelangen von Timbuktu besonders Gold, Gummi, Wachs, ein wenig Elfenbein und Sklaven. Am 17. Mai 1854 endlich schlug nach gar mancher neuen Gefährdung meines Lebens die Stunde der Erlösung. Der Scheich gab mir das Geleite am linken Ufer des Niger hin. Die zahlreichen Arme des Flusses und die Sümpfe machten das Auffinden des Weges schwer. Auffallend war mir der Gegensatz zwischen den grasreichen Niederungen am Flußufer und der unmittelbar daran sich schließenden nackten, dürren Wüste. Wir passierten Stromengen, wo der Niger nur 250 Schritt breit war; an andern Stellen erreichte seine Breite 3 engl. Ml. Meinen Tuaregfreunden aus Timbuktu mußte ich am 3. Juli Stellen aus europäischen Büchern vorlesen. Das Deutsche mit seinen vollen, schweren Worten gefiel ihnen am meisten. Was hätte wohl Körner gesagt, wenn er sein Lieblingsgedicht „Harras, der kühne Springer" am Niger gehört hätte! Am 9. Juli trennte ich mich von dem liebenswürdigen Scheich, der mir Begleiter bis Kuka mitgab. Ich setzte bald nachher auf das rechte Ufer über; der Niger bis Sai hatte zahlreiche Inseln, teilte sich in Arme, Felsenriffe durchsetzten ihn, so daß es an Stromschnellen nicht fehlte. Ich erreichte Sai am 30. Juli und reiste von hier über Gando, Sokoto, Wurno nach Kano, wo ich am 17. Oktober eintraf. Hier starben 2 von meinen 3 Pferden, ich selbst litt am Fieber, doch fand ich weder Geld noch Briefe aus Europa vor. Man hatte mich für tot gehalten. Ich mußte Geld leihen zu 100 Prozent und brach am 21. November auf nach Kuka zu. Am 29. November verließ ich das Städtchen Bundi, nur von meinem treuen Gatroner begleitet, als ich eine Person höchst

fremdartigen Aussehens auf mich zukommen sah: es war ein junger Mann, dessen auffallend weiße Gesichtsfarbe nicht zu seiner arabischen Kleidung stimmte. Da erkannte ich in einem seiner Begleiter meinen Diener Madi, den ich als Hausvogt in Kuka zurückgelassen. Er benachrichtigte sofort seinen weißen Herrn, wer ich sei, und nun eilte Dr. Vogel — denn er war es — vorwärts, und wir hießen uns vom Pferde herab herzlich willkommen. Es war ein unendlich erfreuliches, überraschendes Ereignis. Inmitten der Waldung stiegen wir ab. Meine Kamele kamen heran. Ich ließ Kaffee bereiten. Es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können. Nach 2 Stunden trennten wir uns, er ritt nach Sinder, ich nach Kuka. Vier Monate mußte ich hier liegen, bis ich endlich meine Schulden ausgleichen konnte. Erst am 6. Juli 1855 trat ich ein in die Oase Fessan. Als ich den Saum des Mittelmeers erreichte in Tripoli, fühlte ich mich von solcher Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung erfüllt, daß ich am Gestade des Meeres dem Allmächtigen ein Dankgebet darbrachte, der mich mit so sichtlicher Gnade durch alle Gefahren hindurchgeführt hatte, die meinen Pfad umgaben.

5. Gerhard Rohlfs*).

1. Bis Rhadames.

Ende des Jahres 1864 kam ich von meiner Reise über den marokkanischen Atlas, durch Tafilet, Tuat und die Sahara gen Osten gehend, in der Stadt Tripolis an. Es war meine Absicht, gleich dort zu bleiben, ohne erst wieder nach Europa zurückzukehren; allein die große Sehnsucht, meine Geschwister nach so langer Trennung wiederzusehen, sowie der Umstand, daß ich das Interesse an meiner neu projektierten Reise nach Innerafrika durch persönliche Vorstellung nachdrücklicher als auf schriftlichem Wege zu fördern hoffte, bestimmten mich zur Änderung dieses Vorhabens. Ein längeres Verweilen in Europa sollte mir freilich im Winter 1864—1865 nicht beschieden sein. — Kaum hatte ich die Mittelmeerzone verlassen und war in Paris angelangt, als meine damals noch offnen Schußwunden mir derartige Beschwerden verursachten, daß ich daran denken mußte, meinen Aufenthalt in Deutschland soviel als möglich abzukürzen. Nach einem flüchtigen Besuche bei meinen Geschwistern in Bremen eilte ich nach Gotha und konnte hier dem Manne, der sich meiner während der Reise durch Marokko mit so aufopfernder Thätigkeit angenommen hatte, Dr. Petermann, zuerst mündlich meinen Dank abstatten. Eingehend besprach ich mit ihm den Plan, von Tripolis über Rhadames zum Niger vorzudringen. Leider fand dieser Plan bei Dr. Barth in Berlin wenig Anklang; er schlug dagegen vor, ich sollte durch das Gebiet der Tebu nach Wadaï und Darfor gehen und so zu den west-

*) Quelle: Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tsadsee und zum Golf von Guinea von Gerhard Rohlfs. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus 1874 und 1875.

lichen Nilzuflüssen zu gelangen suchen. Unvergeßlich werden mir die beiden Stunden bleiben, die ich bei Barth, dem nun schon seit Jahren Verewigten, und in dessen gastlichem Hause zubrachte.

Trotz der sorgsamsten Pflege, die mir mein Bruder angedeihen ließ, verschlimmerte die Kälte den Zustand meiner Wunden derart, daß ich nun, wollte ich nicht bettlägerig werden, aufs schleunigste wieder ein warmes Klima aufsuchen mußte. So verließ ich schon am 23. Februar 1865 Bremen, um über Paris, Marseille und Malta nach Tripolis zurückzukehren. Am 19. März betrat ich wieder afrikanischen Boden. Es ist ein eigen Ding um das Unternehmen einer Reise ins Innere von Afrika. Große und luxuriös angelegte Reisen sind in diesem Lande eher hemmend als nutzbringend. So scheiterten die Tinné'schen Unternehmungen gänzlich, das eine Mal an dem zu großen Trosse, das andere Mal an dem bekannt gewordenen Reichtume des Fräuleins. Um dieselbe Zeit hat aber Dr. Schweinfurth mit sehr bescheidenen Mitteln wichtige geographische Probleme gelöst. Mir bangte deshalb auch keinen Augenblick davor, im Besitz einer verhältnismäßig so geringen Geldsumme die weite Reise anzutreten. Was mir an Geld zur Verfügung stand, belief sich auf etwa 2500 Thaler. Das erste Erfordernis, das ein Afrikareisender von Hause aus mitbringen muß, ist, daß er sich selbst gründlich kenne; denn nur nach einer strengen und unparteiischen Selbsterkenntnis darf man hoffen, fremde Völker und Menschen richtig zu beurteilen. Gefahren drohen ja nur von einer Seite, von den Menschen. Die klimatischen Einflüsse jener Gegenden lassen sich wirksam durch Chinin bekämpfen, und die von wilden Tieren kommenden Gefahren sind gleich Null; aber wie schwer ist es hier, den Freund vom Feinde zu unterscheiden! Zweitens muß der Reisende Geduld im höchsten Grade besitzen, alle Arten von Strapazen, Hunger und Durst, selbst Kränkungen und Beschimpfungen tragen zu können.

Mit den größten Schwierigkeiten ist immer der erste Schritt verbunden, namentlich das Durchkreuzen der Sahara. Wie viel tausend Dinge giebt es da nicht vorzusehen und zu bedenken! Ich hatte einen Teil meiner Ausrüstung schon in Deutschland und Frankreich angeschafft. Ich kaufte in Paris die notwendigsten Instrumente, als Aneroïds, Thermometer, Hygrometer (Luftfeuchtigkeitsmesser), Hypsometer (Höhenmesser), Bussolen (Kompasse) u. s. w., bei Lefaucheux die Waffen für meinen persönlichen Gebrauch, in Marseille die Medikamente (besonders 500 Gramm Chinin, 2000 Gramm Zitronensäure zur Limonadenbereitung), in La Valetta Teppiche, wollne Decken, Schwimmgürtel, Gewehre, Munition, Thee, Biskuits, einige Kon-

serven. In Tripolis endlich sollte das Fehlende ergänzt werden. Außer den Dienern, Kamelen und Kameltreibern war für diese Reise durch die wasserlose Sahara zunächst die nötige Anzahl Schläuche zu beschaffen. Als die besten gelten die von sudanischen Ziegen. Ein Schlauch besteht aus dem ganzen, ungenähten Fell einer Ziege oder eines Schafes. Inwendig werden die Schläuche geteert; große halten bis 75 Pfund Wasser. Sodann mußten Kisten gezimmert, Kochgeschirr für die Leute und für mich, Proviant in benötigter Menge, Tauwerk, Beile und andre Werkzeuge, endlich Waren, die als Geschenke und Tauschmittel dienen sollten, gekauft und vor allem dann noch Maria-Theresiathaler mit der Prägungszahl 1780 eingehandelt werden. Deutschland ist keineswegs in geringem Maße an den nach Zentralafrika eingeführten Waren beteiligt. Nicht nur der Maria-Theresiathaler ist deutsch*), die Waffen aus Solingen und Hagen, die Nadeln aus Iserlohn, Zündhölzchen und Stearinkerzen aus Wien, Tuche aus Sachsen, Papier und kleine Industriezweige aus Nürnberg bekunden, daß die Mehrzahl der in Zentralafrika gebrauchten Waren am billigsten in Deutschland gefertigt werden. Dennoch mangelt es mit Ausnahme weniger großer Häuser in Ägypten gänzlich an direkten Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Nordafrika.

Pascha-Gouverneur in Tripolis war zur Zeit Mahmud Pascha. Mit ihm stand ich auf dem besten Fuße. Er wußte, daß ich meine früheren Reisen unter der Maske eines Moslem gemacht hatte und riet mir daher sehr ab, die südwestliche Route durch das Land der Tuareg zu wählen, da man mittlerweile erfahren haben müsse, daß ich kein wirklicher Muselmann sei, und ich mich daher in jenen Gegenden der größten Gefahr aussetzen würde. Ich aber blieb fest bei meinem Entschluß, eben diese Route und zwar zunächst bis Rhadames einzuschlagen, und fuhr zu dem Ende fort, mich in mohammedanische Tracht zu kleiden, wohl wissend, daß ich von Rhadames aus nur unter dieser Verkleidung weiter vorzudringen hoffen konnte. Ich war mit einem Bu-Djeruldi, einem für die Regentschaft Tripolitanien geltenden Regierungspaß, ja sogar mit einem Firman-ali des Sultans in Stambul, einem türkischen Ministerialpaß, versehen. Endlich nahte der Tag der Abreise. Früh am 20. Mai 1865 war ich reisefertig. „E-o-a! E-o-a!“ schrieen die Kameltreiber, dann ihr einförmiges

*) Die Reise begann 1865, also vor dem Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Bunde.

„Ssalam ala rassul oua nebbina“ (Heil und Frieden über unsern Gesandten und Propheten) anstimmend. Das letzte Gepäck wurde auf die Kamele verteilt und befestigt, der Zug vollends geordnet, und um 7½ Uhr bewegte er sich, das Mittelmeer im Rücken, in gemessenen Schritten landeinwärts. Meine Karawane bestand außer mir aus 6 Leuten und ebensovielen Kamelen. Zuerst ging es in grader südlicher Richtung hin; bergauf, bergab mußten sich unsre Tiere mühsam über und durch die weißen Sanddünen fortarbeiten. Der eigentliche Areg (die Sandzone) endet beim Brunnen Kicher, wo fruchtbares Ackerland beginnt. Das Land fand ich zumeist gut angebaut, dennoch waren die Bewohner und ihre kleinen Zelte ungemein ärmlich. An vielen Stellen ist das Land mit Buschwerk durchwachsen, welches die Eingebornen nicht auszurotten verstehen. Es ist die Lotusstaude, die auch in Algerien ihrer Dornen und tiefen Wurzeln wegen die Verzweiflung der europäischen Kolonisten bildet. Am 22. Mai befanden wir uns bereits beim Ausmarsch zwischen den Vorbergen des Djebel Ghurian und um 9 Uhr am Fuße des eigentlichen Gebirges. Die uns zugekehrte Seite seines Abhangs ist fast gar nicht bewachsen, aber die Formen der Berge bieten einen malerischen Anblick. Und während ihre Rücken meist kahl sind, strotzen die Schluchten und Thäler von herrlichstem Grün. Palmen-, Orangen-, Oliven- und Feigenwälder gewähren da eine erquickende Augenweide. Wie aber hinauf kommen auf diese Bergwand? Aber es ging besser, als ich geglaubt. Der Weg zieht sich in einer engen Schlucht aufwärts, und zwar mühsam, doch ohne erheblichen Unfall wurde er von unsern Kamelen zurückgelegt. Manchmal schauderte ich, wenn mein Kamel dicht an einem tiefen Abgrund hinschritt; aber die Kamele haben einen mindestens ebenso sichern Gang wie die Maultiere. Nur beim Abwärtssteigen von steilen Abhängen hemmt man den Lauf des Kamels, indem ein Treiber, bisweilen auch zwei, den Schwanz des Tieres erfaßt und mit aller Macht festhaltend sich von ihm nachschleifen läßt. Nach einer Stunde hatten wir glücklich die Höhe erreicht und gönnten uns und den Tieren im Schatten uralter Ölbäume eine kurze Rast; dann folgten wir dem Bett eines in südlicher Richtung ziehenden Wadi bis dahin, wo es nach Osten umbog, während wir, immer unter Oliven- und Feigenbäumen, unsern Weg nach Süden fortsetzten. Um 1½ Uhr hielten wir vor dem Kasr Ghurian (2118 engl. Fuß hoch), einer kleinen mit 100 bis 120 Mann besetzten Bergfestung. Der Weg nach Süden führte, immer sanft ansteigend, durch Olivenhaine, Wein- und Feigengärten, und zahlreiche Dörfer über wie unter der Erde deuten auf eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung. Einige der unterirdischen

Dörfer sind von Juden bewohnt. In Ksebah — 6 km südlich von Kasr Ghurian — empfing man mich mit den Worten: „Marabah scherif“ (Willkommen, Abkömmling Mohammeds); ich lehnte aber den Titel Scherif ab, und meine Diener sagten, ich sei Mustafa-Bei. Am 27. Mai langten wir, nachdem wir verschiedene Engpässe und Wadis durchschritten hatten, um 3 Uhr nachmittags vor Misda an. Misda besteht aus 2, jedoch noch durch einige hundert Schritte voneinander getrennten Ortschaften: dem obern und untern Orte, und beide zählen höchstens 500 Einwohner. Ursprünglich Berbern, haben sich die Bewohner durch den Verkehr mit Arabern arabisiert. Ihr hauptsächlichster Erwerbszweig ist der Karawanenbetrieb auf den Straßen nach Rhadames einerseits und nach Mursuk andrerseits; besitzen sie doch in den reichlichen Weiden, welche der Wadi Sofedjin bietet, die Mittel zu einer guten und ausgiebigen Kamelzucht. Einige kleine Gärten um Misda liefern Zwiebeln, Tomaten, roten Pfeffer, Kürbisse und Wassermelonen. Die wenigen Palmen sehen traurig aus. Ackerbau wird getrieben, wenn in wasserreichen Jahren der Sofedjin seine Fluten bis zur See herabsendet oder wenigstens unter der Erde den Boden durchtränkt.

Am 2. Juni 5 Uhr nachmittags verließen wir Misda, um Rhadames (südwestlich von Misda) zu erreichen. Schon um 9 Uhr am folgenden Vormittag nötigte uns die furchtbare Hitze, Rast zu machen; weder die Kamele noch die Treiber konnten der Sonnenglut länger widerstehen. Meinem weißen Araberhunde, einem Spitz, mußten wegen des brennend heißen Erdbodens Sandalen angelegt werden. Am 6. Juni berührten wir den Rand der Hammada (mit scharfkantigen Steinen bedeckte Hochebene). Ehe wir ihn überschritten, veranlaßten mich meine Kameltreiber, weil ich zum erstenmal des Weges ziehe, einen kleinen Steinhügel (Bu-ssfor-Reisevater) zu errichten. Den Ursprung und die Bedeutung dieser Sitte konnten sie mir nicht erklären, oder ich verstand ihre Erklärung nicht. Erst später erfuhr ich, daß die Bu-ssfor Fetische sind, welche den Reisenden, der das erste Mal solche hervorragende Punkte berührt, vor Unannehmlichkeiten schützen sollen, und daß mit der Aufrichtung eines Bu-ssfor zugleich die Verpflichtung verbunden ist, den Reisegefährten ein Mahl zu geben. Eines Tages hatten wir beim Marsch durch die Hammada das Glück, daß ein Gewitter sich über uns entlud. Welche Wonne, bis auf die Haut durchnäßt zu werden! Selbst mein Hund schien die Freude mit zu empfinden, und die Kamele suchten gierig den dicht fallenden Platzregen aufzusaugen. Am 10. Juni 1865 durfte ich hoffen, endlich unser nächstes Ziel, die Oase Derdsch, zu erreichen. Es war die höchste

Zeit: infolge der großen Hitze waren die Kamele von dem achttägigen Marsche durch die Hammada erschöpft, meine Diener trugen zum Teil noch schwerer die ungewohnten Strapazen. Mich hatte der Wüstenmarsch bereits so abgemagert, daß ich meine Geldkatze, die mir früher zu eng gewesen, jetzt noch um 5 Zoll einnähen mußte. Um 7 Uhr abends erreichten wir endlich den Ort Derdsch. Die Einwohner bereiteten mir einen recht freundlichen Empfang, der Bu-Djeruldi (Regierungspaß) schien seine Wirkung auf sie nicht verfehlt zu haben. Für unser Lager hatten sie einen reizenden Platz, unter Palmen und hinreichend mit Wasser versehen, bestimmt; allein ich zog es vor, auf der luftigern Hammada zu kampieren, wo ich mir von den frischen Winden einen heilsamen Einfluß auf meine stark angegriffene Gesundheit versprach. Weder die Berber, noch die Araber der Oase Derdsch zeigen im Äußern die charakteristischen Merkmale dieser Völkerrassen; sie sind so stark mit Negerblut durchsetzt, daß man sie eher wohlgestaltete Schwarze mit kaukasischer Gesichtsbildung nennen, als zu den Weißen rechnen möchte. Mit dem Schmutz scheinen sie auf vertrautem Fuße zu stehen; das Innere der Steinhäuser ist unsauber und dient Ziegen wie Menschen zum gemeinsamen Aufenthalt. In den meisten giebt es jedoch ein Staatszimmer, in dem die Mitgift der Frau oder der Frauen, in einer großen Zahl messingner Schüsseln bestehend, aufbewahrt wird. Die vorhandenen Palmengärten würden mehr als ausreichen, wenn nicht zwei Drittel der Gärten und Bäume an die Rhadamser verkauft wären. Wie überall in den Oasen werden auch hier die Bäume und der Boden, auf dem sie stehen, getrennt voneinander verkauft. Das Areal selbst der Gärten ist in Derdsch, wenn man die Fruchtbarkeit des Bodens und den Wasserreichtum in Betracht zieht, billig zu haben. Hingegen stehen die Bäume verhältnismäßig hoch im Preise. Für eine Palme der edlern Gattung, zumal eine solche, die jährlich eine Kamelladung Datteln liefert, zahlt man bis über 100 Mahbub (400 M.), für eine Kamelladung Datteln der besten Sorte 7—8 Mahbub (28—32 M.). Die Zahl der Dattelpalmen in den 4 Orten der Oase zusammen dürfte sich auf ungefähr 300000 Stück belaufen.

Am 17. Juni kurz vor Sonnenuntergang langte die ganze Karawane in Rhadames (= Ghadames, südwestlich von Tripolis an der algerischen Grenze) an. Wir hielten durch das Hauptthor unsern Einzug, gefolgt von einem Schwarm Kinder der Tuareg; auch eine Menge Rhadamser hatte sich unterwegs dem Zuge angeschlossen; doch schien die allgemeine Aufmerksamkeit weniger auf mich und mein Gefolge als auf meinen Hund Mursuk gerichtet zu sein. Es war bereits

das zweite Mal, daß ich in Rhadames einzog. Ein Jahr vorher hatte ich auf dem Wege von Marokko, für einen frommen Mohammedaner geltend, die Stadt betreten. Vor der Wohnung des türkischen Gouverneurs ließ ich den Zug halten.

Rhadames verdankt einer Quelle seine Entstehung. Dieselbe ist in ein länglich viereckiges, 25 m langes und 15 m breites Bassin gefaßt, auf dessen Boden man an mehreren Stellen das Wasser hervorquellen sieht. Die massiven Steinquadern der Einfassung verraten das Werk der Römer, die wohl wußten, wie wichtig es sei, das Wasser vor der Verteilung über die Felder in größter Menge anzusammeln. Aus 5 Rinnen ablaufend, reicht das Wasser der Quelle und einiger Brunnen nur zur Bewässerung einer Oberfläche von ca. 75 ha (Hektar) hin, während der ummauerte, zur Oase gehörende Raum wohl doppelt so groß ist. Die Temperatur der Quelle fand ich abends 10 Uhr im Juni bei gleichzeitiger Luftwärme von 33° C. ebenfalls 33° C., nachmittags bei einer Luftwärme von 40° C. war sie auf 35° gestiegen. Ehe die Einwohner das über 30° warme Wasser trinken, lassen sie es in steinernen Krügen oder in Schläuchen etwas abkühlen. Die Verteilung des Wassers an die einzelnen Gärten wird durch Wasseruhren geregelt. Jetzt ist alles zur Berieselung dienende Wasser Staatseigentum, und die türkische Regierung zieht daraus eine jährliche Einnahme von 40 000 M. Regen fällt äußerst selten; kaum in 20 Jahren giebt es einen nennenswerten atmosphärischen Niederschlag. Die Temperatur steigt in den Sommermonaten auf 50° C. im Schatten und sinkt im Winter zuweilen vor Sonnenaufgang bis auf — 5° C.

Melonen und Pasteken sind die einzigen Früchte, die in Rhadames gut gedeihen. Einzelne Exemplare erreichen einen kolossalen Umfang und ein Gewicht bis zu 2 Zentnern. Andre Früchte, wie gelbe Pflaumen, Granaten, einige Reben, Pfirsiche, Aprikosen und Feigen verkrüppeln und bleiben zufolge der viel zu großen Sommerhitze saft- und geschmacklos. Sie können ebenso wie Gemüse (Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen, Rüben) nur im Schatten der Palmen ihr kümmerliches Dasein fristen. Gleichfalls unterm Palmendach wird etwas Getreide, Weizen, Gerste und einige Hirsearten gebaut, doch lange nicht ausreichend für den Konsum der Bewohner. Leider sind auch die Dattelbäume hier weder ergiebig genug, noch von solcher Güte, daß mit ihren Früchten — wie in andern Oasen — der Bedarf an Getreide, Schlachtvieh, Butter, Öl und sonstigen Lebensmitteln eingetauscht werden könnte. Die 60 000 Palmen, die Rhadames besitzt, vermögen den Bewohnern kaum einen Monat im Jahr genügende Nahrung zu gewähren.

Äußerst selten läßt sich in Rhadames eine Frau auf offner Straße sehen. Die Frauen der vornehmen Stände wagen schon deshalb nicht auf die Straße zu gehen, weil die Straßen überbaut, deshalb vollkommen dunkel sind, so daß man ohne Lampe nur tappend vorwärtsschreiten kann und durch Husten und Räuspern sein Nahen verkünden muß. Sie besuchen und versammeln sich auf den flachen Dächern der Häuser, welche ausschließlich den Frauen vorbehalten sind. Dem Worte eines Rhadamsers darf man vertrauen; er hält, was er verspricht. Ich schätze die einheimische Bevölkerung von Rhadames auf 5000 Seelen, wozu noch 1000 auswärts sich Aufhaltende hinzukommen mögen. Die Abgaben, welche die Stadt entrichtet, belaufen sich jährlich auf 200 000 M. Importzoll wird nur von den eingeführten Sklaven (8–12 M. pro Kopf) erhoben, welches Geld in die Tasche des Gouverneurs fließt. Ihre Handelsbeziehungen dehnen die Rhadamser nördlich bis Tunis und Tripolis, südlich bis Tuat, Timbuktu, Kano und Kuka aus. Sie sind die hauptsächlichsten Vermittler des Handels zwischen Zentralafrika und dem Mittelmeer: sie bringen den zentralafrikanischen Ländern Tuche, weiße und bunte Kattune, fertige Tuchburnusse, rote Mützen, buntseidne und baumwollne Tücher, Glasperlen, Korallen, Essenzen, Messing, Papier, Blei, Pulver, Schwefel, Spiegel, Messer, Scheren, Nadeln u. s. w. und tauschen dagegen Sklaven, Elfenbein, Straußenfedern und Goldstaub ein.

Ich richtete mich in meiner Wohnung, einem geräumigen Hause vor dem Thore, häuslich ein. Das große Zimmer im obern Stock machte ich vollkommen dunkel, um die Fliegen daraus zu vertreiben. Das Thermometer stieg jetzt nachmittags auf 50° C. Die Einwohner sahen es gern, wenn ich ihre Moscheen besuchte; denn sie hielten mich für einen Rechtgläubigen. Wie von den Stadtbewohnern wurde ich auch von Tuareg viel besucht, selbst von jungen, nicht unschönen Tuaregmädchen. Sie wollten sich nicht ausreden lassen, daß ich ein Vetter von Henri Duveyrier*) sei, der einen außerordentlich vorteilhaften Eindruck auf sie gemacht haben muß; nicht genug konnten sie den schmucken, galanten Franzosen rühmen, seine blauen Augen, seine schöne Gestalt, sein freigebiges, großmütiges Wesen. Obschon meine Genesung nur erst halb vollendet war, hätte ich doch keinen Augenblick gezögert, nach dem Hogarlande**) aufzubrechen, wäre der sehnlichst erwartete Si-Othman ben Bikri erschienen, der einzige, in dessen

*) Berühmter französischer Reisender, der 1859–61 besonders die Sahara erforschte.

**) Bergland südwestlich von Rhadames.

Geleit ich die Reise dorthin wagen konnte. Endlich sollte ich der langen Ungewißheit enthoben werden. Gegen Ende August brachte mir der Schantat (zu Kamel reitender Postbote) mit den in Tripolis für mich eingelaufnen Briefen auch die neuen französischen Zeitungsblätter. Da las ich im Moniteur folgende Note: „In Algier wird in den nächsten Tagen der Tuareghäuptling Si-Othman ben Bikri erwartet, der mit einem zahlreichen Gefolge von Rhadames kommt, um dem Gouverneur von Algerien einen Besuch abzustatten.“ Jetzt wäre es eine Zeitverschwendung gewesen, noch länger in Rhadames zu warten. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Die Reise nach dem Hogarlande wurde aufgegeben, und dafür die Tour über Fessan fest in Aussicht genommen. Zuvor aber mußte ich nach Misda zurückkehren, um mir dort Kamele bis Mursuk zu mieten.

2. Von Misda bis Mursuk.

Am 29. September 1865 konnte ich dem langweiligen Orte Misda den Rücken kehren. Obgleich noch immer unpäßlich und zum fortwährenden Gebrauch von Opium genötigt, war ich doch frohen Mutes, auf einem Wege nach Fessan zu gehen, den vor mir noch kein Europäer betreten hatte. Sobald mir die Palmen von Misda aus den Augen geschwunden, warf ich meine mohammedanische Vermummung ab und kleidete mich in einen leichten europäischen Sommeranzug. Denn jetzt ging es südwärts in Länder, deren Bewohner nicht jeden Andersgläubigen feindselig behandeln oder gar mit dem Tode bedrohen. Ehe wir zu der Hammada aufstiegen, hatten wir das breite Thal Semsen zu durchwandern, eins der bedeutendsten Flußbetten Tripolitaniens, mit vielen Brunnen, welche so gutes Wasser enthalten, daß man das ganze Thal nach dem berühmten Brunnen Semsen in Mekka benannt hat, und einem üppigen Bestand von Talha-Bäumen. Stämme und Äste der letzteren waren über und über mit Gummiharz bedeckt. Wir erreichten den Ausgang des Thales und hielten uns nun südwestlich, um den schroffen, steil ansteigenden Rand der Hammada zu erklimmen. Mühsam arbeiteten sich die Kamele an dem pfadlosen Abhang hinauf. Oben hatten wir noch eine kleine von O. nach W. laufende Einsenkung zu durchziehen, dann aber kamen wir an die eigentliche Hammada, d. i. eine Hochebene, deren Boden aus steinhartem, rötlichem Thone mit geschwärzten, scharfkantigen Steinen bedeckt ist. Schon lange hatte sich ein Samum angekündigt. Die Sonne erschien als ein glutroter Feuerball; eine unheimliche Schwüle

durchzitterte die wellenschlagende Luft, dennoch herrschte vollkommne Windstille; aber eine pechschwarze,, majestätisch sich heranwälzende Wolke ließ keinen Zweifel, daß in kurzer Zeit der Orkan über uns losbrechen würde. Immer röter wurde die Sonne, immer drückender die Hitze, das Atmen war fast unmöglich in der heißen, trocknen Luft. Jetzt kam das Gespenst herangebraust. Ohne Kommandoruf machten unsre Kamele Kehrt, damit der Sturm ihnen den scharfen, die Haut zerschneidenden Sand nicht in die Augen wehe; ohne Kommando knieten sie nieder. Völlige Dunkelheit umhüllte uns. Der mehrere hundert Fuß hoch aufgewirbelte Staub verdunkelte die Sonne wie bei einer Sonnenfinsternis. Wir hockten oder legten uns an den Rücken der Kamele, um den ersten Stoß des Staubwindes abzuhalten. Mundhöhle und Kehle wurden unerträglich trocken, Ohren, Augen und Nase mit feinem Sande erfüllt. Man legt sich nieder, weil man nichts mehr sieht, weil man von der Gewalt des Windes fortgerissen und umgeworfen würde, nicht um an dem Boden besser atmen zu können. Rasch wie er gekommen, ging der Orkan vorüber; das ganze Phänomen hatte kaum 20 Minuten gewährt. Die Kamele richteten sich wieder auf, und wir konnten weiter gehen. Um 5 Uhr nachmittags klommen wir den Südrand der Hammada hinab, an deren Ostrand wir hinzogen.

Am 14. Oktober befanden wir uns inmitten des unzweifelhaft ein zusammenhängendes Ganze bildenden Gebirgszugs, der schlechtweg das „Schwarze Gebirge“ genannt wird. Seine östlichsten Teile haben Hornemann und Beurmann überstiegen, den westlichsten durchzog ich; von Barth, Richardson und Overweg wurde es gar nicht berührt, indem sie auf ihrer Reise von Tripolis nach dem Sudan sich mehr westlich hielten. Die Längenausdehnung des Gebirges nach SO. beträgt jedenfalls nicht weniger als 80 deutsche Meilen. Die von mir gefundene Höhe im äußersten Westen beträgt 2959 engl. Fuß. Das ganze Gebirge ist entschieden vulkanischer Natur, aber stark untermischt mit Sandstein und Kalkbildungen. Das äußere Aussehen des schwarzen Gebirges ist so unheimlich, wie man sich nur ein ödes, wild zerklüftetes Wüstengebirge denken kann. Immer die Südrichtung innehaltend, zog ich am 27. Oktober 1865 in Mursuk ein.

Ich hatte in Mursuk noch Gelder aus Europa zu erwarten, und da auch meine Ausrüstung in vielen Stücken gründlicher Nachhilfe benötigte, mußte ich auf einen Aufenthalt von längerer Dauer Bedacht nehmen. Bei Staatsbesuchen müssen außer dem Herrn des Hauses auch seine sämtlichen Diener und die Hauptsklaven beschenkt werden, und denselben Betrag hat jener bei seinem Gegenbesuche den Dienern

des andern zu schenken. Man verständigt sich vorher über das Wieviel. Bei meinen Besuchen lernte ich einen Mann Namens Mohammed Besserki kennen, den letzten Sprößling der ehemaligen Beherrscher von Fessan. Eines Tages, als er eine besonders reichliche Portion Opium zu sich genommen, sagte er plötzlich zu mir: „Ich habe eine einzige Tochter, sie ist nicht hübsch, nicht häßlich, 15 Jahre alt, heirate sie, mein Freund!" Ich äußerte mein Befremden darüber, daß er, der Sohn eines Sultans, der Nachkomme des Propheten, seine Tochter mit einem Christen verheiraten wolle. Da rief er: „O Wunder, soll ich etwa mein Kind einem von den Türkenhunden zur Frau geben, die mir mein Land geraubt haben, oder einem Manne aus Fessan, der einst Sklave meines Vaters gewesen ist? Lieber soll sie sterben. Aber dir will ich sie geben, o Mustafa Bei, und als Mitgift übertrage ich dir meine Rechte auf Fessan." Eines Tages wurde ich eingeladen, der Revue der Truppen (500 Fußsoldaten) beizuwohnen. Einige von den Offizieren waren zwar zu der Revue in Pantoffeln erschienen, sei es der großen Hitze wegen, oder weil sie keine Stiefeln besaßen, aber die Mannschaft trug saubere Uniform, machte die Gewehrgriffe mit Präzision und marschierte selbst nach preußischen Begriffen tadellos. Außer der Kaserne besuchte ich auch das Militärhospital, das an Reinlichkeit und Ordnung meine allerdings nicht hohen Erwartungen von einer türkischen Krankenanstalt übertraf. Beim Abschied bat der Doktor um die Erlaubnis, mich in meiner Wohnung besuchen zu dürfen. An einem der nächsten Tage trat er bei mir ein und begann mit geheimnisvoller Miene: „Es scheint, Mustafa Bei, du thust deine Augen nicht auf und bemerkst nicht, welche Menge Sklaven hier eingebracht und unter dem Schutze des Gouverneurs verkauft werden. Der Festungskommandant hat mir gesagt, in den 12 Monaten, seit er hier in Garnison steht, waren es 4048 Köpfe. Er weiß die Zahl genau, denn alle Transporte kommen nur bei Nachtzeit in die Stadt, und der wachthabende Korporal, der das Thor öffnet, hat dem Kommandanten des Morgens zu melden, aus wieviel Köpfen der nächtlich einpassierte Transport bestand. Nun denke dir, für jeden eingehenden Sklaven läßt sich Halim Bei 2 Mahbub (8 M.) und für jeden ausgehenden sein Schwiegersohn $2^1/_2$ Groschen bezahlen." Was helfen also alle Verbote seitens der türkischen Regierung zu Konstantinopel, da ihre Beamten in den entfernten Provinzen, sobald sie nicht streng überwacht sind, immer dem Handel mit Negern Vorschub leisten werden, um ihn als Einnahmequelle für sich auszubeuten! Ein reicher Kordofaner Sklavenhändler, der mit einer Ladung „Menschenfleisch" in Mursuk angekommen war, erkrankte hier schwer und ließ mich um

meinen ärztlichen Rat und Medizin ersuchen. Nach Verlauf von 14 Tagen war der Patient völlig genesen. Beim ersten Ausgange führte er mir als Lohn einen Negerknaben zu. Er gab an, er sei ein Königssohn, aus Bagirmi gebürtig. Der unglückliche Kleine, ein Kind von 7—8 Jahren, zum Skelett abgemagert und so entkräftet, daß er kaum noch aufrecht gehen konnte, kroch auf allen Vieren zu mir heran, um seinem neuen Herrn die Hand zu küssen, und sein erstes Wort war: „Ich bin hungrig.“ Da es eben um die Weihnachtszeit war, gab ich ihm — das deutsche Wort Weihnachten war mir zu lang — den Namen Noël. Der kleine Noël ist mir während mehrerer Jahre ein treuer, aufopfernder Begleiter gewesen. Jetzt (1874) befindet er sich in Berlin, wo ihn der deutsche Kaiser auf seine Kosten erziehen läßt.

Einen weitern und besonders wertvollen Zuwachs erhielt mein Gefolge an dem ehemaligen Diener Barths, dem alten Mohammed-el-Gatroni. Sobald er vernommen, es sei ein Europäer, ein Vetter von Abd-el-Kerim (Barth) in Mursuk angekommen, machte er sich auf, um nach dem Befinden seines frühern Herrn zu fragen. Obschon er seiner Ehehälfte geschworen hatte, er werde nicht wieder auf Reisen gehen, nahm er die Aufforderung, in meine Dienste zu treten und mich nach Kuka zu begleiten, ohne Zögern an. An den Späßen und der oft ausgelassenen Lustigkeit der andern Diener nahm er keinen Teil; er schritt immer ernst und würdevoll einher. Dagegen that es ihm niemand gleich in der Behandlung der Kamele, in Geschicklichkeit und Raschheit beim Auf- und Abladen der Bagage, in der praktischen Anordnung der Märsche und im Auffinden guter Lagerplätze. Seine Treue und Hingebung, seine Ehrlichkeit waren über jeden Zweifel erhaben. „Ihr in eurer Religion, wir in unsrer,“ hatte er beim Eintritt gesagt; „aber wenn du willst, daß ich mit dir gehe, im Namen Gottes, wie ich für deinen Vetter mein Leben gewagt, bin ich auch für dich zu sterben bereit.“ Und dies waren keine leeren Worte.

In meinem Zelte vor Tragen, wohin ich einen Ausflug gemacht, erhielt ich am 1. Februar 1866 die erschütternde Nachricht vom Tode Barths. „Der ist im Paradiese, Gott erbarme sich seiner,“ sagte der alte Gatroner, als ich ihm die Trauerkunde mitteilte.

3. **Von Mursuk nach Kuka** (auf der Bornustraße).

Mitte März 1866 traf mein sehnlichst erwarteter Diener mit dem für mich erhobnen Gelde, mit Waren, Kamelen und Lebensmitteln

von Tripolis ein. Nachdem auch Maina Adem (Bruder des Oasenkönigs von Kawar, der mir angeboten, ich möge mich mit meiner Karawane der seinigen anschließen) und sein fürstliches Gefolge sich reisefertig gemacht, wurde der 24. März 1866 zur Abreise bestimmt. Unser Verkehr blieb äußerlich ein freundschaftlicher, doch hegten wir eine gegenseitige Abneigung: ich, weil er es war, der in der Oase Gatron mein Vorhaben, über Tibesti nach Kawar zu gehen, vereitelte; er, weil ich mich seinen Befehlen nicht unterordnete. Auch in Tedscherri (an der Bornustraße) unterhandelte ich 4 Tage lang mit den Tebu-Rschade wegen Vermietung von Kamelen nach Tibesti. Aber alle meine Bemühungen waren umsonst. Am 9. April wurde von der Oase Tedscherri abmarschiert, und bald befanden wir uns am Rande derselben; ringsum gab es nichts als Sand, Kies und einzelne zerstreute Sandsteinblöcke. Am Brunnen Meschru im Thale von Meschru lagen die Trümmer einer Marmorsäule, die unverkennbar römische Arbeit war. Der Sturm hatte solche Mengen Sand in den Brunnen getrieben, daß der Wasserspiegel mit einer dicken, trocknen Schicht bedeckt war. Einige von unsern Leuten mußten 9 m tief hinabgelassen werden, unten mit ihren Händen den Sand aufkratzen und ihn in Körbe füllen, welche dann die übrigen an Seilen heraufzogen. Nach 2 Stunden harter Arbeit erhielten wir endlich Wasser, zwar noch trübe, aber reichlich und gut. Ringsumher lagen Massen von Kamel- und Menschenknochen, ein weites Knochenfeld; selbst in meinem Zelte stieß ich auf einen Schädel, den meine Leute in der Dunkelheit beim Abräumen des Bodens übersehen hatten. Die Menschengerippe sind Überreste von verschmachteten Sklaven. Auch südlich vom Brunnen am Wege sieht man gebleichte Menschenknochen, an manchen noch Fetzen von dem blauen Kattun, den die Negersklaven tragen; man braucht nur diesen Gerippen zu folgen, so kann man den Weg nach Bornu nicht verfehlen. Es war ein weiter Weg bis zur nächsten bewohnten Oase! Menschen und Tiere litten sehr empfindlich von den Strahlen der Mittagssonne. Mein armer Hund hatte sich auf dem bis zu 70° erhitzten Boden die Füße verbrannt und war unfähig zum Weiterlaufen.

Am 25. April sahen wir von einer Anhöhe herab die Oase Kawar vor uns liegen. Freudenschüsse wurden abgefeuert. Maina Adem warf ein fürstliches Prachtgewand über seine Reisekleidung; dem Pferde, das er ritt, war schon tagsvorher ein reiches, goldgesticktes Geschirr und ein Sattel mit vergoldeten Steigbügeln aufgelegt worden. Ich lagerte mich mit meinen Leuten unter den Palmen von Anay (dem nördlichsten Orte der Oase), froh, mich endlich wieder an einem

bewohnten Orte zu befinden. Von dem Berge, an dem und auf welchem Anay erbaut ist, hat man durch eine tiefe Kluft einen Felsen abgetrennt; derselbe dient als Zufluchtsort in Zeiten der Not. Er ist oben mit einer Mauer umgeben, die eine Anzahl bedeckter Kammern sowie Räume zur Unterkunft des Viehes einschließt und nur mittels einer Leiter zu ersteigen ist. Ich klomm hinauf, es gab indes nichts Merkwürdiges zu sehen. Die Oase hat ausgezeichnetes Wasser; Dattelpalmen giebt es in großer Menge; Gemüse oder Getreide zu bauen, verwehren den Kawarern die in Aïr wohnenden Tuareg, welche ihnen Getreide vom Sudan zuführen, um Salz dagegen einzutauschen. Das einzige Produkt, das ihnen diese Herren der Wüste zu kultivieren erlauben, ist Klee, der getrocknet ein treffliches Kamel-, Pferde- und Ziegenfutter abgiebt. Am 3. Mai zogen wir südwärts, der Hauptstadt des Landes, Bilma, zu. Das Thermometer wies nachmittags in den Sand gestellt 63° C., in der Sonne 74° C. und im Schatten 43° C. Ich war unterwegs benachrichtigt worden, daß der Sultan augenblicklich nicht in Bilma selbst, sondern ½ Stunde nordwestlich in der Stadt Kalala residiere. Dorthin nahmen wir unsern Weg. Indem ich dem Sultan meine Bitte um eine größere Wohnung vortrug, überreichte ich zugleich den Empfehlungsbrief des Pascha von Tripolis. Er nahm ihn verkehrt in die Hand, warf einen Blick hinein und sagte, daß er nicht Türkisch verstehe. Ich bemerkte, der Brief sei arabisch geschrieben, worauf er ihn zusammenfaltete und mit wichtiger Miene erklärte, er werde das Schreiben mit seinem Thaleb (der übrigens auch nicht lesen konnte) einer genauen Durchsicht würdigen. Vergebens warteten wir bis zum Abend auf ein Mahl. Um den Sultan günstiger zu stimmen, schickte ich ihm am folgenden Morgen 2 Hüte Zucker, 2 Rasiermesser, einen Turban, einen Dolch, Rosenöl, 6 Taschentücher, eine Harmonika und 10 Thaler (= 40 Mk.) in Gold. Er aber verhöhnte die Diener, die ihm mein Geschenk überbrachten, stieß es zurück und ließ mir sagen, wenn ich nicht 100 Thaler und einen Tuchburnus gäbe, dürfte ich weder in seinem Lande bleiben, noch werde er gestatten, daß ein Tebu mich nach Bornu geleite. Vogel und Beurmann, behauptete er, hätten ihm auch jeder 100 Thaler gegeben. Was war dem feigen Räuber gegenüber zu thun? Ich mußte mich mit ihm abfinden. Bilma, der südlichste bewohnte Ort von Kawar, hat über 1000 Einwohner und ist berühmt wegen der in der Nähe befindlichen Salzminen. Die letztern bestehen aus weiten, mit hohen Wällen eingefaßten Gruben, in deren Tiefe Wasser — wahrscheinlich über Steinsalzlagern — von O. nach W. hindurchfließt. Dieses Wasser ist so salzhaltig, daß sich, begünstigt durch die starke Ver-

dunstung, binnen einigen Tagen eine mehrere Zoll dicke Kruste auf dem Wasser bildet, die dann durchstoßen und abgefischt wird. Vergebens hatte ich in Kawar auf den Abgang einer Karawane nach Bornu gewartet. Ich entschloß mich endlich, einen Führer nach Kuka zu dingen und demselben den geforderten hohen Preis von 60 Maria-Theresienthalern (240 Mk.) zu bewilligen.

Am 21. Juni 1865 war alles zur Abreise gerüstet. Ungeheure Sandmassen, steile, oft 30 m hohe Dünen machten den Marsch für die Kamele äußerst beschwerlich. Ich mußte jetzt den tiefen Sand zu Fuß durchwaten, denn mit einem Reiter auf dem Rücken hätte mein Kamel die steilen Sanddünen nicht herauf- und hinabzuklimmen vermocht. Man kann von Kawar südlich 3 ziemlich scharf gesonderte Zonen unterscheiden: 1) die fossilienreichen Ade-Dünen, 2) die weiten krautreichen Ebenen am Ausgang der Sahara, 3) den großen Mimosenwald, der sich bis an den Tsadsee ausdehnt, und auf dessen Boden auffallenderweise nicht das kleinste Steinchen zu finden ist.

Am 15. Juli brachte uns ein kurzer Marsch nach Ngigmi, dem ersten bewohnten Ort an der Nordgrenze von Bornu. Wer sich den Tsadsee als einen blanken Wasserspiegel vorstellt, wird bei dessen Anblick sehr enttäuscht sein; denn nur stellenweise sieht man offnes Wasser in der unendlichen, mit Rohr und Schilf bedeckten Fläche. Eine sehr angenehme Musik war mir das Brüllen der Rinder, die in Herden an uns vorüberzogen. Wie lange hatte mein Ohr diesen heimatlichen Laut nicht mehr gehört! Wir schlugen unser Zelt dicht vor dem Dorfe auf, und bald kamen die Bewohner, welche Kanembu (Leute von Kanem) sind, neugierig heraus. Von den Frauen wurden mir Eßwaren: frische und getrocknete Fische, Butter, Tabak, etwas Gerste und Weizen zum Kauf oder zum Tausch gegen Glasperlen und Nadeln angeboten. Abends badete ich an einer offnen Stelle im Tsad, nachdem mir die Eingebornen auf meine Erkundigungen versichert hatten, es komme hier äußerst selten vor, daß ein Mensch von einem Krokodil angefallen werde. Nicht weit von der Badestelle sah ich dann 4 Flußpferde ihre plumpen Köpfe aus dem Wasser stecken. Ich schoß unmittelbar hintereinander 4 Schüsse aus meinem Repetiergewehr auf sie ab und hatte das Glück, daß 2 davon tödlich getroffen wurden. Nur zur Regenzeit ist Ngigmi vom See umgeben, sonst liegt es einen guten Büchsenschuß vom Ufer entfernt. Wir zogen nun immer hart am Rande des Sees entlang, der durch hohes Schilfrohr, in dem zahlreiche Wasservögel sich tummelten, kenntlich war. Schmetterlinge und Libellen gaukelten von Blume zu Blume, Singvögel flogen aus dem dichten Gebüsch, während die Wasservögel — weiße und schwarze

Störche, Pelikane, Enten, Gänse u. s. w. — auf den Wiesen ohne Scheu ihr Futter suchten. Antilopen- und Gazellenherden eilten zur Tränke in den Tsad; Wildschweine durchwühlten den Boden nach Wurzeln und stürzten bei unsrer Annäherung entweder geradewegs in den Wald zurück oder bargen sich in das Röhricht. Hier ging ein Flußpferd, unbekümmert um uns, seiner Nahrung nach; dort verschwand ein 4—5′ langer Kaiman erschreckt im Sumpf oder Schilf des Ufers. Leider wurden aber unsre Kamele von Fliegenschwärmen bis aufs Blut gepeinigt. Am 18. Juli gelangten wir an die Sümpfe und Hinterwasser des Komadugu flusses (geht in den Tsad). Das Passieren derselben nahm viel Zeit in Anspruch und war mit großen Beschwerlichkeiten verbunden, indem wir die Sümpfe auf weiten Umwegen umgehen, die Wasserlachen mit den störrigen Kamelen durchwaten mußten. Drüben am andern Ufer sahen wir im Schatten der Tamarindenbäume den Ort Yo liegen. Mehrere von dessen Bewohnern kamen, die blaue Tobe hoch über den Kopf haltend, zu uns herübergeschwommen. Sie sagten uns, der Vorsteher des Orts müsse jede hier ankommende Karawane durch einen Boten dem Sultan von Bornu anmelden, und wir könnten Briefe nach Kuka mitgeben. Am nächsten Morgen wurde über 8 leeren Kürbisflaschen ein luftiges, aber sichres Floß zusammengebunden, und darauf in 3 oder 4 Fahrten unser Gepäck ans andre Ufer geschafft. Ein Teil meiner Leute ritt auf unsern Kamelen durch den Fluß, der in der Mitte so tief war, daß die Tiere schwimmen mußten. Ich selbst zog es vor, hinüber zu schwimmen, und nahm auch meinen Hund an einem Schwimmgürtel mit mir.

Frühmorgens am 22. Juli 1866 zogen meine Diener neue Kleider an, und vormittags 9 Uhr hielten wir am Nordthore von Kuka. Die Kunde von meiner Ankunft hatte eine Menge Neugieriger an das Thor gelockt. Die zu meinem Empfange bestimmte Ehren-Eskorte erwartete mich jedoch am Westthore. Meine Leute luden ihre Flinten mit 3facher Ladung und ließen sie tüchtig knallen. Hauptgegenstand der Neugier bildeten ich und mein Hund. „Seht den Christen, seht seine Kleider, seine Schuhe; er hat Augen wie eine Katze, der Ungläubige, der Heide. Wo mag er her sein? Ist er ein Engländer oder ein Deutscher? Und seht doch sein Tier, es soll eine Hyäne sein oder der Sohn einer Hyäne.“ So schwirrte es in dem Haufen durcheinander. Dazwischen rief man mir auch von vielen Seiten ein Willkommen zu: „Sei gegrüßt in Bornu! — Gott Lob, daß du angekommen bist! — Ist es dir gut gegangen in der Wüste? — So Gott will, hast du keinen Durst gelitten! — Friede sei mit dir!“ Jetzt kam ein Reiter vom Westthore herangesprengt, ein Beamter des

Sultans. Ich stieg von meinem Kamel und ging auf ihn zu. Wir begrüßten uns: „Friede! — Wie ist deine Haut? — Was giebt es Neues? — Gott sei gelobt!" Hierauf erklärte er mir, er sei beauftragt, mich zu dem mir angewiesenen Hause zu geleiten. Ehe er sich aus demselben entfernte, versicherte er mir wiederholt, der Sultan sei sehr über meine Ankunft erfreut, er biete mir ein herzliches Willkommen und werde es mir an nichts fehlen lassen. Als am nächsten Nachmittag das Wetter sich klärte, holte mich mein Geleitsmann zu Pferde zur Audienz ab, auch für mich ein Pferd mitbringend. Ich gelangte in eine Art großen, durch Erdsäulen gestützten Saal, und in einem Winkel desselben, auf einer mit Teppichen belegten Erhöhung, sah ich den Sultan Omar sitzen. Die erste Vorstellung hatte den Charakter einer Privataudienz und nur den Zweck, die Neugier des Sultans zu befriedigen. Nachdem ich mich auf den nackten Boden gesetzt oder vielmehr gehockt hatte, begannen die gewöhnlichen Fragen nach der Gesundheit, wie ich das Reisen vertrage u. s. w. Sodann aber frug er mich: „Wie befindet sich dein Sultan? Bringst du mir einen Brief von ihm? Ist es der, der über halb Deutschland im Norden regiert? Wie geht es Abd-el-Kerim (Barth)? Der war ein großer Freund von mir. Hast du einen Brief vom Sultan von Stambul? Wie geht es Abd-ul-Asis (dem türkischen Sultan)? Ist er in Frieden mit den Christen? Hat er keinen Krieg mit Musku (Rußland)? Wohin gedenkst du zu gehen?" Auf diese letzte Frage erwiderte ich: „Mein Wunsch ist über Bagirmi nach Wadaï zu gehen, und ich erflehe Gottes Segen auf dein Haupt, wenn du mich dahin geleiten lassen willst." „Wir wollen sehen. Sei nochmals willkommen! Alles, was du wünschest, soll geschehen!"

Nach einigen Tagen überreichte ich dem Sultan meine Geschenke. Ihr Wert belief sich auf 180—200 Thaler. Das Hauptstück bildete der amerikanische Repetierstutzen, womit ich die 2 Flußpferde erlegt. Die übrigen Geschenke würdigte er kaum eines Blicks. Da kam ich auf den Einfall, ein etwas schadhaft gewordnes Aneroïd hinzuzufügen, und nachdem ich ihm den Gebrauch erklärt, hatte ich endlich den gewünschten Eindruck der Befriedigung hervorgebracht. Er war stolz auf den Besitz eines Instrumentes, welches das Wetter vorher anzeigte. Ich siedelte übrigens bald mit Sack und Pack in das „Christenhaus" über, das diesen Namen erhielt, weil es von Barth, Overweg, Beurmann u. a. bewohnt worden war. Eines Tages führte mir der Oberste der Eunuchen einen prächtigen Araberhengst, einen Schimmel, aus dem Marstalle des Sultans zu, das übliche Gegengeschenk, dessen seitheriges Ausbleiben die Hofräte als Ungnade ausgelegt hatten.

Meine Geldmittel fingen an auf die Neige zu gehen. Ich war genötigt, mir von einem Kaufmann 200 Thaler zu leihen und für 5 Monate 100 % Zinsen zu bewilligen. Mit der nächsten Karawane sandte ich Schreiben an den Senat von Bremen und an die Londoner Geographische Gesellschaft, in denen ich um weitere Reiseunterstützungen nachsuchte, und schrieb zugleich an Dr. Petermann, falls von diesen Seiten auf keine Subvention mehr zu rechnen wäre, möge er mit dem Honorar für meine im Druck befindlichen Tagebücher die Anleihe zurückerstatten. Ich füge hier gleich hinzu, daß sowohl der Bremer Senat als auch die Londoner Geographische Gesellschaft bereitwilligst auf mein Gesuch eingingen, und daß außerdem König Wilhelm von Preußen, ohne daß ich selbst darum nachgesucht, aus reinem Interesse an dieser Forschungsreise eines Norddeutschen mir auf 2 Jahre je 800 Thaler aus seiner Privatschatulle huldvollst gewährte.

Endlich war das Ende der Regenzeit herbeigekommen, und ich benutzte den ersten heitern Tag zu einem Ausflug an den Tsadsee, um denselben noch bei hohem Wasserstande zu sehen. Er hatte noch lange nicht (am 31. August) seinen höchsten Wasserstand erreicht. Ich fand das Wasser süß schmeckend und von grünlicher Farbe. Die Temperatur war 31¼° C. bei einer Luftwärme von 32½° C. Die Flußpferde wälzten sich furchtlos in den Wellen. Den kleinen Umfang des Sees in der Trockenzeit schätze ich auf 200 Quadratmeilen, in der nassen Jahreszeit aber mag der Umfang wenigstens das Fünffache betragen.

4. Kuka.

Das heutige Kuka wurde erst in neuester Zeit, vom Vater des jetzt regierenden Sultans, erbaut. Es erhielt den Namen Kuka von einer einzelnen Adansonie (Adansonie = Affenbrotbaum, im Kanuri „Kuka“ genannt), welche, weil der Baum sonst in dieser Gegend noch nicht vorkommt, als besonders merkwürdig erschien. In der That besteht die Stadt aus 2 Teilen, 2 länglichen Vierecken, welche durch eine 10 Minuten breite Ebene voneinander getrennt sind. Die östliche Stadt ist der Sitz der Regierung, die westliche hat mehr den Charakter einer Handelsstadt. Beide Stadtteile sind mit ungefähr 6 m hohen Mauern umschlossen, die von außen gerade, von innen aber treppenförmig aufsteigen. Beide Stadtteile haben nur eine breite und ziemlich grade Straße, den Dendal (die Königsstraße). Links und rechts von ihr ist ein Labyrinth enger und krummer Gassen. Steine zum Pflastern giebt es nicht; die Straßen bilden daher in der trocknen

Jahreszeit ein Staubmeer, in der nassen Lachen, Sümpfe und Seen, die oft selbst zu Pferde nicht zu passieren sind. Das Leben in der Hauptstadt beginnt des Morgens nicht eben sehr zeitig. Zuerst durchziehen die Bauern der Umgegend die Straßen und bieten laut schreiend: „Kiám, Kiám (Milch, Milch!), Kandágo, Kanda-a-a-a-a-go“ (Butter) u. s. w. ihre Produkte feil. Wenn die Stadtbewohner sich vom Lager erhoben haben, waschen sie sich sorgfältig Gesicht und Hände, versäumen auch nicht, den Fußboden auszukehren. Nach eingenommenem Frühstück geht es an die Arbeit. Die meisten Hantierungen werden im Freien betrieben; auch die Handwerker: Baumwollenweber, Sattler, Waffenschmiede, Schuster, schlagen ihre Werkstätten auf der Straße vor der Thür ihrer Wohnungen auf. Am lebhaftesten ist der östliche Stadtteil vormittags um 10 Uhr. Da sprengen die hohen Würdenträger, die Prinzen und Anverwandten des Sultans auf feurigen Rossen, gefolgt von einer Schar keuchender Sklaven zu Fuß, den Dendal entlang, um sich in die Ratsversammlung zu begeben. Dieselbe dauert eine Stunde, die meist mit Stadtklatsch und Besprechung der unwichtigsten Vorfälle verbracht wird.

Sind die Teilnehmer der Ratsversammlung nach Hause zurückgekehrt, dann erstirbt das Leben auf den Straßen. Aber zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags entwickelt sich wieder ein andres Bild. Herden von Kamelen, Schafen und Rindvieh werden durch die engen Gassen getrieben, und der tägliche Markt beginnt, der bis zum Abend sowohl in dem westlichen Stadtteil als vor den Thoren der Oststadt abgehalten wird. Die große Münze bildet hier auch der Maria-Theresienthaler mit der Jahreszahl 1780. Als Kleingeld kursieren zumeist die Kauri-Muscheln.

Mit Sonnenuntergang nimmt der Kanuri (Bewohner Bornus im allgem., hier Kukas insbes.) seine Hauptmahlzeit ein. Nach derselben versammeln sich in Kuka die Männer auf öffentlichen Plätzen, wo sie unter einem Gummibaum einander mit Neuigkeiten unterhalten, während die Damen Besuche machen oder promenieren. Unter der Regierung des jetzigen Sultans hat Kuka weit und breit in den Negerländern den Ruf einer vorzüglichen Hochschule erlangt, und es mögen 2—3000 junge Leute im Alter von 20—25 Jahren daselbst studieren. Ihr Studium besteht aber in nichts weiter, als daß sie die zum Beten notwendigen Suren (Koranpsalmen) auswendig und die arabische Schrift mechanisch lernen, ohne von dem Inhalt auch nur ein Wort zu verstehen.

Jeden Montag wird der großе Markt vor den Westthoren der Weststadt abgehalten. Zunächst am Thore werden vor einem Schuppen

Pferde verauktioniert. Ich erstand ein brauchbares, aber kleines und kurz gebautes Reitpferd für 20 Thaler. Durch eine lange Reihe von Verkäufern der gröbern Matten gelangt man auf den Platz, wo die Kamele, die Rinder und Esel zum Verkauf stehen. Dicht daran stößt der Sklavenmarkt. Weißhaarige Greise und Matronen, Säuglinge, junge Mädchen und kräftige Männer, Leute aus Bornu, Bagirmi, Haussa, Logon, Musgu, Wadaï u. s. w. werden zur Auswahl feil geboten. Junge Burschen kosteten damals 15—30 Thaler, junge Mädchen 30—60 Thaler, betagte Männer und Frauen, desgleichen kleine Kinder 3—10 Thaler. — Nun folgen die Getreidehändler mit großen Ledersäcken voll Weizen, Gerste, Reis u. s. w. Auf einem großen Platz wird Vieh geschlachtet und das Fleisch in Stücken verkauft. Eine von hier abbiegende Straße enthält die im Lande gefertigten Kunstarbeiten: zierliche Matten, Thürvorhänge, elegante Deckel und Untersätze, Schüsseln in jeder Größe aus Kürbisschalen oder Holz geschnitzt, Töpfe, Schüsseln und Krüge von gebranntem Thon, letztere so groß, daß sie gegen 200 Liter Wasser fassen. In der nächsten Straße ist Fischmarkt. Diese Straße mündet auf einen Platz, wo hohe Stöße Brennholz aufgeschichtet stehen und daneben Körbe voll Holzkohlen. In der unmittelbaren Nähe haben die Grobschmiede ihre Werkstätte aufgeschlagen, indem sie 2 Schläuche als Bälge gebrauchen und das Feuer in einem Erdloche damit anblasen. Sie verfertigen Beile, Hacken u. s. w. Weiterhin halten die Feinschmiede an Gestellen oder in Buden ihre Arbeiten feil: Spieße, Wurfeisen, Bogen, Schilde, Pfeile, messingne und eiserne Fuß- und Armringe für die Frauen, Scheren, Messer, Zangen. Nach den Schmieden kommen die Lederarbeiter. Außer Getreidesäcken und Wasserschläuchen liefern sie die mannigfachsten Erzeugnisse von Leder: Büchsen, Schächtelchen, Kisten, gelbe und rote Pantoffeln, Sandalen, Sporen, Pferdegeschirre. Hieran reihen sich die zahlreichen Verkaufsstände für fertige Kleider. Den Fruchtmarkt fand ich, da es zur Winterszeit war, nicht sehr reichlich versehen: Es gab Datteln, Erdmandeln, eine Gurkenart und verschiedene eßbare Waldbeeren.

Die europäischen, überhaupt nichtbornuanischen Kunst- und Naturprodukte lagern in Zelten: Weiße und bunte Kattune, Seidenzeuge, weißwollne Burnusse, rote Mützen, Spiegel, Rasiermesser, englische und deutsche Nadeln, Glasperlen, Korallen, Bernstein, Antimon, Blei, Pulver, Flintensteine, Schwefel, Salz, Gewürze, Räucherharze. Einige Zelte sind zu Wechselstuben eingerichtet, in denen man Thaler gegen Muscheln umsetzen kann. Kein Gewerbe unterliegt einer Steuer, und alle Waren gehen zollfrei ein.

5. Ausflug von Kuka nach Wandala.

Kurz nach meiner Rückkehr vom Tsadsee faßte ich den Plan, die Zeit bis zur Wiederkunft des an den Sultan von Wadaï geschickten Kuriers — der in Scheich Omars und meinem Namen um die Erlaubnis bat, sein Land besuchen zu dürfen — mit einem Besuche des Landes Wandala (an der Südgrenze Bornus) auszufüllen. Wandala ist ein echtes Sumpfland, wie denn auch der Name Wandala „Sumpf" bedeutet. Zum Reiten für mich und den Gatroner wurden 2 kleine, wohlfeile Pferde und zum Transport der Sachen 3 Lastochsen angeschafft. Der 8. Sept. 1866 war der zur Abreise bestimmte Tag. Durch den Irrtum, die Regenzeit sei zu Ende, wurde der Zweck meiner Reise großenteils vereitelt. Denn der beständige Regen, der in der Nähe des Gebirges noch länger anhält als in der Ebene, erweichte den Boden dermaßen, daß an ein Herumreisen im Lande nicht zu denken war. Tags waren die Fliegen, nachts die Moskitos eine schreckliche Plage. Die Bewohner von Solum waren eben mit der Reisernte beschäftigt. Reis, ihre Hauptnahrung, wächst ihnen nämlich auf diesem sumpfigen Boden ohne Anbau und Pflege ganz von selbst zu, und sie haben nichts zu thun, als ihn in der Regenzeit, wo er seine Reife erlangt, zu schneiden und zu sammeln. Am 21. Sept. wurde Bama, die Grenzstadt zwischen Bornu und Wandala erreicht. Zwischen Bama und der Grenze von Wandala hat man einen Wald zu passieren, in dem oft heidnische Gamergu (Bewohner Wandalas) die Hindurchziehenden überfallen und für die Razzien, die gegen sie angestellt werden, Wiedervergeltung üben. Abends ließ ich in einem Wassertümpel im Walde das Lager aufschlagen und es mit großen Feuern umgeben, da Löwen, Hyänen und besonders viele Büffel den Wald durchstreifen.

Man setzte uns in dem ersten Dorfe jenseits der Grenze nichts weiter als eine schwarze Mehlspeise vor. Die Leute müssen ihre Kornfelder Tag und Nacht bewachen lassen, sowohl gegen die Bergbewohner als gegen die Affen, die in ganzen Herden aus dem Walde kommen, um die Saaten zu plündern. Wächter, auf hohen Gestellen sitzend, schauen rings ins Land hinaus und verkünden dem Dorfe, wenn sie etwas Verdächtiges nahen sehen, mit lautem Alarmrufe die drohende Gefahr. In der Nähe der Hauptstadt Doloo war der Weg fast noch unpassierbarer als im Walde; alle Augenblicke blieben unsre Tiere in dem zähen, aufgelösten Thonboden stecken. Ich ließ unter einem schattigen Baume halt machen und sandte meinen Diener Hammed ab,

dem Sultan Bekr meine Ankunft zu melden und um Erlaubnis zum Eintritt in die Hauptstadt zu ersuchen. Nicht lange hatten wir gewartet, da nahte sich vom Thore eine Reitergruppe. Der an ihrer Spitze auf einem prächtigen Schimmelhengst Reitende, in einen Burnus von feuerrotem Tuch gekleidet, bewillkommnete uns und sagte, daß er gekommen sei, uns in die Stadt zu geleiten.

Am andern Morgen erschien ein Hofbeamter mit der Botschaft, der Sultan wünsche mich und meine Begleiter sofort zu empfangen. Seine Residenz hat keineswegs das Aussehen eines Palastes. Auf dem Platze vor dem Eingange kauerten eine Menge Sklaven, darunter viele, wahrscheinlich die neueingefangnen, mit Ketten belastet. Außer Vogel hatte der Sultan noch keinen Christen bei sich empfangen. Wir wurden durch mehrere kleinere Höfe in einen großen inneren Hof geführt. Es war der Audienzplatz. In einer Veranda thronte auf erhöhtem, mit Teppichen belegtem Sitze der Sultan. Zu seinen Füßen kauerte eine Anzahl von Günstlingen und Eunuchen. Vor der Veranda stand ein offnes Zelt, unter dem die hohen Würdenträger saßen. Ich grüßte Seine Majestät ehrerbietig, und sie erwiderte meinen Gruß mit den mehrmals wiederholten Worten: „Friede, Friede, willkommen!“ indem sie uns andeutete, unter dem Zelte Platz zu nehmen. Alle Würdenträger saßen, wie ich sah, so, daß sie dem Sultan den Rücken zuwandten, als ob sie den Glanz, der von dem erhabnen Antlitz ihres Gebieters ausstrahlte, nicht zu ertragen vermöchten. Ich fühlte mich jedoch hinlänglich stark, von der Sonne Seiner Hoheit nicht geblendet zu werden.

„Was bist du für ein Landsmann?“ fragte der Sultan. — „Ein Deutscher.“ — „Wohl, aber bist du ein Engländer oder ein Franzose?“ — „Keines von beiden, ein Deutscher; Deutschland ist ein Land für sich und gehorcht keinem fremden Fürsten.“ — „Hast du Abd-ul-Wahed (Eduard Vogel) gekannt?“ — „Nein, aber viel von ihm gehört und gelesen; er war ein Deutscher wie ich.“ — „Mir sagte er, er sei ein Engländer.“ — „Allerdings hatte er insofern recht, als er für die englische Regierung reiste.“ — „Er war mein lieber Freund.“ — „Ich hoffe, du wirst auch mich mit deiner Freundschaft beehren.“ — „O gewiß! Abd-ul-Wahed war Tag und Nacht bei mir.“ Ich schalte hier ein, daß der Sultan eines Tages nahe daran war, seinen „lieben Freund“ töten zu lassen, weil Vogel sich geweigert hatte, ihm seinen Revolver und seinen Säbel zu schenken. Der Sultan bemächtigte sich der beiden Waffen, die noch in seinem Besitze sind. Der Sultan fuhr fort zu fragen: „Bezeugst du Mohammed?“ — „Nein.“ — Er brach in ein lautes Gelächter aus, und alle Höflinge

lachten pflichtschuldigst mit und klatschten in die Hände. „Welchen Propheten bezeugst du denn?“ — „Jesus Christus und die Propheten der Söhne Israels.“ Nach einer kurzen Pause nahm der Fakih, der gelehrte Theologe des Landes, das Wort, indem er mich fragte: „Hast du den Koran gelesen?“ — „Den Koran sowohl als auch mehrere von den Nachfolgern Mohammeds geschriebene Bücher.“ — „O Wunder, und dennoch bist du Christ geblieben?“ — „In der That.“ — „Steht im Koran auch vom gnädigen Herrn Omar*) geschrieben?“ — Jetzt war die Reihe des Lachens an mir. Wieder nach einer Pause fragte der Sultan: „Kannst du Flinten verfertigen?“ — „Nein.“ — „Kannst du Uhren machen?“ — „Nein.“ — „Hast du einen indischen Spiegel (Fernglas)?“ — „Ja.“ — „Hast du eine Uhr?“ — „Ja.“ — Mit einigen Fragen über mein Befinden und über das Wetter, das wir auf der Reise gehabt, endete die Unterredung, und wir wurden entlassen. Eines Nachmittags ließ mich der Sultan wieder zu sich rufen. Er verlangte meinen Revolver zu sehen. Ich schickte nach der Waffe. Er äußerte sich ganz entzückt über die wundervolle Arbeit. Plötzlich sagte er: „Willst du 10 Sklaven dafür, oder wieviele ist er dir wert? — Kola-ma, suche 20 Sklaven aus, 10 männliche und 10 weibliche und gieb sie dem Christen. — Bei Gott, den Revolver lasse ich nicht. — Du da, trage ihn schnell fort.“ Damit übergab er ihn einem Eunuchen, der sich damit entfernte. So war ich denn um meinen schönen damascierten Revolver gekommen. Mein armer Hund Mursuk, der schon längst nicht mehr gehen konnte, wurde eines Morgens tot zwischen den Pferden liegend gefunden. Es kamen sogleich eine Menge Leute herbei, welche den Leichnam zum Verspeisen haben wollten, darunter auch ein Verwandter des Sultans. Letzterm schenkte ich ihn, und hocherfreut trug er den Braten auf dem Kopfe nach Haus. Ich erhielt leicht die Erlaubnis zur Besteigung des südlich von Doloo ca. 3 Tagereisen entfernten Berges Mindif, dessen Gipfel man als den höchsten Punkt des Gebirges bezeichnet. Leider erwies sich jedoch mein Vorhaben (des Regens wegen) als unausführbar. Am 1. Oktbr. 1866 wurde die Rückreise nach Kuka angetreten und zwar auf einer mehr östlichen Route. Der Weg war entsetzlich, kein Weg, sondern ein fließender See, von 1, oft 2 Fuß Tiefe, beständig in dichtem Walde, der eben nur einen schmalen Raum zum Hindurchkommen freiließ. Meine Füße hingen fast immer im Wasser, und ich konnte vom Pferde herab in dasselbe hineinlangen. Hinter dem Dorfe Uye überflutete zwar nicht mehr fließendes Wasser den Weg,

*) Der zweite Kalif 633—644, nicht Scheich Omar von Kuka.

dennoch war derselbe womöglich noch beschwerlicher; denn er führte nur über Sumpfboden, den man eben beackert hatte, um eine Art Negerkorn darein zu säen. Wie unsre Pferde und Ochsen dieses haltlose, tief eingefurchte Terrain überwinden konnten, ist mir heute noch unbegreiflich. Erst jenseits des Dorfes Awaram, dessen ärmliche Bewohner uns mit Fischen, eßbaren Muscheln und Schnecken bewirteten, wurde trocknes Land häufiger. Etwa 1 Stunde, nachdem wir Awaram verlassen hatten, ward ich, sei es infolge der anstrengenden Wassermärsche und schlaflosen Nächte, sei es, daß ich mir den Magen verdarb, von starkem Fieber befallen; mit Aufbietung aller meiner Willenskraft erhielt ich mich noch 15 Minuten im Sattel; dann aber wurde es mir schwarz vor den Augen, ich mußte absteigen und mich zu Fuße fortschleppen bis nach dem schmutzigen Dorfe Abénde. Trotz der vielen Moskitos schlief ich diese Nacht; freilich war es kein ruhiger, erquickender, sondern ein fieberhaft aufgeregter Schlaf. Indes fühlte ich mich am Morgen soweit gestärkt, daß ich wieder mein Pferd besteigen konnte. Auf den Landstrich nördlich von der Stadt Ala hatten sich die großen Heuschreckenschwärme, denen wir in Wandala begegneten, heruntergelassen und sämtliche Getreidefelder kahl gefressen. Am 12. Oktober traf ich wieder in den Mauern von Kuka ein.

6. Von Kuka nach dem Binuë, Niger und Golf von Guinea.

Mitte November 1866 besserte sich mein Gesundheitszustand und der meiner Leute. Bei der Kostspieligkeit des Lebens in Kuka hatten die 200 Thaler, die ich mir geliehen, nicht lange vorgehalten; meine baren Mittel gingen wieder zur Neige, und ich mußte allen Ernstes an die Weiterreise denken. Doch wohin sollte ich zunächst meine Schritte lenken? Eine Antwort von Wadaï war nun nicht mehr zu erwarten, und ohne vorherige Genehmigung Sultan Alis von Wadaï wäre es vergeblich gewesen, nach Bagirmi zu gehen. Es blieb somit kein andrer Weg nach Süden übrig als der über Adamaua, und diesen beschloß ich einzuschlagen. Ich wollte auf dem kürzesten Wege das Meer zu erreichen suchen und mich dann sobald als möglich nach Europa einschiffen. Erst am 11. Dezbr. 1866 wurden mir die notwendigen Legitimationspapiere gebracht und zugleich ein letzter großer Vorrat an Lebensmitteln. Am 12. ritt ich nach der Residenz, um feierlichen Abschied zu nehmen. Nachdem mir der Sultan noch einen europäischen Offizierssäbel geschenkt, wünschte er mir Glück zur Reise und fügte hinzu: „Sage, wenn du zu den Deinen zurückkehrst, jeder Christ werde in meinem Reiche willkommen sein.“

Unser Marsch in südwestlicher Richtung, teils durch Wald, teils zwischen Feldern und an einer Reihe kleiner Ortschaften vorbei, brachte uns am 17. Dezbr. nach Magommeri, dem Sitz und Eigentum des Alamino (eines hohen Würdenträgers in Kuka). Das Merkwürdigste, was ich hier sah, war der Straußenhof, ein umschlossener länglicher Raum, der 30 Straußenweibchen und einem Männchen zum Tummelplatz und zur Brutstätte diente. Die Tiere werden behufs Gewinnung der Federn, die man ihnen einmal im Jahre ausrupft, auf dem Hofe gezüchtet. Alle die 30 waren hier in der Gefangenschaft ausgebrütet und großgezogen worden. Mein Führer zeigte mir im weißen Sande 7 Löcher, jedes mit 25—30 Eiern, und belehrte mich, daß die Bruthennen ihre Eier am Tage frei liegen lassen und sie nur des Nachts bebrüten. Obwohl die Straußenzucht bei dem hohen Preise, mit dem die Federn bezahlt werden, sicher einen sehr lohnenden Ertrag liefern muß, war dies die einzige, die ich auf meinen Reisen in Afrika angetroffen. Hier verließ mich auch der Gatroner, bei dem das Alter sich fühlbar zu machen anfing; er sollte nach Kuka zurückkehren, um 2 meiner Kisten, meine gesammelten Mineralien und Sämereien, die mir vom Sultan geschenkten Proben der Bornuer Kunstindustrie und andre für die Reise entbehrliche Gegenstände enthaltend, mit der großen Karawane, die zu Ende des Ramadan von Bornu abzugehen pflegt, nach Fessan zur Weiterbeförderung zu bringen.

Den 1. Weihnachtsfeiertag ruhte ich in Wassaram und unternahm einen Spazierritt in die Umgebungen des Dorfes. Gut angebaute Getreidefelder wechselten hier mit Indigopflanzungen, die gleichfalls gut zu gedeihen schienen, und die Bewohner des westlich davon gelegnen Mogodom treiben die Kultur der Baumwollenpflanze in einer Ausdehnung, wie ich sie bisher noch nirgends angetroffen hatte.

Am Neujahrstage 1867 überschritten wir die Grenze von Bornu und kehrten in dem ersten Pullodorfe des Reiches Sokoto (Pullo-Fellata) ein. Das Reich der Pullo besteht wie das der Kanuri (Bornuaner) aus einer Menge kleinerer und größerer Sultanate, die alle dem Sultan von Sokoto unterthan sind. Sokoto ist die gegenwärtige Hauptstadt*), deswegen wird jetzt häufig das ganze Reich so genannt. Jedenfalls sind die Pullo der schönste Menschenschlag Zentralafrikas. Wo sie sich unvermischt erhalten haben, da ist ihre Hautfarbe gelb wie matte Bronze. Höchst wahrscheinlich waren die Pullo ursprünglich ein viehzüchtendes Nomadenvolk und lernten erst von den Haussanegern

*) Jetzt Wurno.

Getreide und Gemüse bauen; sie haben aber darin, wie in andern Arbeiten, ihre Lehrmeister übertroffen.

Am 7. Januar 1867 öffnete sich vor uns eine weite, blühende, mit zahlreichen Weilern und Dörfern geschmückte Landschaft, in der die Hauptstadt des Sultanats Kalam, Gombe, zwischen Hügeln und Bergen vor uns lag. Wir zogen vor die Wohnung des Sultans und wurden von dessen Bruder in das für uns bestimmte Quartier gewiesen, das aus 4 Hütten bestand. In diesem Quartier fand ich zum erstenmal sogenannte Feuerbetten, lange, hohle Kasten von Thon, die in den Wintermonaten des Nachts mit Holz oder Kohlen wie ein Backofen geheizt und — mit einer Matte überdeckt — von den fröstelnden Negern als Schlafstätte benutzt werden. Gombe, eine große, mit gut erhaltnen Mauern umgebene Hüttenstadt, mag wohl 20000 Einwohner haben, von denen die Mehrzahl Pullo, die übrigen Kanuri- und Haussaneger sind.

Der Fluß Gombe bildet die Grenze zwischen den Reichen Kalam und Bautschi oder Jakoba. Jenseits des Flusses galt es, ein äußerst zerklüftetes und unwegsames Gebirge mit unserm Kamel zu übersteigen. Es fehlte hier mitten im Gebirge nicht an Dörfern, teils keck von schroffen Höhen herabschauend, teils hinter Felsblöcken versteckt liegend. Zum erstenmal sahen wir hier den Kandelaberbaum, einen riesigen Kaktus mit ganz eigentümlichen Formen. Durch Vogelstimmen aller Art und das heisere Geschrei der Affen war die Waldeinsamkeit belebt.

Am 14. Januar 1867 sahen wir die rötlich schwarzen, nur von wenigen Thoren durchbrochnen Thonmauern der Hauptstadt Jakoba in endloser Einförmigkeit sich hinstrecken. So herrlich auch die Natur dies weite Alpenthal geschmückt hat, einen so öden Eindruck macht von außen gesehen die Stadt. Die Bevölkerung Jakobas, der Mehrzahl nach Haussaneger, mag sich auf 150000 Seelen belaufen; doch war die frühere Lebhaftigkeit des Ortes, seitdem die aufrührerischen Heiden das Land unsicher machten, von den Straßen und Plätzen verschwunden. Auf dem Markte fand ich nur inländische Erzeugnisse aus der nächsten Umgegend. Sklaven wurden hier zur Hälfte des Preises feilgeboten, den man in Kuka dafür bezahlt. Ein Pferd kostet 2—20 Thaler (immer sind Maria-Theresiathaler à 4 Mk. gemeint), eine Kuh 1—3 Thaler, ein Schaf oder eine Ziege $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Thaler. Die Pferde sind elende Klepper. Schafe und Ziegen sehen ebenfalls sehr erbärmlich aus. Die Zucht der Hühner machte eine bemerkenswerte Ausnahme. Mit Feld- und Gartenfrüchten war der Markt hinreichend versehen: Getreide verschiedener Art, Reis, süße Kartoffeln, Yams-

wurzeln, die herrliche Gundafrucht, die Keime der Fächerpalme, die gekocht ein schmackhaftes Gemüse geben, Zitronen und Tamarinden, denen sich in der betreffenden Jahreszeit noch Datteln, Granatäpfel und andre Früchte beigesellen. An sonstigen Eßwaren gab es: Ochsenfleisch, getrocknete Fische aus dem Niger, Honig, Koltsche-Öl, Milch und Buttermilch, Butter vom Butterbaum, frische Kuhbutter, in Arachis-Öl gebackne Brötchen aus Negerhirse oder Weizen. Durstige konnten sich für eine Muschel einen Trunk Tamarinden-Wasser, mit Reismehl vermischt, kaufen, und aus den Garküchen drang der Duft von gebratnem Fleisch. Neben den Produkten des Landes bot der Markt auch eine Auswahl der gangbarsten heimischen Industrie-Artikel. Man liefert in Jakoba Kattun von anerkannter Güte und versteht sogar Lumpen wieder zu neuem Stoff zu verarbeiten; ihre Einsammlung wird daher als ein Erwerbszweig betrieben. Berühmt sind die hier gefertigten weißen Toben mit kunstvoller Stickerei. Aus den Fasern der Kareß-Rinde dreht man Stricke und Taue, die an Haltbarkeit denen von Manila-Hanf wenig nachstehen; irdenes Geschirr, wie Schüsseln, Töpfe und Krüge, wird mit einer feinen Bronzeglasur überzogen. Ebenso zeichnen sich die Strohgeflechte, Matten, Tellerchen, Körbchen u. s. w. durch zierliche Arbeit aus. Für bemerkenswert halte ich, daß Seife aus Natron und Öl oder Butter im Lande selbst bereitet wird und allgemein im Gebrauch ist. Europäische Waren sah ich wenig. Auf dem Markte wird durch den Marktaufseher und seine Gehilfen strenge Polizei geübt; man untersucht die Milch, ob sie nicht mit Wasser verfälscht ist, und hält darauf, daß aus dem feilgebotenen Fleische die Knochen entfernt werden.

Das Klima der Hochebene von Bautschi (Jakoba) hat Ähnlichkeit mit dem der südlichen Gegenden Europas. Die intensive Hitze der Monate Mai und Juni wird durch die hohe Lage des Landes, durchschnittlich 900 m über dem Meere, bedeutend ermäßigt. Von Ende Juni bis Ende September kühlen Regen und Gewitter die Luft, und während der ganzen übrigen Zeit des Jahres, von Oktober bis April, herrscht eine milde Frühlingswärme, indem das Thermometer in der Nacht nicht unter + 10° sinkt, in den Mittagsstunden nicht über + 30° im Schatten steigt. Zitronen-, Dattel- und Granatbäume gedeihen hier fast ohne Pflege, und ebenso ließen sich viele andre Erzeugnisse der südlichen gemäßigten Zone neben denen der heißen Zone heimisch machen. Zu so günstigen Temperatur- und Vegetationsverhältnissen kommt noch hinzu, daß mittels leicht anzulegender Fahrstraßen der Binuë sowohl als der Niger in 8 Tagen zu erreichen, folglich eine nahe Verbindung mit dem Weltmeere herzustellen wäre.

Möchte doch eine der christlichen Mächte, diese von der Natur gebotnen Vorteile nützend, das Plateau von Jakoba in Besitz nehmen und unter ihrem bewaffneten Schutze mit Ansiedlern aus Europa kolonisieren!

Nach 20tägigem Aufenhalt verließ ich mit meiner kleinen Reisebegleitung die Hauptstadt Jakoba am 2. Februar, direkt gen Westen, auf den Gebirgsstock des Saranda zugehend. Der Saranda, bis zum Gipfel bewaldet, und, soviel ich sehen konnte, ganz aus Granit bestehend, ist der Scheidepunkt für die Gewässer des Tsad und für die des Binuë und Niger. Wir umgingen den Berg. Als wir am andern Morgen noch eine kurze Strecke auf dem großgewellten, von Schluchten zerrissenen Plateau, das mit dem von Jakoba gleiche Höhe hat, zurückgelegt, sahen wir gerade vor uns am westlichen Horizonte wieder eine Bergkette auftauchen. Es war die von Djim-Djim. Das Hinaussteigen zum Kamm war äußerst mühsam und beschwerlich. Keine Spur von einem gangbaren Pfade. Unsre Pferde mußten an den steilen Abhängen, oft mehrere Fuß hoch schreitend, von Fels zu Fels klimmen, und stellenweis blieb zwischen den senkrechten Wänden und dem zur Seite gähnenden Abgrund so wenig Raum, daß ein einziger Fehltritt genügt hätte, Roß und Reiter in die Tiefe zu stürzen. Morgens 8 Uhr am 9. Februar wurde der Aufstieg auf den Gora, die dritte vorliegende Bergkette, begonnen; er kostete den Tieren, die wieder Schritt vor Schritt sich den Weg suchen mußten, Anstrengung genug, nahm aber weniger Zeit in Anspruch, als ich glaubte; denn schon nach 1½ Stunden war der Übergangspunkt und damit zugleich die Grenze der beiden Länder Bautschi und Saria erreicht. Der Gora scheidet nicht nur die Gewässer, die einerseits dem Tsadsee, andrerseits dem Niger zufließen, auch für die Vegetation bildet er eine sehr bemerkbare Scheidewand. Aus dem Bereiche der Dattel- und Dumpalme kommt man an seinem Westabhange in den der Öl-, der Kokos- und der Delebpalme. Adansonien (Affenbrotbäume) gedeihen zwar noch, entwickeln sich aber bei weitem nicht mehr zu der Höhe und dem Umfange ihrer Riesenschwestern auf dem Plateau am Gudjba (an der Westgrenze Bornus), die Akazie erscheint nur noch sporadisch, die Tamarinde verschwindet ganz; sie werden aber durch das Bambusrohr, den Butterbaum und die Banane vollauf ersetzt. Ungefähr am Westabhange des Gora veränderte sich die von Kuka her eingehaltne südwestliche Wegrichtung in die rein südliche bis zum Binuë.

Am 17. März erreichte ich Akum. Vom Binuë, der hier einen bedeutenden Bogen nach Norden zu beschreibt, liegt Akum noch 5 Stunden entfernt. Da es auf dem Wege dahin keine Brunnen giebt, beschloß ich, die Strecke nicht während der Tageshitze, sondern

bei Nacht zurückzulegen, so daß wir erst am 18. März abends 10 Uhr 20 Minuten ausmarschierten. Wir hielten südwestliche Richtung ein und befanden uns nach kurzer Zeit in einem hochstämmigen Walde, in dem wir schweigend einer hinter dem andern herschritten. Zuletzt folgte ein schmaler Waldstreifen von so dichtbelaubten Bäumen, daß kein Mondstrahl durchdringen konnte, und wir einander, um uns in der völligen Dunkelheit nicht zu verlieren, an die Hand fassen und Schritt vor Schritt vorwärts tappen mußten. Plötzlich erglänzte zu unsern Füßen die breite silberne Wasserfläche des in majestätischer Ruhe dahinfließenden Stroms, der die Gewässer aus dem Herzen Afrikas dem Niger und durch diesen dem Ozean zuführte. Kein Laut unterbrach die nächtliche Stille, und geräuschlos streckten auch wir uns, das Erscheinen der Morgenröte erwartend, in den weichen Ufersand zum Schlafe nieder.

Sobald es Tag geworden — es war der 19. März 1867 — erhoben wir uns von unserm Lager im Ufersande. Grade gegenüber, ungefähr 800 m vom Ufer entfernt, lag die Flußinsel Loko. Die Fährleute auf derselben hatten uns schon bemerkt und kamen nun mit ein paar Kanoes, um uns abzuholen. Meine erste Sorge war nun, ein Kanoe zur Weiterfahrt auf dem Flusse zu mieten. Das Fahrzeug, dem wir uns anvertrauen mußten, war, wie die am vorigen Tage benutzte Fähre, nichts weiter als ein ausgehöhlter Baumstamm, nur von etwas größern Dimensionen. Seine Tragfähigkeit ward von den Eingebornen auf 10 Mann nebst Gepäck angegeben. Anfangs trug uns der Wind reißend schnell von dannen; als wir die Insel aus dem Gesicht verloren hatten, ging es langsamer vorwärts, ja bisweilen hemmten Gegenströmungen und konträrer Wind dermaßen die Fahrt, daß wir uns nicht von der Stelle zu bewegen schienen. Hier und da geriet das Kanoe auf eine Sandbank, und wir mußten dann alle aussteigen, es wieder flott zu machen. Die Ufer, mit hochstämmigen, dichtbelaubten Bäumen bewachsen, sind durchschnittlich 3—4 km voneinander entfernt; doch wird das Fahrwasser häufig von Inseln eingeengt, von denen mehrere mit Ölpalmen, Mangrowebäumen und Adansonien bestanden waren. Am linken Ufer guckten überall zwischen dem grünen Laubwalde die spitzen, zuckerhutförmigen Dächer der Negerhütten hervor; das rechte Ufer scheint weniger stark bewohnt zu sein. Hier sprangen Affen von Ast zu Ast, und Tausende von Singvögeln erfreuten Auge und Ohr. Auf dem Flusse selbst gab es Wasservögel verschiedener Art; nicht selten streckten Flußpferde ihre dicken Köpfe schnaubend und prustend aus der Flut. Leider befand ich mich nicht in der Verfassung, die reizende Szenerie dieses jungfräu-

lichen Stroms zu genießen; denn gleich nach der Abfahrt von Loko hatte ich einen heftigen Fieberanfall, der meine Lebensgeister zu völliger Kraftlosigkeit und Apathie herabstimmte. Mehrmals sahen wir ein 2—3 m langes Krokodil auf einer Sandbank sich sonnen. Man erzählte mir von der höchst verwegnen Weise, in welcher die Eingebornen auf das Krokodil Jagd machen. Sie beschleichen nämlich zu 3 oder 4 den lebenden Saurier (Eidechse); einer ersieht sich den richtigen Moment und stößt seinen Speer mit aller Kraft durch den Schwanz des Tieres hindurch in den Boden; wütend kreist das festgenagelte Ungetüm um sich selbst, bis die Gefährten des kühnen Angreifers herzueilen und das Ungeheuer mit Keulen- und Axtschlägen töten.

Endlich fuhren wir in den Hafen von Lokoja (am Zusammenfluß von Binuë und Niger) ein. Der Anblick zweier in Europa gebauten Schiffe gab mir meine ganze Kraft und Elastizität wieder. Bisher hatte ich mich nur mit Mühe aus der liegenden Stellung aufzurichten vermocht, jetzt sprang ich, als kaum die Spitze unsers Bootes das Ufer berührte, mit einem Satze ans Land. Auf halbem Wege zum englischen Gouvernementshause kam mir ein schwarzer Diener in europäischer Kleidung entgegen, der mich auf Englisch grüßte, und wenige Schritte hinter ihm der Gouverneur Mr. Fell selbst, begleitet von seinem hier ansässigen Landsmann Mr. Robins. Die Herren reichten mir die Hand zum Willkommen und schüttelten die meinige, als wären wir schon viele Jahre miteinander befreundet. Wie sehr wuchs ihr Erstaunen, als ich auf die Frage, in welcher Zeit ich den Weg von der Küste des atlantischen Ozeans bis Lokoja zurückgelegt habe, ihnen berichtete, daß ich nicht von Westen, sondern vom mittelländischen Meere durch die Wüste über Bornu an den Niger vorgedrungen sei. 1865 erkaufte die englische Regierung vom König von Nyfe die Erlaubnis, eine Handelsfaktorei am Einfluß des Binuë in den Niger zu etablieren. Da der Elfenbeinhandel die Richtung nach der Westküste zu nehmen beginnt, gewährt die Handelsfaktorei Lokoja den wesentlichsten Stützpunkt. Der Zentner Elfenbein kostet bis Lokoja nominell 200 000 Muscheln (= 50 Maria-Theresiathaler = 200 Mk.); allein da die Engländer meist importierte Waren als Zahlung geben, so kommt ihnen in Wirklichkeit der Zentner nicht höher als auf 100 000 Muscheln (= 100 Mk.) zu stehen. Gleichzeitig mit der Faktorei hatte der Bischof der englischen Hochkirche Crowther eine Mission zur Einführung des Christentums unter den Negern gegründet, und schon zählte die Christengemeinde 150 Mitglieder. Meine beiden Gastfreunde waren um die Wette bemüht, mir die Tage, die ich bei ihnen verlebte, so angenehm als möglich zu machen. Ein Hauptthema unsrer

Unterredungen bildete von Anfang an die Beratschlagung über den Weg, den ich nehmen müsse, um an die Küste zu gelangen. Mr. Fell machte mir den Vorschlag, mit Geschenken für den König von Nyfe den Niger stromaufwärts nach Rabba zu fahren und von da südwestlich durch das Joruba-Gebiet die Küste zu gewinnen (da dies der am wenigsten gefahrvolle Weg war).

Am 2. April waren die fürsorglichen Reisevorkehrungen beendet, und ich tauschte mit den zurückbleibenden Freunden die letzten Scheidegrüße. Das schönste Wetter begünstigte unsre Fahrt den Niger aufwärts. Ich will die Leser nicht mit den täglichen Vorkommnissen einer volle 14 Tage währenden Flußfahrt ermüden, zumal in Bezug auf Szenerie und Staffage dieser Teil des Niger von der Strecke, die ich auf dem Binuë befuhr, sich im ganzen wenig unterscheidet. Nur fand ich die Fahrt selbst um vieles unangenehmer. Mit Sonnenaufgang stellte sich stets eine Art mikroskopischer Fliegen ein, von den Engländern sandfly genannt, deren Stich eine schmerzhafte Geschwulst verursacht; gegen 11 Uhr vormittags zogen sich diese fast unsichtbaren Plagegeister zurück, aber dann quälte uns die drückende Hitze. Sobald die Hitze etwas nachließ, waren die Fliegen wieder da. Wir landeten im Hafen von Rabba. Statt einer großen, volkreichen Stadt, wie ich erwartet hatte, fand ich nur durch Brand geschwärzte, dachlose, meist von ihren Bewohnern verlassene Hütten (eine Folge des Krieges). Nachdem ich den König Massaban in seinem Lager besucht und die Geschenke überreicht, brachen wir am 2. Mai auf nach Lagos durch die Joruba-Länder.

Die Eingebornen Jorubas unterscheiden sich von denen Nyfes durch hellere Hautfarbe und regelmäßigere, mehr der kaukasischen sich nähernde Gesichtsbildung. Abgesehen von andern nicht bekannten Ursachen mag wohl zu der Zeit, als die Portugiesen lebhaften Handel am Golf von Guinea betrieben, Vermischung von Europäern und Negerinnen stattgefunden haben. Die Tracht der Männer besteht in einem kurzen, engen Hemd ohne Ärmel und in anschließenden, nur bis an die Knie reichenden Hosen. Die Häuser sind nicht runde, nur von einer Familie bewohnte Hütten, sondern bilden ein langgestrecktes Oblongum, in dem viele Familien — allerdings meist untereinander verwandt — wie in Kasernen unter einem Dache beisammen wohnen. Alle Jorubaner sind Götzendiener, und so gab es auch in der Stadt Saraki eine Unmasse von Fetischen aus Holz und Thon und von verschiedner, sowohl männlicher als weiblicher Gestalt.

Schon in Kuka und seitdem allerwärts auf dem Wege vom Tsadsee hierher hatte ich soviel von der berühmten Handelsstadt Ilori reden

gehört, daß meine Neugier nicht wenig erregt war und mir das Bild eines europäisch zivilisierten Emporiums vorschwebte. Mit um so größerm Entsetzen traf mich der Anblick, der sich uns gleich am Stadtthore darbot. Grade vor dem Eingange, gleichsam als Thorwächter, hingen die blutigen Leichname dreier Gepfählten; der spitze Pfahl, mit dem sie durchbohrt waren, ragte noch aus den schrecklich verzerrten Gesichtern heraus. Ganz erfüllt von dem grauenhaften Eindruck ritt ich durch die Straßen bis zu dem großen Platze vor der königlichen Residenz. Am 12. Mai beschied mich der König zur Audienz. Wieder hatte ich vor der königlichen Wohnung das entsetzliche Schauspiel von 4 Gepfählten. Die 3 am Thore Aufgestellten waren Diebe, die vor der Wohnung des Königs Rebellen gewesen; unter letztern war ein Häuptling; dieser war lebendig gepfählt worden, die andern hatte man vorher erdrosselt. Durch mehrere Höfe und Gemächer folgte ich den nach mir gesandten Dienern zu einem länglichen, oben offnen, aber schattigen Raume. Zu beiden Seiten saßen in Reihen die Großen des Hofs. Ich schritt durch den in der Mitte freigelassenen Gang auf ein am Ende desselben stehendes, mit Bambusrohr vergittertes Häuschen, in welchem Seine Majestät, wie in einem Käfig, thronte. In einiger Entfernung war ein Schaffell über den Boden gebreitet. Man bedeutete mich, darauf niederzusitzen, und nun wurden mit Hilfe der Dolmetscher die Begrüßungsformeln gewechselt. Bei den Worten des Königs neigten sämtliche Hofleute den Kopf so tief, daß sie mit der Stirn die Erde berührten. — Ich schätze die Zahl der Angesessenen, ungerechnet die fremden Kaufleute und Warenträger, auf 60—70000. Ilori ist der letzte Ort nach der Küste zu, bis wohin die Haussa Produkte aus dem Innern zum Verkauf bringen (Natron, Burnusse, gemusterte seidne Zeuge, Essenzen u. s. w.), und es muß wunder nehmen, daß die Engländer, die doch Ilori um so viel näher sind, noch nicht den ganzen Handel dahin an sich gezogen haben, sondern sich damit begnügen, Branntwein, Flinten und Pulver für die Haussa auf den Markt zu bringen. Die Einwohner Iloris verfertigen schöne Lederwaren, Schüsseln und Teller mit Holzschnitzerei, Matten von ausgezeichnet zierlichem Flechtwerk, Thongefäße aller Art, Stickereien, halb gelb- und halb rotlederne Schuhe, und in der Landwirtschaft brachten sie es zur Käsebereitung.

Am 14. Mai verließ ich Ilori ohne Abschiedsaudienz. Der Weg führte beständig durch hohen Wald von Butterbäumen und Ölpalmen, der aber an vielen Stellen sumpfig und dicht mit Unterholz verwachsen war. In Ibadan, das zu den größten Städten West- und Zentralafrikas gerechnet wird, begab ich mich zu dem aus Eisen erbauten

Missionshause. Mein Pferd stieß mit dem Kopfe das nur angelehnte Hofthor auf, und als ich in den Hof einritt, sah ich auf dem Rasen eine blonde, in Seide gekleidete Dame sitzen, umgeben von einem Kreise junger Negermädchen, denen sie aus der Bibel vorlas. Bei meinem Anblick erhob sie sich, rief den Dienern, mir das Pferd abzunehmen, und hieß mich in englischer Sprache willkommen. An der Schwelle des europäisch möblierten Zimmers empfing mich ihr Gemahl, der Missionar, in dem ich zu meiner freudigen Überraschung einen deutschen Landsmann aus Schwaben fand, Namens Hinderer. Er lud mich freundlichst ein, samt meiner Begleitung in der Mission zu herbergen, was ich dankbar annahm.

Am 23. Mai traten wir die Weiterreise an. Bis $1^1/_2$ Stunden südwestlich von der Stadt reichen die angebauten Ländereien, dann folgt wieder verwachsener Urwald. Endlich am dritten Tage öffnete sich derselbe. In Makum auf offnem Marktplatz hielten wir das letzte Nachtquartier. Früh 5 Uhr stieg ich zu Pferde und ritt, nur von Noël und einem ebenfalls berittnen Neger aus Lagos begleitet, in scharfem Trabe der Küste zu. Gegen Abend holte mich das Fährschiff ab, und nach einer sehr stürmischen Überfahrt landete ich auf der Reede von Lagos. Die in Lagos wohnenden Deutschen logierten mich in der Faktorei der großen Hamburger Firma O'Swald ein und ließen mir dort die ausgesuchteste Gastfreundschaft zu teil werden. Nach 14 Tagen kam der englische Dampfer, auf dem ich mich nach Europa einschiffte.

6. Gustav Nachtigal*).

1. Von Tripolis nach Mursuk.

Im Jahre 1862 ging ich eines Lungenleidens wegen nach Algier. In Tunis fand ich Genesung und blieb daselbst in hervorragender ärztlicher Stellung bis 1868. In diesem Jahre verleidete mir die Schuldenlast des Landes und die damit zusammenhängende Aussaugung und Revolution, ferner die Mißernte und Choleraepidemie den ferneren Aufenthalt. Ich bereitete grade meine Rückreise nach Deutschland vor, als Gerhard Rohlfs auf seiner Reise nach Tripolis auch Tunis berührte. Er war der Träger der Geschenke, welche König Wilhelm von Preußen dem Scheich Omar von Bornu sandte für dessen treue Unterstützung Barths, Overwegs, Vogels, v. Beurmanns und Rohlfs'. Wenn kein geeigneter Deutscher zur Überführung gefunden würde, sollten dieselben dem alten bewährten Diener Barths, Mohammed dem Gatroner, zur Besorgung nach Bornu anvertraut werden. Schon früher war der Wunsch in mir aufgestiegen, mehr von dem geheimnisvollen Kontinente, an dessen Nordküste mich das Schicksal geführt, zu sehen. Ich vermochte daher dieser Gelegenheit, die mir im ungünstigsten Falle eine erinnerungsreiche Reise versprach, nicht zu widerstehen. Es erschien mir als Pflicht, wenn kein Besserer gefunden würde, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, und mein ärztlicher Charakter, sowie meine Kenntnis der arabischen Sprache und mohammedanischen Sitte, versprachen mir die Lösung der Aufgabe zu erleichtern. Einige Tage nach dem Weihnachtsfest 1868 folgte ich Rohlfs nach Tripolis. In La Goletta, dem Hafen von Tunis, drang der mir schon bekannte Piemontese Giuseppe Valpreda in mich, ihn zum Begleiter zu wählen.

---

*) Quelle: Sahara und Sudan. Ergebnisse 6jähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. 3 Bde. Berlin 1879, 1881 und 1889.

Ich kannte ihn als einen mutigen, in mechanischen Fertigkeiten geschickten, praktischen Mann, der Bäcker, aber auch Koch und Diener gewesen. Ich nahm ihn in meine Dienste. In Malta besorgte ich meine Ausrüstung; Feuerwaffen, Munition, Uhren, ein kleines Zelt, Kleidungsstücke, Seife, Schreibmaterialien, Fleischextrakt, Schokolade, Thee, Kaffee waren bald eingekauft und österreichische Maria-Theresiathaler schnell eingewechselt. Bald konnte ich mich nach Tripolis einschiffen. Ich hatte keine Augen für Malta und Tripolis, mein Sinn stand nach Bornu. Ich eilte zu Gerhard Rohlfs, der mich in der Gartenstadt von Tripolis in einem Hause des österreichischen Konsuls, der zugleich Deutschland vertrat, erwartete. Man darf sich darunter keine üppige Villa vorstellen; es war ein einfaches kleines Häuschen, nur zum Verbringen der heißen Tageszeit in einem mühsam geschaffnen Grün geeignet. In Rohlfs' Haushaltung traf ich einen enthusiastischen deutschen Kellner und einen jungen Photographen aus Berlin, der die Expedition behufs Aufnahmen ein Stück begleiten wollte. Diese Landsleute schienen mir wenig beachtenswert gegenüber dem würdigen Mohammed aus Gatron, dem Gefährten Barths nach Timbuktu, der auch Rohlfs nach dem Sudan begleitet hatte, und seinem weißen Tuareg-Kamel, das ihn von der letzten Reise aus Bornu heimgetragen. Er war aus seiner Heimat bei Mursuk herbeigekommen, um auch mich zu geleiten; ich fand ihn in seinem Stalle beschäftigt, die Kamelsättel zur bevorstehenden Reise zu fertigen. Mit achtungsvoller Scheu betrachtete ich sein schwarzes, rundes Antlitz mit den zahllosen Furchen, der kleinen Stumpfnase mit den weiten Nüstern, dem zahnlosen Munde, den vereinzelten weißen und schwarzen Barthaaren, den großen Ohren und treuen Augen. Er war ein stiller, freundlicher alter Mann, den Freuden des Lebens — wie ich viele Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte — nicht abhold, der aber selten aus seinem durch Naturell und reiche Erfahrung bedingten Gleichmut heraustrat. Sechs Kamele à 200 M. waren bereits in Malta für mich gekauft worden; die Geschenke unsers Königs wurden möglichst in den heimischen Kisten gelassen; von Mundvorräten kaufte ich hauptsächlich Schiffszwieback, Reis, Kuskussu (Weizenmehlkügelchen in Fleischbrühe gekocht) ein.

Die interessanteste Bekanntschaft, die ich machte, war die des Fräulein Tinné, einer holländischen Dame, die sich bereits durch ihre Reisen an den Zuflüssen des obern Nil berühmt gemacht. Sie zog mit zahlreichem Gefolge mir nach Mursuk voraus. Während am Tage die Geschäfte besorgt und die oft lästigen Visiten gemacht wurden, saßen wir abends im kleinen Gartenhaus des österreichischen Konsuls in Rohlfs' Zimmer bei Wein und Bier zusammen bis spät in die Nacht, und

Gerhard Rohlfs erzählte aus seinem unerschöpflichen Reiseleben und enthüllte mir Personen und Zustände der neuen Welt, in der ich von nun an leben sollte. Endlich war alles zur Abreise bereit: Zwieback, Kuskussu und Reis waren in einigen Zentnern vorhanden; Hammelfett, Salz und Pfeffer nicht vergessen; Tabak, Zigarren und Zündhölzer für einige Zeit eingepackt; Thee, Kaffee, Schokolade, Fleischextrakt hatte ich von Malta mitgebracht; einige Hundert Maria-Theresiathaler und ein Beutel mit Kleingeld befanden sich in meinen Kisten; Stearinkerzen und ein paar Laternen sollten für Beleuchtung sorgen; Zeltpflöcke, Stricke, Nägel, Hammer, Säge waren eingekauft; der türkische Pascha hatte mir einen offnen, sehr kühlen Empfehlungsbrief an die Lokalbehörden übergeben und mir einen Polizeisoldaten zum Begleiter gestellt.

Am 17. Februar 1869 begann der Marsch. Unweit der Stadt machten wir Halt. Die Notabilitäten der Stadt mit ihren Damen versammelten sich noch einmal um uns, und bei europäischem Gastmahl, bei Musik und Tanz blieben wir bis zum Abend zusammen, tranken auf das Wohl meines Königs und Vaterlands, auf meine Erfolge, auf diejenigen, die vor mir dieselbe Straße gezogen und entweder heimgekehrt oder fern von der Heimat ihrem Forschungstriebe erlegen waren. Als die Sonne sank, war ich allein, allein mit meinen Gedanken und Gefühlen, meiner Erinnerung und Hoffnung, inmitten einer fremden Welt. Schweigend, von den mannigfachsten Gefühlen, den ungeordnetsten Gedanken bestürmt und aufgeregt, wandelte ich vor meinem Zelte auf und nieder; dort bildeten die Kamele — mit regelmäßigem Knirschen der Pflicht des Wiederkäuens obliegend, die Knie- und Fußgelenke gefesselt — ihre charakteristische Wüstengruppe. Mein zottiger, arabischer Wachthund erfüllte seine Pflicht. Die jugendlichen Diener schliefen den Schlaf der Jugend, Gesundheit und Sorglosigkeit, während der treue Gatroner noch manches Prischen Tabak in den Mund schob, noch manches Stückchen Natron (Soda) mit seinen Zahnruinen abbiß und noch manchen erfahrnen, prüfenden Blick über Kamele und Zelt gleiten ließ, ehe er sich die Kapuze seines Burnus über den Kopf zog und sich dem Schlaf des Gerechten überließ. Am nächsten Morgen erschien mit Sonnenaufgang Gerhard Rohlfs, mir das letzte Lebewohl zu sagen. Die Kamele wurden bepackt, das Zelt abgebrochen und schweigsam der letzte Händedruck gewechselt. Ich bestieg mein Wüstenschiff und zog still und ernst in die sandige Ebene hinaus mit wehmütiger Erinnerung an das, was ich verließ, an die, welche ich liebte und ehrte in der Heimat, und die ich so lange entbehren, vielleicht nie wiedersehen sollte, aber auch mit freudiger Hoffnung auf eine glückliche

Heimkehr und dem festen Vorsatze, meinem Unternehmen alle Leibes- und Geisteskräfte zu widmen.

Ich benutzte die eigentliche Bornustraße, also die östliche der beiden von Tripolis auslaufenden, die sichrer und regelmäßiger mit Wasser versehen ist. Schon nach wenig Tagemärschen verschwand das angebaute Land; der Boden stieg an, wir betraten die steinige, von unzähligen Wadis durchfurchte Wüste. Besonders quälend war zuweilen der Wind, der den verwitterten Kalk- und Gipsgrund aufwirbelte, ihn zu Hügeln und Dünen auftürmte, die Nahrung als unangenehme Zugabe überzog, im Zelte uns zu begraben drohte, Nasen und Ohren verstopfte, Haut und Augen empfindlich reizte. Menschen und Tiere kämpften gegen denselben, alles mußte sich zuweilen auf den Boden lagern, da kein Zelt aufgeschlagen werden konnte. Wir überschritten die schwarzen Berge vermittels eines 700 m hohen Passes und stießen unmittelbar darnach auf den von Mursuk kommenden Kamel-Postboten, der schicklicherweise bewirtet und ausgefragt werden mußte. Diese Kamelpost geht allwöchentlich einmal von Tripolis und Mursuk ab und legt den Weg in 18 Tagen zurück. An den Hauptstationen werden die zum Ersatz bestimmten Kamele bereit gehalten. Der Verwaltungschef entnimmt der verschlossenen Posttasche, zu der er einen Schlüssel besitzt, die für seinen Bezirk bestimmten Briefe. Südlich der schwarzen Berge bei der kleinen Oase Omm el-Abid ist die steinige, pflanzenlose, glühende Hammada überwunden, und es beginnt der Archipel der Oasen, die das eigentliche Fessan bilden, und die in kurzen Zwischenräumen aufeinander folgen mit dem ersehnten Grün ihrer Dattelpflanzungen und ihren Brunnen. Weizen-, Gersten- und Kleefelder waren weniger üppig als im Norden, ebenso war es mit den Fruchtbäumen, den Granatäpfeln, Weinreben und Feigen. Regen ist selten und auch unerwünscht, nicht allein weil er die Lehmhäuser wegwäscht, sondern auch, weil die Bewohner für die Dattel- und Gartenkultur die regelmäßige Brunnenbewässerung vorziehen. Die Dattelpalme soll ihren Fuß im Wasser, ihr Haupt in der Sonne haben.

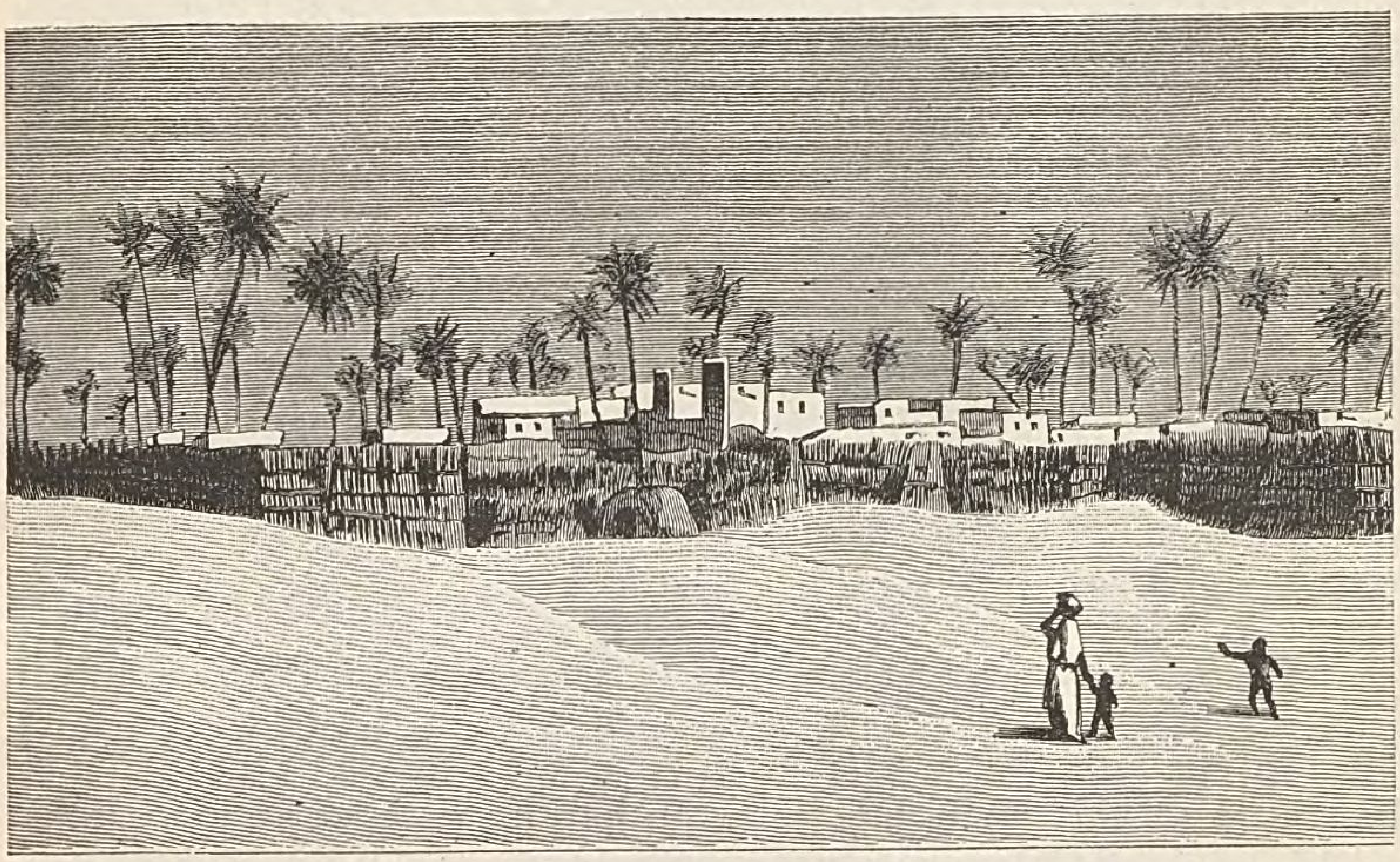
Am 27. März 1869 hielten wir unsern Einzug in Mursuk. Mein Aufenthalt schien sich lange ausdehnen zu sollen, da keine nach Bornu ziehende Karawane, an die ich mich der Sicherheit wegen anschließen wollte, erwartet wurde. Die Anstrengung der Reise, die ich fast ganz zu Fuß gemacht hatte, hatte mir sehr zugesagt. Fräulein Tinné hatte gleich mir den Plan gefaßt, die unfreiwillige Muße in Mursuk zu einem Ausflug nach Tibesti, jener Felsenlandschaft östlich der Bornustraße, zu benutzen. Ihr vor allem wurde abgeraten und eine Reise nach Rhat, westlich von Mursuk, vorgeschlagen. Ich selbst

war entschlossen, nach Tibesti zu gehen, und wenn die Gefahren noch drohender gewesen wären, als man sie schilderte. Ein Tubu-Edler aus Tibesti [Tu bezeichnet das Land, bu = die Leute], Kolokomi mit Namen, erschien in Mursuk. Die Leute, die ihn zufolge seiner öftern Besuche daselbst kannten, bezeichneten ihn als einen der wenigst Schlechten unter seinen schurkischen Stammesgenossen. Ich schloß einen Kontrakt mit ihm ab, nach welchem er mich für 300 M. durch das ganze Land Tibesti und wieder zurück nach Fessan zu führen sich verpflichtete. Die nach Bornu bestimmten Geschenke ließ ich unter Obhut zurück. Mein alter Gatroner war der ganzen Reise, deren Gefahren er kannte, abhold; doch als ich ihm vorschlug, mir einen Tubu-Diener zu werben und selbst zurückzubleiben, wies er dies mit Entrüstung ab und sagte: „Ich habe deinen Freunden in Tripolis versprochen, dich wohlbehalten nach Bornu zu führen, wie ich auch deine Brüder Abd el Kerim (Barth) und Mustafa Bei (Rohlfs) dorthin geleitet habe. Mit Gottes Hilfe werden wir dies Ziel zusammen erreichen; bis dahin werde ich dich nicht verlassen, und wenn dir bei den verräterischen Tubu (in Tibesti) ein Unglück zustoßen soll, so will ich dasselbe mit dir teilen.“

2. Nach Tibesti.

Am 4. Juni 1869 ward ich dem Tubu-Edlen vor dem Pascha und dem großen Rate in Mursuk anvertraut, und eine gewisse Verantwortung für mein Leben und Eigentum wurde auf ihn gewälzt. Am 6. Juni zog ich zum Ostthore der Stadt hinaus. Beim Ruhen unter einer Dattelpalme war ich eingeschlummert, und ich erwachte auch nicht, als die fortschreitende Sonne ihre Strahlen auf meine nackten Füße und Unterschenkel herabsandte. Bald schwollen sie unter heftigen Schmerzen an, Blasenbildung trat ein, und selbst das Reiten zu Kamel verursachte mir einen mich fast der Besinnung beraubenden Schmerz. Am 11. Juni erreichten wir südlich von Mursuk an der Bornustraße Gatron inmittten eines großen Palmenhains (siehe die Abbildung Nr. 11). Die Hitze betrug bei sehr schwachem Südwinde 49° C. Aus dem Zelte eilte ich in den Schatten der Dattelpalmen, doch der glühende Sand trieb mich wieder ins Zelt. Ich fand hier einen zweiten Tubu-Edlen Bu Zeïd, der für seine Begleitung nach Tibesti 375 M. verlangte außer unmäßigen Geschenken für seine Vettern in Tibesti. Am 17. Juni setzten wir unsern Marsch südwärts auf der Bornustraße fort. Bald drängten sich Tibestileute an mich, die auf

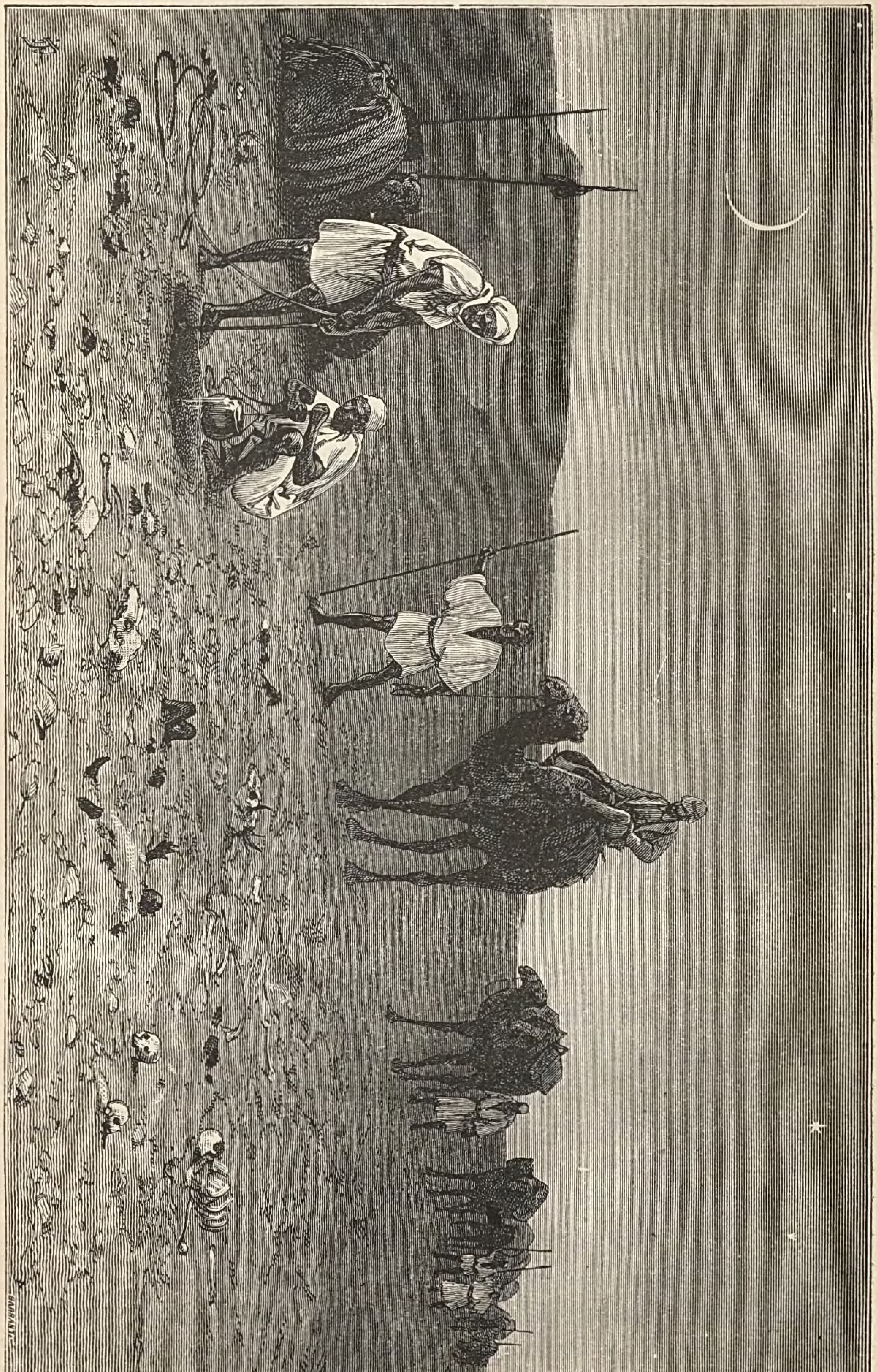
Grund meines Planes, ihre Heimat zu besichtigen, sich für berechtigt hielten, Ansprüche an mich zu erheben und meine eigentlichen Absichten in Bezug auf ihr Land zu erforschen. In Tedscherri hielten wir kurze Rast, teils um Kamelfutter für die folgende Strecke zu sammeln, teils um mein eiterndes Auge zu heilen. Am 23. Juni ging es wieder südwärts, dem an der Bornustraße gelegnen Tümmogebirge zu. Mit verbundnen Augen und peinigenden Schmerzen hockte ich auf dem Kamele. Der einzige Brunnen zwischen Tedscherri und dem genannten Gebirge ist der Meschrubrunnen (siehe die Abbildung Nr. 12). Die nächste Umgebung desselben war bedeckt mit gebleichten menschlichen Gebeinen und Kamelskeletten. Schaudernd bemerkte ich halb im Sande begraben die zu Mumien zusammengetrockneten Leichname einiger Kinder,



Nr. 11. Ansicht von Gatron.

welche noch mit blauen Kattunfetzen bekleidet waren. Es scheint, daß auf dieser letzten Station einer langen, trostlosen, schmerzensreichen Reise die armen Kinder der Negerländer in auffallend großer Anzahl ihren Tod gefunden. Die lange, bei unzureichender Nahrung und sparsamem Wassergenuß zurückgelegte Reise aus dem Sudan, der Rückblick auf die für immer entschwindende Heimat, die Furcht vor der unbekannten Zukunft, das endlose Reisen unter Schlägen, Hunger, Durst und tödlicher Ermattung hat ihre letzte Widerstandskraft gelähmt. Fehlt den Armen die Kraft zum Wiederaufstehen und Weiterwandern, so werden sie einfach im Stich gelassen, und langsam erlöschen dann ihre Lebensgeister unter dem Einflusse der Sonne, des Hungers und Durstes. Wir benutzten die Mondscheinnächte zum Reisen, da sie mit

ihrer Windstille und der lebhaften Bodenausstrahlung von einer durch den Gegensatz doppelt süßen Frische und Annehmlichkeit waren. Am



Nr. 12. Brunnen am Meschru.

26. Juni passierten wir den gewaltigen Tafelberg des Tümmo; er ist wild, zerrissen von einschneidenden Thälern und schwierig zu passieren. Von hier ab verließen wir die Bornustraße und bogen östlich ab nach Tibesti. Wir zogen über wüste, steinige Ebenen, durch sandige Erosionsthäler, über endlose Strecken, die mit grauschwarzen Steinplatten bedeckt waren, aus deren Spalten eine traurige Vegetation hervorlugte. Ein bereister Weg führte nicht durch die Gegend. Den ersten Brunnen sollten wir nach Berechnung unsers Führers am Ende des zweiten Marschtages erreichen. Doch mein Geleitsmann wurde schon am Abend des ersten Tages unsicher und riet, die Wasserschläuche wohl einzuteilen. Am nächsten Tage trieb Kolokomi mit rastloser Eile vorwärts; selbst die Nacht und eine zu übersteigende Gebirgskette brachten uns keine Rast. Am Morgen des dritten Tages lagen die Berge von Afafi mit ihren Brunnen noch weit von uns entfernt. Wir besaßen noch einen halben Schlauch Wassers mit ungefähr 10 Litern, und 10 Personen sollten davon empfangen. Der Tag war entsetzlich heiß und die Kamele todmüde. Nach kurzer Rast ging es weiter durch Steine und Sand, über Schluchten und Felsen. Stumm wanderten wir einher, Nase und Mund durch Turbanstoff verhüllt, um die Austrocknung der Schleimhäute zu verringern. Sonnenuntergang kam; der Ausblick war jetzt am freiesten; aber aus dem Munde unsers Führers scholl es nur: mâ zâl, noch nicht! Ich drang darauf, zu ruhen, bis der Mond erschien. Kurz nach Mitternacht ging es wieder vorwärts. Doch die Ermattung trat an Menschen und Tieren deutlich hervor. Der eine blieb zurück und mußte gewaltsam aufgerüttelt werden; ein zweiter kratzte feuchte Erde aus dem Boden, als wenn sie Aussicht auf Wasser eröffnete; ein dritter bat flehentlich um einen Trunk Wassers. Es blieb nichts übrig, als die Kamele zu erleichtern, alles beritten zu machen und so dem Brunnen zuzustreben. Es war am Morgen des vierten Marschtages. Mein Diener Giuseppe verteilte den Wasserrest, den ich bis dahin verborgen gehalten hatte. Jeder erhielt ein volles Glas; es war durch die Frische der Nacht fast eisig geworden; gierig sogen wir es ein. Kolokomi, mein Tubuführer, kühlte nur die Schleimhaut damit und spritzte es in langem Strahle von sich, als ob es der gewöhnliche Inhalt seines Mundes (Tabakssaft) gewesen wäre. Der Mann imponierte mir, wie er — ausgetrocknet gleich den öden Gefilden seiner Heimat, hart und schroff wie die Felsen seines Landes — nichts von seiner Energie eingebüßt hatte. Kolokomi und Bu Zeïd waren uns, dank der Leichtfüßigkeit ihrer Tubukamele, vorausgeeilt, während wir nur mühsam vorwärts trieben. Endlich erreichten wir ein Flußbett; am Ursprunge desselben, an dem Fuße der hohen, finstern Felsen

sollte der ersehnte Brunnen liegen. Mit Ladestöcken und Knütteln trieben wir unsre armen erschöpften Tiere vorwärts. Bald erhob sich unser schlimmster Feind, die Sonne. Furchtbarer Durst stellte sich ein; um Schläfen und Stirn schien sich ein eiserner Ring zu legen und enger und enger zu schließen. Die Augen brannten schmerzhaft, die Ermattung wurde grenzenlos. Zweimal legte mein ermattetes Tier trotz meiner Schläge seine müden Glieder unter einen Baum, und zweimal gelang es mir, durch Verdoppelung der Züchtigung das arme Geschöpf zu qualvollem Weiterschwanken zu bewegen. Doch als dasselbe sich in der Mitte des Vormittags zum dritten Male in das Geäst einer Akazie gedrängt und niedergelegt hatte, war es durch nichts zu bewegen, den Schatten aufzugeben. Meine Genossen kamen nach und nach heran und folgten meinem Beispiele (siehe die Abbildung Nr. 13). Einer derselben sprach mit entstellten Zügen von seinem nahen Tode, mir für den Fall meiner Rettung seine Frau und Kinder auf die Seele bindend, erging sich dann in bittern Vorwürfen gegen mich und bereitete sich durch laute, heiße Gebete auf seinen Eintritt in das Paradies vor. Mein treuer Gatroner machte ihm klar, daß alles vom allmächtigen Gott so bestimmt sei. Auch meine Hoffnung fing an zu erlöschen. Mein Geist wurde unklar; ich war mir nicht bewußt, ob ich in der fernen Heimat oder am Fuße eines Felsens in der Sahara weilte. Da — war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krampfhaft erregten Sinne? Eilte dort nicht mit schnellen, seltsamen Sprüngen eine mächtige Ziege grade auf unsre Akazie los, und trug sie nicht einen Menschen auf ihrem Rücken? Ich hätte nachher darauf schwören mögen. Freilich war es ein Mensch, ein heißersehnter, doch die Ziege verwandelte sich in ein Kamel, auf dem uns mein Begleiter Birsa in 2 Schläuchen Wasser zutrug, dessen Anblick uns Thränen der Rührung auspreßte. Es schien uns ein Göttertrank, und unsre Lippen bebten keineswegs vor den verwesten Materien in demselben zurück. Nun kam auch der Schlaf, der erquickendste, den ich je im Leben geschlafen. Während ein Teil unsrer Kamele das zurückgelassene Gepäck herzuschaffte, sollte der andre zur Tränke geführt werden. Die mit dem letzteren beauftragten Diener kehrten jedoch ängstlich zurück mit der Nachricht, daß der Brunnen von einer Bande Tubu besetzt sei. Sie hatten freilich nur ein Kamel und Waffen, aber keinen Menschen erblickt. Wir zogen uns in ein Felsenversteck zurück und lugten aus. Da kam ein einzelner Mann mit seinem beladnen Kamel friedlich vom Brunnen hergeschritten. Kolokomi hüllte sein Gesicht mit Ausnahme der Augen in den Turbanshawl, ergriff Lanze und Wurfeisen und trat dem Fremdling entgegen. In der Entfernung von etwa 6 Schritten von einander hockten sie

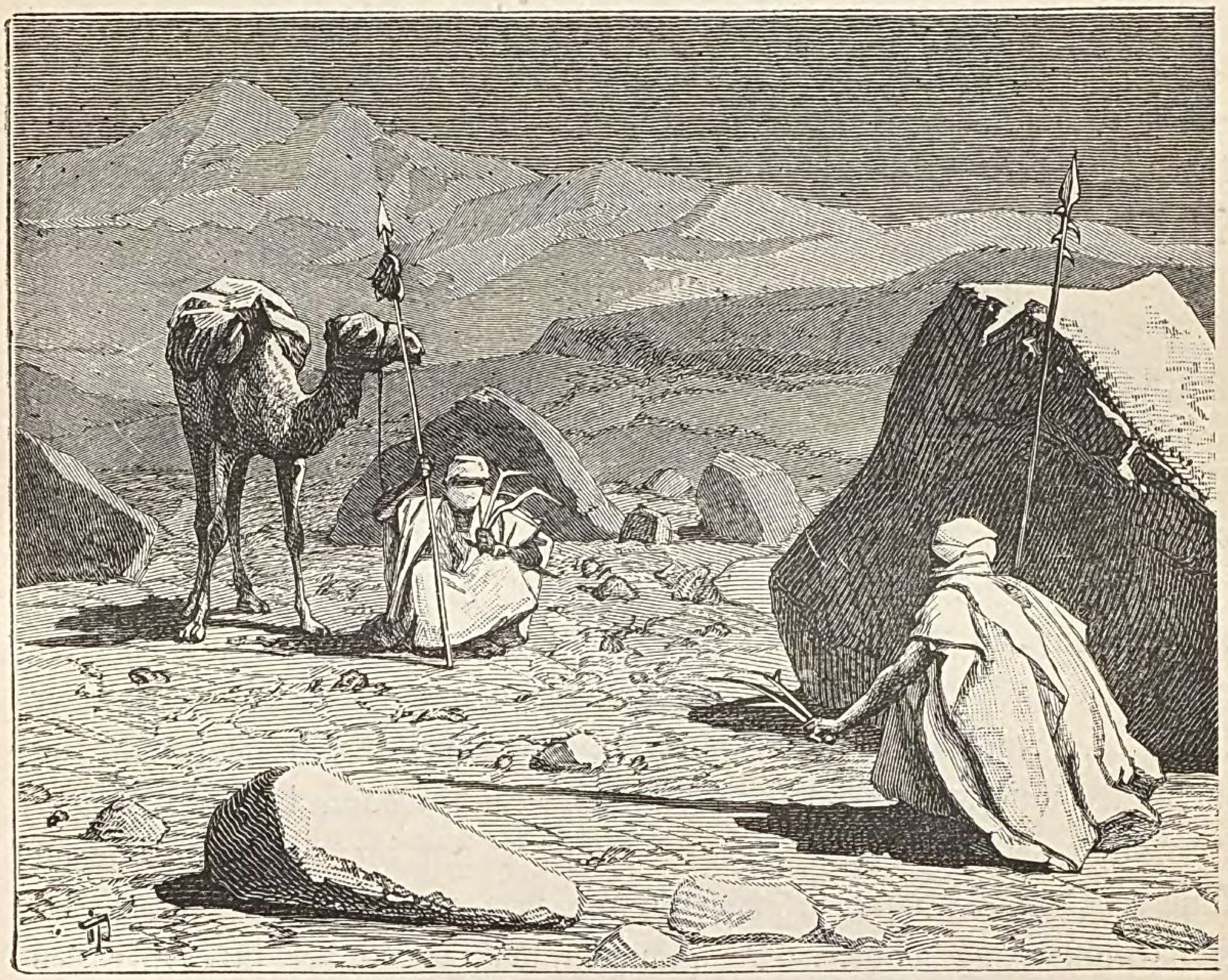


Nr. 13. Nachtigal's Kar



wane dem Verdursten nahe.

nieder, in der einen Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der andern das Wurfeisen, und vollzogen die wortreiche Begrüßung, sowie die Fragen über Befinden, Ziel und Ausgangspunkt der Reise (siehe die Abbildung Nr. 14). In südöstlicher Richtung zogen wir nun weiter, die Hauptkette des Felslandes Tibesti mit dem höchsten Punkte, dem Tusside, links von uns lassend, bis wir am 13. Juli 1869 eines der Hauptthäler des Landes erreichten, in welchem T a o lag, der ursprüngliche Sitz vieler Edlen des Landes. Die Wohnungen waren aus einem Holzgerüst und Matten zusammengefügt und hatten die Form der Hundehütte. Auch reine Höhlenwohnungen beobachtete ich; sie sind



Nr. 14. Begrüßung von Tubu auf der Reise.

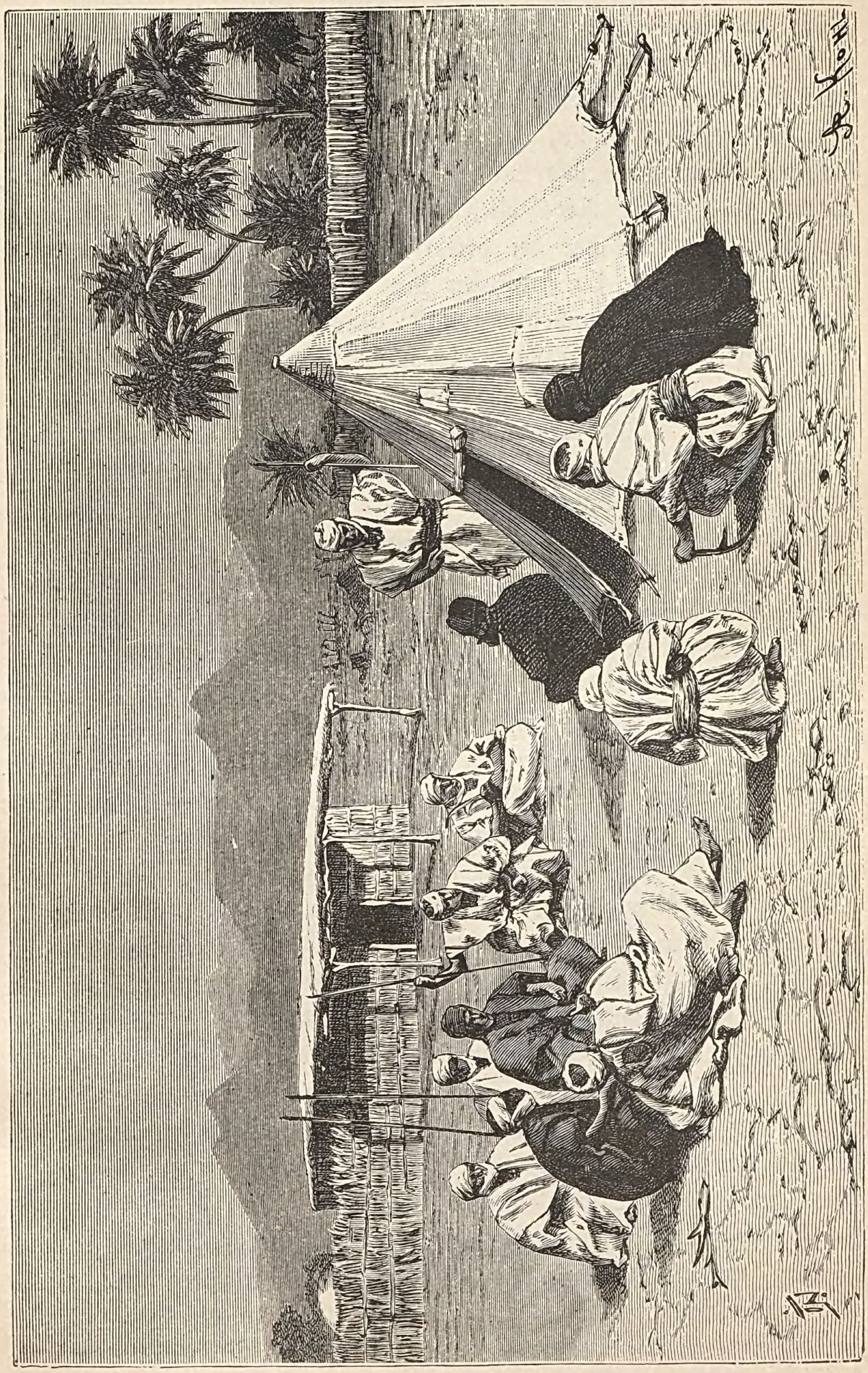
geschützt gegen Sonne und Regen, bequem, erfordern keine Nachhilfe durch die Kunst und sind so versteckt, wie es dem mißtrauischen Charakter der Bewohner entspricht; dann giebt es auch kreisförmige Steinwohnungen, aus lose übereinander geschichteten Steinen bestehend, mit einem Blätterdach. Die Stadt war augenblicklich entvölkert. Der südwestliche Teil Tibestis, wo Tao liegt, ermöglicht zufolge seines Mangels an Bodenwasser nicht die Anlegung von Gärten, um Getreide, Datteln, Gemüse zu bauen. Im Sommer und Herbst, nach den Regenfällen, wenn die Kräuter in den Thälern sprossen, finden Kamele

und Ziegen reichlich Futter. Ihre Milch bildet dann ein Hauptnahrungsmittel neben den Körnern des Knotengrases. Sind aber jene Nahrungsquellen versiegt, so beginnt eine trostlose Zeit. Die Frucht der Dumpalme mit ihrer trostlos harten Rindenmasse bildet dann das einzige Nährmittel. Die ganze Nacht hindurch hört man dann das Klopfen der Frucht und kann gewiß sein, daß schrecklicher Hunger in den Eingeweiden des Klopfers wütet. Fleischnahrung ist hier etwas Außergewöhnliches. Nur das kranke, erschöpfte Kamel wird getötet, sein Fleisch in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet. Man bearbeitet nun das ungekochte Fleisch mit einem Steine so lange, bis Fleisch, Sehnen und Knochen zu verschlucken sind. Soll eine Ziege geschlachtet werden, so muß eine Hochzeit, eine Beschneidung oder ein ähnliches Fest sein. In den Thälern der Ostseite des Gebirges gedeihen Datteln und Getreide im Herbst, und dorthin ziehen dann die Bewohner des westlichen Abhangs, um gegen Kamele, Ziegen oder Felle den nötigsten Vorrat jener Früchte einzutauschen. So erklärte sich das Verlassensein Taos. Ich hoffte den Häuptling Tafertemi noch in dem südlich von Tao gelegnen Zuar im gleichnamigen Flußthale zu treffen und brach dahin auf. Kaum hatte ich mein Lager an der Mündung des wasserleeren Zuarflusses aufgeschlagen, als 20 edle Tibestileute zu meiner Begrüßung erschienen. Alle hockten in einem weiten Bogen um mein Zelt nieder und begannen ihre endlosen Begrüßungsformeln. Sodann wandten sie sich an meine Leute und baten um ein warmes Abendessen. Ich bewilligte das, um sie mir zu verbinden, und musterte dabei diese Bande verhungerter und zerlumpter Banditen. Am Morgen des folgenden Tages verlangten sie von neuem Anteil an unserm Imbiß und erkundigten sich sodann in höchst natürlicher und selbstverständlicher Weise, wie es mit ihrem Durchgangszoll stünde. Jetzt begann ein Wortkampf, der von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang währte. Sie glaubten, daß ich in der im Osten des Landes gelegnen heißen Quelle Jerike nach Gold suchen und dann mit Hilfe der Europäer sie vertreiben wolle. Ihr Sprecher setzte mich durch seine Gewandtheit in der Diskussion geradezu in Erstaunen. Ich mußte ihnen einen roten Tuchburnus, eine schwarzblaue Sudantobe, ein Stück Baumwollenzeug und 3 Turbane ausliefern. Als sie abreisten, versicherten sie mich ihrer Freundschaft und Hilfe, falls ich ihre Wohnsitze im Innern des Zuarthales besuchen würde. Ich beschloß diesen günstigen Umstand sofort zu benutzen. Durch ein Felsenthor von 50 Schritt Breite trat ich ein in die Felsschlucht des Zuarflusses, in seinem Sand- und Kiesbette vorwärts strebend. Wir begegneten einigen nach Osten auswandernden Familien. Die Kinder waren allerliebste

Erscheinungen, die kleinsten ritten zu zweien auf Eseln, welche auch den spärlichen Hausrat trugen, und die vier- und fünfjährigen marschierten schon rüstig und trieben die Lasttiere an. Alle waren nackt. Die Frauen waren mager, dunkelhäutig, nur mit dem langhaarigen, schwarzen Schaffell bekleidet, das ihre skelettartige Magerkeit und ihre faltige Haut nicht verdecken konnte. Das Thal war eingefaßt von schwarzen, hohen Felsen, geschmückt mit reicher Vegetation und in seltner Weise von Tieren belebt. Es erfrischt Herz und Sinn nach der langen Wanderung in der nackten Einöde. Besonders interessant waren die an dünnen Fäden aufgehängten Vogelnester, welche ihre Bewohner, die Webervögel, mit der Öffnung nach unten versehen. Ein großer Pavian zeigte sich auf Felsen und Bäumen. Da nur zu Zeiten ein Fluß durch das Felsenthal braust und Regen fallen, so erhält sich das Wasser nur in natürlichen Felsenzisternen. Durch einen uns drohenden Überfall wurden wir zur schleunigen Rückkehr nach Tao bewogen. Ehe ich nach dem 3 Tagemärsche entfernten Bardaï am Ostfuße des Gebirgszugs aufbrach, sandte ich Geschenke und Briefe an den dort weilenden Häuptling Tafertemi voraus, um die Stimmung jener Stadt zu erkunden. Nach 7 Tagen durfte ich den Boten zurückerwarten. Es waren für mich Tage der Sorge, der Langweile und des Hungers. Ich wurde moralisch belagert von den Tubu-Edlen. Wie Aasgeier umkreisten sie mein Zelt, beanspruchten, von mir ernährt zu werden, drohten und bettelten abwechselnd. Die Zahl der Schmarotzer mehrte sich täglich. Wir waren Tag und Nacht auf unsrer Hut. Ich ließ meine Leute ihre Gewehre sich an den Körper binden, um ihre Entwendung zu verhindern und sie stets im Handbereich zu haben, und ich legte weder bei Tage noch bei Nacht den Revolver ab. Trotzdem wurden mir 2 Flinten entwendet. Am 12. Tage nach der Abreise meines Boten erschien ein Brief desselben, worin er anzeigte, daß die Bewohner Bardaïs sich bei der Nachricht von meiner Ankunft aufrührisch gezeigt, und daß mich der Häuptling besuchen werde. Doch erschien bald anstatt Tafertemis ein Bote desselben, der außer Datteln die Nachricht brachte, daß die Bewohner Bardaïs jetzt ruhiger seien und dem Häuptling erlauben wollten, mich zu empfangen. Am 5. August 1869 brach ich nach B a r d a ï auf. Unser Weg führte über Sandstein, von Flußthälern zerschnitten und von Granit durchbrochen. Ein riesiger Krater mit fast kreisrundem Rande von 3 bis 4 Stunden Umfang und 50 m Tiefe trennte uns von dem zu unsrer Linken liegenden Bergriesen Tussidé. Der Paß, welcher uns nach der Ostseite führte, war 2500 m hoch. Ich machte die Reise wiederum zu Fuß. Die Kälte in dieser Höhe war recht empfindlich. Am 8. Aug.

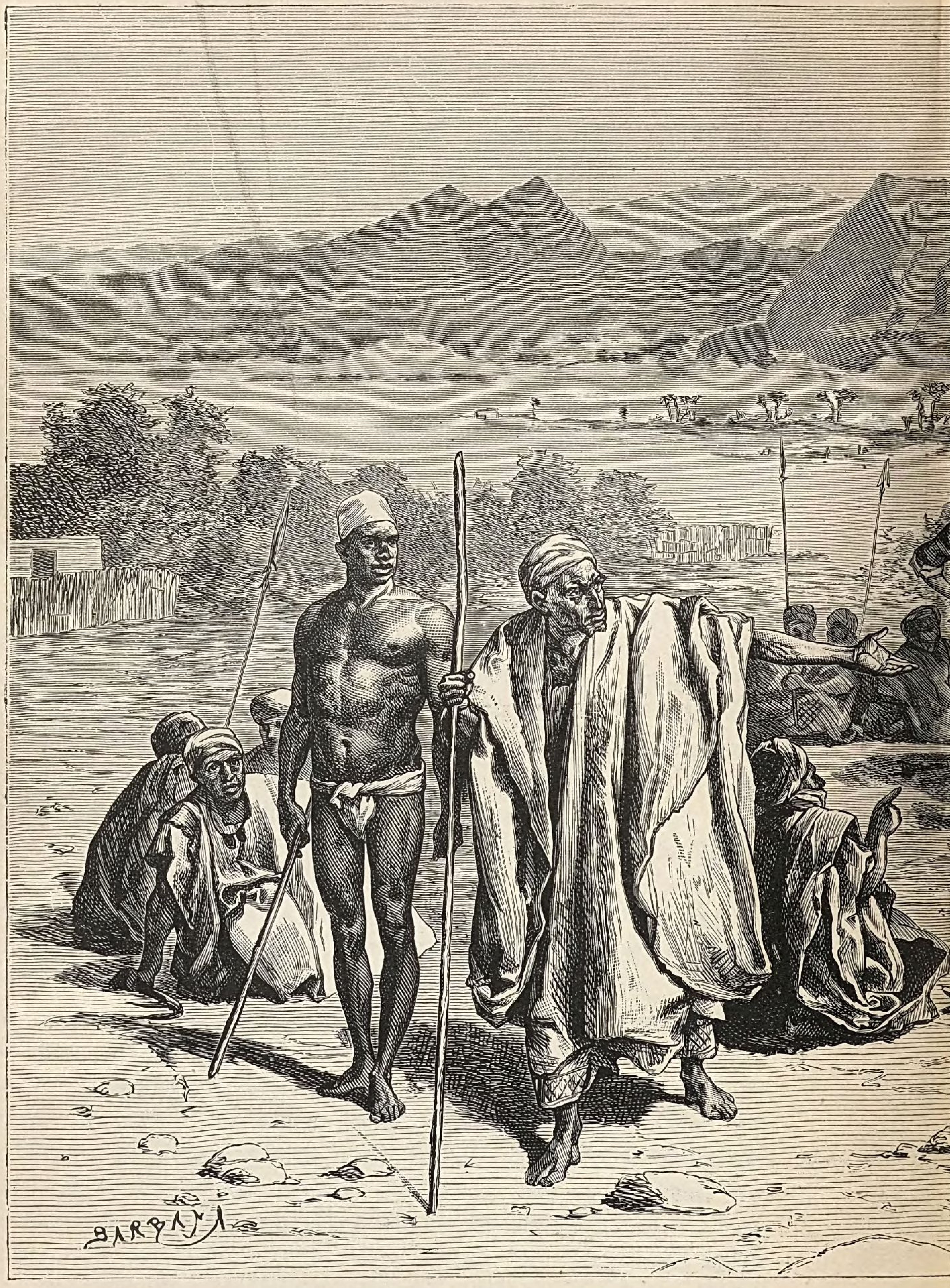
erreichten wir Bardaï, das in einem breiten Thale gleichen Namens liegt. Wir betraten dies Thal am Abend und begannen uns zwischen den graziösen Gruppen von Dattel- und Dumpalmen, die hier und da menschliche Wohnungen in ihrem Schatten bargen, durchzuwinden, als plötzlich ein dumpfes Brausen an unser Ohr drang, das von zahlreichen schreienden und tobenden Menschenstimmen herzurühren schien. Wir hielten atemlos an. Das Getöse kam näher; die Männer brüllten, klirrten und rasselten mit den Waffen, die Weiber kreischten, die Kinder schrieen; ich hörte die Verwünschungen gegen den Christen und ihre blutdürstigen Vorsätze. Unser letztes Stündlein schien gekommen; denn der Häuptling, auf dessen Schutz wir rechneten, war angeblich abwesend. Kampfbereit hielt mein Gatroner sein Gewehr in der Hand; Giuseppe zeigte sich wie ein Mann, während 2 andre meiner Leute mich verwünschten. Endlich erhob sich einer der Tubu-Edlen, unter deren Schutz ich hierher gereist, Arami mit Namen, der hier eine schöne Gelegenheit fand, sein Ansehen zu zeigen und — wenn ich am Leben blieb — mich auszuplündern; er sagte zu mir: „Mit Gottes Hilfe soll dir kein Leid widerfahren.“ Er schritt den Angreifern stolz entgegen, schlug ihre Waffen nieder, während mich seine Freunde in seine Wohnung brachten. Vor derselben schlug ich mein Zelt auf. Bald erfuhr ich, daß Tafertemi so arm sei, daß er sich von den Bewohnern Bardaïs — es war gerade Dattelernte — ernähren ließ und eine Winterversorgung zu erlangen strebte. Er hatte mich also nur eingeladen, um mich auszuplündern. Jeden Tag fanden vor meinem Zelte Verhandlungen statt, die mit der den Tubu eignen Redefertigkeit, Hartnäckigkeit, Verschlagenheit sich endlos hinzogen und oft mich selbst betrafen (siehe die Abbildung Nr. 15). Ich hatte dem Häuptling einen roten Tuchburnus, eine Indigotobe, 2 tunesische Tarbuschs mit Turban u. s. w. zum Geschenke gemacht, sämtliche Edle des Landes hatten rote Tuchburnusse und verschiedne Kleinigkeiten erhalten, und während sie aus eignen Mitteln sich kaum ein Baumwollenhemd zu schaffen vermochten, gaben sie zu verstehen, daß ihre aristokratische Würde durch meine bescheidnen Geschenke beleidigt sei. Der Häuptling ward krank, und so war mir's unmöglich, die Erlaubnis und Sicherung der Abreise zu erlangen. Ich war ans Zelt gebannt, das bei einer Temperatur von 40° C. und bei meinem Hunger zur Hölle wurde. Zweimal versuchte ich, während der größten Hitze meinem Gefängnis zu entfliehen, unter einer nahen Palmengruppe Ruhe und frisches Wasser zu suchen, doch die Jugend, besonders die weibliche, ging sofort mit Steinwürfen auf mich los. Endlich brachte Arami den greisen Häuptling dazu, daß er selbst eines

Morgens meinem Zelte sich nahte, begleitet von einem Dolmetscher. Es war ein kleiner, vom Alter gekrümmter Greis, mager, mit hastigen

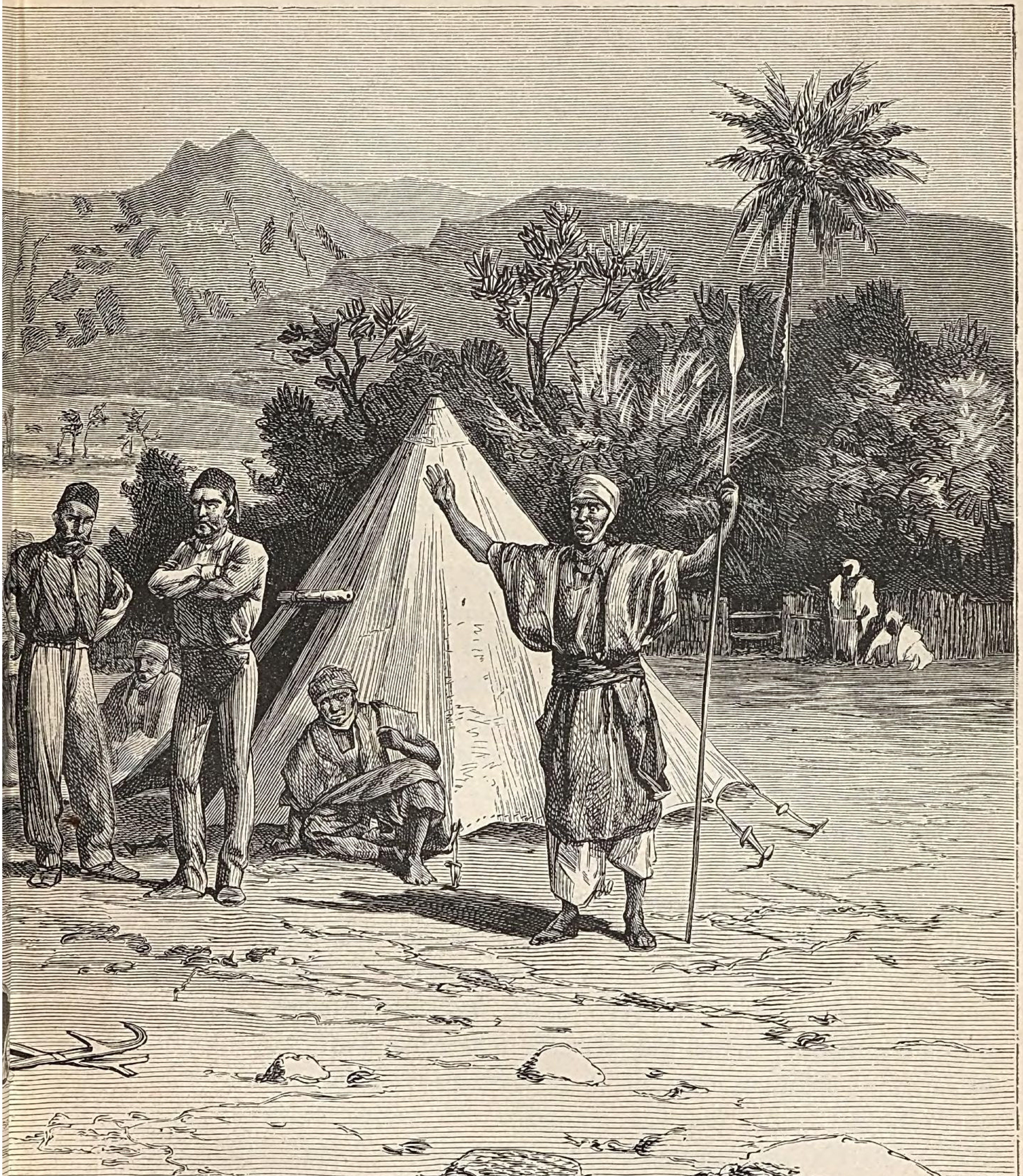


Nr. 15. Beratung vor Nachtigals Zelt in Bardai.

Bewegungen, das kleine, verkniffene, faltige, mäßig dunkle Antlitz bald hierhin, bald dorthin wendend, war in eine schmutzige, zerrissene Tobe, einen schmierigen, ehemals weißen Turban gekleidet, unterstützte seine Füße mit einem Stabe, der länger war, als seine Person, und den er in der Mitte gefaßt hielt. Ich ging ihm mit meinem Dolmetscher, dem Gatroner, entgegen, sagte ihm einige Komplimente und bemerkte, daß ich meinem Plane, die Berge und Thäler Tibestis kennen zu lernen, entsagt habe und ihn um die Erlaubnis sichrer Rückkehr bitte. Meine wohlgesetzte Rede blieb ohne jeden Eindruck auf ihn. Er fragte nur: „Wer hat bei deiner Ankunft in Tibesti dein Besitztum so verringert, daß du sozusagen mit nichts hierher nach Bardaï gekommen bist? Ich muß dies wissen; denn ich bin für Sicherheit und Gerechtigkeit in meinem Lande verantwortlich.“ Er ging davon aus, daß 4 Kamele, mit denen ich gekommen, ansehnlichere Geschenke hertragen müßten. Ich forderte ihn auf, mir einen seiner Leute nach Fessan mitzugeben und prüfen zu lassen, ob ich etwas aus seinem Lande wieder von hinnen nehme, oder auch — was ihn besonders anzumuten schien — mein Zelt zu untersuchen. Er machte sich sofort daran; zwei leere Kisten, eine Matratze, eine Bettdecke, einige Bücher, Instrumente und Schießwaffen hatten für ihn keinen Wert. Erwartungsvoll hingen aller Augen an der Zeltöffnung; er trat enttäuscht heraus, nahm keine Notiz von irgend jemand und wollte sich entfernen. Arami redete ihn an und forderte in zu Herzen gehender Rede meine Entlassung, da ich doch in der Wüste zu Grunde gehen, meine Ermordung den Tibestileuten aber schaden würde. Er drehte sich um und sagte: „Ich habe das leere Holz gesehen (die Kisten) und gehe nach Hause.“ (Siehe die Abbildung Nr. 16.) Meine Lage wurde immer unerträglicher, besonders durch die jungen Männer; sie begnügten sich nicht damit, ins Zelt zu speien, mit ihrem eklen Tabakssaft nach mir zu zielen, mir bis ins einzelne zu schildern, wie man mir bei meiner Entlassung aus Aramis Schutz die Lanzen im Leibe umdrehen, die Eingeweide ausreißen und dieselben den Aasgeiern und Hyänen vorwerfen werde, sondern schleuderten auch zuweilen die Speere ins Zelt. Ich machte endlich meinen Beschützer Arami mit der Absicht zu fliehen bekannt, und in der Nacht des 4. September schlug endlich die Stunde meiner Befreiung. Am 5. erreichten wir den Bergpaß, und an dem obenerwähnten Krater bogen wir ab nach Norden, um auf höchst beschwerlichem Abstieg über Bergrücken, Blöcke und tiefeingeschnittne Flußthäler ebeneres Land zu erreichen. Selbst die Büffelfell-Sohlen unsrer Schuhe hatten diesen Felsen keinen Widerstand zu leisten vermocht, und sowohl meine als Giuseppes Füße



Nr. 16. **Besuch des**



Häuptlings Tafertemi.

waren voller Blasen und Wunden. Nur die Fußsohlen unsrer Tubu-begleiter waren unversehrt, trotzdem sie die Sandalen an den Spitzen der Lanzen trugen. Am 8. September machten wir Halt; ich verab-schiedete mich von meinen Lebensrettern, die mich noch vollständig ausplünderten, und erhielt von meinen in Tao zurückgelassenen Ka-melen nur eins zurück, so daß ich zu ungeheuren Preisen andere mieten mußte. Unter Kolokomis Führung begann der Marsch nach der Bornustraße zu. Die lange, fortgesetzte Hungerkur, die Aufregung, der Marsch im Geschwindschritt, die wunden Füße, welche von den scharfen, in die zerrissenen Schuhe dringenden Steinchen empfindlich schmerzten, die Furcht, daß meine Kräfte den uns erwartenden An-strengungen nicht gewachsen sein möchten: alles dies versetzte mich in einen fieberhaften Zustand, der mir sogar die so notwendige Er-quickung des Schlafes schmälerte. Kolokomi gab uns das Geleite nur bis zu den Bergen von Afafi. Am 18. September erblickte ich das Tümmogebirge an der Bornustraße in großer Ferne. Die Sonne brannte furchtbar; das Wasser war so rar, daß wir Europäer vor Durst heiser waren. Schon nach wenig Stunden Marsches über die glühende Hammada glaubte ich, erliegen zu müssen. Mein Herz klopfte, meine Schläfe pochten, meine Haut brannte, meine Zunge klebte am Gaumen. Verzweifelt lag ich da, den Oberkörper ent-kleidet und auf die feuchten, eben entleerten Wasserschläuche gelagert, um die brennende Haut zu kühlen. Doch wieder ging es vorwärts; meine Kniee zitterten, meine sonst so trockne Haut bedeckte sich mit Schweiß. Wir waren übereingekommen, daß, da die Lebensgefahr für alle dieselbe war, der, welcher nicht mehr vorwärts konnte, erbarmungs-los zurückgelassen werden müsse. Da erblickten wir plötzlich das Tümmogebirge in größrer Nähe, als wir vermutet. Eine mit Kraut bedeckte Bodensenkung lud meine Begleiter zu einer Fütterung der Kamele ein, und unter dem Einflusse der wieder erwachten Hoffnung kam mir der Schlaf, ein Schlaf, so tief und erquickend, wie ich ihn nur an jenem Abend der Errettung aus der ersten Wassersnot ge-schlafen. Endlich erreichten wir das Tümmogebirge mit seinem köst-lichen Brunnen. Erst nach mehrtägiger Rast zogen wir weiter. Doch die Strapazen hatten ihr Ende noch nicht erreicht, da auch unsre 2 letzten Kamele wegen ihrer Schwäche im Stich gelassen werden mußten. Aber die Zuversicht des Siegs hielt uns aufrecht, und ich konnte zu-weilen herzlich lachen über den Anblick, den unsre kleine Reisegesell-schaft gewährte: Ali und Sa'ad, zwei meiner Diener, in adamitischer Einfachheit gekleidet, mit den Wasserschläuchen auf dem Rücken; der ernste Gatroner, mein ganzes Gepäck auf dem Rücken und Nacken und

sich eines langen, wenn auch lückenhaften Hemdes erfreuend; Giuseppe, mit seinen wunden Füßen sich mühsam einherschleppend und den Mangel der Hosen in unvollkommner Weise durch seine Wasserstiefel ersetzend, ich selbst endlich barfuß, die Beine mit baumwollnen Fetzen umwickelt, welche man auch mit der kühnsten Schönseherei nicht mehr als Beinkleider bezeichnen konnte, doch den Oberkörper in einen arg mitgenommenen Pariser Überrock gehüllt und keuchend unter der Last zweier Gewehre. So erreichten wir Tedscherri und waren erlöst von allen Mühsalen. Am 8. Oktober langten wir in Mursuk an. „Omrek tawil" (dein Leben wird lang sein) meinten die Honoratioren der Stadt; „denn wen Gott aus solchen Gefahren errettet, dem hat er ein langes Leben bestimmt, und nachdem du aus den Händen der Tubu wiederkehrtest, kannst du mit ruhiger Zuversicht überallhin gehen."

3. Von Mursuk nach Kuka.

Der Winter des Jahres 1869 verstrich mit dem Versuche, zur Klarlegung von Fräulein Tinnés Schicksal, zur Entdeckung ihrer Mörder, zum Schutze ihrer Diener und zur Überführung ihrer Hinterlassenschaft nach Tripolis beizutragen und meine Gesundheit zu stärken. Meinen Reisebericht über Tibesti brachte ich zu Papier, was freilich, da ich 2 meiner Fensteröffnungen nur mit Baumwollenzeug verschlossen hatte, zu meiner Erwärmung nur ein Kohlenbecken nebst wenig Kohlen und im Zimmer morgens oft nur 5—6° C. Wärme hatte, nicht besonders leicht war. Mit dem Winter trat auch die Gefahr des Regnens ein. Die Salzerde schmilzt vorkommenden Falles leicht, und es ist ein unbehagliches Gefühl, nicht zu wissen, ob man dem Erdbau noch einige Stunden vertrauen darf. Der Weihnachtsabend kam heran, mit ihm aber auch der Regen. Die Zigarre war angezündet, das Glas Grog stand vor mir; ob der Regen wohl aufhören, das Haus zusammenhalten würde? Unruhig hörte ich hier und da schwere Tropfen auf Erdboden und Bett fallen. Das Tempo derselben wurde schneller, und besorgt rollte ich meine Lagerstatt zusammen. Da bröckelten Stückchen Erde von der Decke auf meine Papiere und Bücher, bald lagen die Palmenholzbalken frei da, und der Regen drang ungehindert ein. Durfte ich die stürzenden Balken selbst erwarten? Resigniert packte ich meine Habe in Kisten und Koffer wie zur Abreise; der Grog war kalt geworden, und die Erinnerung an die Heimat und fernen Lieben konnte gegen die Anforderungen der Gegenwart nicht

aufkommen. Um 3 Uhr morgens hörte der Regen auf, und erst gegen 4 Uhr schlich ich wehmütig meinem Lager auf der Strohmatte zu. Es war hohe Zeit, weiter zu reisen und meine Lebensgeister wieder aufzurütteln, doch keine Handelskarawane nach dem Sudan wollte kommen.

Da erschien im März 1870 eine Gesandtschaft des Statthalters von Tripolis; dieselbe wollte dem Scheich von Bornu ebenfalls Geschenke überbringen im Namen des türkischen Sultans und wilde Tiere für den letztern, sowie Eunuchen für die türkischen Großen in Konstantinopel zurückbringen. Dieser Gesandtschaft wollte ich mich anschließen, vollendete meine Reisevorbereitungen und kaufte ein Pferd, das nach der Versicherung aller unumgänglich notwendig war, um einigermaßen anständig in Bornu auftreten zu können. Meine 9 Kamele und 5 Leute fielen freilich wenig ins Auge neben dem stattlichen Gefolge der tripolitanischen Gesandtschaft, und ich sah voraus, daß ich mich auf der Reise derselben stets werde fügen müssen. Da langte zu meinem Glück eine marokkanische Gaukler- und Akrobatengesellschaft an, die bei Gelegenheit einer Mekkapilgerfahrt auch die Reiche des Sudan in der Hoffnung reichen Gewinnes zu besuchen gedachte. Indem ich sie, als sie vor meinem Hause eine Vorstellung gaben, mit 10 Maria-Theresiathalern honorierte, gewann ich ihr Versprechen, daß sie mit mir und nach meinem Wunsche reisen würden. Am 18. April erfolgte der Aufbruch. Ich fühlte mich wie von einem drückenden Alp befreit, seit das einförmige Mursuk hinter mir lag, und war in der gehobenen Stimmung, die ein neues Ziel dem Reisenden stets verleiht. Ich hatte mir eine Windhündin, Namens Ghazala angeschafft, die uns in den jagdreichen Steppen der südlichen Sahara Gazellen und Antilopen erjagen sollte. Der erste Teil der Bornustraße bis zum Tümmogebirge führte uns durch dieselben Oasen, die wir bei unserm Ausflug nach Tibesti berührt.

Südlich vom Tümmo galt es wieder Sanddünen zu überschreiten, teils über lockern Sand-, teils über festeren steinbesäeten Kiesboden den Weg nach den oft verschütteten Brunnen zu suchen. Am 26. Mai erreichten wir das breite Thal und die Landschaft Kawar, welche die Mitte des Wegs von Mursuk nach Bornu darstellt. In der Nähe fast jeden Dorfes der kleinen Landschaft sahen wir einen Zufluchtsfelsen, falls die Aulad Soliman*) (Araberstamm) einen Überfall versuchen. Diese Felsen sind mit Leiter, Vorratskammern, Brunnen und Höhlen für das Vieh versehen. In einem der Dörfer von Kawar fielen mir

*) Barth schreibt: Uëlad Sliman.

besonders die anmutigen Gestalten der jungen Mädchen auf, die in der Nähe des Lagers erschienen, um uns Ziegen, Klee, Datteln, Getreide und Salz anzubieten; ich erwarb 2 Wassermelonen, deren Köstlichkeit bewies, daß diese in der Wüste doppelt erfrischende Frucht mit Erfolg in Kawar kultiviert wird. Man verlangte für die Waren bares Geld, Schmuckgegenstände, wohlriechende Essenzen oder Tabak aus Fessan. In Dirki ritt uns der junge Häuptling von Kawar mit Gefolge entgegen. Einer der Kamelreiter stand aufrecht in dem Sattel und trieb das Rennkamel zu rasendem Lauf an, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Die Frauen huldigten dem Führer der tripolitanischen Gesandtschaft und ihrem Fürsten unter anderm durch rezitativen Gesang oder bildeten Chor zu den zwanglosen Reimen, die eine unter ihnen aus dem Stegreif dichtete. Mehr als alle andern Übel waren in Dirki zerfressene Zähne vertreten. Meine Geschicklichkeit auf diesem Gebiete der niedern Chirurgie brachte mich um meine Ruhe, denn 20—30 im Laufe eines Tages ausgerissene Zähne waren meine geringsten Trophäen. Die südlichsten Ortschaften des Landes Kawar werden unter dem Namen Bilma zusammengefaßt. Es ist der Bezirk jener unerschöpflichen Salzgruben, welche einen großen Teil der Sahara, fast ganz Bornu und die Haussastaaten mit ihrem kostbaren Inhalt versorgen. Wenn auch größre Karawanen, wie sie die Tuareg ausrüsten, um das Salz in die Haussastaaten zu führen, nur etwa 3mal jährlich zustande kommen — und jede mag von Air ab etwa 3000 Kamele umfassen — so ist doch die Zahl der kleineren Tuareg- und Tubugesellschaften, welche das Salz in ihre heimatlichen Sitze und nach Kanem, Bornu und Haussa exportieren, eine ungeheure. Die Eingebornen von Bilma behaupten, daß im Laufe des Jahres etwa 70000 Kamelladungen Salz aus Bilma geholt werden.

Am 10. Juni 1870 brachen wir auf, um den letzten Teil der Wüste zu durchmessen. Eine Stunde südlich von Kawar begann die Region der Dünen, die den schwierigsten Teil der ganzen Reise ausmacht und die Geduld der Reisenden, noch mehr aber der Kamele, auf eine harte Probe stellt. Diese Dünenregion setzt sich zusammen aus mehr oder weniger parallelen, von Ost nach West streichenden Ketten von Flugsandhügeln, die — obwohl nicht über 15 m hoch — wegen ihrer steilen Abhänge schwer zu überwinden sind. Am 11. Juni wechselten vegetationslose, steinige Ebenen mit schwierigen Dünenketten ab, deren Überschreitung mir um so peinvoller wurde, als das beständige Waten im Sande meine Füße mit einem hochroten Ausschlage bedeckt hatte, der wie Feuer brannte. Allmählich schien sich der Übergang in eine andre Zone vorzubereiten. Die zunehmende

Vegetation von Siwakbüschen, das lebhafte Treiben der Vögel in den Bäumen, die zahlreichen Spuren von Gazellen und größern Antilopen zeugten von der Nähe fruchtbarerer Himmelsstriche. Doch noch einmal galt es den Kampf mit der Wüste. In beständigem Zickzack und endloser Einförmigkeit ging es Düne auf und Düne ab. Prüfend sucht man den leichtesten Übergang in der Hoffnung, daß der Sand tragfähig ist. Doch tief sinkt das Kamel ein, und wenn es sich mühsam auf die Höhe der Kante gearbeitet hat, ist vielleicht der jenseitige Abfall so jäh, daß das ungeschickte Tier der Schwere seines Körpers und seiner Last keinen Widerstand zu leisten vermag und entweder selbst stürzt oder die Ladung abwirft. Ist der Tag klar, so wagt man kaum um sich zu blicken, um das geblendete Auge vor der rückstrahlenden, glänzenden Fläche zu bewahren. Weht der Wind, so ist man in eine Sandatmosphäre gehüllt und vermag das brennende, verklebte Auge kaum zu öffnen. Der Eindruck dieses Sandmeeres ist großartig. Hier erst lernt man die Bedeutung des Kamels würdigen. Kein Pfad führt durch diese Dünenregion; nur die seltnen Felsen, welche seit Jahrtausenden den Angriffen des Sandes getrotzt haben und starr und finster ihre schwarzen Häupter über die wogende und wechselnde Umgebung emporheben, bilden in diesem Sandmeere die leitenden und rettenden Leuchttürme. Am 25. Juni hatten wir auch die Region der krautreichen Wüstensteppen hinter uns und waren eingetreten in die Zone der Sommerregen; die baumlose Steppe hatte einem fortlaufenden, wenn zunächst auch lichtem Walde Platz gemacht. Spuren des Löwen, der Giraffe, des Straußes fanden sich vor. Alles war Leben und Gedeihen, Anmut und Fülle. Je weiter wir uns dem Tsad näherten, um so üppiger wurde der tropische Wald, um so reicher auch das Tierleben. Am Ufer des Tsad angekommen, muteten mich die stattlichen Rinderherden mit ihrem Gebrüll heimatlich an, wenn mir auch ihre Riesenhörner auffielen. Als wir bei der Stadt Yo lagerten (am Komadugu), erschien ein Bote Scheich Omars, uns zu begrüßen. Auch ein ehemaliger Begleiter Dr. Vogels stellte sich mir vor, der seinem ehemaligen Herrn ein treues Andenken bewahrte.

4. Kuka.

Am 6. Juni 1870 sollte unser Einzug in die Hauptstadt Bornus stattfinden. Mit Sonnenaufgang setzten wir uns in Bewegung. Der Scheich hatte seinen ältesten Sohn mit einem glänzenden Gefolge zu unsrer festlichen Einholung beordert. Der Kronprinz hielt auf einem

Sandhügel; auf dem freigehaltnen Raume vor ihm stand flintenbewaffnetes Fußvolk, das durch die denkbar sonderbarste Uniformierung den Charakter einer regelmäßigen Truppe gewinnen sollte. Der eine trug eine rote Jacke und gelbe Beinkleider, ein andrer eine gelbe Jacke und grüne Beinkleider u. s. w.; dazu waren die meisten Uniformstücke zu klein ausgefallen, so daß das Beinkleid entweder nicht die Jacke erreichte oder schon weit oberhalb der Fußknöchel endigte. In der nächsten Umgebung des Kronprinzen hielten sich reichgekleidete Würdenträger auf edlen Pferden. Auf diese Herren folgten Panzerreiter, teils solche, welche ein maschiges Metallhemd und einen metallnen Helm, zuweilen auch Armschienen trugen, teils und vornehmlich auch solche, welche in weniger kriegerisch aussehende, unbehilfliche Wattenpanzer gekleidet waren (siehe die Abbildung Nr. 17). Auf diesen Panzerreitern beruht die Hauptstreitmacht des Landes. Um den glänzenden Kern des Gefolges tummelten sich zwanglos leichte Reiter, ferner Sklaven zu Fuß und heidnische Bogenschützen. Als wir uns dem Prinzen auf etwa 20 Schritt genähert hatten, wurden wir angewiesen, vom Pferde zu steigen, um ihn zu begrüßen. Während wir auf ihn zugingen, vollführte eine Musikbande einen Höllenlärm: dumpfdröhnende Paukenschläge, regelloser Trommelwirbel, schrille Pfeifen, schnarrende Antilopenhörner, Posaunen aus Holz oder Metall, kreischende Dudelsäcke klangen durcheinander. Nachdem uns der Kronprinz in arabischer Sprache und mit Händedruck im Lande seines Vaters willkommen geheißen, sich nach der zurückgelegten Reise und nach unsrer Gesundheit kurz erkundigt hatte, stiegen wir wieder zu Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung unter dem Getöse der Musik, dem Geheul der Menge und unaufhörlichem Pulvergeknall.

Wir ritten durch das Westthor ein in die östliche Stadt — beide mit selbständiger Mauer umgebenen Teile Kukas sind durch einen freien Platz getrennt — und den breiten Dendal (die Königsstraße) entlang nach dem Palaste Scheich Omars. Durch die Intriguen meines tripolitanischen Begleiters wurde meine sofortige Vorlassung hintertrieben. Grollend und beleidigt begab ich mich in die mir bestimmte Wohnung der Weststadt. Kaum war Scheich Omar von dem Grunde meiner Verstimmung in Kenntnis gesetzt, als ich am Nachmittag zur Audienz geladen wurde. In der Vorhalle entledigte ich mich der Etikette entsprechend der Überschuhe, unter denen ich kleine, sohlenlose Schuhe aus feinem gelben Leder trug, um nicht barfuß oder auf Strümpfen im Hause umhergehen zu müssen. Der Fußboden des Audienzsaales war mit Teppichen belegt und die Thonwände mit bunten Stoffen der verschiedensten Muster ausgeschlagen. Eine hübsche eiserne Bettstelle euro-

päischer Fabrikation und ein rohgezimmerter hölzerner Lehnstuhl bildeten mit einer Bank, welche durch eine Matratze, Teppiche und Kissen zu einem Divan hergerichtet war, das Mobiliar des kleinen Raumes. Auf der Bank saß mit untergeschlagenen Beinen Scheich Omar. Vor ihm auf dem Divan lag das Königsschwert, neben ihm, auf einem Kissen, sein mit Silber ausgelegter Karabiner, und am Boden vor ihm standen gelbe Pantoffeln. Seine Füße waren mit weißen Strümpfen bekleidet, ein Teil des Turbans über Mund und Nase geführt. Seine Erscheinung war einfach und sauber, sein Gesichtsausdruck war



Nr. 17. Bornukrieger in Wattenpanzern. (Nach Pranishnikow)

nach Entfernung der Gesichtshülle überaus freundlich und intelligent. Er schien ein hoher Fünfziger und stotterte in seiner freundlichen Weise vielmals: „Willkommen! Lob sei Gott", fragte nach meiner Reise, meinem Land und Könige und erzählte von Heinrich Barths und Gerhard Rohlfs' Besuchen. Ich sprach auch von meiner Vernachlässigung am Morgen des Einzugs; er entschuldigte dieselbe damit, daß ihm mein Brief erst vor einigen Stunden übergeben worden sei, und bat trotzdem um Verzeihung. Er ließ mir einen seidengefütterten Burnus von feinem schwarzen Tuch um die Schultern hängen. Schon

am nächsten Tage erfolgte die Übergabe der Geschenke des Königs Wilhelm von Preußen, ohne daß ich sie noch einmal durchmustern konnte. Die Ungeduld Omars war zu groß. Das Harmonium hatte durch den langen Transport und die trockne Wüstenluft so gelitten, daß man ihm nur ganz vereinzelte heisere Töne zu entlocken vermochte. Am Nachmittage begaben wir uns zur Überreichungs-Audienz. Mit einer gewissen Aufregung — da Motten in Fessan ungemein häufig sind — folgte ich der Auspackung des Thronsessels und hatte die große Freude, ihn in seiner ganzen ursprünglichen Pracht dem jahrelangen Gefängnisse entsteigen zu sehen. Seine vortreffliche Polsterung in Sitz und Lehne, der schöne Überzug aus rotem Sammet, die reiche Vergoldung der kunstvoll geschwungenen Füße und Armlehnen gewannen die vollste Bewunderung des Fürsten. Demnächst wurden die königlichen Bildnisse ausgepackt. Ich setzte dem Scheich auseinander, wie mein König und Herr die zufolge der großen Entfernung unmögliche persönliche Bekanntschaft habe ersetzen wollen. Er half mir in liebenswürdiger Weise über meine Sorge vor allzustrenger Auffassung hinweg, indem er sagte: ich selbst wisse wohl, daß der Islam nur diejenige Nachbildung menschlicher Formen verurteile, welche einen Schatten zu werfen imstande sei (Statuen, Reliefs), daß aber das auf flachem Papier oder ebener Leinwand erzeugte Gemälde nicht in das Bereich der Sünde gehöre. Damit war freilich der Stutzuhr mit ihrer allegorischen Figur das Urteil gesprochen. Nächst dem Thron erregten die Zündnadelgewehre die größte Freude und Bewunderung des Fürsten. Unzähligemal mußten wir ihm die Handgriffe, die Zündnadel und Patronen zeigen und erklären. Das Harmonium hatte leider seine Funktionen gänzlich eingestellt zum Bedauern des Scheichs. Von den wollnen, seidnen und samtnen Stoffen, den Shawls, Mützen, Burnussen, den Uhren, Fernröhren und andern Dingen, die der Bornuherrscher auch sonst durch die Kaufleute aus Norden empfängt, nahm derselbe nur noch ein stark versilbertes Theeservice, eine goldne Taschenuhr mit Kette und ein Fernrohr in besondern Augenschein, sprach mir seinen Dank aus für die große Menge von Rosenessenz und erfreute sich dann ausschließlich des kunstvoll geschriebnen königlichen Begleitschreibens, das ich ihm mit der beigefügten arabischen Übersetzung in zierlicher Kapsel überreichte. Wohl ein halbes Dutzend Mal mußte ich dasselbe in deutscher Sprache vorlesen, wobei ich durch kraftvolle Betonung und deklamatorischen Vortrag zu ersetzen suchte, was dem Hörer an Verständnis abging. Als ich den Inhalt dann übersetzte, während er die schriftliche Übersetzung mitlas, war der liebenswürdige Negerfürst sichtlich bewegt.

Ich machte auch den Großwürdenträgern meine Visite. Der Scheich versorgte nicht bloß meine Küche aufs splendideste, sondern ließ es auch an Kleidergeschenken nicht fehlen, ja nachts gegen 2 Uhr wurde ich einmal durch die Sendung eines hübschen, scheckigen Pferdes überrascht. Allerdings lasteten erhebliche Unkosten auf diesem Genusse der Freigebigkeit des Scheich; denn Bornu ist das gelobte Land der Trinkgeld-Spekulanten. Bei meinen Ausflügen zu Pferde in die Umgegend der Stadt zeigte die Nordseite eine öde Einförmigkeit, während auf den übrigen Seiten die Ackerdörfer und zerstreuten Häusergruppen beweisen, daß der sandige Boden der Ebene von Kuka die menschliche Thätigkeit lohnt. In der nächsten Umgebung der Stadt fanden sich hie und da Begräbnisplätze, welche ein lebhaftes Zeugnis ablegen dafür, daß man in Bornu der Toten wenig gedenkt. Die Gruben sind so oberflächlich, daß oft die Matten, in die man die Leichname wenigstens im Volke einzuwickeln die Gewohnheit hat, mit einem Zipfel aus der Erde hervorsehen. Die niedrigen Grabhügel tragen als Zierden höchstens einen Stecken mit einigen Tuch- und Kattunfetzen oder einige Topfscherben. Ohne schützende Einfriedigung ist alles den nächtlichen Verwüstungen der Hyäne preisgegeben.

Mein Diener Giuseppe, unzufrieden mit seiner dienenden Stellung, trat zum Islam über, verließ ohne Lebewohl mein Haus und bereitete mir ernstliche Schwierigkeiten, namentlich indem er die Auszahlung seines Lohnes, die erst für Tripolis festgesetzt war, forderte. Meine in der Stadt bekannt gewordene Liebe zu allerlei Tieren bewirkte, daß viele der Bewohner mich durch Zusendung solcher zu verpflichten gedachten: der Scheich sandte ein stolzes Straußenpaar, das allerdings der besten Federn beraubt war; der Kronprinz eine junge Hyäne, einen jungen Schakal und einen falkenähnlichen Vogel; andre Würdenträger Perlhühner, Gänse, Enten, Zwergschafe, Zibethkatzen, Gazellen, Landschildkröten; wenn jemand sonst nichts zu schenken hatte, sandte er einen Affen, und mein hoher, mit zahlreichen Nestern der Webervögel aufs zierlichste behängter Hedschidschbaum war bald ein Schauplatz der tollsten Sprünge und Spiele von rötlichen und grauen Meerkatzen. Meine Wohnung verwandelte sich in eine vollständige Menagerie, und nur mit Mühe konnte ich den Scheich davon abbringen, mir Löwen, Leoparden, Luchse und andre größre Raubtiere zu schicken. Meine Tage verliefen auf das angenehmste unter dem Studium der Bornusprache, meteorologischen Beobachtungen, Erkundigungen über Land und Leute und einer fast überwältigenden ärztlichen Thätigkeit. Täglich, während des Vormittags, war im Palast des Scheich Ratsversammlung, bestehend aus den Brüdern und Söhnen des Scheichs

und den Ratsherren. Alle legen am Eingange Schuhe, Kopfbedeckung und Burnus ab und hocken scherzend, schwatzend, Ränke schmiedend in den Vorhallen und Höfen an den Wänden und auf dem Boden herum, bis ein musikalisches Getöse sie in den Sitzungssaal ruft. Der Scheich erscheint dann im Audienzsaal, begleitet von einigen seiner Brüder und Söhne und fettleibigen Eunuchen, welche sämtlich kurz abgebrochne Rufe zu seinem Ruhme ausstoßen, wie: „Die Weisheit! der Löwe! der Siegreiche!" Während er sich auf dem Diwan niederläßt, hocken die andern nieder und beeilen sich, den Staub des Bodens aufs Haupt zu streuen und das Gesicht zur Erde zu beugen. Jeder hat seinen bestimmten Platz, je nach der Würde näher oder ferner vom Herrscher. Die ganze Ratsversammlung hat gegenwärtig keinerlei thatsächliche Bedeutung mehr. Jetzt gilt nur der Wille des Herrschers und der Einfluß der Günstlinge. Die Verwaltungsbeamten bekamen keinen Gehalt, sondern waren auf die Erträge und daher auf die Ausbeutung ihrer Stämme, Distrikte, Städte angewiesen. Wichtiger als die meisten der Hofbeamten sind für den Bornuherrscher diejenigen Sklaven, welchen die kriegerische Macht des Landes anvertraut ist, die Kriegshauptleute. Sie werben ihre Leute, wo sie dieselben finden, und haben je nach ihrem kriegerischen Sinne und ihrer Freigebigkeit größern oder geringern Zuzug. Da die Bewaffneten, welche sich jeder Prinz, Höfling und Beamte hielt, ebenso zu unmittelbarer Verfügung des Scheich stehen, so mochte die Gesamtzahl derselben 7000 ergeben. Die Regenzeit währte 1870 vom 29. Juni bis 24. September. Wochen hindurch blieben die tiefer gelegnen Gegenden der Stadt und Umgegend in Seen verwandelt, und als die stehenden Gewässer abzunehmen begannen, traten die Wechselfieber in furchtbarer Weise auf. Nordländer wie Neger unterlagen den Sumpffiebern zu Dutzenden. Aus dem Hause meines Wirtes wurden 6 Personen zu Grabe getragen. Fast tagtäglich und allnächtlich hörte man das Geheul der Klageweiber. Die Ledertäschchen, welche die heilbringenden Koransprüche enthielten und die man schon seither zu Dutzenden an sich trug, wurden noch vermehrt. Gleichzeitig verheerte die Lungenseuche den Rindviehstand, und eine andre Krankheit raffte ungewöhnlich viel Pferde hinweg. Mir schwand die Zeit rasch dahin, da ich zu den angegebenen Beschäftigungen noch das Studium der Wadaïsprache hinzugenommen.

5. Nach Kanem und Borku.

Im Januar 1871 kam eine Schar der Aulad Soliman, eines im Norden und Osten des Tsad hausenden Araberstammes, in Kuka

an, sie beabsichtigten, in einigen Monaten in die Heimat zurückzukehren, und ich faßte den Plan, mich ihnen anzuschließen. Eine solche Reise stellte mir, abgesehen von einem Teile Kanems, den Barth und Overweg besucht hatten, gänzlich unbekannte Landstriche in Aussicht. Ich konnte hoffen, bis gegen den südlichsten Punkt Tibestis vorzudringen und so der östlichen Sahara eine festere Gestalt auf der Karte zu geben. Der Scheich versprach mir seine Unterstützung; nur fehlte es mir am Besten, am Geld, das ich leihen mußte, allerdings zu 150%. Ich schrieb einen Schuldschein auf 500 Maria-Theresiathaler, von denen ich nur 200 empfing. Scheich Omar, der von diesem Wuchergeschäfte gehört, sandte mir 100 österreichische Thaler und versprach, für die Kamele zu sorgen. Die Aulad Soliman waren ein kleiner, aus der Heimat an der großen Syrte und in Fessan vertriebener Araberstamm, der sich in Kanem niedergelassen. Mit bewundernswürdiger Zähigkeit und Unternehmungsluft bekriegten sie nacheinander alle Stämme in dem östlich von der Bornustraße gelegenen Gebiete der Sahara, und zwar mit einer Macht, welche 500 Reiter und ebensoviel Krieger zu Fuß nicht überstieg. Was von ihnen den nomadisierenden wie den seßhaften Stämmen in der Nähe des Tsad geraubt wurde, spottet jeder Beschreibung. Durch die Tuareg fast aufgerieben, hatte Bornu die Reste derselben in Kanem angesiedelt, versah sie mit Pferden und Waffen und suchte sie als Grenzwächter gegen Wadaï zu verwenden. Freilich war der früher dem Stamm eigne ritterliche Sinn geschwunden, und er sank zu einer Bande gewöhnlicher Räuber herab.

In feierlicher Audienz wurde ich der Führung und Verantwortlichkeit des Hazaz, eines der Aulad Soliman, übergeben, und am 20. März 1871 zog ich zur Stadt hinaus nach Norden. Mein Gatroner blieb in Kuka, um mit der ersten Gelegenheit nach Fessan zu reisen. Wir passierten den Komadugu (in den Tsadsee einmündend), der damals knietief war, und zogen am Nordufer des Tsad entlang. Mein Fieber war von einer Heftigkeit, daß ich zeitweise die Besinnung verlor. Als ich eines Abends betäubt vom Pferde gefallen war, wurde ich quer über eine aus 2 Kisten bestehende Kamelladung gelegt und einigermaßen befestigt. Doch als die Leute sahen, daß ich trotzdem zu Boden fiel und die ganze Ladung mit herabriß, ließen sie sich nach 7 qualvollen Stunden endlich zur Nachtruhe bewegen. Unser Weg führte vom Nordufer des Tsad, der durch Dünen begrenzt war und eine Menge ganz neuer Buchten gebildet hatte, fast direkt ostwärts durch sandige Gegend; nur die wasser- und thonreichen Thäler, welche dicht bewaldet sind, sind bewohnt, und Rinder, Schafe und Kamele fanden hier reiche Nahrung. Am 5. April erreichten wir das Hauptlager der Aulad Soliman an

den Brunnen von Barqa. Ein wohlschmeckendes Gericht, Mehlbrei mit delikater Sauce, wurde mir sofort vorgesetzt, und von der Kamelmilch erwartete ich Genesung. Ich stellte mich dem jungen Häuptling vor und überreichte ihm meine bescheidnen Geschenke. Er versprach mir Schutz in seinem Machtbereich und erkundigte sich nach Barth und Overweg. Unter den Einflüssen der Ruhe, der Wüstenluft und frischer Kamelmilch besserte sich meine Gesundheit.

Am 24. April 1871 setzte ich mich mit wenigen Dienern und 4 schlechten Kamelen nach Nordosten in Bewegung, um die südöstliche Landschaft Tibestis, Borku, zu erreichen in Gemeinschaft der Aulad Soliman, die mit Kind und Kegel zur Dattelernte dahin aufbrachen. Am 1. Mai betraten wir wiederum die große Wüste. Als wir das Thal Egaï erreichten, waren die 4 Brunnen bis zum Rande verschüttet. Ihre Entsandung wurde sofort vorgenommen. Bald wurde der Grund feucht, und in der Tiefe von 3 m stürzte plötzlich von Nordwest her eine Wassermasse in den Brunnen, welche im Augenblicke dem grabenden Manne bis zur Brust stieg. Das Wasser ist reich an purgierenden Salzen und daher hochgeschätzt. Im Thal Egaï gab es herrliche Weideplätze. Wir folgten dem Laufe dieses Thales und fanden die Einsenkungen besät mit Fischwirbeln, die, zuweilen noch aneinander gereiht, Tiere von ansehnlicher Größe verrieten. Es ist also unzweifelhaft, daß das Thal einst mit Wasser bedeckt war. In derselben Thalniederung und dann auch in der freien Ebene sahen wir zum erstenmal Wanderdünen. Alle hatten dieselbe Form, waren selten über 15 m hoch und hatten einen nach Nordost gerichteten Rücken. Es scheint gewiß, daß sie unter dem Einflusse des mit großer Regelmäßigkeit wehenden Nordostpassates entstehen und wandern. Meine Gefährten konnten mir bei ihrem scharfen Blick für alle Veränderungen des Terrains an bestimmten Brunnen, an einem einzelnen Baume beweisen, daß diese Wanderungen besonders in der Ebene rasch von statten gehen. Der weitere Marsch führte uns ebensowohl durch leicht gangbare Strecken, wo wir tief in dem unter unsern Fußtritten aufwirbelnden Staub wadeten, als über glühende Hammaden, bis wir endlich am 31. Mai 1871 die Quelle Galakka in Borku erreichten.

Am 1. Juni versammelten sich die angesehensten unseres Araberstammes, um die Dattelthäler Borkus unter sich zu verteilen. Der Aufenthalt in diesen Oasen war für mich ein peinlicher, denn die Hitze und die Sandstürme machten den Aufenthalt fast unerträglich. Und obwohl wir unser Zelt durch eine Umzäunung mit Palmblättern vor dem Sande schützten, der bald einen hohen Wall um uns bildete, so wurde doch eben dadurch das Zelt in einen Glühofen verwandelt. Ich

kam allmählich in eine so gereizte Stimmung gegen diese Leute, daß mir selbst ihr Anblick widerwärtig wurde und ich mich schon um Sonnenaufgang mit einigen Büchern und Schreibmaterialien in die Einsamkeit des Dattelhains zurückzog. Dort verbrachte ich im Schatten der mir bei der Verteilung zugefallenen Bäume bei verhältnismäßiger Kühle, auf dem reinlichen Sande und unter dem Rauschen des Windes in den zierlichen Palmenkronen träumerisch den Tag, und nichts hinderte mich, unbekümmert um Raum und Zeit, meine Phantasie in die glückliche Vergangenheit der fernen Heimat schweifen zu lassen. Endlich im September 1871 war die Dattelernte vollendet. Ich durfte nun das Ende des Nomadenlebens und des Hungers hoffen. Alle meine Kamele hatte ich eingebüßt, und nur auf Kredit konnte ich mir die unumgänglich nötigen Tiere zur Rückkehr verschaffen. Am 23. September reisten wir ab. Der Rückzug ging schneckenartig langsam. Von jeder mit Futterkräutern versehenen Gegend konnten sich die Araber nur schwer losreißen. Ich war zu einem elenden Leben verurteilt. Für Menschen und Tiere besaß ich nur Dattelnahrung; unsre Kleidung war in Lumpen verwandelt, und das Zelt flatterte in langen Fetzen um die Stange. Abends suchte ich mit Hunger im Magen und Ingrimm im Herzen mein kümmerliches Lager. Unter den Kamelen brach eine epidemische Krankheit aus, die zwar zu langsamerem Reisen zwang, auf der andern Seite aber auch das Gute hatte, daß uns durch die erliegenden Tiere der Genuß frischen Fleisches zuteil wurde.

Wir hielten nicht auf das Nord-, sondern auf das Ostufer des Sees zu. Als ich in die östlichen Provinzen Kanems einrückte, erhielt ich von meinem Freunde in Kuka einen Brief, der die erste, obgleich etwas dunkle Andeutung enthielt über den Sieg und die Einigung Deutschlands. Derselbe versetzte mich in die größte Aufregung und trieb mich an, nach Bornu zurückzukehren. In Gemeinschaft des angesehensten der Aulad Soliman, des alten würdigen Bu Alaq, besuchte ich die Dattelthäler am Ostufer des Tsadsees. Auch Tamarindenbäume traten auf, und Affen bevölkerten diese Thäler. Wir erreichten auf unserm Ausflug Mao, den ehemaligen Hauptort Kanems. Hier hatte Moritz von Beurmann wenige Jahre vorher den Tod erlitten. Als uns der Statthalter gastfreundschaftlich aufforderte, innerhalb der Mauern seines Hauses unser Nachtlager aufzuschlagen, konnte ich ihm stolz vor seiner ganzen Höflingsschar erwidern, daß ich es vorziehen würde, draußen in Gottes freier Natur zu lagern, als in der Mitte von Leuten, die vor wenigen Jahren einen einzelnen Fremdling, der zu seinem Schutze nur Gott und das heilige Gesetz der Gastfreundschaft gehabt, verräterischerweise zu töten sich nicht geschämt hätten. Er und

seine Hofbeamten versicherten, daß sie keinen Teil daran hätten, und daß der Allmächtige selbst seinen Zorn über das Verbrechen kund gethan, indem die 3 Mörder binnen wenigen Jahren eines unnatürlichen Todes gestorben seien. Wir besuchten Beurmanns Grab, und von einem Augenzeugen seiner Ermordung erfuhren wir, daß er auf Anstiften eines Bewohners von Wadaï, der den Christen von seinem Vaterlande fern zu halten wünschte, in seiner Hütte überfallen worden war. Der Überfallene griff zum Schwerte, da die Plötzlichkeit des Angriffs ihn nicht zum Gebrauch der Schießwaffen kommen ließ. Jene stürzten sich auf ihn, und es kam zum Handgemenge, in welchem die Verzweiflung dem Angegriffenen ungewöhnliche Kräfte verliehen zu haben scheint. Die Mörder vermochten ihm so wenig mit ihren Messern und Lanzen anzuhaben, daß sie in der Überzeugung, ihr Opfer sei gegen blanke Waffen gefeit, demselben einen Strick überwarfen und ihr Verbrechen durch Erdrosselung vollendeten. Die Leiche schleppte man zur Ortschaft hinaus und überließ sie den Hyänen und Geiern. Doch wunderbarerweise — erzählte der Berichterstatter — wagte sich weder ein wildes Tier an die Leiche, noch trat Verwesung ein. Als er nach einer Reihe von Tagen den tapfern, toten Mann unverändert in der Wildnis gefunden habe, sei ihm klar geworden, daß Gott selbst auf diese Weise seinen Unwillen über den Verrat an dem schutzlosen Fremdling und über die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses habe kund thun wollen, und er habe ihn bei Nacht zur ewigen Ruhe gebettet. Die Begräbnisstätte lag am Rande des Thales und war längst überwuchert und unkenntlich geworden.

Anfang Januar 1872 erreichten wir Kuka. Bei Nacht klopfte ich an mein Wohnhaus; der Gatroner war noch nicht nach Norden aufgebrochen und hatte das Gerücht von meinem Tode nicht zu glauben vermocht, ebensowenig Scheich Omar, der mir schon mit Sonnenaufgang neue Gewänder schickte, da ihm meine Dürftigkeit bereits berichtet worden war. Eine Karawane aus Fessan hatte für mich Briefe, Pakete, Kisten und Geld gebracht. Sobald ich die Besucher los war, ließ ich die Hausthüre schließen und ging an die Lektüre der Briefe. Wenn ich die unbestimmten Nachrichten über den großen Krieg in Europa, welche mir in Kanem zugekommen waren, in meinen Träumen zu Thatsachen und Ketten von Ereignissen zu gestalten versucht hatte, riesengroß überragte die Wirklichkeit meine Gedankenverknüpfungen, die ich in ruhigen Augenblicken selbst für phantastisch gehalten hatte. Von fieberhafter Unruhe getrieben, wendete ich mich um so eifriger der Erledigung meiner Angelegenheiten und der Vorbereitung neuer Reisepläne zu. Ich suchte beim Scheich wieder meinen Wadaïplan vorzubringen;

doch noch immer wollte derselbe nicht darauf eingehen, da ihm weder der Weg dorthin sicher genug zu sein schien, noch das Verhältnis Bornus zum Nachbarreiche hinlängliches Vertrauen einflößte. König Ali von Wadaï hatte damals seinen Nachbar Mohammedu von Bagirmi besiegt und Abderrhaman an seine Stelle gesetzt, doch am Schari hielt sich der Vertriebene noch, von Bornu unterstützt. Ihm wollte ich meinen Besuch machen.

6. Reise nach Bagirmi.

Am 28. Februar 1872 brach ich auf. Die Stadt Ngornu (am Westufer des Tsad) leidet zur Zeit des Hochwassers nicht allein durch Überschwemmungen des Tsad, sondern auch durch die menschenraubenden Budduma*), die Inselbewohner im See. Sie machen ihre nächtlichen Besuche, und auf den Feldern allein arbeitende Sklaven oder Frauen wurden auch bei Tage zuweilen von den plötzlich aus dem Schilfe des Ufers hervorbrechenden Seeräubern ergriffen und fortgeschleppt. Obgleich während der Zeit des höchsten Wasserstandes ein permanenter Wachtdienst eingerichtet war, so versuchten die Budduma doch im Vertrauen auf ihre Boote oft genug nächtliche Landungen, und nicht selten gelang es den alarmierten Stadtbewohnern erst nach einigem Kampfe, die frechen Angreifer zu verjagen. Etwas vom Südufer des Sees entfernt liegt das Städtchen Marte in tiefschwarzem, flachem Moorboden, der sich zur Zeit der Sommerregen in einen Sumpf verwandelt, dann langsam austrocknet und endlich — nach allen Richtungen geborsten und zerklüftet, baumlos und spärlich mit 2—3 m hohem Grase bestanden — in seiner Schwärze und Dürre einen überaus finstern und öden Eindruck macht. Als ich den Wochenmarkt durchwanderte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß die lebhafteste Nachfrage nach bereits halb verwesten Ratten stattfand, die ein Lieblingsgericht der Bewohner bilden und den ganzen Marktplatz mit ihrem durchdringenden Geruche erfüllten. Mein kleiner Diener Billama teilte meinen Abscheu keineswegs, sondern verzehrte eine an Ort und Stelle geröstete Ratte vom stärksten Geruch mit dem größten Behagen.

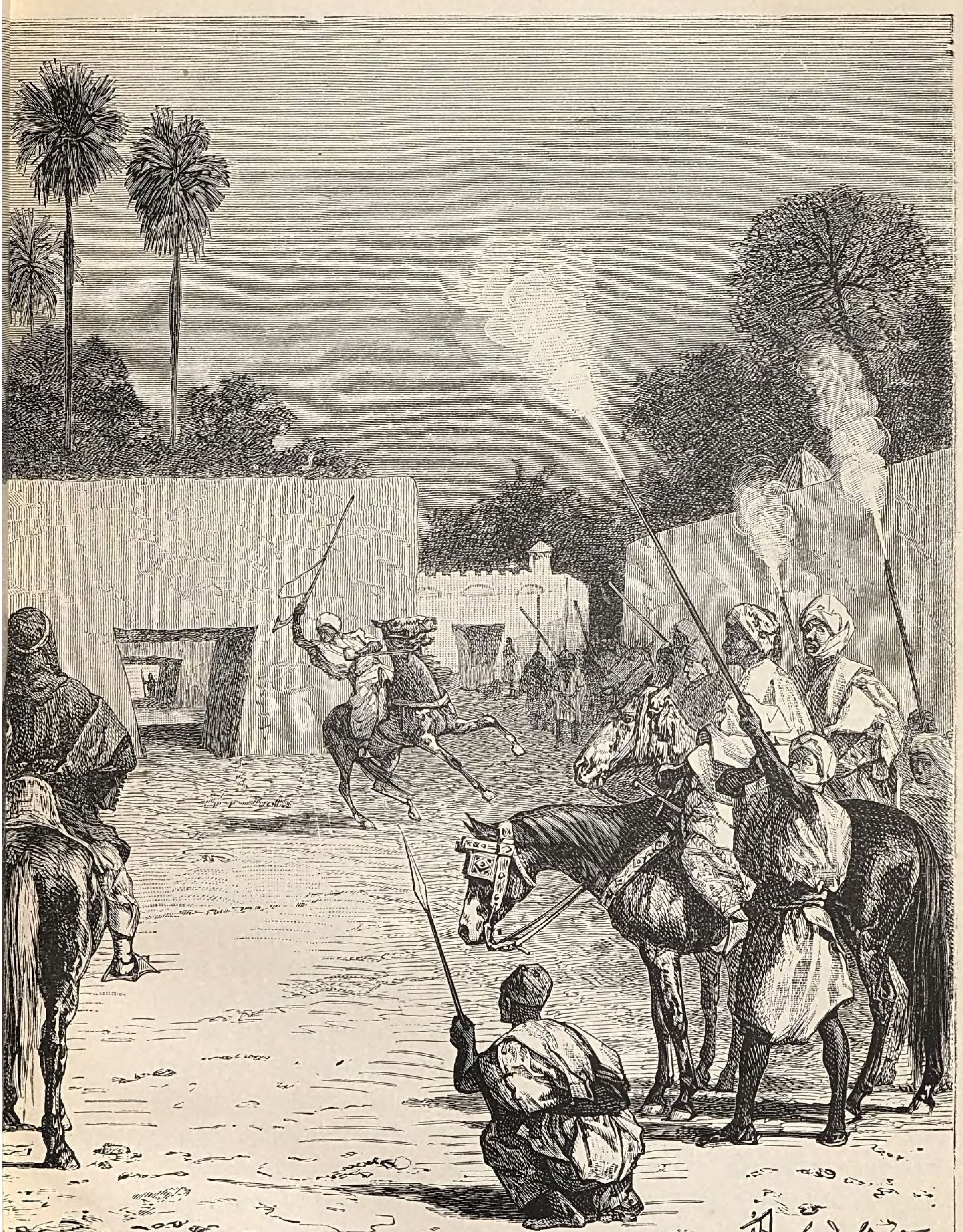
Am 11. März 1872 überschritt ich die Südostgrenze von Bornu und betrat das Gebiet von Logon. Nach der Mittagsruhe am 14. März putzte ich mich möglichst würdig heraus, legte die Perlhuhn-Tobe (das lange Sudanhemd, nach dem Muster so benannt) an, hing

*) = Yedina nach Barth.

meinen mottenzerfressenen Burnus um die Schultern, verhüllte Mund und Nase durch den Litam (Turbanstoff) und entzog dem Beschauer auch den Anblick meiner Augen durch eine große blaue Brille. In möglichst feierlichem Aufzug rückte ich mit meiner Karawane in die Stadt ein, von der mich der furchtsame König fern zu halten suchte. Einzeln mußten wir das schmale Thor passieren. Je näher wir dem Schloßplatz kamen, um so mehr wuchs die Menschenmenge, und auf dem Platze waren einige Hundert Reiter aufgestellt. Während ich mich dem Eingange zur Königswohnung gegenüber in würdiger Regungslosigkeit den forschenden Blicken der Menge und des ohne Zweifel irgendwo versteckten Königs aussetzte, organisierte mein Begleiter Almas die Reiterspiele, und Hammu trug Sorge, daß möglichst viel Pulver verknallt wurde. (Siehe die Abbildung Nr. 18.) Nach etwa einer Viertelstunde wurde ich in das mir bestimmte Quartier geleitet, das keineswegs so glänzend war, als dasjenige, welches Barth seiner Zeit als Gast des Vorgängers des Königs innegehabt hatte. Bald erschien ein Beamter und brachte 4 große Schüsseln Mehlbrei mit Fischsauce und Honig, 3 Hühner und etwas Stroh für die Pferde. Die Schüsseln bestanden aus schönem, schwarzgebeiztem Holze. Ebenso erschien am nächsten Morgen ein Frühstück, bei dem ein Gericht riesiger, mit Honig übergossener, runder Klöße aus dem Mehl der Batate die Hauptrolle spielte. Eine Audienz wurde zunächst aus Furcht vor meiner Mission und meinen Zauberkünsten verweigert. Ich besuchte trotzdem die Stadt. Die Bewohner Logons weichen wesentlich von den Bornuleuten ab, sind schwärzer, größer und stärker, aber auch plumper und mehr zur Fettbildung geneigt als jene, und von noch weniger ansprechenden Zügen. Die Männer rasieren das Kopfhaar und tragen sich barhäuptig mit Ausnahme der Gelehrten, Pilger und Greise; eine gewisse Schwerfälligkeit zeigte sich in allem, sowohl in der Bauart der Häuser, als in der Herstellung der Holzschüsseln, sowohl im Essen als im Sprechen, sowohl in der Arbeit als im Vergnügen. Ich begab mich auch an die Ostseite der Stadt, die dem Logonfluß zugekehrt ist, jenem großen linken Zufluß des Schari, der in den Tsad fällt. Auf dem grünen Ufer, das sich etwa 4 m über den Wasserspiegel erhebt, während das jenseitige ganz flach ist, saßen Marktleute, der Überfahrt harrend; zwischen den vor Anker liegenden Booten scherzten badende Kinder, und hochgeschürzte Frauen durchwateten, ihre Körbe auf dem Kopfe, in langer Reihe die Furt. Lange blieb ich versunken in den Anblick dieses schönen Bildes von Frieden und Regsamkeit: hier in langer Flucht die Stadtmauer, an einzelnen Punkten überragt von schlanken Deleb-Palmen, dort der etwa 500 Schritt breite, in der Abendsonne erglänzende Fluß,



Nr. 18. Nachtigals



Einzug in Logon.

und jenseits desselben die unbekannte Welt, die ich zu betreten hoffte. Am folgenden Tage erhielt ich eine Audienz. Ich hielt allen Abschreckungsversuchen des Königs, nach Bagirmi zu gehen, stand und schloß meine letzte Entgegnung mit den Worten: „So Gott will, werde ich deinen Fluß morgen überschreiten.“ Da war auch seine Geduld zu Ende, und er hieß mich gehen, wohin ich wollte, da ich seinen wohlgemeinten Rat nicht hören möge.

Am 17. März 1872 überschritten wir den Fluß von Logon. Durch Buschwald, Getreide-, Indigo- und Baumwollenfelder und über die sumpfigen Arme des Schari führte unser Weg vom Logonfluß nach Osten. Bei Bugoman erreichte ich den Schari, an dessen Ufern Wildschweine, Hyänen, Ameisenbären und Büffel besonders häufig waren. Ich war durch das Gerücht bereits angekündigt und wurde in den Augen der ihrem vertriebenen König treuen Leute zu einem Helden, der beabsichtigte, jenen in seine Hauptstadt Massenja zurückzuführen. Zum erstenmal trat mir hier eine vollständige Bagirmibevölkerung entgegen: durchschnittlich gefällige Gestalten, unter denen vorzüglich die Frauen mit ihren ebenmäßigen, schlanken Formen und ihren zierlichen Gesichtern sehr angenehme Erscheinungen bildeten. Trotz des allgemeinen Getreidemangels sandte mir der Ortsvorsteher Mehlbrei und schmackhafte, hechtähnliche Scharifische. Nachdem wir ein Stück stromaufwärts gezogen, setzten wir bei dem gastfreundlichen Städtchen Miskin über den Schari, der — obwohl er nicht angeschwollen war — doch eine ansehnliche Tiefe besaß. Alles Gepäck mußte auf den Schultern der Leute das steile Ufer hinab in die Fahrzeuge getragen werden, und der Transport der Tiere kostete viel Zeit und Mühe. Die Lastochsen und Pferde mußten schwimmen, wobei sie von den Bootsleuten an den Ohren festgehalten und mitgezerrt wurden, und versetzten durch ihre scheue Unruhe die Boote in die Gefahr des Umschlagens. Der von mir bezahlte Überfahrtspreis von 3 Baumwollenstreifen (= 50 Pfennigen), 20 Glasperlen und 12 Stopfnadeln galt trotz der vierstündigen Arbeit für einen Akt der Freigebigkeit. Wir zogen zunächst am Ostufer des Schari aufwärts, da der Sandboden desselben und das Freisein von giftigen Fliegen den Marsch erleichterte. In der grasreichen Niederung gewahrten wir zahlreiche Spuren des Elefanten, Nashorns und des Rhinozeros. Bald sollten wir in den Hütten die Plage der Ameisen und im Lager auf ebener Erde die der Termiten kennen lernen. Sie errichten 3—4 m hohe Bauten von großer Festigkeit. Türmchen, Spitzen und Pfeiler sind hier miteinander verschmolzen. Im Innern sieht man ein Labyrinth von Gängen und Höhlungen. Das Material der Wohnungen besteht aus roter und gelber Thonerde. Die Gegend

litt auch hier Mangel an Getreide, und unsere Nahrung beschränkte sich daher auf Fische und die herrlichen Früchte des Melonenbaumes, während die auf die sandigen Inselchen des Schari geflüchteten Bewohner Bagirmis auch ein erlegtes Krokodil nicht verschmähten. Bei Baingana setzte ich wieder auf das vor den Feinden Mohammedus sichrere westliche Ufer des Stromes über, südöstlich weiter ziehend. Der Weg führte zuweilen durch Buschwald, wo Dornen, Stacheln und starre Äste der Haut wie der Kleidung arg zusetzten. Mein kleiner kranker Billama saß hinter mir auf dem Pferde.

In Mofu hatte ich Gelegenheit, dem Begräbnis eines Kindes beizuwohnen. Das Grab war bis zu ungefährer Hüfthöhe vertieft, und der tote Körper wurde mit zum Oberkörper emporgezognen Knieen sitzend bestattet. Die lauten Äußerungen des Schmerzes erlitten während des ersten Tages keine Unterbrechung. Am folgenden Tage machte die Traurigkeit einer lauten Fröhlichkeit Platz. Südlich von Mofu setzte sich der lichte Wald fort; von Bäumen fielen mir besonders der Baumwollen- und Butterbaum auf. Der letztere trägt zitronenartige Früchte mit einem Kern von der Größe und Farbe der Roßkastanie. Der Kern liefert ein schon bei unbedeutender Temperaturerniedrigung fest werdendes Öl, das der aus Kuhmilch gewonnenen Butter sehr ähnlich und als vegetabilische Butter bekannt ist. Die Pferde jener Gegend waren von Ponygröße, weniger bemerkte ich Schwarze und Braune, als vielmehr Schecken, Schimmel und Füchse; sie weideten an langer Leine vor der sorgfältig gebauten Wohnung, deren Strohdach wasserdicht war. Auffällig war mir an diesen Tieren die narbenreiche Sattelgegend des Rückens. Die Einwohner bedienen sich nämlich keiner Sättel, sondern machen den Tieren, um am geronnenen Blute fest zu kleben, den Rücken wund. Ebensowenig gab es Zaum und Zügel, sondern nur eine Halfterleine zum Lenken der schnellen Tierchen. Rindvieh und Schafe waren selten und unansehnlich; nur die Ziegen sind häufig und von ausgezeichneter Fett- und Fleischentwicklung. Außer ihnen sind die Hunde ein sehr geschätztes Mast- und Schlachtvieh; es sind kleine, fette, ungemütliche Köter. Wir näherten uns dem Hauptort der Somraïlandschaft, Gubugu, aus einer Gruppe von Weilern und Gehöften bestehend. In feierlichem Galopp ritten wir vor die Wohnung des Statthalters. Er begnügte sich damit, uns unser Nachtquartier unter einem wilden Feigenbaum anweisen zu lassen, der einen zwischen den Dörfern gelegenen freien Platz beherrschte. Der Baum bedeckte mit seinem mächtigen Laubdache einen Raum, der wohl imstande war, unsre ganze Karawane — ungefähr 60 Mann mit ihrem Gepäck, 30 Pferde [und einige andre Lasttiere — zu bergen. Sein Stamm

hatte einen Umfang von etwa 10 m. Die Gewitterregen der Nacht machten diesen Aufenthalt nicht grade angenehm. Als wir am nächsten Tage von der Audienz in unser Lager zurückkehrten, entspann sich ein reger Tauschhandel in Cerealien seitens der Somraï-Frauen und -Mädchen, und in Glasperlen, Muscheln und Tabak unsrerseits. Junge Mädchen, die sich noch der ersten Jugendblüte erfreuten, trugen Gestalten von einem Ebenmaß zur Schau, das meine höchste Bewunderung erregte. Sie waren jungfräulich zurückhaltend und bezeugten die bekannte Thatsache, daß Züchtigkeit und Keuschheit nicht an Kleider gebunden sind. Der Statthalter sandte mir als Gegengeschenk eine Kuh nebst Ziege und der Großwürdenträger Busso einen Krug Durra-Bier, ein Gefäß mit weißem Erdhonig und ein Huhn, wofür er seltne Perlen wünschte, um sie an das Ende seines Zwickelbartes zu knüpfen.

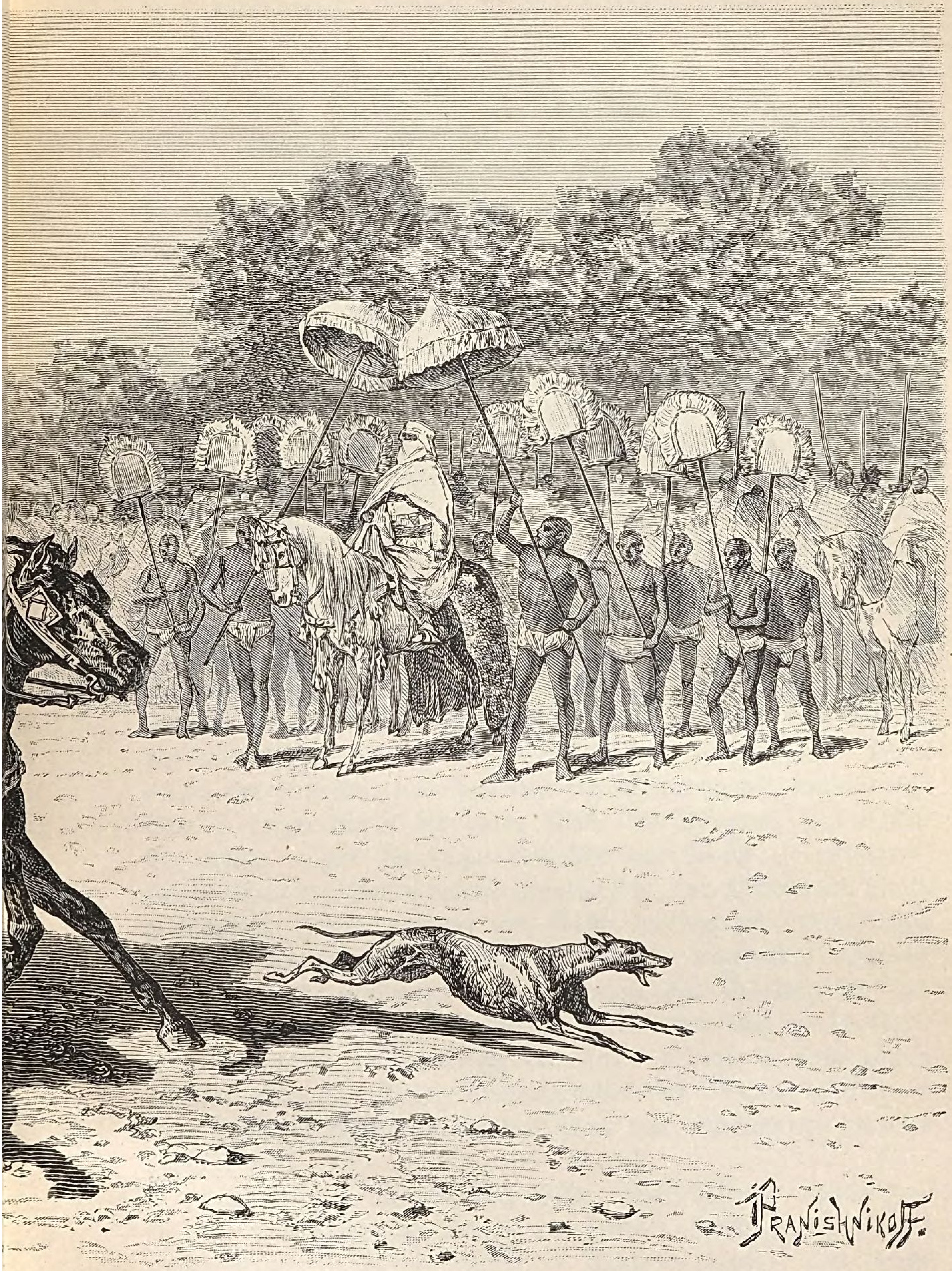
Wir brachen auf, um das nicht weit entfernte Lager König Mohammedus zu erreichen. Als wir uns einem Walde bei Broto näherten, am 4. April 1872, kamen uns Bagirmireiter in der buntesten Kostümierung, untermischt mit den Reitern der heidnischen Stämme, entgegen, die wie Dämonen auf ihren beweglichen, meist scheckigen Ponys hin und her fuhren. Die Fußgänger trugen Schilde aus Büffelfell oder Korbgeflecht. Es war ein wunderbar phantastisches Bild. Allmählich ordneten wir uns zum würdigen Einzug und erreichten das Lager, das aus vielen halbfertigen, unregelmäßig angelegten, unumzäumten Wohnungen bestand, deren Zentrum das Königszelt war. Vor demselben stellte ich mich auf, während meine Reiter die üblichen Spiele mit Pulvergeknall veranstalteten. Dann ritt ich mit möglichster Würde quer über den Platz bis zum Eingange der Königswohnung; dort saß eine dicht vermummte Gestalt, vor der sich die Träger der königlichen Straußenfeder-Insignien hielten, und der einige Sklaven mit Giraffenschwänzen Luft zufächelten. Das war Mohammedu, von dessen Zügen ich freilich nichts sehen konnte. Ich schwang grüßend mein Gewehr vor dieser formlosen Masse und ließ mich in das mir bestimmte Quartier führen. Bei der Audienz am folgenden Tage erregten meine leichten Hausschuhe und Strümpfe großen Anstoß, da vor dem Bagirmikönige sonst alles barfuß erscheint. Doch war mir erlaubt, von der Hofetikette insofern abzuweichen, als ich nicht den Oberkörper zu entblößen brauchte. Meine Rede, in der ich seinen kriegerisch-tapfern Sinn feierte und ihm Sieg wünschte, machte einen sehr guten Eindruck auf ihn wie auf die umher kauernden Höflinge. Auch meine Geschenke — Schießpulver, Flintenkugeln, Feuersteine, der goldgestickte Burnus, Turbanstoff — befriedigten ihn vollständig. Am folgenden Tage fand zur Feier eines von den Truppen des Königs errungenen Sieges eine

große Parade statt. Mit der allmählichen Ordnung der Scharen nach Stämmen und Abteilungen entfaltete sich ein buntes, lebendiges Bild. In der Mitte eines freien Platzes hielt der König, in meinen eignen, geborgten Burnus gehüllt, auf einem vortrefflichen Rappen; an jeder Seite trug ein Sklave mühsam auf einer langen Stange einen mächtigen Sonnenschirm von purpurroter Seide, und vor ihm hielten sich die 12 Träger der Straußenfeder-Insignien, dieselben taktmäßig schwingend. Auf diese Königstruppe zu sprengten von allen Seiten, zum Gruß die Waffen schwingend, die Würdenträger mit den von ihnen befehligten Kriegern und die heidnischen Häuptlinge mit ihrem Gefolge. Hier kam der Fatscha, der oberste Kriegsanführer, dem auch ich mit meinen Leuten mich angeschlossen hatte, gefolgt von etwa 30 Reitern und 80 Fußsoldaten. (Siehe die Abbildung Nr. 19.) Das gesamte Kriegsvolk mochte 1000—1500 Mann betragen. Merkwürdig war mir, zu erfahren, daß man von einem Bagirmikönig leibliche und geistige Unversehrtheit verlangt, und daß derselbe daher, um seine Brüder unfähig zu machen zur Herrschaft, dieselben auf einem Auge blenden läßt. Der Aufenthalt in dem heidnischen Distrikt von Broto blieb ohne Erfolg für den König, da seine Waffen keine Erfolge erzielten und die Ausplünderungen und Sklavenjagden das Mißtrauen der heidnischen Stämme nicht beseitigen konnten. Selbst in der nächsten Nähe von Broto, in dem Örtchen Kimre, hatten sich die Bewohner auf die sichre Höhe ihrer Baumwollenstämme zurückgezogen und hörten auf keine Lockworte der Bagirmileute.

Am 14. April wurde ein neuer Versuch gemacht, sie zu unterwerfen. Eine Stunde nach Mitternacht ertönte eine Posaune, alle Beutelustigen sammelten sich, nach etwa einer Stunde brachen wir auf. Mit Sonnenaufgang hatten wir den Wald von Kimre, die natürliche Festung der Verfolgten, vor uns. Aus dem Walde stiegen hier und da Rauchwolken auf, ein Signal für die Fernerwohnenden. Bald kamen wir in Sicht derer, die wir verfolgten, und die scheinbar mit großer Gemütsruhe dem Anrücken des grausamen Erbfeindes aus sichrer Höhe zuschauten. Über alle Bäume empor ragte der Baumwollenbaum, der dort ausschließlich zum Aufenthalt in den Zeiten der Gefahr gewählt wird. Seine Höhe, der kerzengerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Äste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders geeignet für jenen Zweck erscheinen. Die unterste Etage, als noch allzusehr im Bereiche der Angreifer, wird meist unbenutzt gelassen. In der nächst höheren werden möglichst wagrechte, benachbarte Äste



Nr. 19. Die Parade de



s Königs Mohammedu.

durch darübergelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides Strohgeflecht befestigt und darauf der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich aus einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräte, Wasserkrüge, Hausgerätschaften, Ziegen, Hunde und Hühner enthält. Oberhalb dieser Abteilung wird häufig am Stamme selbst aus starkem Geflecht von Stroh und Zweigen ein Korb nach Art eines Mastkorbes angebracht, der eine oder zwei Personen fassen kann. Die Bagirmi standen ratlos, mit Worten und Gebärden drohend, die Lanzen schwingend, doch ohne den Mut, einen Angriff zu wagen; denn die ersten Ersteiger des Baumes waren verloren. Die Bäume zu fällen, fehlten die Werkzeuge, und die gewöhnlichen Waffen reichten nicht bis zur Höhe der Belagerten. Der König verfügte zwar über eine Anzahl Flinten, doch keiner der Sklaven war imstande, anzulegen, zu zielen oder zu treffen. Schon begann ich über das Schicksal der Belagerten beruhigt zu werden, als zu meinem Schmerze zwei meiner eignen fanatischen Begleiter, für die der Kampf nur ein Jagdvergnügen war, von ihren Flinten Gebrauch machten. Meine Autorität war hier zu Ende. So wurde einer der Verteidiger auf einem Seitenaste von Almas Kugel getroffen, klammerte sich krampfhaft für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann — eine tote Masse — von der Höhe herab. Eine scheußliche Szene entspann sich. Die Unsrigen fielen über den Leichnam her, und im Nu war derselbe mit Handeisen zerhackt und zerfetzt. Ein andrer wurde nur verwundet und klammerte sich schweigend fest, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Da endlich wagten die feigen Verfolger den Baum zu erklimmen. Ziegen, Hühner, Hunde wurden herabgereicht, der Verwundete herabgeschleudert, Frauen, Kinder und Greise herabgezerrt. Kein Schrei kam über ihre Lippen. In verzweiflungsvoller Ergebenheit ließen sie sich mit Stricken aneinander binden, um mit dem Schmerze über den Tod der ihrigen und den Verlust der Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln. Der Erfolg des Tages bestand in einem halben Hundert Sklaven. Sogar Bundesgenossen des Königs wurden in dieser Weise überfallen, so daß das Lager bald ringsum von Feinden umgeben war.

Wir verlegten dasselbe nach Osten, beim Aufbruch umschwärmt von dem Kriegsgeheul der benachbarten Heiden. Kaum hatten wir das Lager verlassen, als die Hütten in Flammen standen. In Gundi hatten wir, ohne es zu ahnen, meine Hütte auf einem Termitenbau errichtet. Kaum hatte ich mir ein neues Lager geschaffen, als sich

unter Blitz und Donner ein sündflutlicher Regen über uns ergoß. Dieser sowie Hunger und Krankheit unter den Sklaven machten den Aufbruch des Königs nach Norden wünschenswert. Auch ich wurde von der Darmkrankheit und vom Fieber ergriffen. Meine Kräfte schwanden dahin, und bald hatte ich nur noch den einen Wunsch und die eine Hoffnung, möglichst bald abreisen zu können. Für mein Nachtlager hatte ich in meiner Hütte eine Sandbank aufgeführt, auf dieselbe Zweige gelegt und über diese meine Matten und Decken gebreitet; doch Holz und Matten faulten, Decken und Gewänder waren beständig wie mit Tau übergossen. Meine Windhündin hatte Junge geworfen, und die bald verhungernde besorgte Mutter trug mir, wenn der Regen den Boden der Hütte überschwemmte, die Kleinen auf meine Decken.

Am 30. Juli 1872 gestattete mir der König endlich den Aufbruch. Er gab mir ein Zirkularschreiben an die Bürgermeister der von mir berührten Städte mit, worin er sie aufforderte, mich und mein Gepäck und die mir unentbehrlichen Leute in einem Boote den Strom abwärts bis Bugoman zu führen und mich zu verpflegen. Unsre Karawane war, da meine Begleiter ihre Pferde gegen Sklaven vertauscht hatten, eine sehr zahlreiche und zählte Hunderte von Köpfen. Wie diese Unglücklichen die Strapazen der Reise auf grundlosen Wegen, mit ihrer Darmkrankheit noch immer behaftet und durch Hunger entkräftet, ertragen wollten, war mir ein Rätsel. Schon am ersten Tage hatten manche trotz der unbarmherzigsten Züchtigungen mit der Peitsche aus Flußpferdhaut zurückgelassen werden müssen, nicht etwa um sich zu erholen und in die Heimat zurückzukehren, sondern um mit durchschnittener Kehle unter den Händen der Peiniger zu sterben. Ich war starr vor Entsetzen. Derartigen Unmenschlichkeiten machtlos gegenüber zu stehen, ist wahrlich für einen Reisenden schwerer zu ertragen, als alle körperlichen Anstrengungen und Gefahren. Unser Weg führte anfangs oft unter strömendem Regen durch lehmige, überschwemmte, sumpfige Niederungen, die meinen halbverhungerten Klepper öfters zu Falle brachten, und die Lastochsen zitterten aus Furcht vor dem Sturze und den unausbleiblichen Schlägen. Sobald sie regungslos tief im Lehm steckten, mußte die Ladung aus dem Sumpfe hervorgezogen und auf den Schultern der Leute bis zu einer verhältnismäßig trockneren Stelle geschafft werden. Am 8. August 1872 erreichten wir den Schari. Hier begann die Bootsreise, während der größte Teil meiner Karawane am Stromufer hinzog. Freilich ging die Fahrt langsam, da fast an jeder Ortschaft Boote und Ruderer gewechselt werden

mußten. Am 22. August konnte ich von Bugoman aus die Landreise nach Bornu fortsetzen. Am 26. August erreichte ich Karnak Logon (am Logonfluß) in zerrissener Kleidung, von Krankheit und Entbehrung erschöpft, auf dem kleinen, ausgehungerten, unvollkommen gezäumten und gesattelten Klepper. Ich mußte denselben unterwegs durch ein anderes Pferd ersetzen, um Kuka erreichen zu können. Der Scheich empfing mich am 7. Sept. 1872 wie stets mit so rührender, wahrhaft väterlicher Güte, daß ich mich keiner Übertreibung schuldig machte, als ich ihm versicherte, es sei mir zu Mute, wie wenn ich in meine Heimat zu nahen Verwandten zurückgekehrt wäre.

7. Nach Wadai, Darfor und Chartum.

a) Von Kuka bis Abesche.

Vorläufig durfte ich nicht an die Möglichkeit denken, über Wadai und Darfor den Nil zu erreichen, teils weil ich erst die physischen Folgen der Bagirmi-Reise zu verwinden hatte, teils weil noch Monate vergehen mußten, ehe der Weg um den Tsad passierbar wurde, teils weil die 2000 Maria-Theresiathaler, welche die deutsche Regierung für mich angewiesen hatte, bei der Unsicherheit der Bornustraße nicht in meine Hände gelangen konnten und ich von Mitteln vollständig entblößt war. Erst in der Ruhe wurde ich mir meines heruntergekommenen Zustandes recht bewußt. Die Schmerzen in den Gelenken, Muskeln und Knochen, die ich den Sümpfen Bagirmis verdankte, beraubten mich des Schlafes, und tiefgehende, kleine Geschwüre üblen Aussehens, mit stark entzündeter Umgebung bedeckten meinen Körper. Dazu kamen die unvermeidlichen Malaria-Erkrankungen der Regenzeit, die ich bei dem äußerst geringen Vorrat an Chinin, der mir noch blieb, nur sehr zaghaft behandeln konnte. So blieb ich von Schmerzen gepeinigt, kraftlos, tief verstimmt, voll Sehnsucht nach der Heimat, länger als einen Monat unfähig zu nutzbringender Beschäftigung und zur Betreibung meiner Weiterreise.

Am 10. Januar 1873 erschien zu meiner Freude ein Bote des Königs Ali von Wadai, Briefe seines Herrn und des Abgesandten Scheich Omars überbringend, welch letzterer demnächst aus Wadai zurückerwartet wurde. Sein Hauptauftrag war, auf dem wohlversehenen Markte von Kuka Produkte des Westens zu kaufen. Die überbrachten Briefe waren günstigen Inhalts, und der Scheich versprach mir sofort, mich mit diesem Manne reisen zu lassen. Zwar war dieser nicht ganz ohne Sorgen über die Verantwortlichkeit, welche er dem Scheich Omar

gegenüber übernahm, mich sicher bis in die Hauptstadt des Königs von Wadai zu geleiten, und welche er andrerseits diesem gegenüber hatte, indem er einen Christen in sein Land führte. Mein Versprechen, daß ich das Land nicht „aufschreiben“ wolle, beruhigte ihn einigermaßen. Er betonte jedoch die absolute Notwendigkeit, in Abesche (Hauptstadt von Wadai) keinen Versuch zu machen, im Lande umherzureisen. Um die Ausrüstung zu ermöglichen, blieb mir nur noch die Hilfe, auf die kein Reisender in Bornu jemals vergeblich gerechnet hatte, die Güte des Scheich Omar.

In der 2. Hälfte des Februar war endlich auch der Abgesandte des letzteren aus Wadai mit günstigen Nachrichten zurückgekehrt, und nun rückte der Tag der Abreise heran. Die Schreiben des Scheich Omar an den König von Wadai, an den König von Darfor und an den deutschen Kaiser hatte ich bereits vor einiger Zeit empfangen, und am 1. März hatte ich die letzte Zusammenkunft mit diesem edlen Fürsten. Der Weg von Kuka nach Abesche mag etwa 1000 km betragen und wird von Karawanen gewöhnlich in 28—34 Tagen zurückgelegt. In Gulfeï am Schari, welches wir (das West- und Süd-ufer des Tsad umgehend) am 8. März erreichten, endigte das erste Viertel unsers Weges, welches in das Gebiet von Bornu fällt, und wir mußten uns für das folgende Viertel, welches vom Schari bis zum Fitrisee reicht und sehr spärlich bewohnt ist, mit Getreide versehen, dessen ich für meine 3 Pferde (2 waren zu Geschenken bestimmt) immerhin ziemlich viel bedurfte.

Der Schari, der 3—5 m hohe Ufer und fast die Breite des Rheins bei Köln hatte, desgleichen mehrere seiner mit Schilf durchwachsenen Arme wurden durchschritten, und am 16. März erreichten wir endlich den von mir so lebhaft ersehnten Bahr-el-Ghazal, dessen Anblick mich leider sehr enttäuschte. Obgleich er ja in dieser Gegend, also nahe seinem Ausflusse aus dem Tsad, seit der ersten Regenzeit voll Wasser war, so gab dies doch durchaus keinen sicheren Aufschluß über die Richtung des rätselhaften Flußthales, das nur eine dicht mit Bäumen durchwachsene Mulde darstellte, deren Richtung das Auge nicht zu verfolgen vermochte, ja bei der Ufer nirgends sichtbar wurden. Erst nach 2 Stunden östlicher Wegrichtung erreichten wir ihn und folgten ihm in der dichten Uferwaldung, welche voll von Büffel- und Giraffenherden war. Je weiter wir in Ostnordostrichtung vordrangen, um so kahler wurde die Gegend, so daß sich der Bahr-el-Ghazal und seine Ausflüsse oder Hinterwasser durch ihren Baum- oder Schilfrohrwuchs um so mehr hervorhoben.

Wir näherten uns der Bodenerhebung, welche die Wasserscheide zwischen dem Fitri und dem Schari bildet, und erreichten am 21. März mit Beginn des Vormittags das erste Fitridorf von etwa 100 Hütten und bald darauf Karfa, welches ansehnlicher war und an einem Teiche lag, an dessen Ufer wir große Stechfliegen in ungeheurer Zahl fanden. Neben dem reichen Bestand von Dumpalmen, welche das ganze Fitrigebiet kennzeichnen, wurde hier leider auch das große Unkraut der Gegend von Kuka, der Oschar (Calotropis procera) wieder sehr häufig. Der Fitri-See hat einen etwa 2 Tagereisen erfordernden Umfang und eine ovale Gestalt. Das Wasser soll an vielen Stellen so tief sein, daß es mit Ruderstangen nicht zu ergründen ist. Der See schwillt alljährlich zur Regenzeit an und überschwemmt dann alles umliegende Land, den Verkehr bei dem vorwiegend lehmigen Boden außerordentlich erschwerend. Zu dieser Zeit ziehen sich die Araber, welche zeitweise am Fitri weiden, von dem See zurück in die Sandgegenden. Die große Stechfliege wird in dieser Periode besonders häufig; doch wird auch hier eine andere kleinere, von rötlicher oder bräunlich grauer Farbe als viel gefährlicher angesehen, da sie den Tieren in die Nasenlöcher kriecht und sie sicher töten soll, während die größere nur eine ungemein lästige Plage bildet. Wir mußten Tag und Nacht große Feuer mit feuchtem Brennmaterial unterhalten, in deren Rauch die Tiere Ruhe fanden. Das nicht sehr zahlreiche Rindvieh der Fitrileute wird bei Nacht geweidet, und, wenn es bei Tage hinaus muß, in strohgeflochtne Decken gehüllt, und ebenso geschieht es mit den Kamelen. Die dem See zunächstliegende Zone ist aus demselben Grunde ganz von Wild entblößt; Antilopen, Büffel, Giraffen ziehen sich von dem See in die Sandgegenden nach Norden zurück; nur der Löwe, welcher das Wasser und den Schatten nicht entbehren kann, bleibt und wird bei dem Mangel an Nahrung dort dem Menschen sehr gefährlich. Ja man sagt, am Fitri lebe er nur von Menschenfleisch. Der See ist reich an Flußpferden und Krokodilen. Während des ganzen Tages war ich in Bukko von Besuchern belagert, welche sich durchgängig höchst bescheiden, anspruchslos und höflich betrugen. Ein Bogen Papier stellte als Geschenk mehr als zufrieden, und der wißbegierige Sohn des Königs erwies sich ebenso dankbar für die Unterweisung, welche ich ihm zum Verständnis der Uhr, des Kompaß u. dergl. erteilte, als für ein Stückchen Bleistift, das nur einen Zoll lang war. Im Fitrigebiet sind als Tauschmittel Papier, roter Sudanpfeffer, Salz, Kaurimuscheln und Perlen gesucht; auch kamen Zwiebeln und Knoblauch zur Geltung. So konnte ich durch Zwiebeln zuweilen erhalten, was durch keinen der

übrigen Gegenstände zu kaufen war, und durch gewöhnliche Nadeln habe ich mehrmals Holz, Hühner, sogar etwas Milch kaufen können.

In Nordostrichtung drangen wir weiter vor durch Steppengebiet, das durch Löwen und Rhinozerosse ebensowohl als durch Diebe unsicher gemacht wurde; wir waren also gezwungen, dicht beieinander zu lagern und den Platz mit einem Dornenverhau zu umgeben. Von einem Dorfe, das nur 4 Tagemärsche von Abesche entfernt lag, schickte mein Geleitsmann Otman einen reitenden Boten nach der Hauptstadt, um dem König meine Ankunft anzuzeigen und ihm zu sagen, daß er nur auf Grund eines Befehls des Scheich Omar gewagt habe, mich nach Wadai zu führen. Am 4. Tage nach langem, langem Warten erschien endlich ein Genosse Otmans, der mit einer durchaus freundlichen Botschaft von seiten seines Herrn betraut war. Freilich zerstörte er den günstigen Eindruck, den er durch Überbringung des königlichen Aman (das Versprechen freien Geleites) bei mir gemacht hatte, wieder durch den Auftrag, meine Pferde und Feuerwaffen nach der Hauptstadt zu bringen. Nach längerem Parlamentieren trennte ich mich von meinen Pferden, die Waffen jedoch behielt ich zurück, die Sitte meiner Heimat vorschützend, der zufolge sich kein Mann von seinen Waffen trenne.

b) In Abesche, der Hauptstadt Wadais.

Schon seit einigen Tagen hatten wir häufig Wolkenbildungen beobachtet; am Abend unsers Einzugs sammelten sich ansehnliche Gewitterwolken im Osten. Diese entluden sich unter heftigem Winde ausgiebig über uns und verfehlten nicht, meinen ohnehin nicht ganz heitern Gemütszustand aufs nachteiligste zu beeinflussen. Die grausige Nacht in dieser felsigen und waldigen Gegend erschien mir wie ein böses Omen, und als wir gegen Mitternacht nach rastlosem Marsche über tief in den felsigen Boden gewühlte Rinnen die Residenz des gefürchteten Herrschers erreichten und still zwischen den finstern, niedrigen Häusern, die von der düsteren Masse der kastellartigen Königswohnung überragt wurden, dahinzogen, hatte ich das Gefühl, unrettbar meinem Untergange entgegenzugehen.

Am Nachmittag des folgenden Tages wurde ich zum König berufen, bei welcher Gelegenheit derselbe die Reiterpistolen und das Fernrohr, das ich Otman als dem Könige bestimmte Geschenke bezeichnet hatte, sofort mit verlangte. Wir betraten die Königswohnung auf dem sogen. „Wege der Frauen", den nur Vertraute und Besuchende benutzen. Schon auf dem Platze vor dem Königshause entfernten meine Begleiter ihr Gewand von der rechten Schulter, jedoch ohne von mir

zu verlangen, daß ich das Gleiche thun sollte. Vor der äußersten Thür befindet sich die Wohnung des Groß-Eunuchen, der den höchsten Rang im Lande besitzt. Durch einen länglichen Hof oder vielmehr einen breiten Gang und eine zweite Thür schreitend, betraten wir einen andern Hof, auf dessen linker Seite zwei Gebäude aus rotem Backstein sich befanden. Das eine derselben ragt, wie schon früher erwähnt, erheblich über die übrigen Häuser der Stadt empor, obwohl es selbst nicht gerade von bedeutender Höhe ist. Auf dem Hofe befanden sich noch verschiedene Schattendächer, unter deren Schutze Eunuchen und Diener des Königs saßen. Am Ende dieses Hofes, hinter der eigentlichen Königswohnung, betraten wir einen kleinen Wartehof, und von hier führte eine mit Stoffen aus zusammengenähten, sehr groben Baumwollenstreifen verhängte Thür in den Empfangshof des Königs.

Ich hockte im Wartehofe, mich an eine Wand lehnend, nieder, bis meine Anwesenheit dem König gemeldet wurde. Niemand von den Dienern erwiderte meinen Gruß; alles rückte von der Wand, wo ich mich niedergelassen, scheu fort. Ich hatte nicht lange zu warten, sondern wurde alsbald von einem der Diener, welcher, niederknieend und leise in die flachen Hände schlagend, mich mit den Worten „der König, unser Herr, ruft dich," anredete, zum Eintreten aufgefordert. Ich kroch durch den Stoffvorhang und kam durch einen kurzen, breiten Gang auf eine zweite Thür, welche in derselben Weise verhängt war. Auch unter diesem Vorhang hindurch kriechend, kam ich in einen ziemlich großen, quadratischen Hof; genau in der Mitte desselben befand sich ein weites Schattendach, unter welchem große Krüge mit dem Wasservorrat aufgestellt waren. Zwischen diesem Schattendach und den den Hof begrenzenden Gebäuden saß auf einer mit Teppichen belegten Matte der gefürchtete Herrscher von Wadai in einem einfachen Baumwollenhemde, ebensolchen Beinkeidern und einem kleinen Tarbusch auf dem Kopfe, ohne von Höflingen und Großwürdenträgern umgeben zu sein.

Am Eingange in den Hof hockte ich nieder, klopfte leise in die flachen Hände und wünschte dem König der Sitte gemäß langes Leben, Sieg und Gesundheit. Sein Anblick und noch mehr seine ersten Worte gaben mir meine ganze Sicherheit wieder. Er dankte einfach für meine Glückwünsche, forderte mich auf, mich dicht bei ihm niederzusetzen, fragte nach dem Wege, nach den Strapazen desselben, ob es wahr sei, daß ich bei seinem Feinde, dem König von Bagirmi, gewesen sei und unterließ nicht, sofort hinzuzufügen, bei ihm und unter seiner Herrschaft würde ich die vollständigste Sicherheit genießen; ja er fügte hinzu, ich könne, wenn ich wolle, sein ganzes Land „beschreiben"; wünsche ich, nach Norden oder Osten zu reisen, oder im Innern seines Landes Ausflüge

zu machen, so würde er mich ohne Gefahr überallhin bringen lassen. Dann fragte er mich einfach und verständig, wenn auch durchaus kenntnislos, nach der Türkei und den übrigen europäischen Ländern, nach meiner Heimat, sprach von meinem Berufe, von seiner Krankheit u. s. w. Alle seine Fragen waren höchst verständig, und seine eignen Antworten wurden mit großer Besonnenheit, Ruhe und Höflichkeit gegeben. Ich hatte in jenen Ländern noch keine Person, noch weniger einen Sultan kennen gelernt, der mir einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewußten Eindruck gemacht hätte, als der gefürchtete König von Wadai. Alle, die in die Nähe des Königs kamen — er hörte während meines langen Besuchs Berichte und gab Befehle, fast immer in arabischer Sprache — rutschten auf den Knieen, die rechte Schulter entblößt, je nach ihrer Würde auf verschiedene Entfernungen an ihn heran, ohne jemals ihre Augen zum König zu erheben. Gegen abend verabschiedete mich König Ali, mir nochmals die vollständigste Sicherheit versprechend, doch mich bedeutend, meine Wohnung nicht zu verlassen, bis ich mit den Einwohnern und Zuständen bekannter geworden sei, da er Ausschreitungen von seiten seiner etwas rohen Unterthanen befürchte.

Besonders gegen abend wimmelte die Stadt von trunknem, niederm Volke, das selbst durch die grenzenlose Furcht, welche alle Welt vor dem König hatte, nur in beschränktem Maße von seiner Lieblingsbeschäftigung, blutigen Raufereien, abgehalten werden konnte. Es verging noch jetzt, wie mir die arabischen Freunde erzählten, keine Woche, in der nicht mehrere Morde, Totschläge oder erhebliche Verletzungen vorkamen, zu denen die Zanksucht Trunkener oder der Jähzorn Eifersüchtiger Veranlassung gab. Das Messer, oder eine etwa 1 m lange, am untern Ende mit Eisenringen versehene Holzkeule waren immer gleich zur Hand, und das Wort „Kafir“ (Ungläubiger) war ausreichend, um jene in Thätigkeit zu setzen. König Ali hatte seit dem Antritt seiner Regierung (1858) unendlich viel gethan, die Roheit und den Fremdenhaß zu tilgen. Durch äußerste Strenge war es ihm gelungen, den wilden Sinn der Eingebornen in etwas zu bändigen. Die fremden Kaufleute (vom Nil und aus Benghasi) erfreuten sich seines besondern Schutzes. Unter König Alis Regierung konnte es nicht vorkommen, daß ein fremder Kaufmann unbezahlt blieb. Er wandte sich an den König, und dieser nahm keinen Anstand, war z. B. der säumige Schuldner ein hochstehender Beamter, demselben einfach zu erklären: „Wenn du nicht bis zu dem und dem Tage deinen Gläubiger befriedigt hast, so gehst du anstatt Bezahlung als sein Sklave mit ihm.“ Auch bei Übersendung eines Geschenkes an mich konnte ich das strenge Regiment konstatieren, das der Fürst über seine Unterthanen führte; der

die gastliche Gabe überbringende Eunuch weigerte sich standhaft, das ihm dargebotne Trinkgeld anzunehmen, nicht etwa weil es ihm zu gering erschien, sondern weil sein Gebieter es verboten hatte. Welch ein Unterschied zwischen den Beamten König Alis und denjenigen des Scheich Omar!

Am 6. Juni fand die Beschneidung zweier Prinzen statt. Diese Operation wird gewöhnlich vorgenommen, wenn die Knaben 8—12 Jahr alt sind. Hat der Knabe bei der Prozedur sich gut betragen — es gilt für eine große Schande, Zeichen des Schmerzes zu äußern —, so schenkt ihm wohl der Vater oder ein erwachsener Bruder ein Rind oder Schaf, oder ein Onkel verspricht ihm seine Tochter zur Frau. Vom Augenblick der Beschneidung an trägt der Knabe Sandalen, die er vorher nicht kannte. Schon wochenlang vor der Zeremonie fertigt sich der Knabe mit großer Geschicklichkeit eine Peitsche an, welche eine originelle Bestimmung hat. Die Mädchen der Familie des beschnittenen Knaben, namentlich Schwestern und Kousinen, geben demselben einen großen Teil ihrer Schmucksachen, welche sie demnächst durch einige Metzen Getreide wieder einlösen müssen. Auch von fremden Mädchen, die ihm in den Wurf kommen, hat der Knabe das Recht, dasselbe zu verlangen. Wehren sie sich, so schwingt der Tyrann gegen die Widerspenstigen die Peitsche und prügelt sie, so gut er kann. Die Sitte erlaubt ihm ferner, mit seinem Wurfholz alle Hühner, welche ihm in den Weg kommen, zu erlegen, den Nomaden, welche Milch zu Markte bringen, dieselbe fortzunehmen und durchreisenden Kaufleuten die Waren so lange mit Beschlag zu belegen, bis sie dieselben durch ein Geschenk ausgelöst haben.

Der Tod des Sultans von Darfor und die unter den Erben ausgebrochnen Thronstreitigkeiten schoben meine Abreise auf unbestimmte Zeit hinaus, und ich begann von neuem den Plan zu überlegen, in die Heidenländer Wadais nach Süden vorzudringen, den ich vom 17. August bis 1. Oktober im Gefolge des Fürsten von Runga (Landschaft im südlichen Wadai) ausführte.

c) Ausflug in die Heidenländer Wadais.

Das schwierigste Stück des Marsches war der Durchgang durch die mit dem Namen „Sunta“ bezeichneten waldigen Sümpfe. Am Mittag des 6. September betraten wir den gefürchteten Morast; er stellt eine Art Sumpf des Flusses Salamat (indirekter Zufluß des Schari) dar, der hier Bahr Korte heißt und in der trocknen Jahreszeit leicht zu passieren ist. Jetzt war alles Wasserfläche oder grundloser Brei. Von bestimmten Wegen fand sich keine Spur, und wir

mußten völlig auf die Kenntnis meines Kursi Tom (der begleitende königliche Bote) trauen. Bis über die Knie beständig durch den Brei stampfend — denn der Stier, auf dem ich ritt, seit mein Esel tragunfähig geworden, hatte mit sich genug zu thun — strebten wir vorwärts, und als wir nach einigen Stunden hofften, das Ende der Sunta erreicht zu haben, stellte sich heraus, daß wir den Weg verloren hatten. Unzähligemale schon waren die Tiere gestürzt und ihr Gepäck in das Wasser oder den Morast geschleudert worden. Jetzt saßen wir, die Tiere bis an den Bauch, wir selbst bis zur Hälfte des Oberschenkels, im Sumpfe fest. Der Kursi verließ uns, um den Weg zu ermitteln. Um das Unangenehme unsrer Lage noch zu erhöhen, zogen dichte Gewitterwolken herauf. So standen wir, auf Tom wartend, mehrere Stunden unter bald losbrechendem strömenden Regen, eine höchst unerquickliche Situation. Endlich schwächte sich der Regen insoweit ab, daß er uns erlaubte, unsre nächste Umgebung zu sehen. Tom kam zurück mit der Behauptung, den Weg gefunden zu haben, und wir versuchten, denselben querfeldein zu erreichen. Doch kein halbes Dutzend Schritte war gemacht, so guckten die Tiere nur noch mit dem Kopfe aus der Wasserfläche heraus, und von unsern Sachen war keine Spur auf der Oberfläche derselben sichtbar. Zwei, drei vergebliche Versuche wurden gemacht, das Gepäck herauszufischen und die Tiere wieder anzutreiben. Endlich mußten wir uns entschließen, die Tiere allein herauszubringen und das Gepäck auf unsern Köpfen und Schultern langsam auf den verhältnismäßig trocknen Weg vor uns zu schaffen. Es war ein schrecklicher Kampf mit dem unergründlichen Brei, den tiefen Gruben in demselben und dem noch immer niederrieselnden Regen. Nach einigen Stunden furchtbarer Anstrengung waren wir auf dem rechten Wege, und wenn wir auch durch den Regen verhindert waren, denselben weiter zu verfolgen, so hatten wir doch immerhin einen Baum gefunden, dessen nächste Umgebung hoch genug über dem Wasser zu liegen schien, um ein sicheres Nachtquartier zu versprechen. Durchgeweicht bis auf die Haut, von Schmutz bedeckt, die Sachen in demselben Zustande, die Tiere zitternd vor Furcht und Ermattung und der Regen unaufhörlich herunterrieselnd: es war eine schreckliche Nacht, an die ich mein ganzes Leben zurückdenken werde. Von irgend welcher Mahlzeit konnte nicht die Rede sein; das Holz wollte nicht brennen; und um die Qualen noch zu vervollständigen, überfielen uns Schwärme von Moskitos, die mit der diesen Tieren eignen Energie uns auch nicht eine Minute Schlaf vergönnten.

Am Morgen lagen unsre Beine im Wasser, unsre Oberkörper waren nahe dem Baume verhältnismäßig trocken geblieben. Wohin

man auch blickte, sah man nur Nässe, Kälte, Hunger und Verzweiflung. Ein furchtbarer Fieberanfall war für mich die nächste Folge. Endlich ließ der Regen nach und die Sonne brach mit ihren hoffnungserweckenden Strahlen durch. Wir machten Gerüste, um unsre Sachen zu notdürftiger Trocknung auszubreiten und versuchten am Nachmittag den Aufbruch, damit wir wenigstens die folgende Nacht außerhalb der Sunta zubringen konnten. Schon nach einer halben Stunde traten wir aus dem Walddickicht des Sumpfes hervor und erblickten den ersehnten Fluß, der hier Bahr Korte und erst später Bahr-es-Salamat genannt wird. Derselbe war jetzt etwa 300 Schritt breit mit ansehnlicher Strömung. Die Ufer desselben waren ungefähr in Breite eines Kilometers mit hohem Schilf besetzt, und erst jenseit dieses Uferrandes folgte dichter Wald. Im Schilf hausen das Flußpferd, das Rhinozeros, der Büffel und hier und da die Hyäne, im Walde Giraffen, Antilopen, Löwen und Elefanten. Leider verließ mich von jetzt ab das Fieber nicht mehr, und es war nur die Hoffnung, Wangari demnächst zu erreichen, die mich aufrecht erhielt.

Wir arbeiteten uns durch die zahlreichen Sümpfe, welche den Fluß begleiten, und durch das hohe Schilf, das jede Übersicht über die Gegend unmöglich machte, und oft keine Spur des Weges finden ließ. Leicht verirrt man sich bei Versuchen, den Weg durch das Schilfdickicht zu finden, auf die Pfade der Flußpferde, dieselben für Wegspuren von Menschen haltend, und ist dann sicher, nach halbstündiger oder längerer Anstrengung plötzlich vor dem Lieblingsaufenthalte dieser Tiere, einer von Wasser bedeckten Sumpffläche, zu stehen. Nach vierstündiger mühevoller Wanderung (am 8. September) versperrte uns ein bedeutendes Hinterwasser des Flusses den Weg. Besinnungslos sank ich von meinem Ochsen und blieb in diesem Zustande bis zum späten Abend. Es war ein glücklicher Umstand, daß die folgende Nacht gewitterlos blieb und wir nur den gewöhnlichen Kampf mit den Mücken zu bestehen hatten. Im Dorfe Dumbuane verbrachte ich die Zeit der höchsten Fieberhitze, wenigstens unbelästigt von den Leuten, dagegen empfing ich den Besuch eines Boten des Königs Ali. Er brachte mir die Nachricht, daß der Abgesandte des Königs von Darfor angekommen sei und demnächst wieder abreisen werde. Dieser Umstand, mein Fieber, bei dem ich ohne Chininbesitz keine Heilung erwarten konnte, und die Erzählungen meines Gastfreundes von den Schwierigkeiten, welche ein weiteres Vordringen nach Süden bot, ließen mich den Entschluß fassen, nach Abesche zurückzukehren.

Während meines zweiten Aufenthaltes in der Hauptstadt brachte ich trotz Abratens meiner Freunde beim Besuche des Königs die Rede

auf die Ermordung Dr. Vogels, an welcher der edelsinnige Fürst, der damals ein Jüngling und von Abesche abwesend war, nicht den geringsten Anteil hatte. Die Unthat seines Vaters, des Tyrannen Scherif, war ihm peinlich, und er wünschte, den Schleier der Vergessenheit über jene Angelegenheit nicht zu lüften, versprach mir jedoch, etwa noch vorhandene Papiere des Ermordeten zu übergeben, was aber nicht geschah. Die allen Fremden so feindlichen Leute von Wadai hatten den Argwohn des Königs gegen die Spione der Türken benutzt, um sein Mißtrauen auf den blondhaarigen und blauäugigen Dr. Vogel zu richten. Eduard Vogel ging eines Tages, begleitet von Leuten des Aqid Dscherma, in die Umgegend der Stadt, und bei einigen in nächster Nähe gelegnen Granitfelsen, die man mir gezeigt hat, wurde er mit den eisenbeschlagnen Knütteln oder Keulen, wie sie die Wadaileute tragen, erschlagen. Er war nur 13 Tage in Abesche gewesen. Zwar war er vom König Scherif nicht unfreundlich aufgenommen worden, er benahm sich indessen so unklug, trug dem Argwohn und der Beschränktheit der Eingebornen so wenig Rechnung, daß diesem Umstande sein Untergang zuzuschreiben ist. Mit der ihm eignen Rastlosigkeit war der Reisende den ganzen Tag außerhalb seiner Behausung beschäftigt, die Umgegend zu Pferd und zu Fuß zu durchstreifen, zu schreiben und zu zeichnen und auf diese Weise den Argwohn der rohen Leute, die ein solches Beginnen zu verstehen nicht imstande waren, auf das bedenklichste herauszufordern. Eine große Karawane aus Tripolis brachte mir zwar keine direkten Nachrichten aus Europa, wohl aber im Auftrage des deutsch-österreichischen Konsuls 350 Thaler, die ich aber nur zur Hälfte ausgezahlt erhielt, während ich die andre Hälfte in Waren annehmen mußte.

d) Regierung und Volksleben in Wadai.

Die Bevölkerung Wadais ist aus mannigfachen Elementen bunt zusammengesetzt. Den Kern bilden die einheimischen freien Stämme, welche im Zentrum des Landes vereinigt sind. Zu ihnen kommen die eingewanderten afrikanischen Stämme, dann die zahlreichen arabischen Elemente (Kamelhirten im N., Rinderhirten im S.) und endlich die Heidenstämme im S. und die Teda-Abteilungen im N. (Teda-Tubu). Die eingebornen schwarzen Stämme sind fast alle durch eine gemeinsame Sprache vereinigt (Bora Mabang genannt) und unterscheiden sich in ihrer physischen und moralischen Natur nur wenig voneinander.

Thronerbe ist immer der älteste Sohn des Königs aus vollberechtigter Ehe oder der nächste männliche Verwandte des verstorbenen

Sultans. Der Sultan darf keine Frau aus einem unterjochten Stamm zur Mutter haben. Er muß ferner im Vollbesitze seiner Sinnesorgane sein und darf keinerlei körperliches, in die Augen fallendes Gebrechen haben. Es ist nicht unumgänglich notwendig, daß er schriftkundig sei, obgleich solche Gelehrsamkeit unstreitig sein Ansehen erhöht. Niemals aber darf ein Sultan seine Anordnungen widerrufen, selbst dann nicht, wenn er einen begangnen Irrtum einsieht. Die Beobachtung einer rein äußerlichen Religiösität, vornehmlich die Verrichtung der 5 täglichen Gebete und das 30 tägige Fasten im Monat Ramadan ist unerläßlich für denselben; er ist stets weiß gekleidet und trägt, wenn er ausgeht, den Säbel oder einen Karabiner in der Hand. Niemand weiß, in welchem Bett er schläft, es sind stets mehrere in verschiedenen Gemächern für ihn bereit. Er muß seine Mahlzeiten allein einnehmen und sich auf Gerichte von Weizen und Reis, mit Vermeidung der sonst üblichen Speise aus Negerhirse, beschränken; der Merissa (Bier) muß er entsagen. Der Sultan erscheint öffentlich nur am Freitag, wo er die Moschee besucht und Gericht hält, sonst setzt er sich den Blicken der Unterthanen nicht aus. Selbst das Wasser, welches ihm zum Getränk bestimmt ist, wird in Krügen herbeigebracht, die ganz in Stoffe genäht sind, damit kein unberechtigter Blick sie treffe, wie denn auch der betreffende Brunnen mit Zeug verhängt ist. Die Frauen und Mädchen, welche die Krüge tragen, werden von 3 Eunuchen begleitet, und wehe denen, welche dem Zuge begegnen und nicht sofort niederhocken und mit abgewendetem Gesicht verharren, bis er vorüber ist. Sie würden erbarmungslos durchgepeitscht werden. Die Brüder des Sultans werden, falls sie von edlen Wadai-Frauen abstammen und dadurch eventuell thronberechtigt sind, nach der barbarischen Sitte des Landes meist geblendet oder getötet, und zwar wird die Operation des Blendens durch das Oberhaupt der Schmiede vollzogen, der mit einem Glüheisen über die Augen hinwegfährt.

Das tägliche Leben des Sultans beginnt mit dem Frühgebete, zu dem sich der Imam (Moschee-Vorsteher) einfindet, worauf sich der Herrscher in seine Privatgemächer zurückzieht. Vor den durch seidne oder wollne Vorhänge abgeschlossenen Zugängen halten sich die Pagen (Tuweïrat) auf, die zu Aufträgen des Sultans verwendet werden. Nach und nach finden sich alle hoffähigen Personen zum Morgengruße ein. Dieser wird entweder durch einen Pagen dem Sultan übermittelt und von ihm in gleicher Weise erwidert, oder er gestattet den Hofbeamten, ihren Gruß persönlich anzubringen. Nach dem Frühgebete wird der Kaffee, dann das warme Frühmahl (Aïsch-Mais mit Sauce und Fleisch) durch dazu bestimmte Beamte gebracht, welche stets sofort

das Gemach zu verlassen haben, entsprechend dem Gebote: „Der Sultan muß allein essen.“ Was von der Mahlzeit übrig bleibt, wird nicht etwa von den Dienern verzehrt, sondern vergraben. Im Laufe des Vormittags wird nach Abhaltung des Gerichts nochmals Kaffee aufgetragen nebst Gebäck und nordischen Süßigkeiten. Dem Mittagsschlafe folgt ein stärkendes Mahl, das mit Kaffee beschlossen wird; dann erscheint wieder der Imam zum Gebet. Es folgen nun Berichte der verschiedenen Beamten, Befehle werden erteilt u. s. w. Auch trifft der Sultan Bestimmung über an etwaige Gäste oder Große des Landes zu sendende Mahlzeiten und stellt selbst die Zahl der Schüsseln fest, die nicht selten 1000—2000 beträgt, welche durch Sklaven überbracht werden. Nach Sonnenuntergang und dem Gebet findet ein Abendessen statt, diesmal ohne Kaffee, den der Sultan später einnimmt. Nach Eintritt der Dämmerung werden in allen Wohnräumen mit Butter gespeiste Lampen angezündet, und mit Einbruch der Nacht pflegt der Sultan Ali im Palaste eine Art Forschungsreise anzutreten, bei welcher er alle Räume einer strengen Durchsuchung unterwirft, vom Harem und dem Marstall bis zur Schatzkammer.

Das Land zerfällt politisch in 7 Provinzen, welche durch 4 Kamâkil (Kreisoberste) verwaltet werden. Sie haben die gewöhnliche Gerechtigkeitspflege in den Händen und dürfen sogar über Leben und Tod entscheiden. Ihrer Macht entziehen sich indessen die Nomaden und Schmiede, welche allein der Autorität des „Sultans der Schmiede“ unterstehen, und die aus königlichem Blute stammenden Personen, welche der Gerichtsbarkeit des Königs unterstehen. Die Beamten reisen in ihren Bezirken umher, inspizieren, sprechen Recht und ziehen ihre Einkünfte ein (von jeder Ortschaft eine Ladung Getreide, ein Gewand, ein Stück Rindvieh, einen Hammel). Neben sich haben die Kamakil 4 „kleine Kamakil“ mit den gleichen Rechten und der Hälfte der Einnahmen, aber noch außerdem einen vollständigen Hofstaat von Unterbeamten, die merkwürdigerweise gleichen Titel mit den Beamten des Sultans führen.

An sich von geringer Bedeutung und dennoch in vieler Beziehung den Vorrang einnehmend, ist der Sultan el-Haddadin (König der Schmiede), ein mit den Zeichen königlicher Gewalt ausgestatteter Schattenkönig ohne wirkliche Macht. Seine Frauen heißen gleich denen des Königs Hababat, seine Töchter Meïram (Prinzessinnen); er hat das Vorrecht, vor dem Sultan unbedeckten Hauptes, mit dem Burnus bekleidet, zu erscheinen und auf einem Teppich zu sitzen. Seiner unbeschränkten Verwaltung sind die Schmiede unterstellt, über welche ihm allein die Rechtsprechung zusteht. Er muß im Koran belesen sein, ist

Leibarzt des ganzen königlichen Hauses und darf als solcher den Frauenpalast betreten. Sein trauriges Amt ist es auch, wie bereits erwähnt, bei dem Regierungsantritt die Brüder, bezw. die Neffen des Sultans zu blenden. Es gehört ferner zu seinen Obliegenheiten, wöchentlich den Kopf des Sultans zu rasieren. Von seinen Quasi-Unterthanen hat der Sultan der Schmiede die Spaten, Beile, Messer, Lanzen und Ketten einzuziehen, welche dem König als Steuer entrichtet werden — die Zahl beläuft sich auf einige Tausende von jeder Gattung — und seinerseits empfängt er den vierten Teil der Gegenstände, die er abliefert. Die gesellschaftliche Stellung der Schmiede in Wadai ist eine verachtete; sie dürfen nur untereinander heiraten, niemand würde mit einem Schmied zusammen essen, und ein „Schmied" geschimpft zu werden, gilt als tödliche Beleidigung.

Eine eigentümliche Persönlichkeit ist der Fattaschi (der Sucher), ein Geheimpolizist, dessen Befugnis jedoch nur dahin geht, die Merissa, das verbotene Getränk (Bier), auszukundschaften. Der Fattaschi hat seine Agenten im ganzen Lande und reist selbst in möglichster Heimlichkeit umher. Es ist ihm erlaubt, strenge Strafen zu verhängen, sobald er ein Haus findet, in welchem Merissa bereitet wird, z. B. die Bewohner zu peitschen, die zur Bereitung des Bieres dienenden Gefäße entzwei zu schlagen, der Hausfrau den Kopf zu rasieren u. dergl. Da jedoch schließlich alles mit Geld ausgeglichen werden kann, so pflegt der Fattaschi milde zu sein und seine Nachsicht erkaufen zu lassen.

Sorgfältig organisiert wie das Staatswesen Wadais ist auch das Gemeinde- und Familienleben. Sind die Dörfer, welche aus Strohhütten von Zuckerhutform bestehen, einigermaßen bedeutend, so finden wir darin 3 öffentliche Hütten, von denen eine für die Alten, eine gleiche für die Männer etwa vom 25.—50. Jahre und eine endlich für die Jünglinge bestimmt ist. Sind die Dörfer klein und ärmlich, so haben sie mindestens eine als Moschee zu betrachtende Hütte, in welcher Schule gehalten wird, die im Lande umherziehenden angehenden Gelehrten (gewissermaßen Bettelstudenten) wohnen und Reisende Herberge finden. Der Lehrer oder Geistliche spricht in ihr die täglichen Gebete. Neben dieser Hütte ist dann ein Schattendach errichtet, unter dem die Männer den Tag verbringen, Baumwolle spinnend, webend und nähend, was neben den Landarbeiten ihre Hauptbeschäftigung bildet. Eine eigne Wohnung hat der Mann nur für die Nacht, ja die jungen Leute lieben es nicht einmal, zu Hause zu schlafen. Die Privathäuser gehören den Frauen. So ist es denn auch nicht die Frau, welche im Falle einer Ehescheidung die Wohnung verläßt, sondern der Mann, der sein Eigentum an sich nimmt und ein andres Unterkommen sucht.

Die in der „Hütte der Alten" vereinigten Männer bilden den Dschemma, aus diesem geht der Bürgermeister hervor, welcher in Gemeinschaft mit einem Staatsbeamten seines Amtes waltet. Indessen erstreckt sich der Wirkungskreis beider fast nur auf die Verteilung der zu bearbeitenden Äcker. Der Grund und Boden im ganzen Wadai gehört nämlich dem Sultan, und auf Rechnung desselben werden die Äcker verpachtet. Nur in einigen Landschaften ist der Einzelne Besitzer. Der Bürgermeister arbeitet mit den übrigen Alten zusammen, genügt gleich ihnen den öffentlichen Pflichten und genießt wenig Ansehen. Die Obliegenheiten des Dschemma bestehen in der Überwachung der öffentlichen Moral, in der Leitung der öffentlichen Arbeiten und in Beratung der Angelegenheiten der Gemeinde. Alle Vergehen, die nicht der Rechtsprechung des Staatsbeamten unterliegen, sind seinem Urteile unterworfen; so werden Arbeitsscheue, Verleumder u. s. w. von ihm abgeurteilt. Bei öffentlichem Ärgernis wird der oder die Betreffende des Dorfes verwiesen, während die gewöhnlichen Strafen in einer Buße von einigen Maß Getreide bestehen.

Die Genossenschaft der Männer vom 25.—50. Jahre führt den Namen Sibjan und besitzt gleichfalls eine gemeinschaftliche Hütte, in der sie wie die Alten beisammen sitzen und arbeiten. Unter der Autorität der Sibjan stehen die Mädchen und jungen Frauen (bis zu 30 Jahren), welche zwar auch aus ihrer Mitte eine Aufseherin haben, die jedoch unter dem Vorsteher der Sibjan steht. Letzterer hat einen Vertreter bei der weiblichen Jugend, den „Arak", der alle Beziehungen derselben zu den Sibjan vermittelt und auch bei dem gemeinschaftlichen Leben während der öffentlichen Arbeiten ihr Sittenwächter ist. Die 3. Altersklasse ist die der Nurti (Jünglinge bis zum 18. Jahre umfassend, während die jungen Leute vom 18.—25. Jahre anfangs mit den Knaben in der Schule, später mit der Sibjan erzogen werden). Sie leben gemeinschaftlich in der Schule, mit dem Lesen und Lernen des Koran beschäftigt, und sehen das elterliche Haus nur zur Zeit der Mahlzeiten. Ihre Pflichten gehören vornehmlich der Schule, in der sie alle häuslichen Arbeiten für den Lehrer zu verrichten haben, auch werden von ihnen die Feldarbeiten für diesen besorgt. Jeder der Knaben liefert täglich ein Bündel Holz für das Feuer. Es befinden sich Elementarschulen in jedem Ort, und es besteht ein Schulzwang nicht minder als in unserm Lande. Höhere Schulen existieren wohl an dreißig.

Wie die Feste, so sind auch die gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen durch die strengste Etikette geregelt. Begegnet man jemand, den man kennt, so reicht man ihm die Hand und fragt, wie es ihm geht, wie

er die Nacht oder die Tageshitze verbracht hat. Begegnet man einem Unbekannten, so erhebt man einfach die Hand senkrecht und wünscht ihm Frieden. Stößt man auf eine Gesellschaft von Leuten, die zusammensitzen, so hockt man einen Augenblick bei ihnen nieder, fragt, wie es geht, wünscht allseitigen Frieden und geht seines Weges. Bei Begegnung eines Mannes und einer Frau bleibt die letztere schon auf eine Entfernung von etwa 20 Schritt stehen, wendet das Gesicht ab und wartet, vornübergebeugt oder auch auf den Knieen, bis der Betreffende ebensoweit vorüber ist. Vor einem sitzenden Manne darf die Frau nicht vorbeigehen; sie rutscht auf den Knieen vorüber. Ein gleicher Gebrauch gilt für jüngere Leute in Bezug auf ältere Personen.

e) Von Abesche nach Darfor und zum Nil.

Am 11. Januar 1874 nahm ich den letzten Abschied von meinem treuen Beschützer, dem König Ali; die Karawane, mit der ich reisen sollte, war jedoch erst am 17. zum Aufbruch bereit. Hadsch Achmed, mein Freund, der die Absicht hatte, die Pilgerfahrt nach Mekka zu wiederholen, sowie der Bote des Königs Brahim von Darfor und Kaufleute aus Kordofan, Chartum oder Dongola brachen mit uns auf. Die Gegend, welche wir von Abesche in östlicher Richtung durchzogen, bestand vorwaltend aus Sand- und Felsboden mit krüppeligen Akazien, Seifenbäumen und Christus-Dornenbäumen und war von steppenartigem Charakter. Nur die Ufer der Flußthäler waren die Träger eines üppigen Pflanzenwuchses. Am 21. Jan. gelangten wir nach dem Hauptgrenzorte Bir-Tuil; von hier aus mußten wir durch den Heerführer des Grenzdistrikts mit seiner Mannschaft durch die unbewohnte Wildnis bis zu den ersten Dörfern Darfors geleitet werden. Wir umschlossen unsern Lagerplatz mit einer Seriba (Dornenhecke), welche sofort aus den reichlich vorhandnen Akazien hergestellt wurde. Wir befanden uns gerade in der kältesten Jahreszeit, der Wind wehte beharrlich aus Ost oder Ostnordost, das Thermometer fiel morgens nicht selten auf + 6 oder 7° Celsius, und nachts konnten wir uns bei den dürftigen Bedeckungsmitteln kaum soweit erwärmen, um zu dem Behagen eines leichten Schlafes zu kommen. Vor uns lag nun die unbewohnte Wildnis, die Darfor von Wadai trennt und durch die räuberischen Massalit gefährdet wird. Stark aufsteigend, war der ganze Horizont vor uns bis im Süden von kugelförmigen, nicht eben hohen Bergen begrenzt. Diese ganze Kette wird durch den einzigen Weg, der in östlicher Richtung nach Darfor führt, durchbrochen. Zahlreiche, tief in den Boden eingesenkte Wadis erfreuten sich einer ungleich üppigeren Vegetation und enthielten in der Regel die

Brunnen. Nach einigen Tagen bereits bekamen wir einen Blick auf den nördlichen Teil des Marragebirges (südlich von der Reiseroute). Der Boden wurde unebner, der Pflanzenwuchs kümmerlicher. Am 25. Febr. einige Stunden zwischen Felsen und Steingeröll, durch Schluchten, unter niedrigen, krüppeligen, aber dichtstehenden und alles ergreifenden Stachelbäumen hindurch marschierend, gelangten wir am nächsten Morgen in das reizende Flußthal von Qabqabija. Das Bett dieses Flusses ist durchschnittlich 120 Schritt breit und hat etwa 30—50 cm unter der Oberfläche einer Sandschicht überall Wasser. Reizende Dattelpalmen befinden sich in dem Flusse, und an den Ufern erheben sich Miniaturgebirge, welche ihren Ursprung der dortigen Salzgewinnung verdanken. Dies auch in Darfor so spärlich vertretene und doch den Menschen so notwendige Genußmittel wird aus dem salzhaltigen Boden durch Behandlung mit heißem Wasser gewonnen. Aus dem Rückstande bauen sich dann allmählich diese gebirgsähnlichen Erdhaufen auf.

Der Boden war von hier ab dicht bedeckt mit schwarzem, hier und da porösem Gestein und mit Felsblöcken, welche den Marsch für Mensch und Tier außerordentlich erschwerten. Zu der gewöhnlichen Vegetation der bisher durchzogenen Gegend, die entsprechend dem felsigen Charakter und der zunehmenden Höhe immer dürftiger wurde, gesellte sich in großer Menge die kandelaberförmige Euphorbie. Merkwürdig war hier, wie auch weiter im W. von Darfor, die Seltenheit des Wildes. Nur die Hyäne schien massenhaft vertreten zu sein. Nachdem wir die Wasserscheide passiert, wurde der Abstieg in die jenseitige Ebene bewerkstelligt, und bald näherten wir uns Kobé, dem Hauptsitz aller in Darfor angesessenen Kaufleute und nächst der Residenz el Fascher die Hauptstadt des Landes.

Am 6. März brachen wir nach el-Fascher auf, das von Kobé einen guten Tagemarsch entfernt ist. In großer Schnelligkeit zogen wir über harten, dürren Boden mit spärlichem Bestande von krüppeligen Mimosen. Doch nach und nach verlor das Terrain seinen dürren, harten Charakter, eine gehügelte Gegend mit Sandboden begann, und gegen mittag erblickten wir von der Höhe dieser sandigen Hügelgegend im flachen Thale in langer, dunkelgrüner Linie die Residenz von Darfor, el-Fascher, die etwa 650 m über dem Meere liegt. Das Thal der Hauptstadt kontrastierte durch seinen Reichtum an Bäumen auf das anmutigste mit der nächsten Umgebung. Im Grunde des Thales floß der Wadi el-Fascher. Der östliche Teil der Stadt bestand ganz aus abgesonderten Gehöften (Seriben), von denen die meisten 5—10 Strohhütten, ein viereckiges Thongebäude und einige Bäume enthielten.

Fascher liegt zu beiden Seiten (nördlich und südlich) einer länglichen Thalmulde, in deren schwarzem Thongrunde in der Regenzeit Wasser steht und in der trocknen Jahreszeit sich die Brunnen befinden. Drei Vierteile des Jahres ist das Thal trocken und dann von einer Menge von Wegen durchzogen; zur Regenzeit ist der südliche Stadtteil sehr übel daran, da allein in dem nördlichen ein Markt abgehalten wird. Um zu diesem zu gelangen und die im Haushalt erforderlichen Waren einzukaufen, muß man den Teich umgehen. Das Thal ist etwa 1 km breit und 4 km lang; ringsum liegen, besonders auf den auf der östlichen Seite mehr als 16 m hohen Ufern, die einzelnen Weiher und Seriben. Auf dem Abhange der Ufer, nahe dem Grunde, sind hier und da Gärten angelegt, in denen Rettiche, Zwiebeln u. s. w. und auch Weizen gebaut werden.

Nachdem die Audienz bei König Brahim in einer Weise, welche der bei König Ali ungemein ähnlich war, vorübergegangen, überlieferte mir Hadsch Hamza am nächsten Tage 500 Maria-Theresiathaler mit einem Begleitbriefe des Generalgouverneurs im Sudan aus Chartum und machte mir eine unerwartete Freude durch einen Brief von dem damaligen deutschen Generalkonsul in Ägypten, Herrn Geheimen Legationsrat von Jasmund. Am 22. März gelang es mir, dem Könige mein Gesuch, das Land bereisen zu dürfen, vorzutragen. Er antwortete mit aller Entschiedenheit, daß von derartigen Reisen im Lande keine Rede sein könne, da er noch nicht lange genug an der Regierung sei, um außerhalb seiner Residenz eine Garantie für mein Leben und meine Sicherheit übernehmen zu können; ja er müsse seinerseits besorgen, von den Leuten des Verrats bezichtigt zu werden, weil er türkische Beamte im Lande herumschicke. Wenn ich Nachrichten über Land und Leute zu haben wünsche, so werde er mir gern behilflich sein. Und in der That fand ich mit seiner Hilfe 3 Männer, die mit der Topographie, Geschichte und Landessprache hinlänglich vertraut waren.

Der Juni war herangekommen. Die Zeit war verstrichen in Studien mit den Brüdern Abd el-Aziz und Mohammed, mit Merissa-Sitzungen und historischen Untersuchungen und im geselligen Verkehr mit meinem Gastfreund. Die Nachrichten von S. und O. und über die ägyptischen Truppenansammlungen in Kordofan wurden drohender, wir mußten bei der feindlichen Haltung der Forawa (Bewohner von For-Darfor) an unsre Abreise denken. Die Reise nach Kordofan ist zwar in der Regenzeit am leichtesten auszuführen, da in den zu passierenden Gegenden die Brunnen gänzlich fehlen. Doch der König drängte zum Aufbruch. Am 2. Juli hatte ich meine Abschiedsaudienz,

und von der zahlreichen Karawane (250—300 Kamele) wurde nach langen Beratungen der 6. Juli zur Abreise bestimmt. Meine Begleiter waren arabische Kaufleute, welche teils kaufmännischer Geschäfte wegen, teils in der Absicht, ihre Pilgerfahrt zu machen, nach Ägypten gingen. Ihre Ladung bestand zum größten Teil aus Straußenfedern, zum kleinen aus Elfenbein und einigen andern Artikeln, wie Tamarinde, Tabak; doch unser Reiseproviant und die Anzahl Sklaven, welche — sei es zur Bedienung, sei es zum Verkauf — mitgeführt wurden, machten ebenfalls keinen geringen Teil aus. Der Osten Darfors ist sandig, gewellt und mit spärlichem Gras und Buschwerk bestanden und daher weit weniger bewohnt, als der Westen und das Zentrum. Wir hatten fast täglich Gewitterregen. Unterwegs erhielten wir verbürgte Nachrichten über die Handelsverhältnisse Ägyptens, wonach das Verbot des Sklavenhandels sehr verschärft zu sein schien, ein Umstand, der unsre Karawanenmitglieder mit großer Sorge erfüllte. Infolgedessen entledigte sich Hadsch Achmed als kluger und entschlossener Mann in Omm Meschana seiner Sklaven und setzte deren Erlös in Straußenfedern um.

Ich benutzte diesen Aufenthalt, einen mehrere Stunden südlich liegenden Bezirk Namens Zarnach zu besuchen, um die zu Brunnen umgewandelten Affenbrotbäume, welche dort schon häufig sein sollten, zu sehen. Das ganze Thal von Zarnach ist, von N. nach S. gerichtet, sehr flach, einige Stunden breit und etwa einen halben Tagemarsch lang. Seine Waldungen bestehen vorzugsweise aus mächtigen Affenbrotbäumen, in deren Schatten zahlreiche Dörfchen liegen. Von Omm Meschana nach O. giebt es keine Brunnen mehr; alles Wasser wird in diesen Bäumen aufbewahrt. Sie waren von hinreichendem Umfang, um in ihrem mächtigen Stamm bis zu 100 Kamelladungen Wasser fassen zu können. Eine Kamelladung kann mit etwa 4 Zentnern berechnet werden, welche sich auf 2 große Wasserschläuche verteilen, die, nur in Darfor gebräuchlich, aus Ochsenhaut gemacht werden. Da, wo der Riesenstamm sich in die Hauptäste zu teilen beginnt, wird oberhalb eines solchen in halber Mannshöhe die Öffnung gemacht und nun der Stamm in der Breite und Tiefe ausgearbeitet. Die Wandung des Baumes läßt man in der Dicke von 30 cm unversehrt. Das Wachstum leidet dadurch in keiner Weise. Sobald der Holzabfall aus der Höhlung entfernt ist, wird die ganze innere Fläche geleert und der Brunnen ist fertig. Sobald Regen eintritt, beeilen sich die Einwohner, die Bäume zu füllen. Vorüberreisende Karawanen pflegen den Inhalt eines ganzen Baumes zu kaufen. Der Besitzer stellt sich beim Entleeren auf einen Ast und schöpft wie aus einem Brunnen.

Unsre Richtung blieb von Omm Meschana, wo sich der größte Teil der Karawane von uns getrennt, die südöstliche. Die weite Ebene ohne Hügel und Bodenwellen, mit vorwaltendem Humusboden, bestanden mit Gebüsch und Akazien, ging sehr bald wieder in Sandboden mit Bodenwellen über, die mit Halfa-Gras bewachsen waren, aber nur einen spärlichen Baumwuchs trugen, während die tiefen Wellenthäler sich durch einen üppigeren Pflanzenwuchs auszeichneten.

Der Vormittag des 2. August brachte uns an die eigentliche Grenzstation von Darfor, Namens Omm Scherr; der Weg wich nun etwas nach N. ab. Wir betraten die Wildnis Atmor zwischen Darfor und Kordofan, welche mit Ausnahme der beträchtlichen Regenteiche von Forokit auch in der Regenzeit ganz ohne Wasser ist. Sie ist berüchtigt wegen der großen Anzahl von Löwen. Am 6. August langten wir bei dem ersten Kordofandorfe an. Bald fanden wir Spuren von einer regelmäßigen Regierung und Verwaltung: Beamte, welche Steuern eintrieben und die Ausfuhr von Feuerwaffen und Munition nach Darfor verhindern sollten, Soldaten, üppige Saatfelder u. s. w. Im Landhaus meines Gefährten Muhammed en-Nur hatte ich die Absicht, mich einige Tage zu erholen, da ich an heftigen Schmerzen in der stark angeschwollenen Milz litt; doch mein Reisegefährte hatte seinem Freund Elias, dem Bürgermeister von el-Obeid, über meine glückliche Ankunft berichtet, und so erschien denn schon mit Tagesanbruch dieser selbst, abgesandt vom Generalgouverneur des ägyptischen Sudan, welcher sich zur Vorbereitung für seinen Feldzug gegen Darfor daselbst aufhielt, und bald nach ihm Dr. Giorgi, ein Grieche, Sanitätsinspektor des Sudan. Elias, welcher seit langem durch die Regierung von mir gehört hatte, empfing mich mit großer Herzlichkeit, und ich fühlte mich ihm gegenüber, der sich in arabischer Sprache mit mir unterhielt, vollkommen unbefangen; doch der griechische Arzt verwirrte mich vollständig. Er sprach mich zuerst französisch an und versuchte es dann mit ebensowenig Erfolg in der italienischen Sprache, und erst als er in die arabische Sprache überging, vermochte ich mich wieder zu sammeln. Noch bis zu meiner Ankunft in el-Obeid konnte ich nur unzusammenhängend in deutscher, französischer und italienischer Sprache mich ausdrücken, da die jahrelange Entwöhnung von andern als den arabischen und den sudanischen Sprachen, bei dem plötzlichen Übergange zu jenen mich sozusagen nur Brocken stammeln ließ. Von dem Pascha selbst wurde ich mit äußerster Liebenswürdigkeit aufgenommen und mußte zunächst im Regierungsgebäude absteigen. Bald konnte ich mit dem Pascha wieder so geläufig französisch sprechen, als hätte ich Europa nie verlassen. Ich verbrachte den Tag auf dem Gouvernementsplatz vor

dem Zelte des Pascha, mit diesem der Militärmusik zuhörend, welche mir zu Ehren europäische Märsche und Tänze, ja sogar „Heil dir im Siegerkranz" spielte. Am Abende fand eine glänzende Soirée beim Vater des Griechen Giorgi statt. Durch verschiedenfarbige Teppiche, Laternen, Kerzen u. s. w. hatte er seinem Hause einen in meinen Augen feenartigen Anstrich gegeben, und die glänzend ausgestattete Tafel, die Bedienung im Frack und weißer Kravatte, der Luxus eines Tischtuchs und der Servietten, Löffel, Messer und Gabeln u. s. w., deren ich mich ziemlich ungeschickt bedient haben mag, waren nicht allein ein ungewohnter Anblick, sondern bedeuteten für mich auch den Wiedereintritt in die zivilisierte Welt.

Drittes Kapitel.

Die Erforschung von Süd- und Zentralafrika.

7. David Livingstone*).

1. Meine Jugend.

[Am 19. März 1813 wurde ich zu Blantyre bei Glasgow geboren.] Mein Vater war allzu gewissenhaft, um als Kleinhändler in Thee u. s. w. jemals reich zu werden, gewann aber durch sein wohlwollendes Wesen und sein liebevolles, gewinnendes Benehmen die herzliche Liebe seiner Kinder in weit höherem Grade, als wenn er alle möglichen weltlichen Vorteile besessen und sie zu vererben vermocht hätte. Er starb im Jahre 1856 in der friedlichen Hoffnung auf jenes Heil, das wir alle durch den Tod unsers Herrn und Heilandes erwarten. Meine früheste Erinnerung an meine Mutter ruft mir ein Bild ins Gedächtnis, das man so häufig unter den schottischen Armen sieht: nämlich das einer sorgenvollen Hausfrau, welche sich ängstlich bemüht, mit ihrem beschränkten Einkommen sich redlich durchzuschlagen. In meinem 10. Jahre wurde ich schon als Ansetzer in eine Fabrik gethan, um durch meinen Verdienst zur Verminderung ihrer Sorgen beizutragen. Mit einem Teil meines ersten Wochenlohnes kaufte ich mir Ruddimans „Anfangsgründe der lateinischen Sprache" und setzte das Studium dieser Sprache noch viele Jahre hernach mit ungemindertem Eifer in einer Feierabendschule fort, welche in den Stunden von 8—10 Uhr abgehalten wurde. Das Nachschlagen im Wörterbuch und ähnliche Hilfsarbeiten für diese Schule wurden sodann bis Mitternacht oder noch länger daheim fortgesetzt. Morgens um 6 Uhr mußte ich wieder in der Fabrik

---

*) Quelle: Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Autorisierte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Engl. von Dr. H. Lotze. Leipzig, Costenoble 1858. 2 Bde.

sein und meine Arbeit mit einziger Unterbrechung der Feierstunden für Frühstück und Mittagbrot bis abends 8 Uhr fortführen. In meiner Lesewut verschlang ich damals sozusagen alle Bücher, die mir in die Hände fielen, mit Ausnahme von Romanen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen bildeten meine Lieblingslektüre, obschon mein Vater mit vielen andern seiner Zeit der Ansicht war, erstere seien der Religion feindlich, und es daher lieber gesehen hätte, wenn ich mich in Erbauungsbücher vertieft hätte. Meine Eltern hatten es sich große Mühe kosten lassen, meinem Gemüte die Lehren des Christentums einzuprägen, und ich hatte ohne Mühe die Theorie der Erlösung durch den Opfertod unsers Heilandes begriffen; allein erst um diese Zeit begann ich wirklich die Notwendigkeit und den Wert einer persönlichen Anwendung der Veranstaltung jenes Sühnopfers auf meine eigne Lage zu fühlen. Die vollkommene Großmut, womit uns die Vergebung aller unsrer Sünden im Worte Gottes dargeboten wird, weckte in mir Gefühle der innigsten Liebe zu dem, der uns mit seinem Blute erkauft hat, und ein Bewußtsein der tiefsten Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen ihn. In der Liebesglut, welche das Christentum einflößt, beschloß ich bald, mein Leben der Linderung menschlichen Elends zu widmen. Als ich diesen Gedanken reiflich erwog, fühlte ich, daß, wenn ich mich zu einem Vorläufer des Christentums in China hergäbe, dies zur materiellen Wohlfahrt einiger Teile jenes ungeheuren Reichs führen könnte; daher entschloß ich mich denn, mir eine medizinische Ausbildung zu verschaffen, um zu diesem Unternehmen geeignet zu sein. Um bei der Arbeit lesen zu können, legte ich das Buch so auf die Baumwollenspinnmaschine, daß ich Satz um Satz lesen konnte, während ich meine Arbeit überwachte. Die mühsame Arbeit des Baumwollenspinnens, zu welcher ich in meinem 19. Jahre befördert wurde, war ausnehmend streng für einen hagern Jüngling von schwächlichem Körperbau, allein sie setzte mich in den Stand, durch meiner Hände Arbeit zur Sommerszeit unsern ganzen Unterhalt zu verdienen, während ich in Glasgow im Winter die Vorlesungen über Medizin und griechische Sprache, sowie die theologischen Vorlesungen des Dr. Wardlaw besuchte. Ich erhielt niemals von irgend jemandem einen Pfennig Unterstützung und würde mein Vorhaben, als Arzt und Missionar nach China zu gehen, im Verlauf der Zeit durch meine eignen Bemühungen und Mittel ausgeführt haben, hätten mir nicht einige Freunde den Rat gegeben, mich an die Missionsgesellschaft in London anzuschließen, die das Evangelium Christi frei von konfessioneller Färbung zu den Heiden sendet. Dies entsprach ganz meinen Begriffen von dem,

was eine Missionsgesellschaft sein muß. Allein ich bot mich nicht ohne einige Beklemmung dieser Gesellschaft an; denn für einen, der ganz selbständig seinen eignen Weg zu suchen gewöhnt war, mußte der Gedanke nicht sonderlich angenehm sein, gewissermaßen von andern abhängig zu werden. Nachdem ich meine Studienzeit durchlaufen, ward ich als Lizentiat der Fakultät der Medizin und Chirurgie zugelassen. Nun war ich zwar für mein ursprüngliches Vorhaben ganz vorbereitet, aber der Opiumkrieg wütete damals (zwischen England und China), und es erschien für mich ganz ungeeignet, mich jetzt nach China zu begeben. Nachdem ich in England meine theologische Ausbildung noch viel weiter ausgedehnt hatte, als mir in Glasgow möglich war, schiffte ich mich im Jahre 1840 nach Afrika ein und erreichte nach einer Seereise von 3 Monaten die Kapstadt. Hier hielt ich mich nur kurze Zeit auf, fuhr dann — um mich ins Innere zu begeben — zur See nach der Algoabucht, wandte mich hier landeinwärts und habe die darauffolgenden 16 Jahre meines Lebens, nämlich von 1840—56, dort unter Arbeiten als Arzt und Missionar verbracht.

2. Bei den Bakuena.

Die allgemeinen Weisungen, welche ich von den Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft erhielt, veranlaßten mich, sobald ich Kuruman (westlich vom Transvaallande) erreichte, welches damals noch ihre am weitesten vom Kap landeinwärts gelegene Station war, meine Aufmerksamkeit nordwärts zu richten. Ich hielt mich daher nicht länger in Kuruman auf, als für die Rast meiner Zugochsen notwendig war, die von der langen Reise von der Algoabucht her ziemlich abgetrieben waren, sondern brach in Begleitung eines andern Missionars nach dem Bakuenalande auf. Die verschiednen Stämme der Betschuanen sind nach gewissen Tieren benannt; die Bezeichnung Bakuena bedeutet „diejenigen vom Alligator", und jeder Stamm hat eine abergläubische Furcht vor dem Tiere, nach dem er benannt ist. Ich schloß mich an den Stamm an, welcher Bakuena heißt, und dessen Häuptling, ein gewisser Sitscheli, damals mit seinen Leuten in einem Orte Namens Tschonuane wohnte (westlich von Transvaal). Mich überraschte schon von Anbeginn die Intelligenz dieses Mannes und die auffallende Art und Weise, wie wir beide uns gegenseitig voneinander angezogen fühlten. Die Regierungsform ist patriarchalisch, und jeder Mann ist kraft der Vaterschaft Häuptling über seine eignen Kinder. Sie bauen ihre Hütten um die seinige herum, und je höher

die Zahl seiner Kinder steigt, desto mehr wächst auch sein Ansehen. Daher gelten Kinder für eine der größten Segnungen und werden immer liebevoll behandelt. Beinahe im Mittelpunkte jedes Hüttenkreises befindet sich ein Ort, eine sogenannte Kotla, mit einer Feuerstelle; hier arbeiten, essen und sitzen sie beisammen und plaudern über die Tagesneuigkeiten; ein armer Mann schließt sich an die Kotla eines Reichen an und gilt für ein Kind des letztern. Ein Unterhäuptling hat eine Anzahl solcher Kreise um sich her, und die Ansammlung von Kotlas um die große, die sich im Mittelpunkt des Ganzen befindet und die des bedeutendsten Häuptlings ist, bildet die Stadt.

Bei der ersten Gelegenheit, wo ich den Versuch machte, einen öffentlichen Gottesdienst zu halten, bemerkte mir Sitscheli, es sei unter seinem Volke üblich, wenn demselben irgend ein neuer Gegenstand vorgetragen würde, Fragen darüber zu stellen, und daher bat er mich um die Erlaubnis, mir in diesem Falle ebenfalls Fragen vorlegen zu dürfen. Als ich mich vollkommen bereit erklärte, ihm auf alle seine Fragen zu antworten, erkundigte er sich, ob meine Vorfahren schon etwas von einem künftigen Gerichte gewußt hätten. Ich bejahte diese Frage und begann ihm das Schauspiel „des großen weißen Thrones und den Anblick dessen zu schildern, der darauf sitzen soll, und vor dessen Antlitz Himmel und Erde vergehen werden.“ Er sagte: „Du erschreckst mich, diese Worte machen alle meine Gebeine erbeben; ich habe gar keine Kraft mehr in mir; aber meine Vorfahren lebten zu derselben Zeit wie die deinigen, wie kommt es, daß sie uns nicht früher Kunde von diesen entsetzlichen Dingen gebracht haben? Sie wanderten alle dahin in der Finsternis, ohne zu wissen, wohin sie gingen.“ Ich drückte ihm meinen festen Glauben aus, daß, wie Christus verheißen, die ganze Welt noch einmal durch das Evangelium werde erleuchtet werden. Er deutete nach der großen Wüste Kalahari und sagte: „Du kannst nie durch dieses Land hindurch zu den Stämmen kommen, welche jenseits desselben wohnen. Es ist dies, gewisse Jahreszeiten ausgenommen, wo eine ungewöhnliche Menge Regen fällt und Wassermelonen deshalb ganz besonders gut gedeihen, sogar für uns Schwarze unmöglich.“ Sobald Sitscheli eine Gelegenheit zum Lernen hatte, machte er sich mit solchem Fleiße ans Lesen, daß er, der wegen seiner Vorliebe zur Jagd zuvor verhältnismäßig hager gewesen war, nun aus Mangel an Leibesbewegung ganz korpulent wurde. Er war in jeder Hinsicht ein ganz ungewöhnlicher Mann unter seinem Volke; denn ich kam nie in die Stadt, ohne daß er mich bat, mir einige Kapitel aus der Bibel vorlesen zu dürfen. Jesaias war seine Lieblingslektüre. Als er mich eines Tages den dringenden Wunsch äußern hörte, daß seine Leute doch an

das Wort Christi glauben möchten, sagte er: „Wähnst du denn, daß diese Leute werden jemals dadurch glauben lernen, daß du mit ihnen bloß sprichst? Ich kann sie nur dadurch zu etwas bringen, daß ich sie durchprügle, und wenn es dir genehm ist, so will ich meine angesehensten Leute zusammenrufen, und wir wollen sie mit unsern Litupa (Peitschen aus Flußpferdhaut) sogleich gläubig machen.“ Während des Zeitraums von dritteehalb Jahren fuhr er fort, gegen seine Leute seine volle Überzeugung von der Wahrheit des Christentums zu bekennen und handelte zu gleicher Zeit in allen Beziehungen des Lebens als ein rechtschaffner, aufrichtiger Mensch. Er sagte oft: „O, ich wollte, du wärest früher in dieses Land gekommen, ehe ich in die Netze unsrer Sitten verstrickt wurde.“ Er konnte sich in Wirklichkeit seiner überflüssigen Weiber nicht entledigen, ohne undankbar gegen seine Verwandten zu erscheinen, die in seinem Unglück (er war nur durch fremde Hilfe zur Herrschaft gelangt) soviel für ihn gethan hatten.

Als er endlich die Taufe begehrte, fragte ich ihn einfach, wie er, der doch die Bibel in seiner Hand habe und sie zu lesen imstande sei, glaube, daß er handeln müsse. Er ging nach Hause, gab jedem von seinen überflüssigen Weibern eine neue Kleidung und alle seine eignen Habseligkeiten, die sie für ihn in ihren Hütten zu verwahren pflegten, schickte sie damit zu ihren Eltern zurück und ließ diesen sagen, er habe den Weggeschickten keinerlei Vergehen vorzuwerfen, sondern entäußere sich ihrer nur, weil er den Willen Gottes zu befolgen wünsche.

Als wir uns zuerst unter den Bakuena niederließen, hatten wir ihnen ein kleines Land, soviel als zu einem Garten reicht, abgekauft. Sie verstehen sich meisterhaft auf Hornvieh, Schafe und Ziegen und kennen genau diejenigen Arten von Weidegründen, welche für jedes von diesen Tieren passen; auch wählen sie mit großer Umsicht verschiedene Bodenarten, die sich am besten für die verschiedenen Getreidearten eignen. Auch mit der Lebensweise und den Sitten der wilden Tiere sind sie genau vertraut und im allgemeinen wohl erfahren in den Grundsätzen, welche ihre Begriffe von politischer Weisheit umfassen. Tschonuane wurde zufällig während des ersten Jahres unsers Aufenthaltes von einer jener Dürren heimgesucht, welche von Zeit zu Zeit sogar in den allergünstigsten Bezirken von Afrika vorkommen. Der Glaube an die Gabe oder das Vermögen des Regenmachens ist einer der am tiefsten eingewurzelten Züge des Volksglaubens in diesem Lande. Der Häuptling Sitscheli war selbst ein berühmter Regendoktor und glaubte felsenfest daran. Ich wies ihm nach, das einzig ausführbare Mittel, die Gärten zu bewässern, bestehe darin, daß man irgend einen guten, nie versiegenden Fluß wähle, einen Kanal grabe und die

anliegenden Ländereien bewässere. Dieser Wink fand sogleich Anklang, und bald darauf befand sich der ganze Stamm auf dem Wege nach dem Kolobeng, einem etwa 10 engl. Ml. entfernten Fluß. Der Versuch glückte auch im 1. Jahre vortrefflich. Die Bakuena richteten den Kanal und Damm her zum Entgelt für meine Bemühung, als ich ihnen bei Errichtung eines viereckigen Hauses für ihren Häuptling behilflich gewesen war. Sie erbauten sich auch unter meiner Oberaufsicht eine eigne Schule. Unser Haus am Flusse Kolobeng, welcher den Namen zu unsrer Niederlassung hergeben mußte, war das dritte, das ich mit meinen eignen Händen errichtet hatte. Ein eingeborner Schmied lehrte mich Eisen schweißen, und nachdem ich mich durch Erkundigungen aller Art, die ich an Moffat*) richtete, hierin sowie im Tischlerhandwerk und in der Gärtnerei vervollkommnet hatte, ward ich allmählich beinahe in allen Gewerben geschickt und betrieb sie neben dem Predigen und der Heilkunde. Und da meine Frau sich auf die Anfertigung von Kerzen, Seife und Kleidern verstand, so vermochten wir beinahe alles zu leisten, was man an unentbehrlichen Talenten und Fähigkeiten von einer Missionarsfamilie in Zentralafrika nur immer verlangen kann. In unserm 2. Jahre fiel aber wiederum kein Regen. Im 3. Jahre folgte dieselbe außerordentliche Dürre. Der Kolobeng trocknete ganz aus; es kamen so viele Fische um, daß die Hyänen aus der ganzen Gegend sich zu diesem Labsale versammelten und doch nicht imstande waren, die faulenden Massen aufzuräumen. Das 4. Jahr war gleich ungünstig, da nicht einmal so viel Regen fiel, um das Getreide zur Reife zu bringen. Es war eine schwere Heimsuchung. Das Laub der einheimischen Bäume fiel sämtlich weich und verschrumpft, jedoch nicht tot ab, und die Blätter der Mimosen schlossen sich am Mittag grade so wie sie nachts thun. Ich steckte die Kugel des Thermometers um Mittag 3 Zoll tief unter den Boden und fand das Quecksilber auf 132—134° F. (= 56° C.). Die Bakuena glaubten, ich habe Sitscheli mit irgend einem zauberhaften Banne gefeit und schickten mir abends häufig Deputationen, welche mich dringend anflehten, ich möchte ihm erlauben, doch nur einige wenige Regenschauer zu machen. „Das Getreide wird hinsterben, wenn du es verweigerst und wir werden zerstreut werden. Laß ihn nur dies eine Mal Regen machen, und wir alle, Männer, Weiber und Kinder, wollen in die Schule kommen und singen und beten, so lange du willst," baten sie. Einem Regenmacher sagte ich in einer Unterredung unter anderm: „Ich bin über den Wert des Regens ganz mit Euch einverstanden, allein

*) Missionar in Kuruman, Schwiegervater Livingstones.

Ihr könnt durch Arzneien keinen Zauber auf die Wolken ausüben. Ihr wartet, bis Ihr die Wolken kommen seht, dann wendet Ihr Eure Arzneien an und schreibt Euch das Verdienst zu, welches Gott allein gebührt." Er entgegnete: „Ich wende meine Arzneien an und Ihr bedient Euch der Eurigen; wir sind beide Doktoren, und Doktoren sind keine Betrüger. Ihr gebt einem Kranken Arznei; zuweilen beliebt es Gott, ihn mittels Eurer Arznei zu heilen; bisweilen aber — stirbt der Kranke auch. Wenn er geheilt wird, schreibt Ihr Euch das Verdienst dessen zu, was Gott thut. Ich thue dasselbe. Bisweilen verleiht uns Gott Regen, bisweilen aber auch nicht. Wenn er ihn uns giebt, so legen wir dem Zauber das Verdienst bei. Wenn Euch ein Kranker stirbt, so gebt Ihr darum das Vertrauen in Eure Arznei nicht auf; wir thun dasselbe, wenn der Regen ausbleibt. Wenn Ihr wollt, daß ich meine Arzneien aufgebe, warum behaltet Ihr die Eurigen noch bei?"

Das Betragen der Leute während der lange andauernden Trockenheit war ein auffallend gutes. Die Weiber entledigten sich der Mehrzahl ihrer Zieraten, um Getreide von begünstigtern Stämmen zu kaufen; die Kinder durchstreiften das Land nach allen Richtungen hin und suchten mancherlei Quellen und Wurzeln, und die Männer gingen auf die Jagd. Sehr bedeutende Mengen von großem Wild: Büffel, Zebras, Giraffen, Hartebeests, Gnus, Nashörner u. s. w. fanden sich an einigen Quellen in der Nähe von Kolobeng zusammen, und es ward daher in deren Nachbarschaft zu ihrer Erlegung eine große Fanggrube erbaut, welche hierzulande Hopo genannt wird. Der Hopo besteht aus zwei Verhauen oder Hecken in Gestalt des Buchstabens V, welche in der Nähe des Winkels sehr hoch und dicht sind. Anstatt daß aber beide Hecken im Winkel zusammenstoßen, sind sie so angelegt, daß sie eine schmale Gasse von etwa 50 Armlängen bilden, an deren Ende eine Grube von 6—8′ Tiefe und 12—15′ Breite und Länge angebracht ist. Über die Ränder der Grube sind Baumstämme gelegt, besonders über den Rand zunächst der Stelle, wo die Tiere in das Loch hinunterspringen sollen, und auf der entgegengesetzten Seite, über welche sie, wie man voraussetzt, versuchen werden, zu entkommen, wenn sie hinuntergefallen sind. Das Wild wird unter Geschrei nach dem engen Teile des Hopo getrieben; die erschreckten Tiere rennen immer weiter bis zu der Öffnung, die sich am Ende der zusammenlaufenden Hecken befindet, und stürzen in die Grube, die sich bis zum Rande füllt (siehe die Abbildung Nr. 20) und einem lebenden Knäuel ähnlich zu sein scheint. Es ist ein greulicher Anblick: die Männer, vor Aufregung ganz wild, stoßen mit wahnwitzigem Vergnügen die lieblichen



20. Fanggrube.

Tiere nieder; andere von diesen armen Geschöpfen, vom Gewicht ihrer toten und sterbenden Leidensgefährten zu Boden gedrückt, müssen ersticken, und oft gewahrt man, wie bei ihren letzten Versuchen, sich aufzuraffen, die ganze Masse auf- und niederwogt.

3. Nach dem Ngamisee.

Ich begann alle mögliche Auskunft über die Wüste (Kalahari) einzuziehen mit dem festen Vorsatz, falls es irgend thunlich wäre, durch dieselbe hindurch nach dem Ngamisee zu reisen. Es wurde mir klar, daß ich einen Erfolg nur dann erwarten könnte, wenn ich die Wüste umging, anstatt sie der Mitte nach zu durchschneiden. Die geeignetste Zeit zu einem derartigen Versuche wäre etwa um das Ende der Regenzeit, im März oder April, gewesen, wo wir wahrscheinlich Tümpel von Regenwasser angetroffen hätten, welche während des regenlosen Winters immer austrocknen. Ich war mit den von Sitscheli gestellten Führern darin übereingekommen, ihnen als Vergütung ihrer Dienste meinen Wagen zu borgen, um darin soviel Elfenbein mit nach Hause zu nehmen, als sie sich von dem Häuptling am See verschaffen könnten; als der frühere Afrikareisende Oswell, mit Murray von Indien kommend, bei uns anlangte, übernahm er es, sämtliche Kosten für die Führer zu tragen. Ehe ich jedoch die Begebenheiten dieser Reise schildere, will ich eine kurze Beschreibung der großen Wüste Kalahari geben, damit der Leser sich einen Begriff von den Strapazen machen könne, welche wir zu bestehen hatten.

Die ganze Strecke von dem Oranje-Flusse im Süden unter 29° südl. Br. bis zum Ngamisee im Norden und ungefähr von 24° östl. L. bis in die Nähe der Westküste ist eine Wüste genannt worden, weil sie kein fließendes Wasser und nur sehr wenig Brunnen hat. Dieser Landstrich entbehrt aber keineswegs des Pflanzenwuchses und der Bewohner; denn er ist mit Gras und einer großen Menge Schlingpflanzen bedeckt und weist überdies auch weite Strecken von Gebüsch und sogar von Bäumen auf. Der Boden ist im allgemeinen hellgefärbter weicher Sand, beinahe reine Kieselerde. Die Betten der alten Flüsse enthalten viel Alluvialboden. Die Menge Gras, welche in dieser merkwürdigen Wüste wächst, ist überraschend. Das Gras sproßt gewöhnlich in Büscheln mit kahlen Stellen dazwischen, oder die Zwischenräume werden von Schlingpflanzen eingenommen, deren Wurzeln tief unter dem Boden liegen. Die Zahl der Pflanzen mit Wurzel-

knollen ist sehr groß, und sie sind so eingerichtet, daß sie Nahrung und Feuchtigkeit zugeführt bekommen, selbst wenn während der anhaltenden monatelangen Trockenheit dies anderswo unmöglich wäre. Es giebt hier eine Pflanze, die für gewöhnlich keine Wurzelknollen hat, dieselben aber unter Umständen bildet, wo jenes Anhängsel notwendig ist, um für die Erhaltung ihres Lebens zu dienen. Die Pflanze, die ich hier im Auge habe, gehört zu der Familie der Kürbisse und trägt eine kleine scharlachrote Gurke. Eine andre Pflanzenart, Mokuri genannt, ist eine krautartige Schlingpflanze, welche unter der Erde eine Anzahl Wurzelknollen bildet, von denen manche die Größe eines Mannskopfes erreichten. Die Eingebornen schlagen den Boden ringsherum mit Steinen, bis sie durch die Verschiedenheit des Tones hören, wo die wasserspendende Knolle unter dem Boden liegt, graben dann etwa einen Fuß tief nach und finden sie. Die wunderbarste Pflanze der Wüste ist aber die Kafferngurke oder Wassermelone, die „Kengwe" oder „Keme" der Eingebornen. In Jahren, wo der Regen in ungewöhnlicher Menge fällt, sind unabsehbare Strecken des Landes buchstäblich mit diesen Melonen bedeckt. Freilich kommt jetzt diese Ergiebigkeit kaum einmal in 10 bis 11 Jahren vor. Dann erfreuen sich Tiere jeder Art und Benennung, Menschen nicht ausgenommen, an den reichen Vorräten. Der Elefant schwelgt in dem Genusse dieser Frucht, und seinem Beispiele folgen die verschiedenen Nashornarten; mit gleicher Begierde laben sich daran die verschiedenen Antilopenarten, und selbst Löwen, Hyänen, Schakale und Mäuse scheinen sämtlich die allgemeine Wohlthat zu kennen und zu würdigen. Diese Melonen sind jedoch nicht alle eßbar; einige sind süß, andre so bitter, daß die ganze Familie dieser Kürbisse von den Boers die bittre Wassermelone genannt wird. Die Eingebornen unterscheiden sie dadurch voneinander, daß sie eine Melone um die andre mit einer Axt anhauen und die Zunge in den Spalt stecken. Die bittern sind giftig oder wenigstens schädlich; die süßen dagegen sind ganz gesund.

Die menschlichen Einwohner dieses Landstrichs bestehen aus Buschmännern und Bakalahari. Erstere sind wahrscheinlich die Ureinwohner des südlichen Teiles des Kontinents, letztere die Überbleibsel von der ersten Auswanderung der Betschuanen. Die Buschmänner leben aus freier Wahl, die Bakalahari gezwungen in der Wüste. Die Buschmänner sind die einzigen wirklichen Nomaden in diesem Lande, bebauen niemals den Boden und halten auch keinerlei Haustiere, außer armseligen Hunden. Mit der Lebensweise des Wildes sind sie so genau vertraut, daß sie demselben auf seinen Wanderungen nachziehen

und ihm von einem Ort zum andern nachstellen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Wild, außerdem sammeln die Weiber noch Wurzeln und Bohnen und Früchte der Wüste. Diejenigen von ihnen, welche die heißen, sandigen Ebenen der Wüste bewohnen, zeigen gewöhnlich jene hagern, ausgetrockneten Gestalten, welche große Anstrengungen und harte Entbehrungen ertragen können. Manche sind von niedriger Statur, obschon keine Zwerge. Diejenigen, welche man nach Europa gebracht hat, sind ihrer außerordentlichen Häßlichkeit wegen dazu ausersehen worden. Daß sie viel Ähnlichkeit mit Pavianen haben, ist gewissermaßen wahr, gerade so, wie diese und andre Affen in manchen Stücken erschrecklich menschenartig aussehen.

So war die Wüste beschaffen, zu deren Durchreisung wir uns anschickten. Die Herren Oswell und Murray kamen Ende Mai, und wir alle brachen am 1. Juni 1849 nach der unbekannten Region auf. Wir zogen nordwärts und gelangten bald auf die große Straße zu den Bamangwatos, welche zumeist im Bett eines ehemaligen Flusses oder Wadi hinführt, dessen Lauf früher die Richtung von Nord nach Süd gehabt haben mußte. Das umliegende Land ist vollkommen flach, aber mit lichtem Wald und Busch bewachsen und hat Überfluß an Gras. Boatlanama, unsre nächste Station, ist ein lieblicher Ort in der sonst dürren Gegend. Die Brunnen, aus denen wir Wasser für unser Zugvieh schöpfen mußten, waren tief, aber reichlich voll. In ihrer Nähe fanden sich einige Bakalahari-Dörfer, sowie eine große Anzahl Pallahs, Springböcke, Perlhühner und kleine Affen.

Zu Maschue verließen wir den Weg nach den Bamangwatohügeln und wandten uns nordwärts in die Wüste. Der Boden besteht aus weichem, weißem Sande, der für die Ochsen sehr anstrengend ist, denn die Räder sinken bis an die Felgen ein und sind kaum vorwärts zu bringen. Zu Serotli fanden wir nur einige Löcher, denjenigen ähnlich, welche der Büffel und das Nashorn machen, wenn sie sich im Schlamme wälzen. In der Ecke eines solchen Loches entdeckten wir ein wenig Wasser, das unsre Hunde im Nu aufgeleckt haben würden, wenn wir sie nicht weggetrieben hätten. Und doch war dies, wie es schien, der ganze Vorrat für einige 80 Ochsen, 20 Pferde und etwa ebensoviel Menschen. Unser Führer aber, welcher seine Jugend in der Wüste verlebt hatte, erklärte, es sei hier Wasser genug vorhanden, obschon es nicht darnach aussehe. Mit Fingern und Spaten wurden zwei dieser Löcher soweit ausgehöhlt, daß sie Gruben von etwa 6′ Tiefe und ebensoviel Breite bildeten. Wir ließen das Wasser sich ansammeln und hatten genug, um am Abend die Pferde zu tränken. Da es aber für die

Ochsen nicht ausreichte, so sandten wir diese nach Lobotani zurück, wo sie, nachdem sie 4 Tage (96 Stunden) lang gedürstet hatten, einen reichen Wasservorrat fanden. Wir konnten nur am Morgen und Abend reisen, da ein einziger Tag in der heißen Sonne und dem schweren Sande die Ochsen gänzlich erschöpft haben würde. Die äußersten Anstrengungen der Diener, Peitschenknall und Schläge brachten die armen Tiere doch nur 19 engl. Ml. weit an einem Tage (= ca. 5 deutschen Ml.). Wir hatten auf diese Art nur 44 engl. Ml. von Serotli aus zurückgelegt, die Ochsen waren von der weichen Beschaffenheit des Bodens und vom Durste weit mehr erschöpft, als wenn sie die doppelte Entfernung auf einem harten, die nötigen Wasservorräte darbietenden Wege zurückgelegt hätten. Und jetzt lagen nach unsrer Berechnung mindestens noch 30 engl. Ml. ebenso trockner und beschwerlicher Weg vor uns.

In dieser Jahreszeit wird das Gras so dürr, daß es in der Hand zu Staub zerbröckelt; die armen ermatteten Zugtiere kauten und kauten, ohne nur ein frisches Hälmchen zu finden, und blökten kläglich, als sie das Wasser in unsern Gefäßen witterten. Wir waren alle fest entschlossen, unser Vorhaben durchzusetzen. Endlich, am Morgen des dritten Tages, kamen einige Männer, welche auf einem kleinen Fußpfade der Spur mehrerer wasserliebenden Tiere nachgegangen waren, mit der fröhlichen Kunde zurück, daß sie „Metse“, Wasser, gefunden hätten und wiesen zur Bestätigung ihrer Aussage auf den Schlamm an ihren Knieen. Es ist ein wahrhaft herzerquickender Anblick, die durstigen Ochsen in einen Tümpel köstlichen Regenwassers, wie wir solches fanden, hineinstürzen zu sehen. Sie gehen so weit ins Wasser, bis es ihnen beinahe an die Kehle geht, dann stehen sie still und schlürfen gemächlich in langen, erquickenden Zügen, bis ihre eingefallnen Wammen sich wieder ausdehnen, als ob sie bersten wollten. Wir gönnten dem Vieh an diesem Orte Rast und setzten dann unsre Reise durch das trockne Bett des Flusses M o k o t o abwärts fort. Der Mokoto muß ehemals viel Zuflüsse aufgenommen haben; denn er wird sehr breit und erweitert sich zu einem großen See, von welchem der jetzt von uns aufgesuchte Ngamisee nur einen sehr kleinen Teil bildete.

Zu Ntschokotsa stießen wir auf die erste von einer großen Menge Salzpfannen, welche mit salzsaurem Kalk ganz bedeckt war. Zu der Zeit, wo uns die Salzpfanne zu Gesicht kam, warf die untergehende Sonne grade einen bläulichen Duft über die weißen Inkrustationen, so daß das Ganze einem See täuschend ähnlich sah. Oswell warf bei diesem Anblick seinen Hut in die Luft; ich kam etwas später und

ward ebenso vollständig getäuscht wie er, und da wir zuvor übereingekommen waren, aufeinander zu warten und gemeinsam den ersten Blick auf den See zu thun, so ärgerte ich mich darüber, daß er, wenn auch absichtslos, den Anblick desselben zuerst gehabt hatte. Wir ließen uns nämlich nicht im mindesten träumen, daß der langersehnte See noch mehr als 300 engl. Ml. von uns entfernt sei.

Die Luftspiegelung (Fata Morgana) über diesen Salinen war merkwürdig, und man sieht, soviel ich weiß, diese Lufterscheinung nirgends so vollkommen, als über solchen salinischen Inkrustationen. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, um das genaue Bild großer Wasseransammlungen zu erkennen. Die Wellen tanzten darauf hin, und die Schatten der Bäume spiegelten sich unter der Oberfläche lebhaft und in solch wunderbarer Weise ab, daß unser abgeschirrtes Vieh aufbrach und samt den Pferden, Hunden und sogar den Hottentotten den trügerischen Teichen entgegeneilte. Eine Herde Zebras sah in der Luftspiegelung Elefanten so täuschend ähnlich, daß Oswell ein Pferd sattelte, um sie zu jagen. Allein plötzlich war es, als wenn der Nebel zerriß, und sofort verschwand das Trugbild.

Am 4. Juli zogen wir zu Pferde voraus dem vermeintlichen See entgegen und glaubten ihn von Zeit zu Zeit wieder zu sehen; allein endlich gelangten wir an das Wasser und fanden, daß das der Zouga (Suga), ein nach Nordost strömender Fluß war. Ein Dorf der Bakarutse lag am jenseitigen Ufer. Zwei Bakuena und ich konnten neben einem Fischerwehr durchwaten. Die Leute im Dorfe teilten uns mit, daß dieser Fluß aus dem Ngami komme. Wie sie sagten, hatten wir noch einen Monat dahin zu reisen; allein wir brauchten ja nur dem Suga zu folgen und mußten auf diesem Wege an das große Wasser kommen. Nachdem wir am Ufer des schönen Flusses ungefähr 90 engl. Ml. weit hinaufgezogen waren und fanden, daß wir noch eine bedeutende Strecke vom Ngami entfernt seien, ließen wir alle unsre Ochsen und Wagen bis auf denjenigen Oswells, welcher der kleinste war, und bis auf ein einziges Gespann in Ngabisane zurück in der Hoffnung, sie würden sich für die Heimreise stärken, während wir einen Ausflug nach dem See machten. In den Kanoes der Uferbewohner fuhren wir den schönbewaldeten Fluß hinauf. Zwölf Tage nach unsrer Abreise von Ngabisane erreichten wir das nordöstliche Ende des Sees Ngami; am 1. August 1849 zogen wir miteinander nach dem breiten Teile desselben hinunter, und zum ersten Male zeigte sich dieser prächtig anzusehende große Wasserspiegel europäischen Blicken.

Der Ngamisee ist seicht, denn ich sah später einen Eingebornen seinen Kahn über eine Strecke von 7—8 engl. Ml. am nordwestlichen Ende mit einer kurzen Ruderstange fortstoßen. Das Wasser des Sees ist vollkommen süß, so lange er voll ist, bei niedrigem Wasserstande dagegen salzig.

Der Hauptzweck, weshalb ich nach dem See reiste, war ein Besuch bei Sebituane, dem großen Häuptling der Makololo, welcher noch ungefähr 200 engl. Ml. jenseits des Sees wohnen sollte. Am Tage nach unsrer Ankunft am See wandte ich mich an den Häuptling Letschulatebe, um Führer zu Sebituane zu bekommen. Er erbot sich, mir soviel Elfenbein zu geben, als ich nur wollte, wenn ich nicht zu jenem Häuptling ginge. Als ich mich aber entschieden weigerte, sein Anerbieten anzunehmen, so willigte er sehr ungern ein, mir Führer zu geben. Am folgenden Tage jedoch, als Oswell und ich uns anschickten, zu Pferde weiter zu reisen, verweigerte er uns die Führer und schickte Leute zu den Bakoba mit der Weisung, uns den Übergang über den Fluß zu verwehren. Ich versuchte mit großer Mühe, an einer schmalen Stelle ein Floß herzustellen und arbeitete viele Stunden im Wasser; allein das dürre Holz war so wurmstichig, daß es nicht einmal eine einzelne Person tragen konnte. Ich hatte damals noch gar keine Ahnung von den vielen Alligatoren im Suga. Die Jahreszeit war schon weit vorgeschritten, und als Oswell mit seiner gewohnten Großmut sich sofort aus freien Stücken erbot, nach dem Kap hinunterzureisen und ein Boot heraufzubringen, so beschlossen wir, uns wieder auf den Heimweg nach dem Süden zu machen. Als wir den Suga hinunterfuhren, hatten wir vollauf Zeit, uns seine Ufer zu betrachten. Prachtvolle Bäume schmücken dieselben; zwei ungeheure Baobab-Bäume (Affenbrotbäume) stehen nahe an der Mündung des Suga in den See; der größte derselben hatte einen Umfang von 76 engl. Fuß. Die Palmyrapalme erscheint hier stellenweise unter Bäumen, welche man weiter nach Süden nicht antrifft. Wir fanden Elefanten in erstaunlicher Menge am südlichen Ufer. Wir trafen auch Exemplare von gradhörnigem Nashorn und entdeckten eine ganz neue Antilopenart, die sogenannte Letsche oder Letschwi. Es ist eine schöne Wasserantilope von hellbraun-gelber Farbe. Große Scharen trefflicher Fische kommen jährlich mit dem Strom herab. Unter ihnen ist die Kapaesche am häufigsten. Die Netze der Eingebornen sind genau auf dieselbe Weise gestrickt wie die unsrigen.

4. Von Kolobeng zum Sambesi.

Als auch ein zweiter Versuch, zu Sebituane zu gelangen, vereitelt war*), kehrten wir wieder nach Kolobeng zurück, wohin uns bald eine Anzahl Boten von diesem Häuptlinge selbst folgte. Sobald er nämlich von unsern Versuchen, zu ihm zu kommen, gehört hatte, sandte er 3 Abteilungen seiner Leute mit 13 braunen Kühen an Letschulatebe, mit 13 weißen Kühen an Sekomi und mit 13 schwarzen Kühen an Sitscheli ab, mit der Bitte an jeden, sie möchten den weißen Männern behilflich sein, zu ihm zu gelangen. Sitscheli erlaubte leider allen Boten, noch vor meiner Rückkehr aus Kuruman abzureisen. Sekomi war jedoch ungewöhnlich gnädig und versorgte uns mit einem Führer; allein niemand kannte den Weg jenseit Ntschokotsas (an den Salzpfannen). Ein Buschmann, Namens Schobo, ließ sich bereit finden, uns als Führer durch das wüste Land (nördlich von den Salzpfannen bis zum Lande Sebituanes am Sambesi) zu dienen. Der einzige Pflanzenwuchs war niedriges Gestrüpp in tiefem Sande, kein Vogel und kein Insekt belebte die Landschaft. Es war ohne Ausnahme der ungastlichste Anblick, den ich jemals gehabt habe, und zu allem Unglück kam noch, daß unser Führer Schobo schon am 2. Tage in der Irre herumlief. Die Ochsen waren furchtbar ermüdet und durstig, und am 4. Tage machte sich Schobo ganz aus dem Staube. Wir zogen nun in der Richtung weiter, in welcher wir ihn zuletzt gesehen hatten, und ungefähr um 11 Uhr sahen wir die ersten Vögel und entdeckten dann die Fährte eines Nashorns. Bei diesem Anblick spannten wir die Ochsen aus, welche, wie es schien, das Zeichen verstanden und sogleich davonliefen, um das Wasser in dem Flusse Mababe (der von Norden in den Suga fällt) aufzusuchen, welcher von uns nach Westen hin lag. Der Wasservorrat war durch einen unsrer Diener vergeudet worden, und am Nachmittag blieb uns nur noch ein kleiner Teil für die Kinder. Dies brachte uns eine bitter ängstliche Nacht, und je weniger wir am (fünften) Morgen Wasser hatten, desto durstiger wurden die Kinder. Der Gedanke, daß sie vor unsern Augen verschmachten könnten, war entsetzlich. Es wäre mir fast ein Trost gewesen, wenn mir jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß ich die alleinige Ursache dieser Katastrophe sei: allein die Mutter der Kleinen äußerte auch nicht ein Wort des Tadels, obschon ihre

*) Im April 1850 durch das Befallenwerden seiner 3 Kinder und der Diener mit dem Fieber am Suga.

thränenvollen Augen genugsam den Schmerz in ihrem Innern bekundeten. Am Nachmittage des 5. Tages endlich kehrten zu unserm unaussprechlichen Trost einige von unsern Leuten mit einem Vorrate von Wasser zurück, dessen wirklichen Wert wir nie zuvor gefühlt hatten.

Das Vieh war auf dem Wege zum Wasser des Mababe wahrscheinlich durch ein kleines Gehölz von Bäumen gekommen, wo es Tsetse-Fliegen gab, ein Insekt, welches binnen kurzem für uns eine wahre Pest werden sollte. Dieses Insekt ist nicht viel größer als die gewöhnliche Stubenfliege und hat beinahe dieselbe braune Farbe wie die gemeine Honigbiene. Die Tsetse ist außerordentlich behend. Der Reisende, welcher für sein Fortkommen auf Haustiere angewiesen ist, kann ihr Gesumme nie vergessen, wenn er es ein einziges Mal gehört hat; denn es ist wohlbekannt, daß der Stich dieser giftigen Fliege den Ochsen, Pferden und Hunden sichern Tod bringt. Wir verloren auf dieser Reise 43 Ochsen durch ihren Stich, obschon wir nicht bemerkt hatten, daß eine größere Anzahl Fliegen auf einmal sich auf unser Vieh gesetzt hatte. Eine besonders merkwürdige Erscheinung bei dem Biß der Tsetse ist dessen vollkommene Unschädlichkeit beim Menschen und bei wilden Tieren, ja sogar bei Kälbern, so lange sie noch an den Kühen saugen. Ihr Bezirk war ganz scharf abgegrenzt; denn auf dem südlichen Ufer des Tschobe waren sie in Menge, und auf dem nördlichen Ufer, wo unser Vieh untergebracht war, nur etwa 50 Schritt entfernt, sah man nicht eine einzige Fliege.

Die Makololo, welche wir am Tschobe (rechter Zufluß des Sambesi) trafen, waren sehr erfreut, uns zu sehen. Ihr Häuptling Sebituane war nach Sescheke (am Sambesi) herabgekommen, sobald er die Ankunft von Weißen, die ihn besuchen wollten, vernommen hatte, und war uns noch 100 engl. Ml. weiter entgegengereist, um uns in seinem Lande zu bewillkommnen. Er beteuerte uns seine Freude und setzte hinzu: „Euer Vieh ist sämtlich von der Tsetse gebissen worden und wird gewiß sterben, doch gleichviel! Ich habe Ochsen und will Euch geben, soviel Ihr bedürft." Er beschenkte uns sodann mit einem Ochsen und einem Krug Honig zu unsrer Nahrung und übergab uns der Fürsorge von Mahale, welcher die Gesandtschaft nach Kolobeng angeführt hatte. Sebituane war ungefähr 45 Jahre alt, hoch von Wuchs, von straffer Gestalt; seine Haut war olivengelb oder hellbraun, wie Milchkaffee, sein Kopf etwas kahl; in seinem Gebahren kaltblütig und gesetzt, war er in seinen Antworten offenherziger, als irgend ein andrer Häuptling, den ich jemals getroffen habe. Er war der größte Krieger und führte seine Leute stets persönlich ins Gefecht;

er hatte alle schwarzen Stämme auf einem ungeheuren Landstrich bezwungen; er wußte alles, was in seinem ganzen Lande vorging; denn er verstand sich auf die Kunst, die Zuneigung seines eignen Volkes sowohl als die der Fremden durch Leutseligkeit und Freigebigkeit zu erwerben.

Der Beweis von Vertrauen, welchen wir ihm dadurch gegeben hatten, daß wir unsre Kinder mitbrachten, erfreute ihn sehr, und er versprach, uns mitzunehmen und uns sein Land zu zeigen, daß wir uns selber einen Ort für unsre künftige Niederlassung wählen könnten. Der arme Sebituane hatte aber kaum seinen so lange gehegten Wunsch in Erfüllung gehen sehen, als er an einer Lungenentzündung erkrankte. An dem Sonntag-Nachmittag, wo er starb, besuchte ich ihn nach vollbrachtem Gottesdienst mit meinem kleinen Robert. „Komm näher," sagte Sebituane, „und sieh, ob ich noch ein Mann bin; es ist um mich geschehen." Wir erfuhren seinen Tod erst am andern Tage. Das Begräbnis eines Betschuanenhäuptlings findet in seiner Viehhürde statt, und sein sämtliches Vieh wird eine oder zwei Stunden lang um das Grab herum und über dasselbe hinweggetrieben, so daß es ganz unkenntlich gemacht und vertilgt wird.

Mit Sebituanes Tod ging die Häuptlingsstelle auf eine Tochter Namens Ma-motschisane über. Sie gab uns unbeschränkte Erlaubnis, jeden beliebigen Teil des Landes zu besuchen. Oswell und ich setzten also die Reise 130 engl. Ml. nach NO. bis nach Sescheke fort, und Ende Juni 1851 sahen wir uns durch die Entdeckung des S a m b e s i im Zentrum des Kontinents belohnt. Dies war eine Thatsache von großer Wichtigkeit; denn daß dieser Fluß sich hier finde, war bis jetzt ganz unbekannt. Wir sahen ihn zu Ende der trocknen Jahreszeit, und doch fanden wir einen tiefgehenden, 3—600 Ellen breiten Strom. Zur Zeit seiner jährlichen Überschwemmung steigt er volle 20′ in senkrechter Höhe und überflutet das umliegende Land 15—20 engl. Ml. weit.

Das Land, welches wir vom Tschobe aus durchreist hatten, war vollkommen flach, diejenigen Stellen ausgenommen, an welchen große Ameisenhaufen oder die Überreste von solchen standen, welche immer noch Erdhaufen von einigen Fuß Höhe bildeten. Diese sind mit wilden Datteln und Palmyrabäumen bedeckt; an einigen Punkten finden sich auch Mimosen- und Mopanewälder. Die Gegend zwischen dem Tschobe und Sambesi wird von Zeit zu Zeit unter Wasser gesetzt, und man trifft häufig große Strecken Sumpf in der Nähe des Tschobe oder an seinen Ufern. Die Makololo bewohnen diese Sumpfgegend, da ihnen das tiefe Schilf Schutz vor ihren Feinden gewährt.

Die gesünderen Bezirke boten keinen derartigen Schutz; ihre sichern Wohnorte waren aber so nachteilig für Leben und Gesundheit, daß die ursprünglichen Eingebornen des Landes fast ganz und gar vom Fieber aufgerieben worden waren. Dieser Gefahr mochte ich jedoch meine Familie nicht aussetzen. Da wir die ersten Weißen waren, welche den Eingebornen jemals zu Gesicht gekommen, so hatten wir einen ungeheuren Zulauf von neugierigen Besuchern. Unter den ersten, welche kamen, war ein angesehener Mann in einem bunten, kattunenen Schlafrock, außerdem trugen viele von den Makololo Kleidungsstücke von blauem, grünem und rotem Boy, sowie von gedrucktem Kattun, und wir erfuhren auf unsre Erkundigungen, daß diese Stoffe gegen Knaben von dem Mambaristamm in der Nähe von Bihe (in Benguela) eingetauscht worden waren. Dieser Stamm begann den Sklavenhandel mit Sebituane erst im Jahre 1850. Ich faßte den Entschluß, meine Familie nicht länger mehr den Gefahren dieses ungesunden Landstrichs auszusetzen, sondern sie nach England zu senden und allein hierher zurückzukehren in der Absicht, das Land zu durchforschen, einen gesunden Bezirk aufzusuchen, aus dem sich ein Mittelpunkt der Zivilisation machen ließe, und das Innere mittels eines Weges zu erschließen, der entweder an der Ost- oder Westküste mündete.

Dieser Plan führte mich im April 1852 nach dem Kap zurück, und zum erstenmal nach 11 Jahren genoß ich wieder den Anblick zivilisierter Zustände.

5. Reise quer durch Afrika 1852—56.

a) Nach Westen bis Loanda.

Nachdem ich meine Familie nach England abgeschickt hatte, trat ich zu Anfang Juni 1852 meine letzte Reise von der Kapstadt aus an. Diese Reise erstreckte sich vom südlichsten Ende des afrikanischen Kontinents bis nach St. Paul de Loanda, der Hauptstadt von Angola, an der Westküste und von hier durch das ganze südliche Zentralafrika in schiefer Richtung nach Kilimane in Ostafrika.

Ich bediente mich anfangs des landesüblichen Verkehrsmittels, des außerordentlich schwerfälligen, von 10 Ochsen gezognen Wagens. Meine Begleiter waren 2 christliche Betschuanen — die besten Diener, welche ich je gehabt habe — 2 männliche Bakuena und 2 junge Mädchen, welche als Wärterinnen mit unsren Kindern nach der Kapstadt gekommen waren und nun wieder in ihre Heimat nach Kolobeng zurückkehrten.

Wir setzen über den Oranje-Fluß und betreten ein unabhängiges, von Griquas und Betschuanen bewohntes Gebiet. Unter Griquas versteht man jene Mischlingsrasse von Eingebornen und Europäern; die hier in Betracht kommenden stammten von Holländern einerseits und Hottentottinnen und Buschweibern andrerseits ab. Sie wurden viele Jahre durch einen freigewählten Häuptling, Namens Waterboer, regiert, welcher auf Grund eines Vertrags alljährlich von der Kolonialregierung eine kleine Summe zur Erhaltung von Schulen in seinem Gebiet erhielt und sich als eine höchst wachsame Schutzwache unsrer Nordgrenze erwies. Da er die verderblichen Wirkungen der Einführung von starken geistigen Getränken unter seinem Volke wahrgenommen hatte, so verordnete er mit charakterfester Energie, daß jedem Boer oder Griqua, der Branntwein ins Land hinein brächte, sein ganzer Vorrat weggenommen und ausgegossen werden sollte. Viele Hunderte von Griquas sowohl als Betschuanen sind durch den Unterricht englischer Missionare zu Christen gemacht und teilweise zivilisiert worden. Ich erwartete jedoch einen höhern Grad von christlicher Einfalt und Reinheit, als er bei ihnen und bei uns existiert. Sie gingen in früheren Zeiten so ziemlich wie die Kaffern gekleidet, wenn man dieses Wort anwenden darf, wo eigentlich kaum Kleidung vorhanden ist. Eine Anzahl lederner Schnüre, ungefähr 1½' lang, ließen die Weiber vorn an der Taille herabhängen, ein zugerichtetes Schaf- oder Antilopenfell bedeckte die Schultern. Die Männer trugen ein Stück Fell von der Größe eines Hutkopfes, das kaum die Zwecke der Schicklichkeit erfüllte, und einen Überwurf in gleicher Weise wie die Frauen. Um die Poren der Haut vor dem Einfluß der Sonne bei Tage und der Kälte bei Nacht besser zu schützen, beschmierten sie sich mit einer Mischung von Fett und Ocker. Der Kopf wird mit gepulvertem blauen Glimmerschiefer und Fett eingerieben. Heutzutage dagegen kommen diese Leute mit anständiger, wenn auch armseliger Kleidung in die Kirche und betragen sich mit Anstand. Der Sonntag wird streng beobachtet, und selbst an Orten, wo keine Missionare leben, werden regelmäßig religiöse Zusammenkünfte abgehalten und Kinder und Erwachsene von ihren in der Bildung vorgerückteren Landsleuten im Lesen unterrichtet, und niemals wird jemand zu dem vor der Taufe abzulegenden Glaubensbekenntnis zugelassen, wenn er nicht lesen kann und das Wesen der christlichen Religion inne hat.

Während meines Aufenthaltes in Kuruman war Moffat, welcher seit ungefähr 40 Jahren als Missionar in Afrika gelebt hat, emsig damit beschäftigt, in der Druckerei seiner Station die Bibel in der Sprache der Betschuanen drucken zu lassen. Dies ist ein Werk der

angestrengtesten Arbeit gewesen. Man kann sich darnach eine Vorstellung von dem Wortreichtum dieser Sprache bilden, daß selbst er — der wenigstens 30 Jahre lang seine Aufmerksamkeit ganz dem Studium derselben zugewendet hat — in jeder Woche neue Worte entdeckt. Als Sitscheli einsah, daß wir nicht länger bei ihm in Kolobeng bleiben konnten, schickte er seine Kinder zu Moffat nach Kuruman, um dort in allen Kenntnissen der Weißen unterrichtet zu werden. Da ich durch das Zerbrechen eines Wagenrades ungefähr 14 Tage lang in Kuruman aufgehalten worden war, so ward ich durch besondere Fügung der Vorsehung verhindert, bei dem Angriff der Boers auf die Bakuena anwesend zu sein, wovon uns die erste Nachricht durch Masebele, die Frau Sitschelis, überbracht wurde. Sie brachte Moffat einen Brief, der für sich selbst reden soll; beinahe wörtlich übersetzt lautet er folgendermaßen:

„Freund der Liebe meines Herzens und des ganzen Vertrauens meines Herzens! Ich bin Sitscheli, ich bin zu Grunde gerichtet durch die Boers, obschon ich ihnen nichts zu Leide gethan habe. So verlangten sie, ich sollte in ihrem Reiche leben, und ich lehnte es ab; sie verlangten, ich sollte die Engländer und Griquas am Durchzuge (nach Norden) hindern. Ich entgegnete: Diese sind meine Freunde, und ich kann sie nicht hindern. Sie kamen am Sonnabend, und ich ersuchte sie, am Sonntag nicht zu kämpfen, und sie willfahrten. Sie begannen am Montag Morgen um die Dämmerung und schossen mit all ihrer Macht und verbrannten die Stadt und zerstreuten uns. Sie erschlugen 60 von meinem Volk und nahmen Weiber und Kinder und Männer gefangen. Sie raubten alles Vieh und alles Besitztum der Bakuena, und Livingstones Haus plünderten sie und nahmen alle Habe mit.“

Wir verließen Kuruman am 20. Nov. 1852 und setzten unsre Reise fort. Wir zogen an dem östlichen Rande der Kalahari-Wüste hin und vermieden jede Begegnung mit den Boers. Ein ungewöhnlich starker Regenfall im Jahre 1852 bildete den Schluß eines Cyclus von 11—12 Jahren, in welchem diese Erscheinung dreimal stattgefunden haben soll. Die Folge war eine außerordentlich reiche Melonenernte. Wir gingen den Mokoto abwärts, der einst, wie sich jetzt lebende Leute noch recht gut erinnern, ein wasserreicher Strom war. Nach einem heftigen Gewitter sahen wir es einst, daß er in seiner alten Pracht wieder einmal nördliche Richtung einschlug. In Ntschokotsa (in der Nähe der Salzpfannen) stand, da die Regenzeit in diesem Jahre später als gewöhnlich eingetreten war, das Thermometer auf 96° F. (= 35,5° C.) im kühlsten Schatten. Zwei Zoll unter dem Boden stand das Thermometer hier auf 128° F. (= 53,3° C.).

Um Ntschokotsa war alles ausgedörrt, und der weiße Glanz des Bodens griff die Augen außerordentlich an. Wir gruben mehrere Brunnen auf, und da wir jedesmal warten mußten, bis das Wasser wieder hineingelaufen war, und dann unser Vieh ein paar Tage ruhen und den Durst so gut als möglich stillen lassen mußten, ehe wir weiter zogen, so ging es nur langsam vorwärts. Auf den weiten Ebenen ringsum sahen wir Herden von Zebras, Gnus, selbst Büffel, welche tagelang dastanden und sehnsüchtig nach dem Brunnen schauten, um einen Schluck von dem schmutzigen Wasser zu erlangen. Wir überschritten das ungeheure Becken Ntwetwe, das fast die Breite eines Sees hat. Große Strecken dieser Gegend bestehen aus Kalktuff mit einer ganz dünnen Erddecke. Massen von Baobab- und Mopanebäumen sind über die ganze harte Oberfläche zerstreut. Etwa 2 Ml. jenseits des nördlichen Randes dieses Beckens spannten wir unter einem prächtigen Baobab aus. Er bestand aus 6 Armen, welche zusammen einen Stamm bildeten. Drei Fuß vom Boden hatte er 85′ Umfang. Ich habe einen Baobab gesehen, in welchem 20—30 Menschen wie in einer Hütte sich niederlegen und schlafen konnten. Das Holz ist so schwammig und weich, daß bei einem derben Schlage die Axt soweit hineinfährt, daß sie nur mit großer Mühe wieder herausgezogen werden kann.

In Unku betraten wir einen Landstrich, dem erquickende Regengüsse zu teil geworden waren; jeder Platz war mit Gras bedeckt und die Wälder in voller Blüte. Statt der traurigen Einöde bei Ntschokotsa genossen wir einen köstlichen Anblick, alle Tümpel waren voll Wasser, und die Vögel zwitscherten lustig. Am 10. März 1853 mußten wir anhalten, da 4 von unsern Leuten erkrankt waren, aber anstatt daß sich die Erkrankten bald erholten, legten sich in wenig Tagen alle unsre Leute, ausgenommen ein Bakuenaknabe und ich selbst. Er versorgte die Ochsen, während ich den Kranken beistand. Als wir jedoch für die Kränksten Betten in den Wagen hergerichtet hatten, konnten wir langsam weiter reisen. Der Wald, durch den wir uns langsam durcharbeiteten, wurde täglich dichter, und wir mußten unaufhörlich die Axt gebrauchen. Endlich kamen wir an den Sanschureh, eine unübersteigliche Schranke. Wir lagerten uns unter einem prächtigen Baobab-Baume und beschlossen, eine Furt aufzusuchen. Dieser große, tiefe, an mehreren Stellen mit Schilf angefüllte Strom, in welchem Flußpferde leben, ist nur einer der Arme, durch welche ein Teil der jährlichen Überschwemmungen des Tschobe nach SO. abfließt. Wir machten östlich und westlich viele Versuche, über den Sanschureh zu kommen, bis die Buschmänner ganz erschöpft waren. Durch Ge-

schenke konnte ich sie bewegen, noch einige Tage zu bleiben; endlich aber liefen sie nachts davon. Da nahm ich einen der stärksten von meinen noch gesunden Reisegefährten und ging in einem Ponton über den Fluß. Wir nahmen jeder Lebensmittel und eine Decke mit und drangen 20 engl. Ml. westwärts vor in der Hoffnung, den Tschobe zu erreichen. Auf der Fläche, welche wir den ganzen ersten Tag durchwanderten, reichte uns das Wasser bis an die Knöchel. Sie war mit dichtem Gras bedeckt, das bis an die Knie ging. Am Abend erreichten wir einen ungeheuren Rohrwall von 6—7′ Höhe, den zu durchdringen unmöglich war. Wir versuchten es zwar, aber das Wasser war so tief, daß wir davon abstehen mußten. Als wir am nächsten Morgen die höchsten Bäume erkletterten, sahen wir eine schöne große Wasserfläche, die auf allen Seiten von demselben undurchdringlichen Rohrgürtel eingeschlossen war. Es ist dies der breite Teil des Flusses Tschobe, Sabesa genannt. Zwei mit Bäumen bedeckte Inseln schienen dem Wasser viel näher zu sein, als das Ufer, auf welchem wir uns befanden. Daher versuchten wir sie zu erreichen. Wir hatten übrigens nicht bloß Rohr zu passieren. Eine Art sägeartig gezahntes Gras, das wie ein Rasiermesser die Hände verletzte, fand sich unter das Rohr gemischt, und Winde, so dick wie Bindfaden, hielt die Masse zusammen. Wir kamen uns wie zwei Zwerge darin vor. Wir troffen von Schweiß, und als die Sonne hoch stieg, und kein Lüftchen das Rohr bewegte, wurde die Hitze wahrhaft erstickend, und das Wasser, das bis ans Knie reichte, war sehr erfrischend. Nach mehrstündiger Arbeit erreichten wir eine der Inseln. Meine festen Moleskin-Beinkleider waren an den Knieen ganz durchgerieben, die Lederhosen meines Begleiters waren ebenfalls zerrissen und seine Beine bluteten. Ich riß mein Taschentuch entzwei und band mir die Stücke ums Knie. Da zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Als wir etwa 40—50 Ellen vom klaren Wasser entfernt waren, stießen wir auf große Mengen Papyruspflanzen, welche — wie Palmen im kleinen — 8—10′ hoch waren und 1½ Zoll Durchmesser hatten. Sie waren durch Winden so fest verschlungen, daß wir trotz vereinter Anstrengung sie nicht unter das Wasser hinabdrücken konnten. Nach einer feuchten, kalten Nacht machten wir uns daran, unsre Erforschungen fortzusetzen, und brachten den Ponton in Ordnung, uns die Arbeit zu erleichtern. Wir wagten uns in einen tiefen Strom, der 80—100 Ellen breit war, und ruderten von Mittag bis Sonnenuntergang. An den Ufern sahen wir nichts als Schilfmauern, und es schien, als sollten wir die Nacht ohne Abendbrot auf dem Kahne zubringen. Aber als eben das kurzandauernde, in dieser Gegend gewöhnliche Zwielicht

eintrat, erblickten wir am nördlichen Ufer Moremi, ein Dorf der Makololo, deren Bekanntschaft ich früher bereits gemacht hatte. Die Leute sahen uns an, als ob wir Gespenster wären. Am nächsten Tage kehrten wir zu Kahn wieder zu unsern Leuten zurück. Nach wenigen Tagen Aufenthalt kamen einige Häuptlinge der Makololo aus Linjati (am Tschobe) mit einer Schar Barotse, um uns über den Fluß zu führen. Sie thaten dies auf bewundernswürdige Weise; sie schwammen und tauchten zwischen den Ochsen — mehr Alligatoren als Menschen ähnlich —, nahmen die Wagen auseinander und brachten sie auf zusammengebundnen Kähnen hinüber. Jetzt waren wir unter Freunden. Wir wandten uns westlich nach Linjati, wo wir am 23. Mai 1853 ankamen. Linjati ist die Hauptstadt der Makololo.

Die ganze Bevölkerung der Stadt, welche 6—7000 Seelen betrug, kam in pleno heraus, um unsre Wagen in Augenschein zu nehmen. Sekeletu, der jetzt zur Macht gelangt war (an seiner Schwester Statt), empfing uns als König und setzte uns eine große Anzahl Krüge Bier vor. Sie wurden von Weibern herbeigebracht, von denen jede einen derben Zug that, ehe sie den Krug hinsetzte, um zu prüfen, ob es vergiftet sei. Sekeletu (Sebituanes Sohn) war ein junger Mann von 18 Jahren, von dunkelgelber Farbe wie Kaffee und Milch; er ist ungefähr 7′ hoch und nicht so gut von Aussehen, noch ebenso geschickt als sein Vater war, aber den Engländern gleich freundlich gesinnt. Bald nach unsrer Ankunft in Linjati nahm mich Sekeletu beiseite und drang in mich, zu sagen, was ich gern hätte und von ihm zu erhalten hoffte. Ich erklärte ihm, meine Absicht gehe dahin, ihn und sein Volk zu Christen zu machen. Er aber antwortete, er wünsche nicht die Bibel lesen zu lernen; denn er fürchte, „es möchte sein Herz ändern und ihn dahin bringen, wie Sitscheli mit einer Frau zufrieden zu sein.“

Die Familien der Makololo (nördlichster Betschuanenstamm) sind über das ganze Land zerstreut; ein, zwei Familien in jedem Dorfe sind die Herren des Landes. Sie haben sich viele andre Stämme dienstbar gemacht (so die Barotse), die man mit dem allgemeinen Namen Makalaka benennt; sie müssen zwangsweise allerhand Dienste thun, und bei der Bearbeitung des Bodens helfen. Doch hat jeder einzelne ein eignes Stück Land und ist im übrigen unabhängig. Man kann diese Art der Dienstbarkeit Sklaverei nennen, denn sie sind mit Waffengewalt unterworfen worden; aber es ist eine sehr milde Sklaverei. Die Makololo-Frauen arbeiten nur wenig, sind freigebig mit Milch und andern Nahrungsmitteln, nur wollen sie schöne Hütten und Höfe haben. Sie trinken viel Hirsebier, welches sehr nahrhaft ist und jene Plumpheit der Formen gewährt, die man für schön hält. Ihr

wolliges Haar schneiden sie ganz kurz ab und lieben es, immer fettig auszusehen. Ihre Kleidung ist ein Schurz, der bis an die Kniee reicht, gewöhnlich aus Ochsenhaut, die man so weich wie Tuch gearbeitet hat. Ein Fell als Mantel werfen sie über die Schultern, wenn sie unbeschäftigt sind. Ihr liebster Schmuck sind große Messingringe von Fingerdicke, die sie an den Knöcheln befestigen, und messingne und elfenbeinerne Armbänder, oft einen Zoll breit. Um den Hals trägt man Perlenschnüre (von hellgrünen oder roten Perlen).

Ich schlug den Makololo vor, lesen zu lernen. Motibe, Sekeletu's Schwiegervater, und einige andre beschlossen, sich an das geheimnisvolle Buch zu wagen. Nachdem Motibe das Alphabet überwunden hatte, machten Sekeletu und seine jungen Genossen auch den Versuch. — Die Makololo haben 2 Rindviehrassen; die eine heißt Batoka, weil sie dem Batokastamme geraubt ist; sie ist klein, aber sehr schön und unsern Ziegen mit kurzen Hörnern sehr ähnlich. Sie sind sehr zahm und spielen gern. Das Fleisch dieser Rasse ist besser, als das der größern, der Barotse-Ochsen, welche aus dem fruchtbaren Barotsethal stammen. Sie sind oft 6′ hoch und haben große Hörner. Die Makololo haben die Gewohnheit, von den Hörnern dieser Ochsen an der einen Seite ein Stück abzufeilen, so lange sie noch wachsen, damit sie sich in der gewünschten Richtung krümmen und allerhand phantastische Formen annehmen. Sie lieben ihr Vieh und verwenden viel Zeit darauf, es zu putzen und zu schmücken. Einige sind über und über in Linien wie die Streifen des Zebra mit einem heißen Messer gezeichnet, damit das Haar sich dauernd umfärbe. Sie machen aus den Ochsenhäuten Mäntel und Schilde. Am 2. Juni erkannten die Makololo, daß ich das Fieber hatte, mit dem ich seitdem recht genau bekannt geworden bin. Ich hoffte immer, sie hätten ein wirksameres Mittel, als unsre eigne Medizin aufweist; aber nachdem mich ihre Schwitzbäder fast umgebracht hatten und ich beinahe geräuchert war, kam ich zu der Einsicht, daß ich mich selbst schneller kurieren könnte. Die Makololo hatten für mich einen Garten angelegt und Mais gepflanzt. Derselbe wurde jetzt von den Frauen in großen hölzernen Mörsern zu feinem Mehl zerstoßen. Sekeletu fügte diesem Mehle noch 10—12 Krüge Honig zu, von denen jeder etwa 2 Galonen (= ca. 8 Liter) faßte. Auch bekamen wir reichlichen Vorrat an Erdnüssen, und jede Woche wurde ein oder zwei Ochsen für uns geschlachtet. Sekeletu bestimmte auch 2 Kühe, die jeden Morgen und Abend für uns gemolken werden mußten. Gewöhnlich findet man sich für diese Gastfreundschaft mit einem Geschenke ab, aber niemals wird ein Geschenk verlangt. Die Makololo bebauen eine ausgedehnte Landstrecke in der Nähe ihrer

Dörfer mit Holcus sorghum oder Durra (Negerkorn), Mais, 2 Arten Bohnen, Erdnüssen, Kürbissen, Wassermelonen und Gurken. Die Makololo im Barotsethal bauen außerdem noch Zuckerrohr, Bataten und Maniok. Das im ganzen Lande verbreitete Ackergerät ist die Hacke.

Nach einem monatlichen Aufenthalt in Linjati brachen wir wieder auf, um flußaufwärts nach Sescheke zu gelangen. Wir erreichten den Sambesi oder Liambe. Nachdem wir in hinreichender Menge Ruderer bekommen hatten, begannen wir stromaufwärts zu fahren. Man ließ mir die Wahl, und ich wählte das beste, wenn auch nicht größte Fahrzeug. Es war 34′ lang und 20″ breit. Ich hatte 6 Ruderer, auf Sekeletus größerem Kahne waren deren 10. Unsre Flotte bestand aus 33 Kähnen und ungefähr 160 Mann. Es sah schön aus, wie sie so schnell und im schönsten Takte dahin fuhren. Wir fuhren schnell stromaufwärts, und es machte mir großes Vergnügen, Land zu betrachten, das noch kein Europäer gesehen hatte. Der Fluß ist wirklich majestätisch, oft mehr als 1 engl. Ml. breit und mit Inseln von 3—5 Ml. Länge geziert. Inseln und Ufer sind mit Wald bedeckt. Aus mäßiger Ferne sehen die Inseln wie große, runde Massen Wald aus, die im Schoße des herrlichen Stromes ruhen. Die Schönheit mancher Insel wird noch bedeutend erhöht durch die Dattelpalme mit ihren gefälligen Zweigen und frischer hellgrüner Farbe am Fuße des Gemäldes und die turmhoch emporragende Palmyrapalme, die ihr federleichtes Laubwerk zum wolkenlosen Himmel erhebt. Das Land am Flusse ist felsig und wellenförmig, reich an Elefanten und andrem großen Wild. Der Boden ist rötlich gefärbt und sehr fruchtbar. Die Fälle bei Gonye sind ein bedeutendes Hindernis für die Schiffahrt. Hier mußten wir die Kähne aus dem Wasser nehmen und mehr als 1 Ml. weit zu Lande forttragen. Der Fall hat eine Höhe von ungefähr 30′. Unter 16° 16′ südl. Br. schienen die mit hohen Bäumen bedeckten Ufer zurückzuweichen und die Tsetse verschwand. Von dem flachen Rohrbecken aus, durch welches der Fluß jetzt ging, sah es aus, als ob die Ufer sich zu waldigen, 2—300′ hohen Ketten verlängerten, die sich nach NNO. und NNW. erstreckten und am Ende 20—30 Ml. weit voneinander entfernt zu sein schienen. Der Raum dazwischen, ungefähr 100 Ml. lang, welchen der Sambesi fast in der Mitte durchfließt, ist das eigentliche Barotsethal. Es hat große Ähnlichkeit mit dem Nilthal und wird jährlich überschwemmt. Die Dörfer der Barotse liegen auf Hügeln. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, nie fehlt es an Korn, und wenn man die Überschwemmungen gut benutzt, so kann man zweimal im Jahre ernten. Das große Thal

wird nicht zum zehnten Teile ausgebeutet. Es ist mit schlechtem, saftreichem Grase bedeckt, welches großen Rinderherden reiche Weide gewährt; sie gedeihen vortrefflich und geben reichlich Milch.

Bei Katongo beginnt das Land, welches nie überschwemmt wird. Die Bewohner haben hier schöne Gärten und erbauen in großer Menge Mais, Hirse und Kafferkorn mit großen Körnern und wundervoll weiß. Auch bauen sie Yamswurzel, Zuckerrohr, ägyptische Aaronswurzel, süße Kartoffeln, 2 Arten Maniok, Kürbisse, Melonen, Bohnen, Erdnüsse. Von diesem Bergrücken aus war der Rückblick sehr schön. Wir sahen den großen Strom an verschiedenen Stellen durchschimmern und prächtige Herden auf dem saftigen grünen Grase weiden unter zahlreichen, über die ganze Landschaft zerstreuten Viehstationen und Dörfern. Ich hatte geglaubt, die sanft ansteigende Höhe Katongo sei ein gesunder Ort; doch erfuhr ich, daß kein Teil dieses Landes von Fieber frei sei. Ich beschloß daher, bis an die äußerste Grenze des Barotselandes zu gehen, ehe ich weitere Reisepläne machte. Katongo war der beste Ort, den wir gesehen; aber um alles zu prüfen, ließ ich Sekeletu zurück und reiste stromaufwärts. Er versah mich mit Männern außer meinen Ruderern und mit einem Herold, damit ich mit der gehörigen Würde in seine Dörfer eintreten könnte. Dies sollte dadurch geschehen, daß der Herold mit lauter Stimme rief: „Hier kommt der Herr, der große Löwe!“ Ich drang bis 14° 11′ 3″ südl. Br. vor. Hier nimmt der Liambe den Namen Kabompo an und scheint von Osten herzukommen. Es ist ein schöner großer Strom, ungefähr 300 Ellen breit. Der Liba (der hier in den Sambesi mündet) ist 250 Ellen breit.

Ich hielt es für wahrscheinlich, daß, wenn wir den Liba hinaufreisten, wir nur noch 120 engl. Ml. vom Coanza (Kwansa) entfernt sein würden und ihm ohne Schwierigkeit bis nach Loanda an die Küste folgen könnten. Wir kehrten indessen nach Linjati zurück.

Im September 1853 hatten mir die Mambari (Neger aus Benguela, die bei den Makololo Sklaven kauften) gesagt, daß viele Engländer in Loanda lebten, daher bereitete ich mich auf die Reise dahin vor. Die Aussicht, Landsleute zu treffen, überwog weit alle Mühseligkeiten einer längeren Reise. 27 Mann wurden ausgewählt, mich nach dem „Wasser“ (dem atlantischen Ozean) zu begleiten. Die Leute wurden nicht um Geld gedungen; sie wurden ausgesandt, mir behilflich zu sein, meinen Plan auszuführen; denn der Häuptling und der größte Teil des Volkes sehnten sich darnach, mit den weißen Männern an der Westküste ungehinderten und gewinnreichen Handel zu treiben. Das Fieber hatte mich schwach gemacht, und der Schwindel faßte mich, wenn

ich plötzlich nach dem Himmel schaute. Die Aussicht, aus dieser Welt scheiden zu müssen, stand mir wie eine klare Thatsache vor Augen, und es schien mir ein ernstes Ding, Weib und Kind zu verlassen, alle Verbindungen mit der Erde abzubrechen und in einen unbekannten Zustand überzugehen. Ich dachte viel über diese Wanderung nach, die uns in die Ewigkeit führt, und hoffte, daß Jesus nur ein Wort des Friedens spräche, das in der Brust eine ewige Ruhe hervorriefe. Da ich aber immer der Ansicht war, daß, wenn wir Gott dienen, dies auf männliche Weise geschehen müsse, so schrieb ich an meinen Bruder und empfahl ihm mein Töchterchen, da ich fest entschlossen war, meinen Plan, diesen Teil Afrikas zu erschließen, entweder auszuführen oder umzukommen.

Wir verließen Linjati (11. November 1853) und schifften uns auf dem Tschobe ein. Obwohl der Fluß bei dem niedrigsten Wasserstande 13—15′ tief und breit genug für Dampfer ist, so würden doch die schroffen Biegungen der Schiffahrt hinderlich sein. Wir brauchten 42½ Stunden, um von Linjati bis an den Zusammenfluß (des Tschobe und Sambesi) zu kommen. An demselben liegt die große Insel Mparia. Am 19. November erreichten wir wieder die Stadt Sescheke. Wir kamen nur langsam vorwärts; dies kam namentlich daher, weil wir an den verschiedenen Dörfern uns aufhalten mußten, um Nahrungsmittel aufzunehmen. Die Flußufer zeigten sich jetzt vorteilhafter als früher. Viele Bäume trugen schönes grünes Laub, obwohl es nicht geregnet hatte. Ihr helles Grün stach prächtig von dem dunkeln Moyela ab, welcher jetzt rote Pflaumen in der Größe von Kirschen trug. In der Mitte würden wir tieferes Wasser gehabt haben, aber die Leute hielten sich aus Furcht vor den Flußpferden immer ans Ufer. Wenn wir unter den überhangenden Bäumen am Ufer hinfuhren, sahen wir oft Turteltauben, welche neben dem tosenden Strome ruhig auf ihren Nestern saßen. Ein Ibis hatte sein Nest auf einem Baumstumpf angelegt. Der Lärmruf Tink-Tink-Tink eines Vogels (zu den Regenpfeifern gehörig) klingt so metallisch, daß derselbe von den Eingeborenen der Eisenhämmerer genannt wird. Singvögel, Frankoline, Perlhühner sind in Menge an den Ufern. Zahllose Iguanas (Kammeidechsen) sonnen sich auf den überhängenden Bäumen und springen ins Wasser, sobald wir nahe kommen. Sie sind ein geschätzter Leckerbissen. Diese Eidechsen und große Alligatoren, welche mit schwerem Fall vom Ufer ins Wasser stürzten, wenn wir plötzlich um eine Uferbiegung kamen, trafen wir alle Stunden, so lange unsere Flußfahrt dauerte. Die Bewohner der Dörfer behandelten uns sehr freigebig und brachten außer Ochsen auch Butter, Milch und andre Lebensmittel, mehr als

wir in unsern Kähnen unterbringen konnten. Sie brachten uns die Geschenke immer mit viel Artigkeit. War es ein Ochse, so sagten sie: „Hier hast du ein Stückchen Brot."

Als wir die bewohnteren Gegenden hinter uns hatten, fanden wir das Land reich an Tieren aller Art: am Flusse selbst entdeckten wir mehr als 30 Spezies Vögel. Der heilige Ibis kommt zu Hunderten, wenn das Wasser steigt, mit dem Sambesi herunter, ferner große weiße Pelikane in Herden von 300 Stück auf einmal, ferner unzählige Regenpfeifer, Schnepfen, Reiher, Scherenschnäbel, Löffelgänse, Flamingos, Kraniche, große schwarze Gänse, Enten. Wir kamen am 27. Dezember 1853, einem Sonntag, an den Zusammenfluß des Liba und Sambesi. Es hatte vor unsrer Ankunft geregnet, und die Wälder erglänzten im frischesten Grün. Blumen von großer Schönheit und den sonderbarsten Formen wachsen überall. Wir werden den Fluß jetzt verlassen, denn wir müssen unsern Weg nach Nordwesten einschlagen, da wir Loanda in Angola erreichen wollen. Jetzt begannen wir unsere Fahrt den Liba aufwärts.

Sein Wasser ist schwarz im Verhältnis zu dem des Hauptstromes. Er fließt ruhig und nimmt zu beiden Seiten eine Menge kleiner Flüßchen auf. Er schlängelt sich langsam durch die reizendsten Wiesen. Die Bäume sind jetzt mit dem frischesten Grün bedeckt und scheinen in den anmutigsten Gruppen angelegt zu sein. Es finden sich manche schöne Blumen hier und Bienen, die ihren Honig saugen. Am 28. Dezember 1853 schliefen wir an einer Stelle, wo eben erst 2 Bruten Alligatoren ausgekrochen waren. Wir zündeten in einem der verlassenen Nester, die über und über mit zerbrochnen Schalen bedeckt waren, unser Feuer an. Am Suga sahen wir früher 60 Eier, die aus einem einzigen Neste genommen waren. Sie haben ungefähr die Größe der Gänseeier, nur haben sie an beiden Enden gleiche Durchmesser, und die weiße Schale ist zum Teil elastisch. Die Barotse essen diese Eier und sind so ihre eignen Ichneumons.

Am 16. Januar 1854 nach einem kurzen Marsche (östlich vom Liba) kamen wir in ein ganz liebliches Thal, etwa 5½ Meilen breit; ein Flüßchen schlängelt sich mitten durch dieses schöne grüne Thal, und an einem Bache, der im Westen hier in ihn mündet, steht die Stadt Kabompo oder Schinte, die Residenz des Balondakönigs Schinte. Wir fanden die Stadt voller Bananen und andrer dicht belaubter tropischer Gewächse. Die Straßen sind gerade. Hier sahen wir zum erstenmal Hütten der Eingebornen mit viereckigen Mauern und runden Dächern. Die Einfriedigungen der Höfe, welche die Hütten umgeben, sind ganz gerade und aus aufrechtstehenden, einige Zoll voneinander

entfernten Pfählen gemacht, zwischen denen Gras und Buschwerk eingeflochten ist. In den Höfen befinden sich kleine Tabakspflanzungen und Solanaceen, welche die Balonda gern essen, sowie Zuckerrohr und Bananen. Zwei portugiesische Händler, von denen wir bereits gehört, hatten ein kleines Lager dem Platze gegenüber aufgeschlagen, den wir für das unsre ausersehen hatten. Sie hatten eine Reihe junger weiblicher Sklaven an einer Kette, welche vor ihrem Lager den Boden säuberten. Die Balonda sind echte Neger, sie haben mehr Wolle auf dem Kopf und am Leibe, als wie irgend ein Betschuanen- oder Kaffernstamm.

Am 17. Januar wurden wir ungefähr um 11 Uhr von Schinte mit einem feierlichen Empfang beehrt. Die Kotla, der Audienzplatz, war etwa 100 Ellen ins Gevierte; an seinem Ende standen 2 prächtige Bananen: unter einer saß Schinte auf einer Art Thron, der mit einem Leopardenfelle bedeckt war. Er hatte eine bunte Jacke an und einen Schurz von scharlachrotem Boy mit grünen Rändern. Eine Menge Schnuren mit großen Perlen hingen von seinem Halse herab, und an Armen und Beinen trug er eiserne und kupferne Ringe. Den Kopf bedeckte ein Helm aus Perlen geschlungen, mit einem großen Büschel Gänsefedern darüber. Hinter Schinte saßen ungefähr 100 Weiber in ihrem besten Staate, d. h. reich in roten Boy gekleidet. Sie drückten den Rednern ihren Beifall durch Händeklatschen und Lachen aus. Eine Abteilung Musikanten, die aus den Trommlern und einem Pianisten bestand, ging mehrmals um die Kotla herum und ergötzte uns mit ihrer Musik. Das Piano, Marimba genannt, besteht aus zwei hölzernen parallelen Stangen; über diese Stangen liegen etwa 15 hölzerne Tasten; ihre Stärke richtet sich nach der Tiefe des Tons. Unter jeder Taste ist eine Kalebasse; sie bildet den hohlen Resonanzboden für die Taste. Nachdem 9 Redner vollendet hatten, stand Schinte auf und alle übrigen mit ihm.

Am 19. Januar wurde ich zu früher Stunde von einem Boten Schintes geweckt; aber da ich infolge eines gewaltigen Fiebers in heftigem Schweiße lag, lehnte ich es unter einigen Stunden ab. Als ich mich wieder niedergelegt hatte, kam eine neue Botschaft: „Schinte wollte mir alles, was er noch zu sagen habe, auf einmal mitteilen.“ Dieses Anerbieten war zu lockend, daher gingen wir hin. Er hielt Geflügel, einen Korb Maniokmehl und eine Kalebasse Honiggetränk als Geschenk bereit. In Bezug auf meine häufig wiederkehrenden Fieberanfälle bemerkte er, dies sei das einzige, was einem glücklichen Ausgange meiner Reise Nachteil bringen könnte; denn er wollte mir Leute mitgeben, die alle Wege zu den weißen Männern kannten. Als wir

durch das Dorf gingen, fiel es uns sehr auf, mit welcher ängstlichen Genauigkeit die Balonda ihre Gebräuche beobachteten. Wenn niedere Leute auf der Straße Höhergestellten begegnen, so fallen sie sogleich auf das Knie und reiben sich Arme und Brust mit Staub; dann klatschen sie mit den Händen, bis die Großen vorüber sind. Wir sahen mehrmals die Frau, welche die Stelle eines Wasserschöpfers bei Schinte vertritt; sie klingelt, wenn sie vorübergeht, um jeden zu warnen, ihr in den Weg zu kommen. Es wäre dies ein schweres Verbrechen; denn es könnte einen übeln Einfluß auf das Getränk des Königs haben. Ich vermute, daß Vergehungen der geringsten Art von seiten der Armen den Vorwand abgeben, sie oder ihre Kinder an die Mambari zu verkaufen. Schinte wünschte die Bilder meiner Zauberlaterne zu sehen. Als ich kam, hatte er die Vornehmsten und den ganzen Hof zu meinem Empfange versammelt. Das erste Bild war Abraham, wie er seinen Sohn Isaak schlachten will. Er erschien in Lebensgröße, und das erhobene Messer sollte den Knaben treffen. Die Balonda erklärten, das Bild sei mehr einem Gotte ähnlich, als ihre hölzernen und thönernen Götzenbilder. Ich erklärte ihnen, dieser Mann sei der erste eines Stammes gewesen, dem Gott die Bibel gab, die wir jetzt noch in Händen haben, und unter seinen Kindern sei der Heiland erschienen. Die Weiber hörten es mit ruhigem Staunen an. Aber als ich das Bild herauszog nach ihnen hin, dachten sie, das Messer solle sie treffen. „Mutter! Mutter!“ riefen alle auf einmal und rannten über Kopf und Hals davon, wir konnten sie nicht wieder zurückbekommen.

Bei unserm letzten Zusammentreffen stellte der alte Schinte uns unsern Hauptführer vor, der, wie er sagte, bei uns bleiben sollte, bis wir das Meer erreichten. Am 26. Januar 1854 brachen wir auf. Unser erster Führer sandte den Befehl an alle Dörfer, die an unserm Wege lagen, für Schintes Freunde Lebensmittel in reicher Menge herbeizuschaffen. Am 31. Januar setzten wir über den Liba. Jetzt kamen wir auf eine große Ebene, jenseits des Liba, wenigstens 20 Ml. breit und mit Wasser bedeckt, das an den seichtesten Stellen uns bis an die Knöchel ging. Es regnete fast den ganzen Tag. Am 20. Februar gelangten wir an das schmale Ende des Sees Dilolo. Er sah wie ein Fluß aus, der eine Viertelmeile breit ist. Er ist reich an Fischen und Flußpferden. Das breite Ende, das wir jetzt nicht sehen konnten, ist etwa 3 Ml. breit, der ganze See 7—8 Ml. lang. Unmittelbar jenseits des Sees ist wiederum eine große, etwa 20 Ml. weite Ebene. Heftige Regengüsse hinderten uns, dieselbe in der Richtung nach Nordnordwest in einem Tage zu überschreiten, und das immerwährende Waten im Grase schadete den Füßen.

Die Ebene bildet die Wasserscheide zwischen den südlichen und nördlichen Flüssen; denn wir befanden uns jetzt in einem Distrikte, in welchem die Flüsse in nördlicher Richtung in den Kassai (Zufluß des Kongo) flossen, während die Flüsse, die wir bis jetzt passiert hatten, sämtlich südliche Richtung hatten. Unser Weg nach Westen brachte uns zu Völkern, die häufig von den Mambari als Sklavenhändlern besucht werden. Wir durchschritten einen Nebenfluß des Kassai nach dem andern; für Lebensmittel verlangte man ausschließlich europäische Waren; auch Durchgangszölle sollten uns auferlegt werden. Am 13. März 1854 mußten wir meines heftigen Fiebers wegen an den Ufern eines Armes des Loajima (eines Nebenflusses des Kassai) Halt machen. Bis spät in die Nacht lag ich in einem fast totenähnlichen Schlafe, wo ich mein Zelt verlassen mußte, und ich erstaunte nicht wenig, als ich sah, daß meine Leute Palissaden erbaut hatten und mit den Speeren Wache standen. Wir waren von Feinden umgeben, und eine Abteilung Tschiboque lag vor den Thoren, nachdem sie vorher ihr Verlangen nach einem Manne (um ihn zu verkaufen), einem Ochsen, einer Flinte oder einem Elefantenzahn wiederholt hatten. Ich gab ihnen einen abgetriebenen Reitochsen, und sie zogen mit ihrer Beute ab. Am nächsten Morgen erschien die Räuberbande wieder mit ungefähr 30 Ellen gestreiftem englischen Kaliko und 2 Hacken für uns und brachte die kupfernen Ringe wieder, da ihr Häuptling ein großer Mann sei und die Schmucksachen meiner Leute nicht brauche. Obschon es heftig regnete, marschierten wir doch weiter, da wir gern aus dieser schlimmen Nachbarschaft uns retten wollten. Im Dunkel sahen wir die Schlingpflanzen nicht, um ihnen aus dem Wege gehen zu können. Mein Reitochse Sinbad geriet in Galopp, der Zügel riß, und ich stürzte auf den Kopf, und Sinbad gab mir noch einen derben Stoß an den Schenkel. Ich zehrte fast zu einem Gerippe ab. Meine Leute waren zum Teil so mutlos, daß sie umzukehren wünschten. Die Aussicht, sozusagen an der Schwelle der portugiesischen Besitzungen umkehren zu müssen, betrübte mich außerordentlich. Nachdem ich alle Macht der Überredung angewendet hatte, erklärte ich ihnen, wenn sie umkehrten, ginge ich allein weiter. Hierauf ging ich in mein Zelt, die Gedanken an Ihn gerichtet, der den Seufzer der Seele hört. Nicht lange darauf steckte Mohorosi den Kopf herein und sagte: „Wir werden dich nicht verlassen; verliere den Mut nicht!" Wir reisten westnordwestlich. Alle Flüßchen, die wir hier trafen, hatten nördliche Richtung und fielen, wie man uns sagte, in den Kassai. Die meisten hatten schlammige Ufer. Da wir jetzt (nach meiner portugiesischen Karte) unter dem Breitengrade des Kwansa waren, so wunderte ich mich, daß die Eingebornen hier gar

keine Kenntnis von diesem Flusse hatten. Doch ich wußte nicht, daß der Kwansa bedeutend westlich von hier fließt und von seiner Quelle bis zum Meer einen verhältnismäßig kurzen Lauf hat.

Am 3. April 1854 kamen wir an dem Flusse Kwango (in den Kongo fallend) an (9° 53′ südl. Br. und 18° 37′ östl. L.), den man als die Grenze des portugiesischen Territoriums ansehen kann. Ich dankte Gott für seine Güte, der uns einen so weiten Weg hatte zurücklegen lassen, ohne daß wir einen Mann eingebüßt hatten. Der Kwango ist ein 150 Ellen breiter und sehr tiefer Strom. Dieser prächtige Fluß geht durch ausgedehnte Wiesen mit gigantischem Gras und Rohr in fast gerader nördlicher Richtung. Da wir gerne nach dem westlichen Ufer hinüber wollten, so versuchten wir es, einige Baschinje zu veranlassen, uns Kähne zu diesem Zweck zu leihen. Da kam der Häuptling herbei und erklärte, alle Schiffer wären seine Kinder, und ohne seine Einwilligung könne nichts geschehen. Hierauf verlangte er, wie immer, einen Mann, einen Ochsen, eine Flinte, sonst müßten wir dahin zurückkehren, woher wir gekommen. Ich suchte meine Leute zu überreden, trotz der Eingebornen am Ufer weiter zu gehen. Da eröffneten die Eingebornen hinter uns ein Gewehrfeuer und setzten es eine Zeitlang in der Richtung fort, in welcher wir gingen, doch traf uns keine Kugel. Sobald wir das andere Ufer erreicht hatten, waren wir im Territorium der Bangala, welche den Portugiesen unterworfen sind und oft Cassange oder Kassandsche genannt werden, und so waren denn alle Scherereien mit den Grenzvölkern glücklich überstanden. Nach einer mühsamen 3tägigen Reise durch das hohe Gras erreichten wir Cassange, die am weitesten landeinwärts gelegene Station in Westafrika. Ich sah hinsichtlich der Kleidung ziemlich vernachlässigt aus, als ich in Cassange einzog.

Der erste Herr, den ich traf, frug mich nach meinem Passe und erklärte, er müsse mich vor die Behörde führen. Ich folgte ihm freudig in das Haus des Kommandanten Senhor de Silva Rego. Nachdem ich ihm meinen Paß gezeigt, lud er mich höflichst ein zum Abendessen, und ich mag wohl den Eindruck eines gefräßigen Menschen auf die andern Tischgäste gemacht haben; denn nach dem Fieber bekommt man den heftigsten Appetit. Antonio Rodrigues Neves war so gütig, mich die Nacht über in seinem Hause zu beherbergen. Am nächsten Morgen steckte er mich in anständige Kleidung und behandelte mich, so lange ich mich hier aufhielt, als wenn ich sein Bruder gewesen wäre. Wir hatten noch 300 engl. Ml. bis an die Küste zurückzulegen. Wir zogen durch herrliches Bergland von entzückender Fruchtbarkeit; überall kamen uns die Portugiesen gastfreundlich entgegen. Als wir nach der West-

küste herabstiegen, nahm das Land einen unfruchtbaren und wenig einladenden Anblick an. Die Ebenen, welche an Loanda grenzen, liegen ziemlich hoch. Als wir sie überschritten, erblickten wir zum erstenmal das Meer. Meine Leute schauten mit Staunen auf den endlosen Ozean. Sie teilten mir später ihre Gedanken mit: „Wir gingen mit unserm Vater in dem Glauben, den schon die Alten hatten, und den wir für richtig hielten, die Welt habe kein Ende; aber auf einmal sagte die Welt zu uns: nun bin ich zu Ende, hier höre ich auf.“ Sie waren früher der Ansicht, die Welt sei eine einzige grenzenlose Ebene. Als wir am 31. Mai 1854 nach der Stadt Loanda hinunterstiegen, war ich außerordentlich mutlos, denn ich wußte, daß unter einer Bevölkerung von 12000 Seelen ein einziger wirklicher Engländer war. Dieser Mann hieß Gabriel und war Bevollmächtigter zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Als wir in sein Vorhaus traten, entzückten mich die sorgsam gepflegten Blumen, und ich schloß daraus, daß er, was sich auch sogleich bestätigte, ein treuer, gutherziger Engländer war.

Da er sah, daß ich krank war, bot er mir sein Bett an. Nie werde ich das wonnige Vergnügen vergessen, welches ich empfand, als ich wieder auf einem englischen Lager schlief, nachdem ich 6 Monate lang mit der bloßen Erde vorlieb nehmen mußte. Einige Kreuzer Ihrer Majestät kamen alsbald in den Hafen, und als mich die Offiziere so ganz abgemagert sahen, machten sie mir den Vorschlag, mich nach St. Helena oder nach Hause zu bringen. Aber obwohl ich die Küste erreicht hatte, hatte ich doch gefunden, daß infolge der bedeutenden Wälder, Flüsse und Sümpfe eine Straße für Wagen nicht anzulegen sei, und ferner hatte ich eine Anzahl Leute von Sekeletu mitgebracht, welche unmöglich allein zurückkehren konnten. Daher entschloß ich mich, die verlockenden Anerbietungen zurückzuweisen, die Makololo zu ihrem Häuptling zurückzuführen und zugleich den Versuch zu machen, auf dem großen Sambesi eine Straße von Sekeletus Land nach der Ostküste herzustellen.

Die Behandlung des Schiffsarztes, die erfreuliche Anwesenheit der gutmütigen Seeoffiziere und Gabriels unermüdliche Gastfreundschaft stellten mich bald wieder her. Die Makololo, meine Begleiter, betrachteten die großen steinernen Häuser und die Kirche in der Nähe des Meeres mit Staunen. Ein zweistöckiges Haus war für sie etwas ganz Unbegreifliches. „Es ist nicht eine Hütte, es ist ein Berg mit mehreren Höhlen,“ sagten sie. Die Schiffskapitäne luden sie ein, ihre Schiffe Pluto und Philomele zu besuchen. Die Größe der Kriegsschiffe setzte sie in Erstaunen. „Es ist nicht bloß ein Kahn, es ist eine Stadt,

und was für eine Stadt ist dies, daß ihr an einem Seile hinaufklettern müßt."

b) Von Loanda nach der Ostküste.

Die Pläne, welche ich bei Eröffnung des Landes hatte, und die ich in der Zeitung von Angola veröffentlichte, erschienen der Regierung und den Kaufleuten von Loanda so annehmbar, daß nach dem Beispiele des Bischofs von der Kommission der öffentlichen Angelegenheiten ein schönes Geschenk für Sekeletu bewilligt wurde. Es bestand in einer vollständigen Obersten-Uniform und einem Pferde für den Häuptling und in Anzügen für meine Begleiter. Ich nahm einen ziemlichen Vorrat von Baumwollenzeugen, frischer Munition und Perlen mit und gab jedem meiner Leute eine Flinte. Auch ein gutes neues Zelt bekam ich von einem Freunde an Bord der Philomele, und so verließen wir Loanda am 20. September 1854. In Cassange wohnte ich wieder bei Kapitän Neves. Am 20. Februar 1855, wo wir von Cassange aufbrachen, herrschte ein starker Westwind, und am folgenden Tage mußten wir Halt machen, da mehrere unsrer Leute am Fieber erkrankten. Diese Krankheit ist das einzige Hindernis, das Angola bietet. Es ist in jeder andern Beziehung ein angenehmes Land, mehr als jede andre Gegend der Welt für den Anbau tropischer Produkte geeignet. Ich trage wirklich kein Bedenken, zu behaupten, daß es als englische Kolonie nicht mehr und nicht weniger Rohmaterialien für die Manufakturen geliefert haben würde, als ein gleich großes Territorium in den Baumwolldistrikten Amerikas (nämlich Elfenbein, Palmöl, Kaffee, Häute Gummi, Bienenwachs).

Wir setzten über den Kwango, und an dem Ostufer desselben ging es weiter. Wir hatten den Gipfel des westlichen Bergrückens erreicht und stiegen von hier an nach dem Zentrallande hinab. Nachdem wir anfangs Juni 1855 den Kassai überschritten hatten, betraten wir die ausgedehnten Ebenen, die wir das vorige Mal überschwemmt fanden. Das Wasser auf ihnen war noch nicht ganz ausgetrocknet und stand noch immer in einigen tiefen Stellen. Am 8. Juni gingen wir nach dem Nordwestende des Dilolosees und erreichten so wieder unsern frühern Weg. Obwohl ich am Fieber litt, hatte doch der Anblick des blauen Wassers und der an das Ufer schlagenden Wogen nach so viel leblosen, ebenen und dunklen Wäldern einen beruhigenden Einfluß auf den Geist. Wir erreichten unsern Freund Schinte und wurden von dem alten freundlichen Manne herzlich aufgenommen und mit dem Besten, was er hatte, bewirtet. Wir blieben bei Schinte bis zum 6. Juli 1855. Seine Schwester lieh uns 5 kleine Kähne und gab

uns einen von denen, die wir früher hier gelassen hatten, um den Liba abwärts zu fahren. Meine Begleiter kauften auch eine Anzahl Kähne von den Balonda. Sie freuten sich außerordentlich über den Empfang, der uns überall zu teil wurde. Nachdem ich in Sescheke einige Tage gewartet hatte, bis die Pferde ankamen, die wir in Linjati gelassen, gingen wir nach dieser Stadt und fanden den Wagen und alles, was wir sonst im November 1853 zurückgelassen, wohlbehalten wieder. Es wurde eine große Volksversammlung berufen, um unsern Bericht anzuhören und die Gegenstände in Empfang zu nehmen, welche der Gouverneur und die Kaufleute in Loanda geschickt hatten. Ich forderte meine Leute auf, einen wahren Bericht von dem zu geben, was sie gesehen hatten. Die wunderbaren Dinge verloren nicht durch ihre Erzählung; sie schlossen immer damit, sie wären bis ans Ende der Welt gekommen und erst da umgekehrt, wo kein Land mehr war. Ein schlauer alter Mann sagte: „Da seid Ihr wohl bis zu Ma Robert (Frau Livingstone) gekommen?" Da mußten sie nun aber doch gestehen, sie wohne noch ein Stück über das Ende der Welt hinaus. Die Geschenke wurden mit großer Befriedigung und Freude aufgenommen, und als am Sonntag Sekeletu in seiner Uniform in der Kirche erschien, zog diese die Aufmerksamkeit mehr auf sich als die Predigt, und die Worte, die sie inbetreff meiner Person gebrauchten, waren so schmeichelhaft, daß ich am liebsten die Augen zugemacht hätte. Ihre Privatansicht muß mit dem, was sie öffentlich aussprachen, übereingestimmt haben, denn gar bald erboten sich Freiwillige, mich nach der Ostküste zu begleiten.

Am 3. November 1855 sagten wir unsern Freunden in Linjati Lebewohl. In Sescheke versah mich Sekeletu mit 12 Ochsen (drei darunter waren Reitochsen), mit Hacken und Perlen, um einen Kahn dafür zu kaufen, wenn wir jenseit der Fälle an den Liambe (Sambesi) kämen. Er gab uns auch reichlich gute frische Butter und Honig und that überhaupt alles, was in seiner Macht stand, um mich bequem für die Reise einzurichten. Als wir am 13. November Kähne bestiegen, fuhren die einen stromabwärts nach der Mündung des Tschobe, während die andern das Vieh längs des Ufers hintrieben. Als wir an die Stelle kamen, wo wir uns nach NO. wenden wollten, beschloß ich die Viktoriafälle zu besuchen, die von den Eingebornen Mosiovatunya genannt werden.

Von diesen Fällen hatten wir oft gehört, seit wir in das Land gekommen, und Sebituane richtete wirklich die Frage an uns: „Habt ihr Rauch in eurem Lande, welcher tost?" Sie gingen nicht nahe genug, um sie zu untersuchen. Sie blickten sie nur mit Staunen aus

der Ferne an und sagten inbezug auf den Rauch und Lärm: „Mosi oa tunya“ (d. h. hier tost Rauch). Nach 20 Minuten Fahrt von Kalai aus sahen wir zum erstenmale die Rauchsäulen, die sich in einer Entfernung von 5—6 Ml. erhoben, gerade wie wenn große Strecken Gras in Afrika angebrannt werden. Es stiegen (wie die Abbildung Nr. 21 zeigt) 5 Säulen auf, deren Spitzen sich mit den Wolken zu vermischen schienen. Unten waren sie weiß, höher aber wurden sie dunkel, so daß sie fast wie Rauch aussahen. Die ganze Szene war außerordentlich schön. Die Ufer und die auf dem Flusse verstreuten Inseln sind mit Waldbäumen der verschiedensten Farben und Gestalt geschmückt. Hier steht über alle erhaben der große Baobab, von dessen Armen jeder einzelne den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben könnte, neben Gruppen schlanker Palmen, welche mit ihren federartigen Zweigen viel zur Verschönerung der Szene beitragen. Noch kein Europäer vor mir ist hierher gekommen; aber so liebliche Szenen müssen selbst von den Engeln auf ihrer Flucht angestaunt worden sein. Die Fälle sind auf 3 Seiten von 3—400′ hohen Bergketten eingeschlossen, die mit Waldbäumen bedeckt sind, zwischen denen der rote Erdboden durchschimmert. Etwa 1/2 Ml. von den Fällen ließ ich den Kahn zurück, mit dem ich bis hierher gekommen war, und bestieg einen leichteren mit Leuten, die mit den Fällen genau bekannt waren und — in der Mitte des Stromes fahrend — mich an eine Insel brachten, die hart am Rande des Abgrunds lag, über welchen das Wasser herunterstürzte. Hier war Gefahr, von der Strömung zu beiden Seiten der Insel mit fortgerissen zu werden. Aber obwohl wir die Insel erreicht hatten und nur wenige Ellen von der Stelle entfernt waren, von wo aus ein Blick das ganze Rätsel lösen sollte, so glaube ich doch, daß niemand sehen kann, wohin das Wasser geht. Es schien sich in der Erde zu verlieren, da die gegenüberliegende Seite des Spaltes, in der es verschwand, nur 80′ entfernt war. Wenigstens konnte ich mir es nicht erklären, bis ich voll Scheu bis an den äußersten Rand kroch und in einen großen Spalt schaute, der von einem Ufer des Sambesi bis zum andern reichte. Da sah ich, daß der Strom etwa 1000 Ellen breit war, hundert Fuß tief hinunterstürzte und dann plötzlich in einem Raume von 15—20 Ellen eingeengt wurde. Die Fälle sind nichts weiter als ein Riß in den harten Basaltfelsen vom rechten nach dem linken Ufer des Sambesi, der sich am linken Ufer noch etwa 30—40 Ml. weit fortsetzt. Wenn man rechts von der Insel in den Spalt hinunterblickt, sieht man nichts als eine weiße, dichte Wolke, auf welcher sich, als wir dort waren, 2 Regenbogen zeigten. Außer dieser Wolke erhob sich eine große Dunstsäule 2—300,

hoch, welche dicker wurde, die Farbe von dunkelm Rauch annahm und in einem dichten Regen herunterfiel, der uns bald bis auf die Haut durchnäßte. Links von der Insel sieht man das Wasser auf dem Boden, eine weiße Masse, die nach der Verlängerung des Spaltes zu, welcher sich nahe am linken Ufer des Flusses abzweigt, ihren Weg nimmt. Ich sagte oben, daß wir 5 Dunstsäulen aus dem geheimnisvollen Abgrunde aufsteigen sahen. Sie werden offenbar durch das Aufschlagen des herabstürzenden Wassers in den nicht nachgebenden spaltenförmigen Raum gebildet. (Siehe Abbildung Nr. 21.)



Nr. 21. Der Viktoriafall des Sambesi.

Nachdem mich — am 10. November 1855 — Sekeletu bis Kalai begleitet und mir noch 114 Mann gegeben hatte, welche das Elfenbein bis nach der Küste tragen sollten, sagten wir den Makololo Lebewohl und reisten nordwärts. Alle Batokastämme am nördlichen Ufer des Sambesi haben die merkwürdige Sitte, im Pubertätsalter die Vorderzähne der obern Zahnreihe auszubrechen. Es geschieht dies bei beiden Geschlechtern. Und obwohl die untern Zähne lang wachsen und etwas ausbiegen, so daß sie die Unterlippe in sehr unschöner Weise nach vorn drängen, so hält sich doch kein junges Mädchen für schön,

bevor sie nicht die obern Schneidezähne ausgebrochen hat. Die Batoka sind in ihrem Äußern sehr heruntergekommen, und es sieht aus, als könnten sie sich weder geistig noch körperlich wieder erholen, weil sie so außerordentlich viel Hanf rauchen. Sie lieben seine narkotischen Wirkungen, obwohl der heftige Husten, welcher sich nach wenigen Zügen einstellt, sehr unangenehm ist und bei den Zuschauern Ekel erregt. Dies Kraut erzeugt eine Art Wahnsinn.

Am 28. November 1855 erreichten wir die Residenz Semalembues. Sein Dorf liegt am Fuße der Höhenzüge, durch welche der Kafue (linker Zufluß des Sambesi) seinen Weg nimmt, nahe am Ufer dieses Flusses. Der Kafue ist hier mehr als 200 Ellen breit und voller Flußpferde; man sieht die Jungen ihrer Mutter auf dem Halse sitzen. Semalembue besuchte uns am Tage nach unsrer Ankunft und sagte, er hätte oft von mir gehört, und jetzt, wo er das Vergnügen habe mich zu sehen, fürchte er, daß ich die erste Nacht in seinem hungrigen Dorfe schlafen solle. Dies war eine höfliche Manier, uns ein Geschenk anzubieten; denn er gab uns hierauf 5—6 Körbe Mehl und Mais und eine ungeheure Menge Erdnüsse. Am nächsten Morgen folgten noch etwa 20 Körbe Mehl. Ich konnte ihm seine Güte nur schlecht vergelten; aber er nahm meine Entschuldigung höflich auf, und als ich ihm die Friedensbotschaft verkündigte, war er sehr erfreut und sagte: „Jetzt werde ich fleißig das Land bebauen, in der Hoffnung, im Frieden zu essen und zu schlafen.“ Semalembue war von etwa 40 lauter großen Männern begleitet. Sie haben viel Wolle auf den Köpfen, die manchmal auf dem Wirbel in einen spitz zulaufenden Knäuel zusammengebunden wird. Die Stirn und die Stellen um die Ohren werden bis an jenen Knäuel abgeschoren. Man begrüßt sich mit Händeklatschen. Verschiedne Trupps Weiber kamen aus den umliegenden Dörfern, um den weißen Mann zu sehen, schienen sich aber alle zu fürchten. Infolge dieser Furcht klatschten sie, wenn ich sie anredete, nur noch heftiger mit den Händen. Der Kafue tritt bei Semalembues Dorf in eine enge Schlucht. Semalembue begleitete uns bis an einen Paß, etwa 1 Ml. südlich von seinem Dorfe, und als wir zwischen die Hügel kamen, fanden wir die Furt des Kafue.

Von hier aus wandten wir uns wieder zum Sambesi. Hunderte von Büffeln und Zebras grasten an den offnen Plätzen, und majestätische Elefanten weideten hier, wie es schien, nichts als den Rüssel bewegend. Wir fanden, daß die Tiere ganz zahm waren. Wir sahen eine Menge roter Schweine, die uns verwundert anstaunten. Die Leute wohnen auf Hügeln, und da sie keine Flinten haben, stören sie das Wild nur selten. Als wir dem Sambesi näher kamen, war das Land mit breit-

blättrigen, dichtstehenden Büschen bedeckt, und wir mußten mehrmals Lärm machen, daß die Elefanten aus dem Wege gingen. An einer offnen Stelle kam eine Herde Büffel herbeigetrabt, um unsre Ochsen zu sehen, und sie zogen sich nicht eher zurück, als bis ich einen erschossen hatte. Die einzige Gefahr, der wir hier begegneten, kam von einem weiblichen Elefanten mit 3 Jungen in verschiedner Größe. Er brach mitten durch unsern Zug hindurch, so daß die Leute ihr Gepäck eilig auf die Erde werfen mußten. Ich sah nie vorher Elefanten mit mehr als einem Jungen. Als sich unsre Augen endlich an dem Anblick der schönen, breiten Wasserfläche des Sambesi erfreuten, fanden wir sie viel breiter als selbst oberhalb der Wasserfälle. Es würde vergeblich sein, sich über den Fluß hinüber vernehmlich zu machen. Seine Strömung war schneller als bei Seschеke, oft $4^1/_2$ engl. Ml. in der Stunde. Wir setzten unsre Reise fort am linken Ufer stromabwärts. Der Sambesi ist reich an Inseln. Jetzt erschienen die Hügelreihen, welche mit dem Sambesi parallel gehen, in einer Entfernung von ungefähr 15 engl. Ml. Die am nördlichen Ufer sind dem Flusse am nächsten. Die Hügel sind reich an Büffeln und Elefanten, die an beiden Ufern in Menge getötet werden. Die Uferbewohner (Batonga und Banyai) erbauten Gerüste auf hohen Bäumen, welche über die Pfade, zu denen die Elefanten kommen, überhängen. Wenn das Tier unter das Gerüst kommt, so werfen sie den Speer. Jedes Dorf, das wir passierten, stellte uns Leute, welche uns bis in das nächste Dorf brachten. Sie waren namentlich deshalb sehr brauchbar, weil sie uns die Stellen zeigten, die am wenigsten mit Dickicht bedeckt waren. Es regnete jetzt (Januar 1856) jeden Tag. Der Himmel war bedeutend bewölkt. Doch brach die Sonne oft mit ihren sengenden Strahlen durch. Da riefen gewöhnlich alle: „Ach Sonne, das ist neuer Regen.“

Am 14. Januar 1856 erreichten wir den Zusammenfluß des Loangwa und Sambesi und dankten Gott für seine große Gnade, daß er uns bis hierher geholfen hatte. Die Eingebornen weigerten sich, uns mehr als 2 Kähne zur Überfahrt zu leihen, obwohl sie viele hatten. Sie erzählten uns, daß früher hier der Wohnort der Basunga (Weißen, Portugiesen) gewesen, sagten aber nicht, aus welchem Grunde diese ihn verlassen haben. Ich wanderte durch steinerne Ruinen und entdeckte die Reste einer Kirche und eine zerbrochne Glocke mit den Buchstaben J. H. S. und ein Kreuz, aber ohne Datum. Inschriften fanden sich nicht. Auch wußten die Leute nicht, wie die Basunga diesen Ort genannt hatten. Später erfuhren wir, daß es Sumbo (Zumbo) war. Als wir den Loangwa verließen, erwarteten wir, keine Berge mehr zu sehen, aber es giebt deren noch 5—6 engl. Ml. vom Flusse.

Die Tsetse und die Berge kosteten uns 2 Reitochsen, und wenn der kleine, den ich jetzt ritt, drauf ging, so mußte ich zu Fuß weiter reisen. Da das Gebüsch sehr dicht und hoch war, so gingen wir unter den Bäumen weiter, als plötzlich 3 Büffel, die sich von Menschen umringt glaubten, unsre Linien durchbrachen. Mein Ochs galoppierte augenblicklich davon, und als ich mich umschauen konnte, sah ich einen meiner Leute in der Luft etwa 5' über einem Büffel, der heftig davonrannte. Als ich zu dem armen Kerl zurückkam, fand ich, daß er aufs Gesicht gefallen war, und obwohl der Büffel ihn vielleicht 20 Ellen weit auf den Hörnern getragen hatte, ehe er ihn in die Luft schleuderte, so war doch seine Haut nirgends verletzt, noch ein Glied gebrochen.

Am 29. Januar 1856 war ich sehr froh, daß ich mich durch die Unterstützung des Häuptlings Mpende auf dem südlichen Ufer des 1200 Ellen breiten Sambesi befand, und da ich nichts Besseres hatte, schickte ich Mpende einen meiner Löffel und ein Hemd als Gabe der Dankbarkeit. Jetzt waren wir bei Völkern, die in Fülle lebten und wirklich sehr freigebig waren. Meine Leute kehrten nie aus einem Dorf zurück, ohne Korn oder Mais mitzubringen. Immer und immer wieder entschuldigten die Eingebornen die Unbedeutendheit des Geschenks und bedauerten, daß sie meine Ankunft nicht zeitig genug erfahren hatten, um Korn zu mahlen, und waren zufrieden mit unsrer Erklärung, daß wir ihnen nichts dafür geben könnten. Sie wüßten ja recht gut, sagten sie, daß die Ware des weißen Mannes nicht im Innern zu finden sei. Wenn ich konnte, gab ich ihnen allemal etwas wirklich Nützliches. Wie Männer 3 Knöpfe oder eine andre Lumperei geben können, während sie Überfluß an bessern Dingen haben, kann ich nicht begreifen. Die Leute schämen sich fast, eine solche Gabe anzunehmen. Ein weißer Händler, der einem Häuptling eine alte Flinte schenkte, wurde zum Sprichwort unter ihnen, man sagte: „Der weiße Mann, der eine Flinte schenkte, welche neu war, als sein Großvater an seiner Urgroßmutter Brust saugte.“ Wenn solche Dinge sich wiederholen, so glauben die Eingebornen, solche Menschen, die so wenig gesunden Verstand an den Tag legen, an ihre Pflicht erinnern zu müssen. Sie *sagen* ihnen daher, was sie geben sollen, und dann klagen die Reisenden über ihr schamloses Betteln. Da ich am 2. März 1856 abends sehr ermüdet war, so blieb ich etwa 8 engl. Ml. vor *Tete*. Meine Leute forderte ich auf, weiter zu gehen. Ich aber war zu müde, und schickte die Empfehlungsbriefe vom Bischof in Angola und andern an den portugiesischen Kommandanten. Dann legte ich mich ruhig nieder. Etwa um 2 Uhr morgens am 3. März wurden wir von 2 Unteroffizieren und einer Kompanie Soldaten geweckt,

welche mit dem nötigen Material zu einem „zivilisierten“ Frühstück gekommen waren, um mich nach Tete zu bringen. Es war das erfrischendste Frühstück, das ich je genossen, und ich ging die letzten 8 engl. Ml., ohne die mindeste Müdigkeit zu verspüren, obwohl der Weg so rauh war, daß einer der Offiziere zu mir sagte: „Ein solcher Weg kann einem die Seele aus dem Leibe reißen.“

Ich wurde von dem Kommandanten aufs gütigste empfangen. Das Dorf Tete ist auf einem langen Abhange nach dem Flusse zu erbaut, das Fort nahe am Wasser. Das ganze angrenzende Land ist felsig und zerklüftet, aber jedes irgend nutzbare Fleckchen ist angebaut. Die steinernen Häuser in Tete sind mit Schlamm anstatt Mörtel gebaut und mit Gras und Rohr gedeckt. Es giebt hier etwa 30 europäische Häuser, die übrigen gehören Eingebornen und sind aus Zweigen und Lehm gebaut. Eine etwa 10′ hohe Mauer umgiebt das Dorf. Im ganzen sind es ungefähr 1200 Hütten, welche mit den europäischen Haushaltungen zusammen eine Bevölkerung von ca. 4500 Seelen ergeben. Die Zahl der Portugiesen ist sehr gering, das Militär abgerechnet, noch nicht 20 Menschen. Das Fort von Tete ist die Rettung der portugiesischen Macht in dieser Gegend gewesen. Es ist ein kleines viereckiges Gebäude mit einem strohgedeckten Nebengebäude für die Truppen. Die Ursache des Verfalls der portugiesischen Macht hier ist einfach folgende: In frühern Zeiten wurden bedeutende Quantitäten Getreide (Weizen, Hirse und Mais), sodann Kaffee, Zucker, Öl, Indigo, außerdem Goldstaub ausgeführt. Der Getreidebau wurde von Sklaven besorgt, deren die Portugiesen in großer Anzahl besaßen, ebenso die Goldwäschen. Aber der Sklavenhandel schien vielen Kaufleuten eine bessere Quelle zu sein, schnell reich zu werden; die Kaffee- und Zuckerplantagen und die Goldwäschereien wurden verlassen, weil die Arbeitskräfte nach Brasilien geschickt worden waren. Viele Portugiesen folgten ihren Sklaven nach.

Da ich meine Leute hier lassen mußte, so gab ihnen Major Sicard ein Stück Land, um sich Korn zu bauen, und versah sie vor der Hand mit den nötigen Lebensmitteln. Auch sagte er, meine jungen Leute sollten mit seinen Dienern auf die Elefantenjagd gehen und für das Elfenbein und das getrocknete Fleisch Waren eintauschen, damit sie Sekeletu etwas mitbringen könnten. Am 2. April stieg der Sambesi plötzlich wieder mehrere Fuß. Drei solcher Fluten erwartet man jährlich, diesmal waren es vier. Einen Monat hatte ich gewartet bis in Kilimane (an der Ostküste) die gesunde Jahreszeit eintreten würde. Durch ausbrechendes Fieber wurde ich am Aufbruch verhindert. Als sich mein Freund, der Kommandant, wieder erholt hatte, und ich mich

wieder stark fühlte, bereitete ich mich zur Reise auf dem Sambesi stromabwärts vor. Ich wählte 16 von meinen Leuten aus, die mit den Kähnen umzugehen wußten. Major Sicard lieh mir ein Boot, das am Flusse gebaut war, und gab mir den Lieutenant Miranda zum Begleiter bis an die Küste mit. Wir bekamen drei große Kähne, die erst vor kurzem mit Waren von Senna gekommen waren. Sie sind sehr groß und fest und vertragen einen derben Stoß an einen Felsen, ohne zu zerbrechen. Am 24. April kamen wir an eine kleine Insel am Westende der Schlucht von Lupata. Rücksichtlich der Bergkette, welcher die Schlucht den Namen gegeben hat, haben einige portugiesische Schriftsteller angegeben, sie sei so hoch, daß das ganze Jahr hindurch Schnee auf ihr liege, und sie bestehe aus Marmor. Es ist dies nicht der Fall. Wer Lupata „das Rückgrat der Welt" genannt hat, wollte damit das Wort nicht übersetzen; dieses bedeutet „Schlucht mit senkrechten Wänden". Wir passierten die Schlucht in 2 Stunden und fanden sie ziemlich gewunden und 2—300 Ellen breit. Der Fluß soll hier immer außerordentlich tief sein; es schien mir, als könnte ein Dampfer mit größter Eile durchfahren. Wir fuhren schnell mit der Strömung weiter und fanden, daß der Strom mehr als 2 engl. Ml. breit war; er ist aber voller Inseln, die im allgemeinen mit Rohr bedeckt sind. Die Breite des Wassers zwischen den Inseln war jetzt für ein Segelschiff hinreichend; aber ich bedauerte, daß ich nicht gekommen war, wenn der Fluß seinen niedrigsten Wasserstand hat. Die Portugiesen gaben an, daß 5 Monate im Jahre hohes Wasser ist, und bei niedrigem Wasserstande sei immer noch ein Kanal tiefen Wassers vorhanden. Dieser ist aber voller Windungen, und da der Fluß Inseln mit fortnimmt und andre dafür bildet, so ändert sich der Lauf dieses Kanals unaufhörlich. Ich glaube, der Fluß könnte das ganze Jahr hindurch bis Tete mit kleinen Dampfern befahren werden.

Ich hielt Tete schon für ein erbärmliches Nest, aber Senna war noch 10mal schlechter. Das Delta des Sambesi ist nichts als eine ungeheure, mit schlechtem Gras und Rohr bedeckte Fläche, hier und da mit einigen Mango- und Kakaobäumen. Ich hätte gern den Sambesi weiter verfolgt und gesehen, wo diese ungeheure Wassermasse ins Meer läuft. Aber da ich von den Portugiesen hörte, daß Kapitän Parker bis hierher stromaufwärts gefahren und mit der Beschaffenheit des Flusses sehr zufrieden gewesen war, so konnte ich voraussetzen, daß die Admiralität im Besitz seiner wertvollen Ansicht sei. Der Sambesi scheint nach Lieutenant Hoskins 5 Hauptmündungen zu haben, von denen die südlichste, Luaba, am besten schiffbar ist.

Wir erreichten Kilimane am 20. Mai 1856. Am vorigen Tage waren es 4 Jahre, daß ich die Kapstadt verlassen. 3 Jahre lang hatte ich nichts von meiner Familie gehört; sie hatte zwar oft an mich geschrieben, aber, einen einzigen Brief ausgenommen, hatten sie mich nicht erreicht. Ich empfing jedoch einen Brief vom Admiral Trotter, der mir ihr Wohlbefinden meldete, und einige Zeitungen, die mir ein Genuß waren. Acht meiner Leute baten, mich bis Kilimane begleiten zu dürfen. Sie würden gern noch weiter mitgekommen sein, denn als Sekeletu sich von ihnen trennte, gab er den Befehl, es solle keiner von ihnen eher zurückkehren, als bis sie Ma Robert (Frau Livingstone) getroffen hätten und sie mitbringen könnten. Da ich noch nicht wußte, wie ich selbst nach Hause kommen sollte, gab ich ihnen den Rat, nach Tete zurückzukehren und meine Rückkehr zu erwarten. Sie sagten: „Vater, du wirst nicht sterben, du kommst wieder und führst uns zu Sekeletu zurück.“ Nachdem wir 6 Wochen an dem ungesunden Orte (Kilimane) gewartet hatten, kam Ihrer Majestät Brigg Frolic an. Der Admiral bot mir die Fahrt nach Mauritius an, die ich dankbar annahm. Nur der Dolmetscher Sekwebu und ein Diener blieben bei mir. Wir verließen Kilimane am 12. Juli und erreichten Mauritius am 12. August 1856. Sekwebu wurde wahnsinnig und sprang über Bord. In Mauritius wurde ich von dem Generalmajor Hay aufs gastfreundlichste aufgenommen, und er bat mich, bei ihm zu bleiben, bis ich unter dem Einfluß eines guten Klimas und ruhigen englischen Komforts mich von den Folgen des afrikanischen Fiebers erholt hätte. Am 12. Dezember 1856 war ich wieder einmal in dem teuren Alt-England.

8. Henry Stanley *).

1. Nach Sansibar.

Während ich im April 1874 aus dem Aschantikriege nach England zurückkehrte, erreichte mich die Nachricht, daß Livingstone tot sei, und daß sich seine Leiche auf dem Wege nach England befinde. Das Werk, welches zu vollenden er mir versprochen hatte, war eben erst in Angriff genommen, als der Tod ihn überraschte. Die Wirkung, welche die Trauerbotschaft auf mich machte, bestand, als der erste schmerzliche Eindruck überwunden war, darin, daß ich den Entschluß faßte, sein Werk zu vervollständigen, so daß ich entweder — falls dies Gottes Wille sein sollte — der geographischen Wissenschaft als der nächste Märtyrer zum Opfer fallen oder die großen Aufgaben lösen würde, sowohl den gesamten Lauf des „Großen Stromes" (Kongo) zu verfolgen und klar zu legen, als auch über alle die Punkte, welche in den Entdeckungen Burtons und Spekes, sowie Spekes und Grants noch problematisch und unvollständig geblieben waren, helles Licht zu verbreiten.

Eines Tages war ich, ganz erfüllt von meinen Plänen, in das Büreau des „Daily Telegraph" eingetreten. Während ich mit einem der Redakteure journalistische Unternehmungen im allgemeinen besprach, trat der Eigentümer der Zeitung in das Zimmer. Wir sprachen von Livingstone und den Aufgaben, die er noch ungelöst hinterlassen habe. Als Antwort auf eine lebhafte Bemerkung, welche ich machte, stellte der Zeitungsbesitzer die Frage: „Könnten und wollten Sie wohl sein

---

*) Quelle: Henry Stanley: Durch den dunklen Weltteil. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Prof. Dr. C. Böttger. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus 1878.

Werk vervollständigen? Und was ist da zu thun?" — Ich antwortete: „Der Ausfluß des Tanganjika-Sees ist noch nicht entdeckt; wir wissen — mit Ausnahme der von Speke entworfenen Skizzen — fast nichts vom Viktoriasee; wir wissen nicht, ob er aus einem oder mehreren Seen besteht, und deshalb sind die Quellen des Nil noch immer unbekannt." — „Glauben Sie, daß Sie dies alles feststellen können, wenn wir Ihnen den Auftrag dazu erteilen?" — „So lange ich das Leben behalte, wird wenigstens etwas fertig gebracht werden. Wenn ich über die zur Vollendung der ganzen Arbeit nötige Zeit hinauslebe, so soll alles gethan werden." —

Die Angelegenheit blieb für den Augenblick in der Schwebe, weil der Herausgeber des „New York Herald", Herr James Gordon Bennett, ältere Ansprüche auf meine Dienste hatte. Durch ein nach New York abgesandtes Telegramm wurde bei ihm angefragt, ob er sich mit dem „Daily Telegraph" zu einer „Sendung Stanleys nach Afrika, um die Entdeckungen Spekes, Burtons und Livingstones zu vervollständigen", verbinden wolle, und innerhalb 24 Stunden war meine neue Mission nach Afrika als ein gemeinsames Reiseunternehmen eine beschlossene Sache; denn durch das Kabel blitzte unter dem atlantischen Ozean die lakonische Antwort zurück: „Ja — Bennett." Eine Frist von 14 Tagen wurde mir gewährt, um Boote, eine Jolle, einen Schiffsnachen und einen Flußkahn einzukaufen, um Pontons zu bestellen, um meine gesamte Ausrüstung, Gewehre, Munition, Seile, Sättel, Arznei- und Mundvorräte herbeizuschaffen, um Geld in Geschenken für die Häuptlinge der Eingebornen anzulegen, um physikalische Instrumente, Schreib- und Zeichenmaterialien u. s. w. anzuschaffen. Das große Boot wurde nach meinen eignen Angaben gearbeitet. Es sollte 12,19 m lang, mit fast 2 m Balkenbreite, und 76 cm tief aus 1 cm dickem, spanischem Zedernholz verfertigt werden. Das fertig gestellte Boot sollte sich in 5 Teile zerlegen lassen.

Im Langham-Hotel in London wohnte ein Handlungsdiener, Namens Frederick Barker, welcher, entflammt von Begierde, nach Afrika zu reisen, sich durch alle die Berichte, welche ihm über Afrikas ungesundes Klima, über die gefährlichen Fieber und die nicht verlockenden Aussichten, die das Leben eines Entdeckers und Forschers eröffnete, erstattet wurden, nicht von seinem Vorsatze abbringen ließ. Der beim „Daily Telegraph" beteiligte Herr Edwin Arnold gab mir auch den Rat, ich möchte mich von ein paar jungen englischen Bootsmännern von gutem Charakter begleiten lassen, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Schifferpraxis mir außerordentlich nützlich werden dürfte. Er that von meinem und seinem eignen Wunsche gegen einen

sehr achtbaren Fischer, Namens Henry Pocock zu Lower Upnor in der Grafschaft Kent, Erwähnung. Derselbe besaß 2 derbe und mutige Söhne, an denen ich, wie er mir versicherte, ehrliche und ganz zuverlässige Gehilfen haben würde. Ich ließ mich durch den frischen Mut und die Hingebung dieser kühnen und verwegnen Burschen herumbringen, und Francis John Pocock und Edward Pocock, 2 junge Leute von sehr ähnlichem Aussehen, wurden demgemäß von mir als Gehilfen engagiert. Ich kann mit Sicherheit behaupten, daß ich, wenn ich damals Geld dazu besessen hätte, 5000 Engländer, 5000 Amerikaner, 2000 Franzosen, 2000 Deutsche, 500 Italiener, 250 Schweizer, 200 Belgier, 50 Spanier und 5 Griechen, also an 10000 Europäer und halb so viel Amerikaner, nach Afrika hätte mitnehmen können. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, um nach einem solchen Maßstabe Europa zu entvölkern und Afrika zu kolonisieren, und ich sah mich unglücklicherweise gezwungen, die schätzbaren Dienste aller Bittsteller ergebenst abzulehnen und mich auf Francis John und Edward Pocock, sowie auf Frederick Barker zu beschränken, dessen Bitten sich auch noch seine Mutter angeschlossen hatte.

Nachdem ich meine europäischen Begleiter, die Boote, Hunde und alle die zur Expedition angeschafften Gegenstände eingeschifft hatte, verließ ich am 15. August 1874 England und reiste nach der Ostküste Afrikas ab, um dort meine Entdeckungsreisen zu beginnen. Am 21. September kam ich in Sansibar an.

Das Leben in Sansibar ist für den, der eine Entdeckungsreise beginnt, sehr reich an mannigfachen Geschäften. Die Zeit fliegt schnell dahin, und bei Tageslicht muß jeder Augenblick zur Auswahl und zum Ankauf der verschiednen Arten von Zeug, Glasperlen und Draht benutzt werden, welche bei den Eingebornen des Festlands, durch dessen verschiedene Gegenden er zu reisen beabsichtigt, gesuchte und gangbare Warenartikel sind. Starke, halbnackte Lastträger kommen mit großen Ballen ungebleichter Baumwollenzeuge, gestreifter und buntfarbiger Stoffe, Tücher und roten Mützen, mit Säcken voll blauer, grüner, roter und bernsteinfarbiger Perlen, klein und groß, rund und oval, und Gewinde von dickem Messingdraht werden in Massen herbeigeschafft. Alles dies muß inspiziert, assortiert, geordnet, und Stück für Stück numeriert, es muß in tragbare Ballen, Säcke oder Kolli verpackt oder nach seiner eigentümlichen Beschaffenheit und seinem Wert emballiert werden. Mitten in diesen schrecklichen Arbeitstrubel stürmt dann die erste Gruppe von Leuten hinein, welche ihre Dienste anbieten; denn das Gerücht hat sich schon lange weithin verbreitet, daß

ich bereit sei, alle körperlich dazu befähigten menschlichen Wesen, die Gepäck zu tragen gewillt seien, anzuwerben. Ich habe bei den Arabern und den Wangwana (den befreiten Sklaven Sansibars) stets in einem sehr guten Rufe gestanden. Sie haben es nicht vergessen, daß ich es war, der den „alten weißen Mann" (Livingstone) 1871 in Udschidschi auffand, auch nicht, daß Freigebigkeit und Freundlichkeit gegen meine Mitmenschen spezielle Züge meines Charakters waren. Dieses ungesuchte Renommee legte mir die mühevolle Arbeit auf, aus einer außerordentlich großen Zahl von Bittstellern geeignete Individuen auszuwählen. Fast alle Krüppel, Lahmen, Schwindsüchtigen und ausgediente Alte, welche Sansibar nur liefern konnte, kamen mit der Bitte, wegen ihrer schätzbaren Dienste in die Musterrolle eingetragen zu werden; aber sie wurden abgewiesen. Dicht auf ihren Fersen kamen alle die Raufbolde, Bummler und Räuber, kurz das roheste Gesindel, und diese waren schwerer zu prüfen. Alle diejenigen, welche einen guten Charakter bei der von mir geleiteten Aufsuchungsexpedition gezeigt hatten und an Livingstone 1872 abgesandt worden waren, um demselben beizustehen, wurden unverzüglich angenommen. Aus diesen wurden die Anführer ausgewählt; diese waren Manwa Sera, Katschetsche u. a. m. Alle großen Unternehmungen verlangen eine vorherige genaue Besprechung oder — wie die Wangwana es nennen — ein „S c h a u r i".

Die Führer bildeten deshalb am Tage des Schauri einen Halbkreis, und ich setzte mich wie ein Türke vor ihrer Front hin. „Was giebt es, meine Freunde? Sprecht aus, was Ihr denkt!" — Da alle zauderten und keiner anfangen wollte, brachen sie schließlich in ein lautes Gelächter aus. Manwa Sera, der immer ernst war, wenn ihn nicht ein treffender Witz und Spaß aus seiner Ruhe brachte, stellte sich hierüber ärgerlich und sagte: „Sprecht Ihr, Sohn des Safeni; wahrhaftig, wir benehmen uns wie die Kinder. Wird der Herr uns auffessen?" — Wadi, der Sohn Safenis, zögert darauf genau 2 Sekunden und wagt sich dann mit diplomatischer Zartheit und Anmut heraus. „Wir sind gekommen, Herr, mit Worten. Höre uns an! Es ist gut, daß wir jeden Schritt vor uns kennen, ehe wir losspringen. Ein Reisender reist nicht, ohne zu wissen, wohin er wandert. Wir sind gekommen, um darüber Gewißheit zu erlangen, nach welchen Ländern deine Reise gehen soll." — Indem ich die anmutige Zartheit des Sohnes Safenis und seinen leisen Stimmton nachzuahmen suchte, beschrieb ich in gebrochnem Kiswahili (Arabisch von Sansibar) in kurzen Umrissen die in Aussicht stehende Reise. Als ich meine Rede schloß, holte ein jeder in der Gruppe tief Atem und

fast gleichzeitig gaben sie ihrer Bewunderung mit den Worten Ausdruck: „Ja, Kameraden, das ist eine Reise, die würdig ist, eine Reise genannt zu werden." — „Aber, Herr," sagten sie, nachdem sie sich etwas beruhigt hatten, „diese lange Reise wird Jahre zur Wanderung beanspruchen, 6, 9 oder 10 Jahre." — „Unsinn!" entgegnete ich, „6, 9 oder 10 Jahre! Wo denkt Ihr nur hin? Es kostet zwar den Arabern beinahe 3 Jahre, Udschidschi (am Tanganjikasee) zu erreichen; aber, wie Ihr Euch erinnern werdet, brauchte ich nur 16 Monate von Sansibar nach Udschidschi und zurück. Nicht wahr?" — „Ja, das ist richtig," antworteten sie. — „Nun gut, und ich versichere Euch, daß ich nicht hergekommen bin, um in Afrika zu leben. Ich bin einfach hergekommen, um mir diese Flüsse und Seen anzusehen und, nachdem ich sie gesehen, in meine Heimat zurückzukehren. Nun wohlan denn, laßt uns jetzt das Schauri beendigen und gehen. Morgen wollen wir vor dem Konsul einen gehörigen Vertrag abschließen," und nach den Worten der Schrift „standen sie alsbald auf und thaten, was ihnen befohlen war".

Bald nach meiner Rückkehr vom Rufidschi-Delta (südlich von der Stadt Sansibar) hatte der Dampfer „Euphrates" das zerteilbare, zur Forschungsreise speziell bestimmte Boot „Lady Alice" nach Sansibar gebracht. Wegen der Tragbarkeit der einzelnen Teile außerordentlich besorgt, ließ ich sie sogleich wiegen, und mein Erstaunen und zugleich meine Sorge und Unruhe waren groß, als ich die Entdeckung machte, daß 4 der Sektionen je 280 Pfd. und eine 310 Pfd. wog. Das Boot war wunderschön angefertigt; aber in seinem vorliegenden Zustande hätte sein Transport namentlich durch das Gebüsch und Röhricht der Niederungen 100 starke Männer erfordert. Als ich darüber schon fast der Verzweiflung nahe war, kam mir die Nachricht zu, daß ein sehr geschickter englischer Zimmermann, Namens Ferris, im Begriff stehe, auf dem „Euphrates" nach England zurückzukehren. Herr Ferris, der alle meine Angaben mit vollständigem Verständnis auffaßte, lieferte mir mit Beihilfe der beiden jungen Pocock bereits nach 14 Tagen die nach dem neuen Plan modifizierte „Lady Alice" ab. Es war notwendig gewesen, daß jede der 4 teilbaren Sektionen nochmals in 2 Teile zerlegt wurde, wodurch ich 8 tragbare und nur je 91 cm breite Stücke erhielt.

Das Gesamtgewicht der Waren, des Zeuges, der Perlen, des Drahtes, der Mundvorräte und Arzneien, des Bettzeugs, der Kleider, der Zelte, der Munition, des Bootes, der Ruder, Steuerruder und Bootbalken, der Instrumente und Schreibmaterialien, des photographischen Apparates, der Trockenplatten und verschiedner, für die spezielle

Erwähnung zu zahlreicher Artikel betrug etwas über 8165 kg. Die ganze Masse wurde so genau wie möglich in einzelne Packen von je 54 Pfd. verteilt und beanspruchte deshalb die Tragkraft von 300 Menschen. Um aber für den Eintritt von Krankheit und Erschöpfung noch weitere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, wurde noch eine überzählige Schar von 40 Mann auf der Küste rekrutiert. Sie ließen sich für eine Löhnung anwerben, die, außer der Beköstigung, zwischen 2 und 10 Dollars für den Monat, je nach ihrer körperlichen und geistigen Befähigung und Stärke, schwankte. Es wurde ausgemacht, daß sie 2 Jahre lang zu dienen hätten oder bis zu dem Zeitraum, wo ihre Dienste in Afrika nicht länger gebraucht werden würden, und ihnen bedeutet, daß sie ihre Pflichten willig und pünktlich zu erfüllen hätten. Am Tage der Kontraktunterzeichnung vor dem amerikanischen Konsul erhielt jeder Erwachsene einen Vorschuß von 20 Dollars oder 4 monatlichen Lohn, und jeder junge Mensch die Hälfte. Beköstigungsgelder wurden ihnen auch von dem Tage ihrer Anwerbung an gezahlt, und zwar ein Dollar wöchentlich bis zu dem Tage, an dem wir die Küste verlassen würden. Die Verpflichtungen waren indes keineswegs einseitig. Außer dem Versprechen, ihnen ihren Lohn auf Verlangen richtig zu bezahlen und ihnen die Zeuge, welche sie während ihres Aufenthaltes in Afrika zu ihrer Bekleidung verlangen würden, zu mäßigen Preisen abzulassen, wurde ich genötigt, mich ihnen gegenüber auf das Wort eines „ehrenwerten weißen Mannes" zur Beobachtung der folgenden, mein Verhalten gegen sie betreffenden Bedingungen zu verpflichten:

1) daß ich sie freundlich behandeln und mit ihnen Geduld haben wolle;

2) daß ich in Krankheitsfällen ihnen die passenden Arzneien in gehöriger Dosis und die beste Nahrung, welche die betreffende Gegend bieten würde, geben solle;

3) daß ich im Falle von Mißhelligkeiten zwischen einzelnen Personen ein gerechtes, ehrliches und unparteiisches Urteil fällen solle;

4) daß ich mich gegen sie wie ein Vater und eine Mutter benehmen, und soweit ich dies irgend vermöchte, gegen alle Gewaltthaten, mit welchen sie von wilden Eingebornen und herumstreifenden und kein Gesetz achtenden Banditen bedroht werden könnten, Widerstand leisten solle.

Wenn die obigen Bedingungen erfüllt würden, so versprachen sie auch ihrerseits, daß sie sich wie gute und treugesinnte Kinder betragen wollten, und „es möge," so sagten sie zum Schluß, „der Segen Gottes auf uns ruhen."

2. Nach dem Viktoria-Nyanza.

Um 5 Uhr nachmittags am 12. November hatten 224 Mann beim Namensaufruf geantwortet, und 5 der arabischen Schiffe, die mit Personen, Rindvieh und dem Material der Expedition beladen waren, warten ungeduldig, mit kurz eingewundenen Ankertauen, auf das Kommandowort. Nur ein Schiff lag noch dicht an der Küste, um mich und Frederick Barker, der unsre persönlichen Diener zu beaufsichtigen hatte, unser Gepäck und die Hunde fortzuführen. Indem ich mich zu meinem stets als treu bewährten, teuern Freunde, Herrn Augustus Sparhawk, umwandte, hielt ich seine Hand fest in der meinen und versuchte mit überströmendem Herzen, aber mit einer durch meine Rührung fast gelähmten Zunge, meinen Dank für seine aufopfernde Güte und lange gewährte Gastfreundschaft, mein tiefes Bedauern bei unserm Scheiden und die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen auszusprechen.

Ein Wink mit meiner Hand, und die Anker wurden aufgewunden und in den Schiffen niedergelegt; darauf unsre lateinischen Segel aufhissend, fuhren wir westwärts, um uns in die Arme des Glücks zu werfen.

Ich wählte Bagamojo zum Anfangspunkte meiner Wanderungen. Gleich dort wollte ich den verschiednen ungezähmten Geistern, welche sich jetzt unter mein Kommando gestellt hatten, Respekt für Ordnung und Disziplin, für Gehorsam und System einimpfen und hoffte, dann in voller Freiheit überallhin wandern zu können. Nach unsrer Landung in Bagamojo am Morgen des 13. zogen wir vorwärts, um das alte Haus wieder einzunehmen, wo ich während meiner Vorbereitungen zur ersten Expedition (1871) so lange verweilt hatte. Die Waren wurden in Magazine gebracht, die Hunde an Ketten, die Reitesel an Spannseile gelegt, die gezognen Feuergewehre in dem Vorratshause ordentlich aufgestellt und das zerlegbare Boot dicht daneben unter ein Dach gebracht und zwar auf Walzen, um es vor Beschädigungen von seiten der weißen Ameisen zu bewahren. Als die erste Verwirrung nach der Ankunft beseitigt war, fing ich an, meine engagierte Truppe zu mustern. Aber schon nach 3 Stunden war ganz Bagamojo in Gärung. „Eure Leute stehlen, morden, rauben Waren aus den Vorratshäusern, brechen Teller entzwei, schlachten unsre Hühner, greifen jedermann an, zücken ihre Messer gegen unsre Frauen, nachdem sie sie mißhandelt haben, und drohen, die Stadt anzuzünden und ihre Bevölkerung auszurotten.“ Solche Worte stieß, vor Zorn schäumend,

ein Araber aus, der unter den Magnaten Bagamojos einiges Ansehen zu genießen schien. Über ein Dutzend Leute beiderlei Geschlechts kam mit mannigfachen Beschwerden auf mich losgestürzt. Aber nach 3 Stunden herrschte wieder Frieden in Bagamojo, und mehr als 20 der Wangwana waren in den verschiedenen Kammern des Hauses in Sicherheit gebracht und eingesperrt, und ein Dutzend ihrer Kameraden war mit ihrer Bewachung beauftragt.

Am Morgen des 17. November 1874 wurde der erste Schritt nach dem Innern zu gethan. Das Jagdhorn rief die Leute zusammen, um sich vor unserm Quartier in Reihe und Glied aufzustellen, und einem jeden wurde seine Last zugeteilt, je nachdem wir seine Kraft als Packträger abschätzten. Einem Manne von starkem, kraftvollem Bau wurde der 60 Pfd. schwere Zeugballen gegeben; einem Manne von untersetzter, gedrungener Statur der 50 Pfd. wiegende Perlensack; leichtgebauten 18- oder 20-Jährigen 40 Pfd. schwere Kisten mit Vorräten; unter die ehrbar und ernst aussehenden älteren Leute von festem Benehmen wurden die wissenschaftlichen Instrumente verteilt (Thermometer, Barometer, Uhren u. s. w.), alles in Kisten von je 40 Pfd. Schwere gepackt, während einem durch seine Festigkeit und seinen vorsichtigen Schritt ganz besonders ausgezeichneten Manne der Transport der 3 Chronometer anvertraut wurde. Die 12 Führer, an diesem Tage mit fliegenden Kleidern von karmoisinrotem Bettdeckenzeug herausgeputzt, erbaten sich das Privilegium, die verschiedenen Ladungen der Messingdrahtrollen zu tragen, und da sie die 2. Avantgarde bilden und rührige, kühne Jünglinge sind, so werden sie mit Sniderbüchsen bewaffnet. Die Bootträger sind herkulisch an Gestalt und Stärke, denn sie sind geübte Lastträger. Für jedes Stück des Bootes sind 4 Träger bestimmt, von denen je 2 einander ablösen. Sie erhalten höhern Lohn als selbst die Aufseher mit Ausnahme des Hauptanführers Manwa Sera; außerdem ist ihnen doppelte Ration und das Vorrecht bewilligt, ihre Weiber mitzunehmen. Auch 6 Reitesel sind vorhanden bei der Expedition, alle gesattelt, 4 für die Europäer — die beiden Pocock, Barker und mich — und 2 für die Kranken; für die letztern sind auch 3 Seydelsche Netzhängematten vorhanden und dazu 6 Mann, welche wie eine Art fliegendes Lazarett benutzt werden sollen. Im ganzen sind 356 Seelen bei der anglo-amerikanischen Expedition beteiligt. Die lange Linie streckt sich beinahe 1/2 engl. Ml. weit auf dem Pfade hin, der gegenwärtig für Handelsleute wie für Forscher die Landstraße nach den Seegegenden bildet. Man hört Lärm und Gelächter die Reihen entlang und ein Summen und Gemurmel fröhlicher Stimmen, das über die Felder tönt, während unsre lange Linie auf dem welligen Lande auf-

und niedersteigt und sich auf den Krümmungen des Pfades hinschlängelt. Eine intensiv helle und glühend heiße Sonne schien auf uns; der Pfad war trocken und hart und zum Reisen wunderbar geeignet, und während des Anfangs unsres ersten Marsches konnte man sich nichts strenger Geordnetes denken als diese langgestreckte schmale Kolonne, welche im Begriff stand, der Wildnis die Stirn zu bieten.

Alsbald wird aber die Glut der blendenden Sonne überwältigend, indem wir in das Thal des Kinganiflusses hinabsteigen. Die Reihen lösen sich und werden unordentlich. Die Leute klagen über die schreckliche Hitze, die Hunde schnauben und lechzen vor Durst; wir selbst sogar unter unsern Sonnenschirmen mit geröteten Gesichtern und schweißtriefenden Stirnen, die Taschentücher fortwährend zum Abwischen der Tropfen gebrauchend, die uns fast blind machen, und von unsern schweren Wollsachen in das Gefühl einer Todesangst versetzt, wir möchten gern rasten; aber die von der Sonne gebleichten Ebenen des lohfarbenen durstigen Thales konnten uns nicht im geringsten dazu veranlassen. Die Reiseveteranen dringen vorwärts auf den 3 engl. Ml. entfernten Fluß zu, wo sie Ruhe und Schutz vor der Sonne erlangen können; aber die Unerfahrenen liegen auf den Boden hingestreckt, eifern gegen die Hitze, schreien nach Wasser und jammern über ihre Thorheit, Sansibar verlassen zu haben. Wir halten an, um ihnen zu sagen, daß sie eine Weile rasten und dann zu dem Fluß herunter kommen sollen, wo sie uns finden würden; wir geben guten Rat, sprechen Mut ein und trösten die wilderregten Leute, so gut wir es vermögen. Um 2 Uhr nachmittags wurde der Kingani erreicht. Frank und sein Bruder Edward, welche beim Beginn dieser Marschverzögerungen nach dem Orte der Überfahrt abgesandt waren, haben indes das Sektionenboot Lady Alice fertig zusammengesetzt, und das Hinüberfahren der Menschen, Waren, Esel und Hunde über den Kingani wird mit Energie betrieben.

In Kikoka rasten wir am folgenden Tage. Die Marschlinie, welche wir nach reiflicher Überlegung nach dem Innern zu auswählten, lag mit den uns aus den Schriften der vielen Reisenden bekannten Routen parallel, dehnte sich aber 30 engl. Ml. weit nördlich von der nördlichsten derselben aus. Mühsam bewegte sich der Zug an den Terrassen, die nach dem innern Hochlande aufsteigen, vorwärts. Wir machten 4 Tage in Suna Halt, da wir uns in einem jämmerlichen Zustande befanden. Wir hatten mehr als 30 Kranke, einige litten an der Ruhr, andre an Fieber, Asthma, an Brust- und Herzkrankheiten; die Lungen waren schwach, und der Rheumatismus forderte seine Opfer. Edward Pocock kam am Nachmittage des Tages unsrer An-

kunft in Suna zu mir und klagte über Schmerzen in den Lenden, über Klopfen im Kopf und über ein leichtes Fieber. Am folgenden Tage hatte sich der Zustand des jungen Mannes verschlimmert. Als ich alle Symptome seiner Krankheit sorgfältiger untersuchte, merkte ich, daß es unverkennbar ein schrecklicher Typhusanfall sei. Niemals seit dem Moment, wo wir die See verlassen hatten, waren wir niedergeschlagener und betrübter als am 17. Januar 1875, wo wir Suna verließen. Die Hungersnot in Ugogo und jene entsetzlich in die Länge gezogene Kraftprobe beim Zuge durch das Gestrüpp bei Uveriveri hatte uns unsre männliche Haltung geraubt und uns ganz mutlos gemacht; außerdem hatten wir eine überaus zahlreiche Krankenliste und Edward Pocock und 3 Wangwana lagen gefährlich krank in Hängematten. Wir waren eine unaussprechlich unglückliche und ganz verzagte Rotte; dennoch schleppten wir uns, durch unser Schicksal gedrängt, aber freilich matt und langsam vorwärts.

Als todmüde, schwache Kreaturen kamen wir in dem 400 engl. Ml. vom Meere entfernten Tschiwyu an. Man baute eben an einer Einpfählung und schichtete ein dichtes Gehege von Reisigholz um einen geräumigen Kreis auf, an dessen innerem Umkreis Grashütten schnell eingerichtet wurden, als Frank mich ersuchte, an das Lager seines Bruders zu eilen. Ich sprang zu ihm hin — doch nur noch zeitig genug, um ihn seinen Geist aufgeben zu sehen. Frank schrie vor Gram laut auf, als er sich überzeugte, daß der Geist seines Bruders auf ewig entflohen war. Wir höhlten ein 4′ tiefes Grab am Fuße einer altehrwürdigen, ihre Zweige weit ausbreitenden Akazie aus, und in ihren alten Stamm schnitt Frank ein tiefes Kreuz, das Symbol des Glaubens, an dem wir alle festhalten, und nachdem der Körper in sein Leichentuch gewickelt war, bestatteten wir ihn in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne zur ewigen Ruhe. —

Am Morgen des 27. Februar 1875 standen wir früh auf und machten uns zu einem 19 engl. Ml. langen Marsche reisefertig, der um 4 Uhr nachmittags im Dorfe Kagehji endigte. Die Leute faßten die Wichtigkeit dieses Tagesmarsches ebenso scharf auf und hatten ebenso vollkommnes Verständnis für alles, was diese abschließende Tagereise nach Kagehji ihren ermüdeten Körpern versprach, wie wir Europäer. So wie wir selbst, sahen sie freudig viele Wochen vor sich, wo wir alle uns von unsern Anstrengungen erholen und dabei Überfluß an guten Nahrungsmitteln haben würden. Als das Hornsignal: „Macht Euch auf den Weg“ ertönte, antworteten die Wanyamwesi und Wangwana mit Freudengeschrei und dem lauten Rufe: „Ja wahrlich, ja wahrlich, so Gott will“ darauf, und ihre freudige Begeisterung war

ansteckend: die Eingebornen, welche sich in Masse versammelt hatten, um Zeugen unsrer Abreise zu sein, wurden auch von ihr ergriffen und spornten unsre Leute durch die Versicherung an, daß der See nicht sehr weit sei, — „nur ein Spaziergang von 2—3 Stunden.“ Frank Pocock schritt ungestüm vorwärts, bis er die Höhe des Berges erreicht hatte. Er schaute lange mit umherschweifenden Blicken aus, schwenkte seinen Hut und kam mit freudestrahlendem Gesicht zu uns herunter, indem er uns enthusiastisch mit dem Feuer der Jugend und Begeisterung zujauchzte: „Ich habe den See (Viktoria-Nyanza) gesehen; er ist großartig.“ Alsbald erreichten auch wir die Höhe des Berges, wo, wie wir fanden, der Zug Halt gemacht hatte. Die Wanyamwesi *) stimmten nun ihren Triumphgesang an:

„Singt, o Freunde, singt, die Reise ist beendet;
Singt laut, o Freunde, singt dem großen Nyanza.
Singt alle, singet laut, o Freunde, singt dem großen See;
Werft Euren letzten Blick den Ländern hinten zu, wendet dann Euch zum See.

Vor langer Zeit verließt Ihr Eure Lande,
Verließet Weib und Kind, die Brüder und die Freunde,
Sagt mir, habt je Ihr einen See gesehn wie diesen,
Seitdem die große Salzsee Ihr habt verlassen?
Chor:
So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet;
Sing laut, o Freund, sing diesem großen See“ u. s. w.

Durch die muntere Musik wieder neu belebt, ließen wir die Flaggen im Winde flattern und zogen in langer Reihe langsam an den Abhängen hinunter den Feldern von Kagehji zu.

3. Der Viktoria-Nyanza.

Am Morgen des 28. Februar erwachten wir alle mit dem Gefühl einer wesentlichen Erleichterung. Jetzt gab es keine Märsche mehr, keine Hornsignale, um uns immer wieder zu den Anstrengungen eines Reisetages aufzuwecken, keine Angst vor einer Hungersnot, wenigstens auf einige Monate. Vor Ablauf von 7 Tagen war das Boot seefertig und zur Milderung des rauhen Lebens auf dem Wasser nach Kräften ausgerüstet, und es wurde endlich erklärt, daß das Boot nur auf die Bemannung warte. „Möchte wohl jemand von Euch mich als Freiwilliger begleiten?“ Alles blieb totenstill. „Auch nicht für Be-

*) Bewohner von Unjamwesi.

lohnung und Extrabezahlung?" Abermals Totenstille. „Und dennoch," sagte ich, „muß ich abreisen. Wollt Ihr mich allein gehen lassen?" — „Nein." — „Nun, was dann? Zeigt mir, meine Braven, die Männer, welche sich freiwillig anwerben lassen, um ihrem Herrn auf einer Rundfahrt um den See zu folgen." Alle waren wieder stumm. Als ich sie alle einzeln vornahm, sagte jeder, er verstehe von dem Leben auf der See gar nichts. „Was soll ich aber thun?" Manwa Sera sagte: „Meister, gebt diese Fragen auf; bestimmt Eure Gefährten durch Euren Befehl. Alle Eure Leute sind Eure Kinder, und sie werden Euch nicht ungehorsam sein. Kommandiert sie, und sie werden alle mitgehen." Ich rief deshalb Katschetsche, meinen ersten Polizeibeamten, herbei und sagte ihm, er möge die Namen aller derjenigen jungen Leute ausfindig zu machen suchen, welche an das Seeleben gewöhnt seien. Ich stellte darnach eine Liste von 10 Matrosen und einem Steuermann zusammen und war entschlossen, der Treue dieser Leute mich selbst und meine Habe während meiner Fahrt um den Viktoria-See anzuvertrauen. Nachdem ich Instruktionen für Frank Pocock und Frederick Barker über allerlei die Wohlfahrt der Expedition während meiner Abwesenheit betreffende Gegenstände aufgezeichnet und durch ein rechtzeitiges Geschenk mich für sie um das Wohlwollen Songoros und des Fürsten Kaduma (in seinem Lande Usukuma lag Kagehji) beworben hatte, ging ich am 8. März 1875 unter Segel und fuhr nach Osten zu, an den Gestaden des breiten Seearmes hin, den wir zuerst zu Gesicht bekommen hatten, und der, zu Ehren seines Entdeckers, unter dem Namen „Speke-Golf" bekannt ist. Am 11. März sahen wir am Ufer die mit Gestrüpp bedeckten Gipfel der Nyanzahöhen, während sich zwischen ihnen glitzernd die breite und prächtige Bucht hinstreckte, welche in ihr Becken den Schimiju-Fluß, als den am weitesten nach Süden reichenden Zufluß der Nilgewässer, aufnimmt. Als wir Irangara hinter uns gelassen hatten, fuhren wir aus dem engern Seitenarm heraus und bekamen die gewaltige ozeanartige Seefläche des Viktoria-Nyanza zu Gesicht. Die vielen Inseln, auf die wir in den nächsten Tagen stießen, erwiesen sich für unsre Bootfahrt so störend, daß wir uns genötigt sahen, vorsichtig dem östlichen Seegestade entlang hinzuschleichen.

Am 25. März begannen wir unsre Reise längs der Nordküste des Viktoria-Sees. Der Wind, welcher in einzelnen starken Stößen von Nordwesten her geweht hatte, legte sich plötzlich; denn im Nordosten hatte der Himmel schon lange drohend ausgesehen. Gewölk wogte in dichten Massen von jeder Richtung her empor und warf düstre Schatten über die waldbedeckten Abhänge und Gebirgskämme von

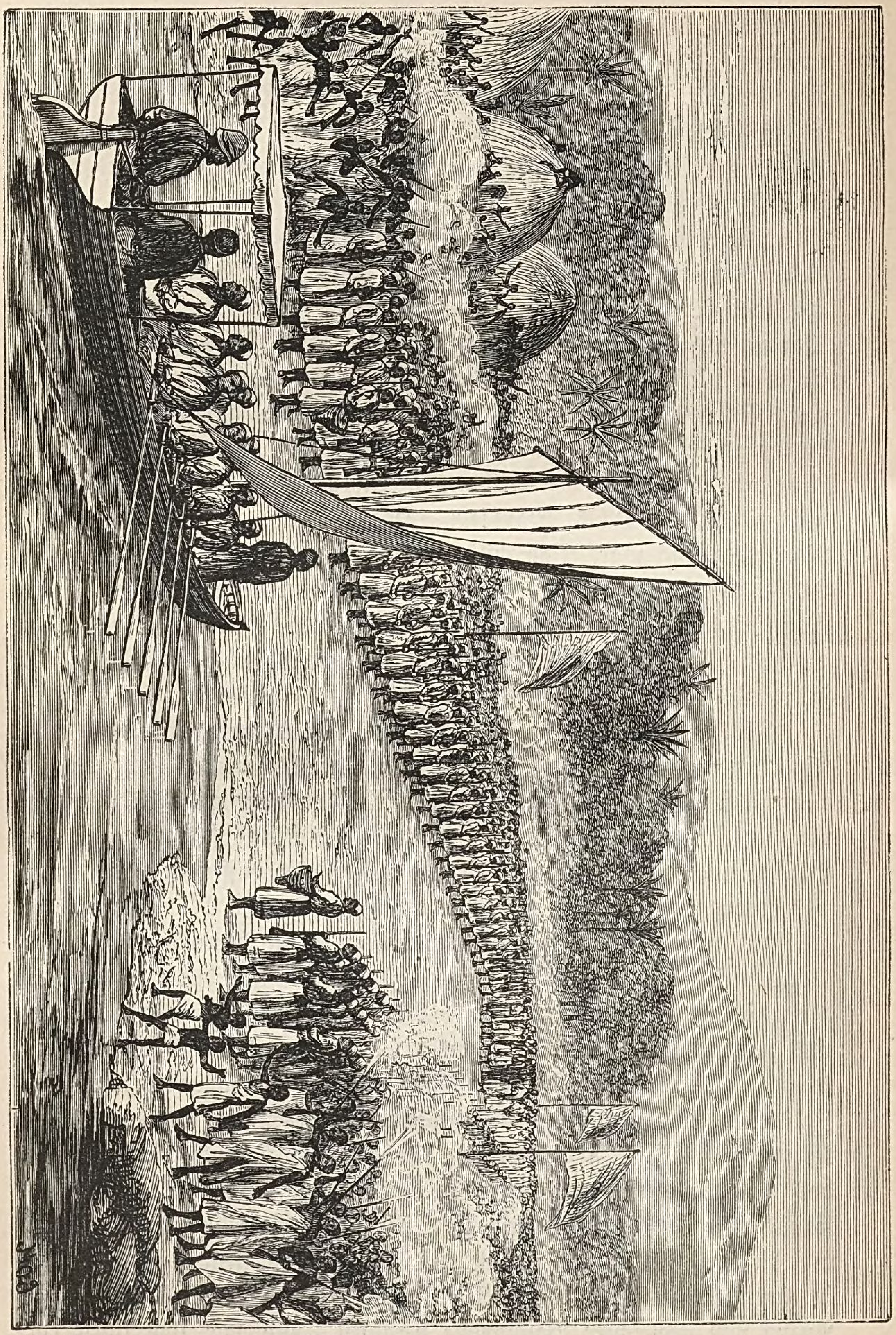
Usuguru, welche fast so schwarz wie ein samtnes Leichentuch wurden, während der See so ruhig dalag, als wenn er in Glas verwandelt wäre. Bald erschien die aufgehäufte Wolkenmasse ausgezackt, und eine Unglück verkündende Linie von tiefschwarzer Farbe lief im Zickzack durch ihren Mittelpunkt, und von ihr schien der Sturm auszugehen. Ich bat die Schiffsmannschaft, weiter nach hinten zu kommen, und nachdem ich ein doppeltes Tau an den Steinanker befestigt hatte, ließ ich alle Eimer und Schöpfgefäße bereit halten, da ein starker Regen drohte. Der Wind fiel dann, wie wenn er direkt von oben käme, mit überwältigender Kraft über unsre niedergebeugten Köpfe her, kämpfte gegen den Widerstand, dem er begegnete, so wütend an, als wollte er uns bis auf den Grund des Sees niederdrücken, und dann, von der Wasseroberfläche zurückgeschlagen, kräuselte er diese zu Millionen kleiner Wellen. Die Temperatur sank auf $13^1/_2{}^0$ R., und zugleich mit dem plötzlichen Eintritt dieser Kälte fielen beträchtliche Massen sehr großer Hagelkörner, welche mit gewaltiger Kraft auf uns losprasselten und uns mit den Zähnen klappern ließen. Darauf fiel der Regen in Strömen nieder, die Blitze flammten, und unmittelbar folgten Donnerschläge, wie ich sie schrecklicher nicht gehört zu haben glaube. Der Regen ergoß sich wirklich in so ungeheurer Menge, daß 2 Mann für jede Sektion erforderlich waren, um das sich schnell mit Wasser füllende Boot auf dem Kamme der Wellen schwimmend zu erhalten. Die Mannschaft schrie, daß es im Sinken begriffen sei, daß uns, wenn der Regen in solcher Masse anhielte, nichts retten könnte. In Erwiderung darauf feuerte ich sie nur an, um so schneller auszuschöpfen. Unsre Kraftanstrengungen waren jetzt ganz allein dem Zwecke gewidmet, unsre armen, vom Hagel braun und blau geschlagenen Personen über Wasser zu erhalten, und dies beschäftigte die Mannschaft so sehr, daß sie die Schrecken der stockfinstern und gräßlichen Nacht fast darüber vergaß. Zwei Stunden lang dauerte diese schwere Prüfung; dann konnten wir vor Freude, in die sich auch die Gefühle des Dankes mischten, aufjauchzend unsre beklommene Brust erleichtern. Wir nahmen nun unsre Anker an Bord und stahlen uns durch die Dunkelheit nach der Westseite der Ngevi-Insel hin, wo wir an einem bald angezündeten Feuer unsre Kleider und durchnäßten Körper trockneten und bei einem heißen Topf Liebigschen Fleischextraktes uns zu einem Gelächter über unsre kritische Lage ermannten.

Am folgenden Morgen schien die Welt neugeboren; denn der Himmel war ein bläulicher Kristall; die Küsten sahen aus, als wenn sie mit frischem Grün bemalt wären; der See leuchtete wie polierter Stahl, und die Atmosphäre schien ganz speziell zur Gesundheit geschaffen

zu sein. Grade als wir uns am 2. April zur Abreise anschickten, sahen wir 6 mit Menschen dicht besetzte Kanoes um eine Landspitze kommen. Mitten auf der Bai von Kadzi begegneten wir uns, und eine äußerst feierliche Begrüßung fand statt. Der Befehlshaber war ein schöner, rüstiger, junger Mann von ungefähr 20 Jahren. Nachdem er in unser Boot gesprungen war, kniete er vor mir nieder und richtete seine Botschaft mit folgenden Worten aus:

„Der Kabaka (Kaiser Mtesa von Uganda) entsendet mich mit vielen Salaams (Segenswünschen) an Euch. Er hegt die bestimmte Erwartung, daß Ihr ihn besuchen werdet, und hat sein Lager in Usavara aufgeschlagen, damit er dem See nahe sei, wenn Ihr kommt. Er weiß nicht, aus welchem Lande Ihr gekommen seid; aber ich habe einen Eilboten mit einem Kanoe, der nicht eher anhalten wird, als bis er alle Nachrichten dem Kabaka überbracht hat. Gebt mir Eure Antwort, damit ich den Eilboten absenden kann. Twianzi, twianzi, twianzi (Dank, Dank, Dank!)." Da der junge Befehlshaber, dessen Name Magassa war, Kiswahili verstand, so konnte ich ihm und seinen Leuten freimütig und offen alle mich und meine Expedition betreffenden Nachrichten mitteilen, und als ich geendet hatte, übersetzte Magassa die Botschaft in Kiganda (Sprache von Uganda), und der Bote reiste sofort ab.

Als wir ungefähr 2 engl. Ml. von Usavara entfernt waren, sahen wir etwas, das wir für Tausende von Menschen hielten, die sich auf einer sanft ansteigenden Bodenfläche in Ordnung stellten. Als uns dann von der Küste nur noch etwa 1 engl. Ml. trennte, gab Magassa den Befehl, unser Herannahen an dieselbe durch Feuerwaffen zu signalisieren, und sofort wurde seinem Befehle von einem Dutzend Musketieren Folge geleistet. Aus der Entfernung einer halben Meile bemerkte ich, daß die Volksmassen an der Küste 2 dichtgedrängte Linien gebildet hatten, an deren Enden mehrere feingekleidete Männer in karmoisinroten, schwarzen und schneeweißen Gewändern standen. Als wir uns der Bucht näherten, krachten Salven von Flintenschüssen längs der langen Linien hin. Zahlreiche Kesselpauken und Baßtrommeln ließen ein lärmendes Willkommen erschallen, und Flaggen, Fahnen und Fähnchen wehten und das Volk jauchzte laut auf (siehe die Abbildung Nr. 22). Sehr erstaunt über diese pomphaften und feierlichen Begrüßungen schritt ich auf die große Standarte zu; neben dieser stand ein kleiner, junger Mann in einem karmoisinroten Oberkleide, das über einen fleckenlos weißen Anzug von gebleichter Baumwolle herabfiel, und vor ihm kniete ehrfurchtsvoll Magassa, der an die Küste vorangeeilt war, und gab mir



Nr. 22. Empfang durch die Leibgarde des Kaisers Mtesa.

zu verstehen, daß dieser kleine, junge Mann der „Katekiro" *) sei. Da ich eigentlich durch diese Mitteilung um nichts klüger geworden war, so beschränkte ich mich darauf, eine Verbeugung zu machen, was sonderbar genug von ihm nachgeahmt wurde, nur daß seine Verbeugung viel tiefer und stattlicher war, als die meinige.

Ein Dutzend gutgekleideter Personen trat nun hervor, und, meine Hand ergreifend, versicherten sie mir in der Swahili-Sprache (= Kiswahili), daß ich in Uganda willkommen sei. Der Katekiro machte eine Kopfbewegung, und mitten unter einem allgemeinen Wirbeln und Schlagen aller Trommeln und Pauken gingen wir Seite an Seite und von 1000 Neugierigen begleitet, nach einem Hofe und nach einem Ringe von Hütten und Rasendächern, die ein größeres Haus umgaben, welches, wie man mir sagte, mir zur Wohnung angewiesen sei.

Die Waganda (Bewohner von Uganda) haben, wie ich bald darauf fand, durchaus nicht die Gewohnheit, einem Fremden gegenüber Gleichgültigkeit und Mangel an Wißbegierde zu zeigen. Ganze Salven von Fragen wurden auf mich abgefeuert in Bezug auf meine Gesundheit, meine Reise und ihr Ziel, auf Sansibar, Europa und seine Bevölkerung, auf Meer und Himmel, Sonne, Mond und Sterne, Engel und Teufel, Künstler und Handwerker im allgemeinen; kurz und gut: als der Repräsentant von Nationen, welche „alles wissen", wurde ich einem sehr tief eindringenden Examen unterworfen, und nach 1 Stunde und 10 Min. wurde die einstimmige Erklärung abgegeben, daß ich dasselbe bestanden habe. Einige der Anwesenden eilten direkt zum Kabaka und teilten ihm mit, der weiße Mann sei ein Genie, er wisse alles und sei auffallend höflich und gesellig, und der Kabaka soll „sich dabei die Hände gerieben haben", wie wenn er in den Besitz eines Schatzes gelangt wäre.

Die Früchte des so günstig über mich gefällten Urteils fielen mir nun sozusagen in den Schoß, und der Lohn für meine Verdienste trat mir alsbald vor die Augen in Form von 14 fetten Ochsen, 16 Ziegen und Schafen, 100 Bananenbüscheln, 3 Dutzend Hühnern, 4 Holzgefäßen mit Milch, 4 Körben voll süßer Kartoffeln, 50 grünen Maiskolben, einem Korb mit Reis, 20 frischen Eiern und 10 Krügen mit Marambawein. Kauta, Mtesas Haushofmeister oder Mundschenk, welcher die Treiber oder Träger dieser verschiedenen Geschenke an Mundvorräten mir zuführte, fiel vor mir auf die Kniee und sagte: „Der Kabaka übersendet Salaams an seinen Freund, der so weit gereist ist, um ihn zu besuchen. Der Kabaka vermag das Antlitz seines Freundes nicht

*) Premierminister.

eher zu sehen, als bis derselbe gegessen und getrunken hat. Der Kabaka hat seinen Sklaven mit diesen wenigen Dingen an seinen Freund gesandt, damit er essen möge, und um die 9. Stunde, nachdem sein Freund sich ausgeruht hat, wird der Kabaka Boten senden und ihn einladen, in der Burzah (Versammlung) zu erscheinen. Ich habe gesprochen. Twianzi, twianzi, twianzi!"

Die 9. Tagesstunde erschien. Wir hatten uns gebadet, abgebürstet und gesäubert und waren körperlich und geistig auf die denkwürdige Stunde vorbereitet, in welcher wir mit dem hervorragendsten Manne des äquatorialen Afrikas zusammen kommen sollten. Zwei der Pagen des Kabaka erschienen, um uns abzuholen. „Der Kabaka ladet Euch zur Burzah ein," sagten sie. Sofort ziehen wir aus dem Hofe hinaus, je 5 von den Bootsleuten zu meinen beiden Seiten, mit Sniderbüchsen bewaffnet. Wir erreichen eine kurze, breite Straße, an deren Ende sich eine Hütte befindet. Hier sitzt der Kabaka auf einem Throne, zu dessen beiden Seiten in einander gegenüberstehenden Linien eine Menge Häuptlinge sitzen oder knieen, an den Enden dieser Linien bilden Trommler, Wachen, Henker, Pagen u. s. w. einen Abschluß. Der mächtigste Mann des äquatorialen Afrika erhebt sich und geht auf uns zu; alle die in den Reihen sitzenden Personen erheben sich ebenfalls.

Der Kabaka, ein großer, magerer Mann mit glattem Gesicht, großen Augen und kräftigem Aussehen, mit einer schwarzen, dickwollenen Robe und darunter mit einem weißen, von einem Goldgürtel umschlungnen Hemde bekleidet, schüttelte mir warm und ausdrucksvoll die Hände und lud mich, indem er sich nicht ohne Anmut verbeugte, ein, mich auf einen eisernen Schemel zu setzen. Er betrachtete mich nun bedächtig und aufmerksam, worin auch ich seinem Beispiele mit Interesse folgte; denn er war eine ebenso interessante Erscheinung für mich als ich für ihn. Der Eindruck, den ich auf ihn machte, ließ ihn bemerken, daß ich jünger als Speke und nicht so groß, aber besser gekleidet sei als jener Reisende. Dies schloß ich aus seinen kritischen Äußerungen, die er gegen seine Umgebung that. Der Eindruck, den er auf mich machte, bestand darin, daß wir beide näher miteinander bekannt werden würden, daß ich aus ihm vielleicht einen Proselyten, jedenfalls aber ihn zu einem Wohlthäter Afrikas machen werde. Der Hauptgrund für meine Bewunderung lag wahrscheinlich in der Überraschung, mit welcher ich den Herrscher, welchen Speke als Knaben gesehen hatte, und der von ihm auf ungefähr 200 Seiten seines Buchs als ein eitler, närrischer, launischer, halsstarriger Jüngling und als ein blutgieriger Despot geschildert wurde, jetzt als einen Mann vor mir sah, der ruhig und gesetzt in seinem Wesen war und in seinen Fragen und Bemerkungen

mehr Intelligenz zeigte, als ich irgendwo in Afrika zu finden erwartet hatte.

Am 10. April 1875 brach der Hof sein Jagdlager in Usavara am See ab und siedelte nach der Hauptstadt über, wohin nachzufolgen ich dringend eingeladen wurde. Die 8′ breite Straße wand sich zu den Gipfeln grüner Hügel empor, welche herrliche Aussichten beherrschten, und dann wieder hinab in die verborgnen innersten Winkel der Waldeinsamkeit, in stille Thäler und von Bäumen überwölbte Schluchten. Bäche des klarsten Wassers murmelten in dichten, tiefgelegnen Thalsohlen. Das Laubwerk zeigte ein glänzendes Grün; der Himmel strahlte in tiefstem Blau, und die Hitze, obgleich groß, war doch durch die von den Bergen wehenden Winde, häufig auch durch das die Straße beschattende Laubwerk, gemildert. Wir waren noch nicht 3 Stunden von Usavara marschiert, als wir die Hauptstadt erblickten, den Gipfel eines glatt abgerundeten Berges krönend, eine gewaltige Masse großer, kegelförmiger Grashütten, aus deren Mittelpunkt sich ein geräumiger, hoher, scheunenähnlicher Bau erhob. Das große Gebäude, sagte man uns, sei der Palast. Der Berg heiße Rubaga; die Gruppe von Hütten sei die kaiserliche Hauptstadt. Von jeder Seite der hohen, die Grashütten auf dem Rubagaberge einschließenden Rohrumzäunung gingen strahlenförmig sehr stattliche Zugänge aus, die ihrer Breite nach wahre Kaiserwege waren. Mein in der Mitte eines etwa 100′ im Quadrat großen Pisang-Gartens stehendes Haus war 20′ lang, von zeltähnlicher Gestalt, mit einer kleinen Vorhalle oder Dachrinne, die wie eine Haube über die Thür vorsprang; es war in 2 Zimmer eingeteilt.

Seit dem 5. April hatte ich zehnmal das Vergnügen und die Ehre gehabt, mich mit Mtesa zu unterhalten, und während aller dieser Zusammenkünfte hatte ich Gelegenheit genommen, Gegenstände zur Sprache zu bringen, welche uns zu einer Besprechung des Christentums hinüberführen konnten; es geschah in meiner Gegenwart nichts, was ich nicht sofort so zu wenden und zu kehren mich bemüht hätte, daß ich damit meiner Hauptabsicht, nämlich ihn zu bekehren, irgendwie förderlich sein möchte. Ich malte nur in einfachen Zügen für ihn das Bild des Gottessohnes, der sich für das Heil aller Menschen ohne Ausnahme, der Weißen wie der Farbigen, erniedrigt hat, und erzählte ihm, wie er, während er in Menschengestalt einherging, ergriffen und von gottlosen Menschen gekreuzigt worden sei, und wie er dennoch, aus großer Liebe zu ihnen, während er noch den bittern Kreuzestod litt, seinen großen Vater gebeten habe, ihnen zu vergeben. Ich zeigte die Charakterverschiedenheit zwischen ihm, den die Weißen liebten und anbeteten,

und Mohammed, den die Araber verehrten; wie Jesus die Menschheit zu lehren suchte, alle Menschen zu lieben, ohne Ausnahme, während Mohammed seine Anhänger lehrte, daß die Ermordung der Heiden und Ungläubigen eine Handlung sei, für welche sie mit dem Paradiese belohnt würden. Ich überließ es Mtesa und seinen Häuptlingen, zu entscheiden, wer der würdigere, edlere Charakter sei. Ich hatte auch angefangen, für ihn die 10 Gebote zu übersetzen, und Idi, der Schreiber des Kaisers, übertrug die Worte des Gesetzes ins Kiganda. Die Begeisterung, mit welcher ich mich in diese Lehrthätigkeit stürzte, wurde bald von Mtesa und einigen seiner vornehmsten Häuptlinge geteilt, welche von dem Interesse für Religionsgeschichte so in Anspruch genommen wurden, daß von andern Geschäften nur wenig gethan wurde. Die politische Burzah und der kaiserliche Gerichtshof war jetzt zu einem traulich stillen Gemach geworden, in welchem nur Moral- und Religionsgesetze besprochen wurden.

Die Periode meines Aufenthalts bei Mtesa ging nun zu Ende, und ich ersuchte ihn um die Erlaubnis zur Abreise, indem ich an die Erfüllung eines mir von ihm gegebenen Versprechens bat, daß er mich mit hinreichenden Transportmitteln versehen wolle, um die ganze Reisegesellschaft von Kagehji nach Uganda zu bringen. Er gab seine Erlaubnis und befahl Magassa, 30 Kanoes zu sammeln und mich nach meinem Lager zu begleiten. Am 15. April verließen wir demnach Rubaga. Wir kamen um 10 Uhr vormittags in Usavara am See an, und ich bildete mir, thöricht genug, ein, daß Magassa sogleich reisefertig sein würde. Das 15tägige Leben in des Kaisers Gunst und die Beförderung zur Admiralswürde hatten den Jüngling berauscht. Am Morgen des 17. April bestieg ich mein Boot, während Magassa erst 16 Kanoes beisammen hatte, und während er die übrigen 14 zu sammeln vorgab, sich mit 3 angeblich seeuntüchtigen Fahrzeugen entfernte und die letzten der 16 mich in den ersten Tagen der Fahrt verließen.

Wir fuhren an der Nord-, später an der Westküste des Sees entlang. In eine Bai der letztern mündet der Alexandra-Nil (= Kagéra) mit einer mächtigen, tiefen Strömung ein, welche man wegen ihres Volumens und ihrer dunklen Eisenfarbe mehrere Meilen weit im See verfolgen kann. An seiner Mündung in den See ist er 150 m breit und verengt sich 2 engl. Ml. weiter aufwärts bis auf ca. 100 m. Wir versuchten noch weiter stromauf zu fahren, aber die Strömung war so stark, daß wir nur langsam vorwärts kamen und uns nach einer Bootfahrt von 3 engl. Ml. genötigt sahen, unsern Plan aufzugeben. Die tiefsten Sondierungen, welche wir maßen, betrugen 85′.

Ich kenne keinen andern Fluß unter den Zuflüssen des Viktoria-Nyanza, der diesem gleichkäme. —

Wir sahen die Bumbireh-Inseln liegen und waren wegen des Ankaufs von Nahrungsmitteln genötigt, dorthin zu fahren. Wir erreichten die Barkers-Insel, die östlichste der Bumbireh-Gruppe, erst bei Anbruch der Nacht, welche wir sehr miserabel in einer von undurchdringlichem Gestrüpp umgebenen, kleinen Bucht zubrachten. Der Regen fiel die ganze Nacht hindurch in Strömen nieder, was uns zwang, vor Frost zitternd und ohne Abendessen aufzubleiben. Aber wie dies im allgemeinen zu geschehen pflegt, auf die schreckliche Nacht folgt ein schöner, glänzender Morgen. Wir segelten nach Bumbireh, das ungefähr 2 engl. Ml. von der Barkers-Insel entfernt lag, und eilten an der Küste hinab, um eine kleine Bucht oder einen Hafen aufzusuchen, wo wir unser Boot sicher unterbringen könnten, während wir unsre Glasperlen gegen Lebensmittel austauschten. Sobald wir eine kleine Strecke längs der Küste hingesegelt waren, wurden wir einige wenige Figuren gewahr, welche die ebene und glatte Linie, welche die grasbewachsenen Höhen begrenzte, unterbrachen, und hörten auch sofort das wohlbekannte, bei den meisten zentralafrikanischen Stämmen übliche melodische Kriegsgeschrei: „Hehu — a, hehu — u — u — u!“ in lauten, langgezognen Tönen erschallen. Die Zahl der Gestalten mehrte sich, und immer neue Stimmen verstärkten die zum Kampf auffordernden, beunruhigenden Klänge.

Um 9 Uhr vormittags entdeckten wir nahe am Südostende der langen Insel eine Bucht und ruderten langsam hinein. Unmittelbar darauf stürzten die Eingebornen die Abhänge herunter, indem sie ihren Kriegsgesang anstimmten und ein wildes Geschrei ausstießen. Als wir ungefähr 50 m von der Küste entfernt waren, hieß ich den Leuten das Rudern einstellen, aber Safeni und Baraka wurden beredt und sagten: „Es ist fast immer so, Meister, mit den Wilden. Sie erheben ein Geschrei, drohen und sehen aus, als wollten sie uns fressen; aber du wirst sehen, daß der ganze Lärm aufhören wird, sobald sie uns sprechen hören. Außerdem frage ich, wo wir Nahrungsmittel erhalten sollen, wenn wir diesen Ort ohne solche verlassen?“ Die Eingebornen kamen eiligst zum Rande des Wassers herunter und hatten sich bis auf Hörweite genähert. Ich sah, wie einige große Steine aufhoben und andre ihre Bogen schußfertig machten. Wir waren jetzt nur noch 10 m vom Strande entfernt, und Safeni und Baraka hielten eine Ansprache, indem sie mit Gebärden auf ihren Mund wiesen und durch Gesten zu verstehen gaben, daß ihr Magen leer sei. Sie lächelten dann mit einschmeichelnden Gesichtern; sie brauchten die Ausdrücke: „Brüder“,

„Freunde,“ „liebe Gefährten“ in der beredtesten Weise. Safenis und Barakas gefällige und muntre Sprachgewandtheit schien gut gewirkt zu haben; denn man ließ die Steine fallen, spannte die Bogensehnen ab und senkte die drohend erhobenen Speere. Safeni und Baraka kehrten sich jetzt triumphierend zu mir um und fragten: „Was haben wir gesagt?“ und dann luden sie mit einnehmender Freigebigkeit die Eingebornen, deren Zahl sich jetzt auf 200 belaufen mochte, ein, näher heranzukommen. Diese berieten sich eine kleine Weile und mehrere, jetzt ebenfalls freundlich lächelnd, stiegen gemächlich ins Wasser an uns heran. Einige Sekunden standen sie da, wie es schien, zu einer freundlichen Unterredung; aber plötzlich stießen sie durch einen ungestümen Anlauf das Boot an das Gestade, und jetzt schleppten alle die andern dasselbe ungefähr 18 m über den felsigen Strand aufs Trockne, so daß wir alle fast starr vor Erstaunen dastanden. Darauf folgte eine Szene, welche jede Beschreibung überstieg. Ein Pandämonium — alle Dämonen der Hölle in Waffen — wütete rings um uns. Ein Wald von Speeren zielte auf uns; 30—40 Bogen waren gegen uns gespannt; ebensoviele Pfeile mit Widerhaken schienen im Fluge begriffen zu sein; dicke, knotige Keulen wurden über unsern Köpfen geschwungen; 200 kreischende, schwarze Dämonen stießen sich und kämpften miteinander um freien Raum, daß sie ihre Wut an uns auslassen könnten, und um die günstige Gelegenheit, uns einen niederschmetternden Schlag zu versetzen oder Speere und Geschosse nach uns zu schleudern. Ich nahm die Miene eines sich in sein Schicksal ergebenden Menschen an, behielt aber dabei meine Revolver mit selbstrotierendem Cylinder in den Händen. Meine Bootsmannschaft ertrug auch den ersten Ausbruch des Sturmes der kreischenden Wut mit fast erhabener Unerschütterlichkeit. Unser Benehmen war von bedeutender Wirkung. Der Aufruhr und Lärm schien wirklich abnehmen zu wollen, als einige 50 neue Ankömmlinge die noch glimmende Wut wieder entflammten. Safeni erhielt einen Stoß, infolge dessen er taumelte, der kleine Kirango einen Schlag auf den Kopf mit einem Speerschafte, Saramba schrie laut auf, als eine Keule auf seinen Rücken niederfiel.

Ich selbst sprang nun, die beiden Revolver in der Hand haltend, auf, um Vorstellungen zu machen. Ich wandte mich an einen ältern Wilden, welcher die Volksmasse von zu weit gehenden Roheiten abzuhalten schien. Andre aus der Masse hervorragende Männer standen jetzt dem Alten bei, welcher, wie wir später erfuhren, Schekka, der König von Bumbireh, war. Nachdem er sich auf solche Weise beeifert hatte, etwas Ruhe herzustellen, winkte er einem halben Dutzend Männern zu und ging mit ihnen etwas hinter die Masse zurück. Es sollte das

einem freien und unabhängigen Afrikaner so teure „Schauri“ gehalten werden. Die Hälfte des Haufens folgte dem König und seinen geheimen Räten, während die andre Hälfte zurückblieb.

Der Schluß der Tragödie war nun sicherlich gekommen. Nur einen kurzen Moment einer schrecklichen Seelenangst hatte ich durchlebt, indem ich darüber nachdachte, wie unhold der Tod in einer solchen Gestalt erscheint, wie die war, in welcher er mich jetzt bedrohte. Was werden wohl meine Leute denken, während sie ängstlich auf ihren niemals wiederkehrenden Herrn warten? Was werden Pocock und Barker sagen, wenn sie von dem tragischen Ereignis in Bumbireh hören? Und meine Freunde in Amerika und Europa! Doch weg mit solchen Gedanken; es ist nur ein kurzer, peinlicher Moment, und was können dann die wilden Hunde weiter thun? Es ist ein Trost, daß es, mag kommen, was da will, kurz, scharf, plötzlich sein wird — wenige letzte Atemzüge, und dann das Schweigen des Todes — auf ewig! Und darauf war ich bereit zum Kampfe und zum Tode. Ein Bote vom Könige und seinem Rate kommt jetzt an und winkt Safeni heran. Ich sagte zu ihm: „Safeni, nimm deinen Witz zusammen!“ „So Gott will, Meister!“ erwiderte er. Er kehrte mit strahlendem Gesichte zurück. „Es ist alles in Ordnung, Meister, wir haben nichts mehr zu fürchten. Sie sagen, wir müßten bis morgen hier bleiben.“ Während Safeni noch sprach, stürzten 6 Männer heran und ergriffen die Ruder. Ein lautes Freudengeschrei begrüßte die Wegnahme derselben.

Das Schauri nahm seinen Fortgang. Ein zweiter Bote kam und verlangte 5 Stück Zeug und 5 Fundo*) Halsbänder. Sie wurden ihm ausgeliefert. Da es aber beinahe Mittag war und die Wilden die Gewißheit hatten, daß wir nicht entfliehen könnten, so zogen sie sich in ihr nächstes Dorf zurück, um sich mit Wein und Speise zu erquicken. Um 3 Uhr nachmittags hörten wir mehrere Trommeln schlagen. Eine lange Linie von Eingebornen in vollständigem Kriegerkostüme erschien jetzt auf dem Kamme der Terrasse. Selbst Safeni und Baraka waren in Erstaunen gesetzt, und ihre ersten Worte waren: „Triff deine Vorbereitungen, Meister, es ist ernste Not.“ Schekka schlug das Schließen der Blutsbrüderschaft aus. Der Kampf mußte jeden Augenblick ausbrechen. „Hier, Safeni,“ sagte ich, „nimm diese beiden schönen roten Tücher in die Hand, geh langsam eine kleine Strecke zu ihnen hinauf und in dem Augenblick, wo du meine Stimme hörst, lauf zu uns zurück, und Ihr, meine Jungen, merkt scharf auf, denn jetzt gilt's Leben oder Tod. Stellt Euch an beiden Seiten des

*) Ein Fundo = 10 Halsbänder.

Bootes auf, legt Eure Hände wie ohne Absicht, aber mit festem Griff an dasselbe, und wenn ich Euch den Befehl zurufe, so stoßt es mit der Kraft von 100 Männern den Hügel hinunter in das Wasser. Seid Ihr alle bereit und glaubt Ihr, daß Ihr es thun könnt?" — „Ja, Meister," schrieen sie einstimmig. — „Geh, Safeni!" Ich wartete, bis er ungefähr 50 m weit gegangen war, und bis ich sah, daß er genau meinen Instruktionen nachkam.

„Stoßt vorwärts, meine Jungen, stoßt, es gilt das Leben!" Die Mannschaft beugte die Köpfe nieder und strengte die Arme an; das Boot fing an, sich zu bewegen, und unter mir entstand ein zischendes, knirschendes Geräusch. Ich ergriff meine doppelläufige Elefantenflinte und schrie: „Safeni! Safeni! zurück!" Die Eingebornen hatten scharfe Augen. Sie sahen das Boot sich bewegen, und, wie von einem Willen beseelt, jagten sie den Hügel herab. Mein Boot war indes bis an den Rand des Wassers vorgerückt. „Schiebt es in den See, meine Freunde, kümmert Euch nicht um das Wasser," und von allen Hindernissen befreit, schoß es mit freiem Schwung in sein heimisches Element. Safeni stand einen Augenblick am Wasserrande mit den Tüchern in der Hand. Der vorderste des Haufens der Wilden war ungefähr 20 m von ihm entfernt. Er erhob seinen Speer und brachte sich zum Wurfe ins Gleichgewicht. „Spring in das Wasser, Freund, mit dem Kopf voran," rief ich ihm zu. Nachdem ich dem Angriff der Wilden durch einige Schüsse Einhalt gethan, half ich einem meiner Leute in das Boot und befahl ihm, den andern die Hand zu reichen, während ich meine große Flinte wieder lud. Ich befahl der Mannschaft, die Bodenbretter aus dem Boot zu reißen und sie als Ruder zu gebrauchen. Die Wilden stießen 2 Kanoes ins Wasser und verfolgten uns ganz wacker. Zugleich sahen wir andre Kanoes von der östlichen Seite der Insel her an der Küste herabkommen. Meine Elefantenbüchse wurde unter diesen Umständen mit explodierenden Kugeln geladen. 4 Schüsse töteten 5 Mann und brachten 2 Kanoes zum Sinken. Sie machten keine weitern Angriffsversuche mehr. Es war 5 Uhr nachmittags. Wir hatten nur 4 Bananen im Boote und waren 12 hungrige Menschen. Die ganze Nacht mühten wir uns ab, indem wir einander aufzumuntern und zu trösten suchten. Am Morgen war nicht ein Fleck Landes zu sehen; alles ringsum war nur eine schrankenlose Kreisfläche grauen Wassers. Wir ruderten unaufhörlich fort. Bei einbrechender Nacht waren wir ungefähr 7 engl. Ml. von einer südlich von uns gelegenen Insel entfernt, und wir machten riesige Anstrengungen, sie zu erreichen.

Aber es erhob sich ein heftiger Wind aus Südwesten, gegen welchen anzukämpfen nutzlos war. Der Morgen kam, der Morgen des 30. April, und obgleich meine Leute seit dem 27., 10 Uhr vormittags, nur 4 Bananen unter sich geteilt und außerdem bloß je eine Tasse Kaffee getrunken hatten, rafften sie sich doch 68 Stunden später, als ich sie dringend bat, ihre Ruder wieder zu ergreifen, damit wir eine 12 engl. Ml. südlich von uns gelegene Insel erreichen möchten, wieder auf und folgten meiner Aufforderung mit einem so männlichen Betragen, daß sie meine Bewunderung erregten. Um 2 Uhr nachmittags näherten wir uns einer Bucht an einer unbewohnten Insel, welche ich auf der Karte mit dem Namen Refuge (Zuflucht) bezeichnet habe. Wir krochen aus unserm Boote, und jeder von uns dankte Gott selbst für diese kleine Gnade und legte sich auf dem glühenden Sande zur Ruhe nieder. Ich selbst nahm meine Schrotbüchse, um Vögel zu schießen. Innerhalb einer Stunde hatte ich ein paar große, fette Enten erbeutet, Baraka und Safeni kehrten mit 2 Bündeln junger, grüner Bananen zurück, und Murabo und sein Kamerad hatten eine Art sehr süßer, kirschenähnlicher Beeren entdeckt. Wie befriedigt waren wir, als wir uns an jenem Abend rings um unser Feuer lagerten, bei diesem reichlichen Mahle, zu dem uns die gütige Vorsehung hingeleitet hatte! Bananen, Enten, Beeren und Kaffee! Mit einer Pfeife Tabak wurde dann einer der köstlichsten Abende, die mir in der Erinnerung fortleben, beschlossen. Wir rasteten noch einen Tag auf der Insel Refuge, um Ruder anzufertigen.

Mit Ruder und Segel setzten wir uns nach der Insel Singo in Bewegung. — Lautes Freudengeschrei bewillkommnete uns von der Küste aus; denn unsre Leute hatten uns, obgleich wir noch meilenweit entfernt waren, an unserm Segel erkannt, und als wir näher kamen, verwandelte sich das Jauchzen in Musketensalven. Wir waren ja 57 Tage fort gewesen, und manches falsche Gerücht von unserm Tode war zu unsern Leuten gelangt. Als der Kiel auf den Grund stieß, sprangen 50 Mann in das Wasser, schleppten mich aus dem Boote, hoben mich auf ihre Schultern und tanzten mit mir unter vielem Gelächter, Händeklatschen, grotesken Biegungen und Krümmungen herum. Als ich frug, wo denn Frederick Barker wäre, und warum dieser nicht auch käme, um mich zu bewillkommnen, da verdüsterte sich Franks Antlitz bei der plötzlichen Erinnerung an unsern Verlust, indem er, auf einen kleinen Erdhügel am See ernst hinweisend, mit bebender Stimme antwortete: „Weil er vor 12 Tagen gestorben ist und dort ruht."

Ich kehrte von meiner Entdeckungsfahrt auf dem See am 5. Mai 1875 nach Kagehji zurück. Auf unsre Rückkehr folgte zunächst Sab-

bathsruhe und eine ehrlich erworbene und recht nötige Rast. Als ich mich auf der Federwage wog, ergaben sich nur 115 Pfund, genau 63 Pfund weniger, als ich bei meiner Abreise von Sansibar gewogen hatte. Drei Fieberanfälle ließen mich noch um 7 Pfund abnehmen.

4. Überfahrt der Expedition nach Uganda.

Wo war Magassa mit seinen Kanoes geblieben? Von Tag zu Tag hofften und wünschten wir, daß er erscheinen möchte; aber seine Kanoes wurden noch immer nicht am Horizonte sichtbar, und wir gaben endlich alle Hoffnung auf, ihn wiederzusehen. Dennoch trieb mich ein Pflichtgefühl zur Reise nach Uganda. Der Albertsee mußte besucht werden; denn ich hatte mein Ehrenwort gegeben, es zu versuchen. Vom König Lukongeh von Ukerewe mietete ich Kanoes. Am 19. Juni von der frühen Morgendämmerung an besorgten wir die Einschiffung von 150 Männern, Weibern und Kindern, von 100 Ladungen Zeug, Perlen und Draht, von 88 Säcken Getreide und 30 Kisten mit Munition, und da ich andern die Oberleitung über die Flotille nicht übertragen konnte, so fuhr die Lady Alice, mit dem größten Teil der Munition beladen, um 9 Uhr vormittags auf der Route voran. Obgleich wir durch ausdauernde Anstrengungen gut vorwärts kamen, waren beim Sonnenuntergang die Mirandeh-Inseln noch nicht in Sicht. Eine tiefe Finsternis brach bald herein. Wir konnten einander nicht sehen. Von Zeit zu Zeit ließ ich ein Wachslicht über der dunkeln Wasserwüste als ein Lichtsignal für unachtsame und lässige Kanoeführer aufleuchten.

Wir waren in der Finsternis 3 Stunden lang ruhig vorwärts gefahren, als plötzlich ein gellendes Geschrei nach dem Boote gehört wurde. Ich eilte sofort nach der Stelle und entdeckte zu meinem Erstaunen bald, daß runde, dunkle Gegenstände auf dem Wasser schwammen, die wir als Köpfe von Menschen erkannten, welche, nachdem ihr Kanoe untergegangen war, auf uns losschwammen. Wir zogen die erschreckten Leute an Bord und lasen auch 4 Ballen Zeug auf, aber ein Kasten mit Munition und 400 Pfund Getreide waren untergesunken. Wieder ging es vorwärts; doch hatten wir kaum 1/2 engl. Ml. zurückgelegt, als uns abermals ein durchdringendes, aus dem tiefen Dunkel ertönendes Jammergeschrei in Schrecken setzte. „Das Boot, o, das Boot!“ erscholl es in kreischenden, wie von Rasenden ausgestoßenen Rufen. Als wir nach der Stelle zusteuerten,

zündete ich ein Wachslicht an und setzte die Blätter eines Buches in Flammen, um den Schauplatz des neuen Unfalls zu beleuchten. Köpfe von Menschen, die mit den Wogen kämpften, und schwimmende Ballen wurden auch hier in dem Wasser gefunden, dazu auch ein mit dem Boden nach oben gekehrtes Kanoe mit einem an seiner Seite klaffenden Spalt, und während wir die Leute unter die Kanoes verteilten, hörten wir zu unserm Schrecken, daß auch 5 Flinten untergegangen waren. Mein Boot lief nun bei einer Befrachtung von 22 Menschen und 30 Traglasten bis dicht an sein Schandddeck im Wasser, und wenn ein frischer Wind sich erhob und wir dann nicht gleich die Waren über Bord warfen, mußte es ohne Zweifel sinken. Durch die Finsternis schrie ich jetzt den erschreckten Leuten zu, daß, wenn noch mehr Kanoes leck würden, die Mannschaft sofort die Getreidesäcke und die Perlen über Bord werfen und unter keiner Bedingung ihren Kahn verlassen sollte. Kaum hatte ich meine Anrede beendigt, als auch das beunruhigende Geschrei von mehreren Seiten wieder ausbrach: „Meister, das Kanoe will sinken! Schnell, komm her! O, Meister, wir können nicht schwimmen!“ Es war offenbar, daß ein panischer Schrecken unter diesen verzagten Seelen wütete und sie mit reißender Schnelligkeit alle Kraft und Fassung verlieren ließ. Als Antwort auf ihr rasendes Geschrei und zugleich als die einzige Möglichkeit, uns zu retten, rief ich ihnen mit ernster Stimme zu: „Alle, die sich selbst retten wollen, müssen mir, so schnell sie nur können, nach den Inseln folgen, und Ihr, die Ihr nach Hilfe schreit, klammert Euch an Eure Kanoes fest, bis wir zurückkehren.“ Wir ruderten mit größter Anstrengung.

Auch ging jetzt der Mond auf, und wir waren hocherfreut, als wir nach einer halben Stunde Mirandeh erblickten, auf das wir kräftig lossteuerten. Der helle Mondschein bewirkte auch, daß die Wangwana jetzt wieder frischen Mut faßten; aber immer noch hörten wir das Jammergeschrei weit hinter uns: „Meister, o Meister, bring dein Boot! — das Boot!“ — „Horcht auf sie, meine Jungen, horcht!“ rief ich der Mannschaft meines Bootes zu, und sie entsprachen dem Zuruf, indem sie es durch das Wasser fliegen ließen. „Rudert zu, meine Männer, bis die Ruder brechen; schießt wie ein Pfeil durch das Wasser; Leben und Tod hängt von Euren Anstrengungen ab; rudert wie Helden!“ Das Boot zischte förmlich durch die Wellen, während 10 Männer, sich mit der wildesten, verzweifeltsten Anstrengung hin- und herbiegend, ihm mit ihren Rudern gleichsam wie einem Renner die Sporen gaben. Wir erreichten Mirandeh, luden schleunigst Waren und die Schiffbrüchigen aus, und so erleichtert fuhr das Boot noch-

mals über die dunkle, aufschäumende Seefläche hin, um den in Gefahr schwebenden Leuten Hilfe zu bringen. Als ich im Begriff war, mit meinem Boote nach dem Schauplatz der Katastrophe zurückzukehren, schossen 2 Kanoes wie Pfeile an mir vorbei. „Wer fährt da?“ fragte ich. — „Uledis und Schumaris Kanoes,“ erwiderte jemand. — „Sobald Ihr Eure Ladung gelöscht habt, kehrt augenblicklich zurück, um die Leute zu retten.“ — „Das beabsichtigen wir zu thun, Inschallah!“ antwortete eine Stimme. — „Prächtige Kerle das, ich stehe für sie ein,“ dachte ich. Weiter eilten wir zur Rettung und bliesen das Horn, um unser Herannahen zu verkündigen. Wir fuhren noch an 3 oder 4 Kanoes vorbei, die an uns vorüber eine Wettfahrt nach den Inseln machten. Gott sei Dank! der See war ruhig, und der Mond schien hell und klar, ein goldiges Licht über die Gewässer verbreitend. „Ihr seid brave Burschen; rudert zu, meine Söhne; denkt an jene armen Menschen auf dem See in sinkenden Kanoes.“ Meinen Bitten entsprechend, rissen sie sich bei ihren gewaltigen Anstrengungen fast das Herz aus dem Leibe. Ihre schnell hin- und hergeschwungnen Gestalten, die tiefen Seufzer, welche ihrer Brust entstiegen, das dahinjagende Boot, der aufgeregte Steuermann, alles sympathisierte mit mir. Ich ergriff selbst eines der Ruder, um einen keuchenden Burschen abzulösen. Wir hörten nun den Hilferuf: „O, das Boot! Meister, bringe das Boot her!“ klang es über den goldnen See von den sinkenden Kanoes her. „Hört Ihr, Leute? Vorwärts, daß die Ruder brechen — treibt das Boot über das Wasser! Wir werden sie noch retten, entweder diese Nacht oder niemals!“ Mit frischen Kräften flog jetzt das Boot vorwärts, und in 5 Minuten waren wir erst einem, dann einem zweiten und einem dritten Kanoe zur Seite, bis das Boot endlich wieder bis auf einen Zoll von seinem Schanddeck ins Wasser eingesunken war. Aber alle die Leute, Männer, Weiber und Kinder, waren gerettet. Wir harrten, bis weitere Hilfe käme, und alsbald sahen wir Uledis und Schumaris Kanoes Seite an Seite heraneilen inmitten des hochaufspritzenden Schaumes, da sie die angestrengteste Kraft starker Männer auf uns zu bewegte. Mit lautem Freudengeschrei hielten sie in ihrem wütenden Jagen an unsrer Seite, und die ersten, von ihnen aus hörbaren Worte waren: „Sind alle gerettet?“ — „Ja, alle,“ erwiderten wir. — „El hamd — ul — illah!“ (Gott sei Dank) entgegneten sie mit Inbrunst. Mit Hilfe dieser beiden Kanoes konnten wir wohlbehalten mit 32 Männern, Weibern und Kindern und sämtlichen geretteten Waren nach den Inseln zurückkehren.

Am 26. Juni trat ich meine Rückfahrt nach Usukama (Kagehji) an mit dem Boote, 17 Kanoes und 106 Mann, und am 11. Juli

kamen wir ohne jeden Unfall mit der zweiten Hälfte der Expedition wohlbehalten auf der Refuge-Insel an. In derselben Weise, wie wir Kagehji verlassen hatten, reisten wir auch von der Insel Refuge ab, indem wir nämlich die Garnison*) einschifften, und die, welche in Kagehji auf uns gewartet hatten, auf der Insel zurückließen, bis wir sie nachholen konnten. Sobald wir die Bewohner Bumbirehs durch unsern energischen Angriff eingeschüchtert und uns so freies Fahrwasser geschaffen hatten, gelangten wir Ende August glücklich nach Uganda, wo Mtesa mir mit großer Wärme entgegenkam. Er wurde von dem Zwecke meines Besuchs in Kenntnis gesetzt, der darin bestand, die mir von ihm bei meinem ersten Besuch versprochnen Führer zu erhalten, welche mir den Weg nach dem M-wutan N'zige (Albert-Nyanza) zeigen sollten. Ich selbst ersuchte dann den König noch, sie mir ohne Verzug zu liefern, da ich aus Mangel an Kanoes schon beträchtlich viel Zeit verloren hätte.

Mtesa erwiderte, daß er gegenwärtig in einen Krieg mit dem aufrührerischen Volke von Uvuma verwickelt sei, welches in unverschämter Weise sich weigere, seinen Tribut zu bezahlen, und daß es in Uganda nicht gebräuchlich sei, Fremde weiter reisen zu lassen, während der Kabaka in einen Krieg verwickelt sei, aber der Krieg würde bald vorüber sein, und dann würde er, wenn ich warten wollte, einen seiner Häuptlinge mit einer Armee entsenden, um mich auf dem kürzesten Wege nach dem Nyanza zu geleiten.

Am 27. August 1875 brach Mtesa sein Lager ab und begann seinen Marsch nach Makaranga, einer ungefähr 640 m von der Insel Ingira (im Viktoriasee), welche die Wavuma (Bewohner von Uvuma) zu ihrer Festung gewählt und eingerichtet hatten, entfernten Landspitze. Er hatte eine gegen 150 000 Krieger zählende Armee zusammengebracht. Außer dieser großen Heeresmacht müssen noch nahe an 50 000 Weiber und fast ebensoviele Kinder und Sklaven beider Geschlechter gerechnet werden, so daß ich die Zahl der in Mtesas Lager Versammelten auf gegen 250 000 schätzte, welche sich in folgender Weise ordneten:

Nachdem Mtesas Leibgarde vorbeimarschiert war, folgte ein Befehlshaber nach dem andern und eine Heeresabteilung nach der andern, jede einzelne für das Ohr der Eingebornen an dem ihr eigentümlichen Trommelschlage erkennbar. Ungefähr 2 Stunden, nachdem das Hauptkorps seinen Marsch begonnen hatte, trabte Kasudschu, der Gouverneur der jungen Prinzen und der Frauen Mtesa's, vorbei. Vorn liefen

---

*) Diejenigen, welche zuerst auf der Refuge-Insel ankamen und während Stanleys Rückfahrt nach Kagehji daselbst in Garnison liegen bleiben mußten.

1000 Speerträger und ebensoviele hinten nach. Die Zahl der Weiber belief sich auf 5000. Ich schloß mich der Arrièregarde Sabaganzi's an. Vier Tage später, am 1. September, besetzte die Armee Mtesa's Nakaranga, wo sie ihr Lager zu bauen anfing. Bei Sonnenuntergang war die Armee in etwa 30000 kuppelähnlichen Hütten bequem untergebracht. Wenn man in Betracht zog, daß die Insel Ingira nur durch etwas über 20000 Wilde verteidigt wurde, deren einzige Kriegswaffen der Speer und die Schleuder waren, so stellte sie einer solchen Streitmacht, wie sie der Kaiser Mtesa in einer Entfernung von höchstens 700 m von der Insel angesammelt hatte, kein furchtbares Hindernis entgegen. Die Kriegsflotte Ugandas zählte 325 größere und kleinere Kanoes, von denen man wohl nur 230 im Kriege für wirklich dienstfähig halten konnte.

Mtesa hatte sich mitten im Kriegstreiben ein neues Vorhaben in den Kopf gesetzt, nämlich sich in den europäischen Wissenschaften unterrichten zu lassen. Ich sollte für ihn eine Art wissenschaftlicher Encyklopädie werden. Das encyklopädische Geschwätz wurde bald über den großartigeren und erhabeneren Themen vergessen, welche die Heilige Schrift und die Theologie darboten. Der Kaiser warf lüsterne Blicke auf die Bibel und mein englisches Gebetbuch, und da ich seinen Wunsch erriet, stellte ich ihm einen Knaben, Namens Dallington, einen Zögling der Universitäten-Mission in Sansibar, vor, welcher ihm die Bibel in Kiswahili übersetzen und ihm auch sonst alles mitteilen konnte, was er meinem Wunsche gemäß sagen sollte. Da ich Schreibpapier im Überfluß mitgenommen hatte, so fertigte ich für ihn ein dickes Buch an, in welches die Übersetzungen der Bibelabschnitte von einem Schreiber Namens Idi sauber ins Reine geschrieben wurden. Als das Buch vollständig war, besaß Mtesa einen Auszug aus der protestantischen Bibel in der Kiswahili-Sprache, welcher alle die Hauptereignisse von der Schöpfung bis zur Kreuzigung Christi umfaßte. Als die abgekürzte Bibel fertig war, rief Mtesa alle seine Häuptlinge und auch die Offiziere seiner Leibwache zusammen, und als alle versammelt waren, begann er seine Anrede mit der Erklärung, daß er, als er seinem Vater in der Regierung gefolgt, ein Heide gewesen sei und am Blutvergießen sein Wohlgefallen gehabt habe, daß er aber, als ein arabischer Kaufmann, der auch Priester war, ihn den Glauben des Islam gelehrt habe, sich von dem Beispiele seiner Väter losgesagt habe. Hinrichtungen seien darauf weniger häufig vorgekommen, und niemand könne behaupten, daß er ihn seit jenem Tage in Pombe (Bier) betrunken gesehen. Aber es seien ihm doch noch sehr viele Dinge unverständlich geblieben. „Nun ist, Gott sei Dank, ein weißer Mann, Stamlih, nach Uganda ge-

kommen mit einem Buche, das älter ist als der Koran Mohammed's, und Stamlih sagt, daß Mohammed ein Betrüger war, und daß viel von seinem Buche aus diesem entlehnt ist, und dieser Knabe (Dallington) und Idi haben mir alles vorgelesen, was Stamlih ihnen aus diesem Buche (der Bibel) vorgelesen hat, und ich finde, daß es weit besser ist, als das Buch Mohammeds, abgesehen davon, daß es das erste und älteste Buch ist. Sollen wir an Isa (Jesum) und Musa (Moses) glauben oder an Mohammed?"

Auf diese Frage antworteten sie nun alle, ohne Zweifel, da sie bemerkten, wohin sich die Gesinnung und Meinung des Kaisers neige: „Wir wollen das Buch des Weißen annehmen," und als der Kaiser diese Antwort hörte, erleuchtete eine freudige Glut sein Antlitz. Auf diese Weise entsagte Mtesa der mohammedanischen Religion und bekannte sich offen zum christlichen Glauben und kündigte zugleich seinen Entschluß an, seiner neuen Religion treu anzuhängen, eine Kirche zu bauen und alles, was in seiner Macht stände, zu thun, um die Ausbreitung christlicher Gesinnungen unter seinem Volke zu befördern und sich, soweit er dies irgend vermöge, nach den heiligen, in der Bibel enthaltenen Geboten zu richten. — Der langwierige Krieg wurde am Abend des 13. Oktober durch die Unterwerfung der Wavuma beigelegt.

5. Nach dem Albert-Nyanza.

Am 29. Oktober kam Mtesa und seine große Armee in der alten Hauptstadt Ulagalla an. Nachdem ich einige Rasttage hatte verfließen lassen, fing ich an, den Kaiser an den ursprünglichen Zweck meines ihm abgestatteten Besuchs sowie an sein Versprechen, meinem Gesuch zu willfahren, zu erinnern. Er willigte in meine Abreise und erlaubte mir gütigst, aus seinen Häuptlingen mir selbst den Anführer der Truppenabteilung auszuwählen, welche unsrer Expedition zur Erforschung des Landes zwischen dem M-wutan N'zige und dem Viktoria-See ihren Beistand gewähren sollte. Ich wählte Sambuzi, einen jungen Mann von ungefähr 30 Jahren, aus, dessen Tapferkeit und persönlicher Mut mehreremal während des Krieges mit den Wavuma sehr deutlich hervorgetreten war, dessen Rang und Stellung mir eine Streitmacht garantierten, welche unter tüchtiger Leitung stark genug war, um selbst einer größern Macht zu widerstehen, als sie der damals mit Gordon Pascha (dem Gouverneur des ägyptischen Sudan) im Kriege liegende König von Unjoro füglicherweise absenden konnte, um uns den Weg zu verlegen.

Auf mein an den Kaiser gerichtetes Gesuch, daß er deutlich und vor aller Ohren seine Befehle an Sambuzi nochmals öffentlich erteilen möge, rief Mtesa den Häuptling an sich heran, und dieser empfing, am Boden liegend, den folgenden mit lauter und heller Stimme ausgesprochnen Befehl: „Thue alles, was nach Stamlihs Rat oder Vorschlägen gethan werden soll, und kehre unter keiner Bedingung eher nach Uganda zurück, als bis du meine Befehle ganz vollständig ausgeführt hast. Wenn du ohne einen Brief Stamlihs, der dich bevollmächtigt, den geplanten Marsch aufzugeben, zurückkehrst, so wirst du meinen Zorn herausfordern. Ich habe gesprochen."

Am Vorabend meiner Abreise hatte ich noch eine lange Unterredung mit dem Kaiser, dem es wirklich leid zu thun schien, daß die Zeit zu einem definitiven und letzten Abschiednehmen gekommen war. Wir gingen die Grundlehren des christlichen Glaubens zusammen durch. Durch seine Bemerkungen bewies er, daß er ein sehr gutes Gedächtnis besaß und in seinen Glaubensartikeln recht festen Fuß gefaßt hatte. Früh am nächsten Morgen sandte mir noch der mir befreundete Neubekehrte viele Geschenke als Zeichen seiner Hochachtung.

An demselben Tage, wo ich von Ntewi am See abreiste, führte Sambuzi 1000 Mann nach unserm Sammelplatz am Katongaflusse, wo auch alle übrigen zur Eskorte gehörigen Truppen zu ihm stoßen sollten. Nachdem wir 4 Tage an der Küste hingefahren waren, kamen wir in Dumo (an der Westküste des Viktoriasees) an und begrüßten unsre Reisegesellschaft*) nach einer Abwesenheit von 3 Monaten und 5 Tagen. Frank Pocock hatte sich der besten Gesundheit erfreut, und die Mitglieder der Expedition bewiesen durch ihre starken, wohlgenährten Gestalten, daß sie auf das beste gelebt hatten, und daß die betreffenden Befehle des Kaisers keineswegs mißachtet worden waren. Mit dem östlichen Ufer des Flusses Nabutari nahmen die milden und stillen Wiesenlandschaften, welche wir von Dumo am Viktoriasee an bis hierher fast ausschließlich vor Augen gehabt hatten, ein Ende; denn gleich am Westufer des Flusses begann eine rauhere Gegend, welche, je weiter wir nach Westen vorrückten, täglich mehr den Charakter eines Gebirgslandes annahm. Die ganze Landschaft löste sich in Bergmassen von bedeutender Höhe auf, in kahle und zackige Bergrücken, isolierte, schroffe und holperige Hügel, welche von welligen Landstrecken getrennt wurden. Am 2. Januar 1876 überschritten wir den Fluß Nabutari und zogen nun in das feindliche Unjoro hinein. Als wir weiter nach Westen zogen, wurden die Nächte empfindlich kalt. In der Nacht des

*) Die Mitglieder der Expedition.

7. Januar sank das Thermometer bis auf $9^{1}/_{3}$° R. Nebel, welche mit den berüchtigten Novembernebeln in London wetteiferten, herrschten regelmäßig an jedem Morgen und machten die Morgenzeit an jedem Tage naßkalt, düster und unangenehm. Am 9. Januar gaben die wirbelnden Trommeln schon 2 Stunden vor Sonnenaufgang das Zeichen zum Aufbruch; denn wir hatten eine lange Tagereise vor uns und sollten an diesem Tage Uzimba, das Land des Häuptlings Ruigi (das unmittelbar an den Albert-Nyanza grenzt), betreten. Beim Eintritt der Morgendämmerung befanden wir uns in einer eigentümlich wilden, aber malerisch schönen Gegend, einer afrikanischen Schweiz. Bergspitzen, -Kegel und -Höcker, sowie kuppelähnliche Hügel ragten nach allen Richtungen hin empor, während eiskalte Gewässer zwischen zerspaltnen und nackten Felsen sich durchdrängten oder unter natürlichen Felsenbrücken mit wütendem Tosen hervorstürzten.

Bald nach Mittag langte die Hauptkolonne auf dem Gipfel einer 1700 m über dem Meere liegenden Abdachung in dem Uzimbabergrücken an, von wo aus wir, fern unter uns, die Felder, Gärten und Dörfer des volkreichen Landes des Königs Ruigi zu Gesicht bekamen. Aber das plötzliche Vorrücken des Vortrabes mit fliegenden Fahnen und wirbelnden Trommeln mitten in die bestürzten Eingebornen hinein hatte für den Augenblick die schöne, lächelnde Gegend entvölkert. Ungefähr 10 Gefangene wurden eingebracht, und nachdem sie Geschenke an Zeug und Perlen erhalten hatten, wieder freigelassen, um ihren respektiven Häuptlingen die Nachricht zu überbringen, daß die Waganda einen weißen Mann hergebracht hätten, welcher den See zu sehen wünsche, und welcher um die Erlaubnis bitte, einige Tage friedlich im Lande wohnen zu dürfen.

Am nächsten Tage wurde die Antwort überbracht, daß die Einwohner nicht an Fremde gewöhnt seien, dieselben auch nicht gern in ihr Land kommen sehen, daß Uzimba zu Unjoro gehöre, daß der König von Unjoro mit den Weißen im Kampfe begriffen sei und unter solchen Umständen der weiße Mann ihm doch nicht in den Rücken kommen und noch dazu Frieden erwarten könne; unsre Worte seien ja gut, aber unsre Absichten, wie sie nichtsdestoweniger wüßten, böse; wir müßten deshalb am nächsten Morgen Krieg erwarten.

Diese Kriegserklärung fiel den Waganda-Häuptlingen sozusagen auf die Nerven. Die Gefahr, daß ein panischer Schrecken schon in den nächsten Augenblicken die Leute überfallen könnte, schien zu drohen, und so bat ich denn Sambuzi, daß er auf wenige Worte, die ich selbst sagen wollte, hören möge. Ich setzte ihm auseinander, daß wir zwar nur etwa eine Flintenschußweite vom Nyanza entfernt seien, aber

dennoch den See nicht gesehen hätten, daß aber Mtesa ihm den bestimmten Befehl erteilt hätte, mich zu dem Nyanza zu führen, daß ich, wenn sie alle zur Rückkehr entschlossen seien, von ihnen nur verlange, sie möchten mir 2 Tage Frist einräumen, darnach wollte ich ihnen einen Brief an Mtesa mitgeben, der sie von aller Schuld und Verantwortlichkeit freisprechen würde; daß in der Zwischenzeit 500 von den Waganda und 50 von meinen Leuten abgesandt werden sollten, um einen Pfad nach dem See auszuwählen. Dieser Rat gefiel den Häuptlingen. Ich selbst führte eine Abteilung von 50 Mann und suchte an dem Rande des Plateaus einen Pfad zu finden, auf dem wir sicher und möglichst bequem hinabsteigen konnten. Der See lag wie eine ungeheure Spiegelfläche, ruhig und blau, unter uns; nur an der Küste bemerkte man eine schmale, weißliche, von der aufspritzenden Brandung gezeichnete Linie.

Um Mittag kehrten Lukoma und Manwa Sera vom See zurück und berichteten, daß es ein schweres Stück Arbeit sein würde, das Boot ohne lange und sehr starke Seile an einem schroffen Abhang von 15 m Höhe hinabzulassen; denn ein solcher Abgrund sei gleich zuerst auf dem zum See hinabführenden Pfade zu passieren, daß die Eingebornen bei ihrem Verkehr mit dem Salzmarkte am See ihre in Rinderhäute fest eingenähten Salzsäcke an dem Abgrunde hinaufzögen, daß niemand mit einer Bürde auf dem Rücken hinauf- oder hinabsteigen könne, da man beim Klettern an dem jähen Abhange beide Hände brauche. Diese unwillkommnen Nachrichten flößten den Waganda das Verlangen ein, auf der Stelle den Rückweg anzutreten. Große Massen von Eingebornen, welche sich auf den Gipfeln aller Hügel um uns herum aufstellten, vermehrten noch die Furcht. Selbst die Mitglieder der Expedition ergriff diese Panik, und sie rüsteten sich ganz in der Stille, den Waganda zu folgen.

„Nun gut," erwiderte ich den letztern, „das ist meine Entscheidung. Ich wurde ausgesandt, um diesen See zu erforschen. Als ich von Usukuma aufbrach, hegte ich Zweifel, ob ich dies ohne Hilfe der Waganda würde ausführen können, weil es an diesem See keine Volksstämme giebt, welche gegen Fremde freundlich sind. Aus diesem Grunde ersuchte ich Mtesa, mir ein so starkes Korps von Kriegern zu leihen. Da von uns kein freundlicher Hafenplatz gefunden werden konnte, wo Ihr zurückbleiben konntet, während ich den See in meinem Boote befuhr, dachte ich, einen Hafen für ein paar Monate gewaltsam in Besitz zu nehmen und zu verteidigen. Die Heeresmacht, auf die ich mich verließ, läßt mich nun im Stich, und die Bevölkerung ist feindlich; es bleibt mir also nichts übrig, als mit Sambuzi zurück-

zukehren und den Versuch zu machen, den See auf einem andern Wege zu erreichen. Wenn kein andrer Weg gefunden werden sollte, müssen wir sogar mit dem, was wir gethan, zufrieden sein."

So wurde der Rückzug angetreten. Am 27. Januar trennten wir uns. Sambuzi zog in sein eignes, naheliegendes Land, ich zu dem Glück oder Unglück, das die Vorsehung noch für mich und die Meinigen aufgespart hatte. Ich verweilte in Kosossi 3 Tage, um der Expedition etwas Ruhe zu gönnen, die sie redlich verdient hatte. Während dieser Zeit schickte ich Katschetsche und 2 andre mit einem Briefe an Mtesa ab, in welchem ich nicht verfehlte, zu berichten, daß Sambuzi nicht alles, was er versprochen, ausgeführt, daß er mir 3 Säcke Perlen gestohlen, und daß sich Sabadu und Bugomba unschicklich benommen.

Wie mir Katschetsche einige Tage später berichtete, wirkte dieser Brief auf Mtesa beschämend und reizte ihn zur Wut. Katschetsche wurde vor die Burzah berufen, und er mußte dort mit lauter Stimme alles wiederholen, was zwischen mir und Sambuzi seit unserm Zusammentreffen vorgefallen war. Als Katschetsche seine Rede geendigt hatte, sagte Mtesa: „Seht Ihr nun, wie ich von meinen eignen Leuten um Ehre und guten Namen gebracht werde? Dies ist das drittemal, daß ich in die Lage versetzt worden bin, mein weißen Männern gegebenes Wort zu brechen. Aber bei dem Grabe meines Vaters Suna, ich will Sambuzi und Euch allen zeigen, daß Ihr den Kabaka nicht verspotten dürft." Über alle 3 brach die Strafe in furchtbarer Weise herein.

„Jetzt schreibe du, Dallington," wandte er sich an den an seinem Hofe zurückgelassenen Zögling der englischen Mission, „einen Brief an Stamlih. Sage ihm, er möge nochmals an den Katonga kommen und Sekebobo und Mkwenda sollten ihn mit 60 000, sogar mit 100 000 Mann nach dem M-wutan N'zige geleiten und dort bleiben, bis er mit seinen Arbeiten fertig ist." Nahe bei dem Alexandra-Nil erhielt ich Dallingtons Brief, der mich aufforderte, umzukehren und die Reise nach dem See nochmals zu versuchen. Dieser Brief setzte mich in ziemliche Verlegenheit, aber nach kalter und langer Überlegung kam ich zu dem Schlusse, daß es kein normales Verfahren sei, die Zeit in solcher Weise zu vertrödeln. Mein letzter Abschiedsbrief an Mtesa schloß nun unsern Verkehr mit dem mächtigen Monarchen von Uganda und zugleich unsern Aufenthalt in jenem Lande der Bananen und freien Bewirtung ab.

Nach der Erforschung des Alexandra-Nils (Kagera) und einem Besuche bei Rumanika, dem Könige von Karagwe (am Westufer des

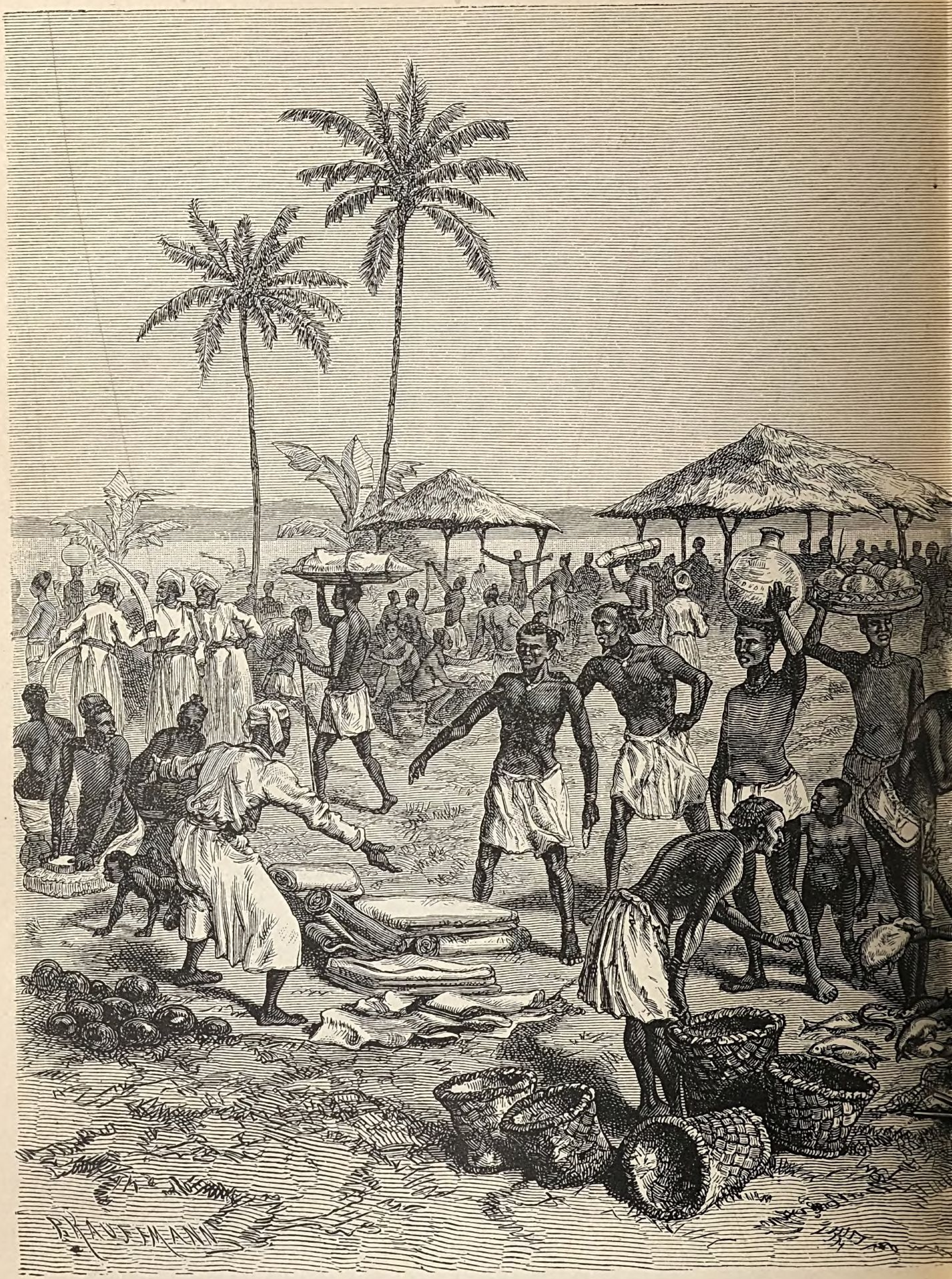
Viktoriasees) sagten wir am 7. April 1876 den Ländern Lebewohl, welche den Nil mit Wasser versehen, und wendeten unser Gesicht dem Tanganjika zu.

6. Von Udschidschi bis Nyangwe am Kongo.

Um die Mittagsstunde des 27. Mai erquickten die glänzenden Gewässer des Tanganjika unsern Blick und zwangen mich, eine Weile voll Bewunderung stehen zu bleiben, grade so wie an jenem Tage, wo ich sie zuerst zu Gesicht bekam. Um 3 Uhr nachmittags sind wir in Udschidschi. Nichts hat sich wesentlich verändert mit Ausnahme der stets veränderlichen Lehm-Tembés der Araber. Der freie Platz, auf dem ich im November 1871 David Livingstone traf, ist jetzt von großen Tembés (Häusern) eingenommen. Das Haus, wo wir zusammen wohnten, ist schon längst niedergebrannt. Der See breitet sich mit derselben großartigen Schönheit vor unsern Augen aus; die Brandung ist noch ebenso unruhig, und die Sonne scheint ebenso hell; der Himmel hat sein herrliches Azurblau, und die Palmen haben alle ihre Schönheit bewahrt; aber der große, alte Held, dessen Anwesenheit im Jahre 1871 in diesem Udschidschi mein gespanntestes Interesse allein auf sich zog: — seine Tage sind dahin.

Das Lärmen und Summen des mit einem bunten Gemisch von Repräsentanten vieler Stämme angefüllten Marktplatzes weckte mich schon in früher Morgendämmerung auf. Voll Neugierde, den ersten Markt nach dem zu Kagehji mir anzusehen, zog ich mich an und schlenderte mitten unter den Käufern und Verkäufern und Müßiggängern herum. (Siehe die Abbildung Nr. 23.) Hier bekommt man alle die reichen Erzeugnisse der Tanganjikagestade zu sehen. Da die Wadschidschi (eingeborne Bewohner von Udschidschi), welche geschickte, jeden Vorteil ins Auge fassende Kaufleute sind, bemerkt haben, daß die Wangwana ihre Vorräte von süßen Kartoffeln, Yamswurzeln, Zuckerrohr, Erdnüssen, Ölnüssen, Palmöl und Palmwein, Butter und Pombe en gros aufkaufen, um sie nachher mit enormem Profit an ihre Landsleute en détail wieder zu verkaufen, so haben sie ihre Preise für einige Artikel im Vergleich zu denen, welche ich bei meiner letzten Anwesenheit in Udschidschi notierte, um 100 % erhöht.

Uhha (Gebiet am Tanganjika) sendet täglich auf den Markt von Udschidschi sein Mtama (Kafferkorn), Getreide, Hirse, Sesam, Bohnen, Geflügel, Ziegen, breitschwänzige Schafe, Butter und bisweilen Ochsen; Urundi seine Ziegen, Schafe, Ochsen, Butter, Palmöl und Palm-



Nr. 23. Mark



...u Udschidschi.

nüsse, Geflügel, Bananen und Pisang; Uzigé — nur dann und wann — seine Ochsen und sein Palmöl; Uvira sein Eisen in Draht von allen Stärken, Arm- und Knöchelbänder; Ubwari sein Kassawa oder Maniok, in getrocknetem Zustande, und enorme Quantitäten von Getreide, Dogara oder Breitlinge und getrocknete Fische; Uvinza sein Salz; Uguha seine Ziegen, Schafe und Getreide, insbesondere Mais; die auf dem Lande wohnenden Wadschidschi bringen ihre Buttermilch, Erdnüsse, süße Kartoffeln, Tomaten, Bananen und Pisangfrüchte, Yamswurzeln, Bohnen, Wicken, Gartenkräuter, Melonen, Gurken, Zuckerrohr, Palmwein, Palmnüsse, Palmöl, Ziegen, Schafe, junge Ochsen, Eier, Geflügel und Töpferwaren; die an der Seeküste wohnenden Wadschidschi senden ihre Sklaven, Breitlinge, frische Fische, Elfenbein, Körbe, Netze, Speere, Bogen und Pfeile; die Wangwana und arabischen Sklaven bringen Sklaven, Brennmaterial, Elfenbein, wilde Früchte, Eier, Reis, Zuckerrohr, Honig aus dem Ukaranga-Thale. Die Stelle des Kurantgeldes vertreten Zeuge sowie Glasperlen, hauptsächlich „Sofi“, welche schwarzweißen Thonpfeifenrohren gleichen, die in einen halben Zoll lange Stücken zerbrochen sind. Ein solches Stückchen heißt Masoro und ist das in seinem Wert niedrigste Umlaufsmittel, mit dem sich etwas kaufen läßt. Die Sofi-Perlen sind zu Schnüren von 20 Masoro aufgereiht. —

Weder für Frank noch für mich waren nach unsern 17 monatlichen Reisen um und durch die Seegegenden Briefe da. Nachdem wir beide so begierig auf einen ganzen Beutel voll Briefe gewartet und es für sicher angenommen hatten, wenigstens einige zu empfangen, sahen wir uns in unsern Erwartungen recht bitter getäuscht. Ehe wir zur Rundfahrt um den See aufbrachen, war noch für mancherlei Angelegenheiten Sorge zu tragen, z. B. für das Wohlergehen der Expeditionsmannschaft während meiner Abwesenheit, die Verproviantierung unsrer Bootsmannschaft, die Anwerbung von Führern u. s. w. Die beiden Führer, welche ich für den See erhielt, waren Para, welcher Cameron im März und April 1874, und Ruanga, welcher mich im Dezember 1871 bis an das Nordende des Tanganjika-Sees begleitet hatte.

Der interessanteste Punkt in Bezug auf diesen See war, ob er einen Abfluß habe*). Vor meiner Abreise von Sansibar hatte ich gehört, daß Cameron denselben in dem Flusse Lukuga aufgefunden habe, welcher westwärts durch Uguha fließe und deshalb ein Nebenfluß von Livingstones „Großem Strome“ (Kongo) sei.

*) Vergl. hierzu Wißmanns Entdeckung im folgenden Kapitel.

Mit diesen Berichten Camerons standen die von mir in Udschidschi gesammelten Angaben im Widerspruch. Diese Aussagen ließen in mir den Entschluß reifen, diese rätselhaften Verhältnisse gründlich zu erforschen und überhaupt die ganze Küste genau zu untersuchen. Zu gleicher Zeit hatte sich auch die Vermutung bei mir eingeschlichen, daß am Ende der Tanganjika jetzt gar keinen Abfluß habe. Bemerkte ich doch, daß 3 Palmbäume, welche im November 1871 auf dem Markte zu Udschidschi standen, sich jetzt 100′ weit im See befanden, und daß der sandige Uferrand, auf welchem Livingstone und ich unsre Morgenspaziergänge zu machen pflegten, über 200′ weit im See lag. —

Die Lady Alice ist im Begriff, die Bergschranken, welche den See einhegen, zu durchforschen, eine Kluft oder Öffnung zu entdecken, welche den Überfluß an Wasser, den seit uralter Zeit von allen Seiten her Flüsse dem See fortwährend zugeführt haben, hinausläßt oder doch vermutlich hinauslassen sollte. Die Engländerin (die Lady Alice) hatte jetzt einen Genossen, einen schweren, sich langsam fortschleppenden, aber starken und gesunden Gefährten, ein aus einem gewaltigen Tekbaume geschnitztes Kanoe. Das Boot und sein Gefährte waren am 11. Juni 1876 segelfertig. Die Mannschaft war für beide mit größter Sorgfalt ausgewählt. Es sind durchaus nur junge, behende, treue Geschöpfe. Nun gab es viele Hände zu schütteln, vielfach ertönte der Ruf: „Nehmt Euch in acht!" und darauf hißten das Boot sowie das Kanoe die Segel und wandten ihre Vorderteile längs der Ostküste hin nach Süden zu.

In der Höhe der Bergketten, welche sich längs der ganzen Ostküste des Tanganjika hinziehen, scheint keine Abnahme einzutreten. Dann und wann sahen wir kleinere und größere Bergwasser zum See hinabkommen. Am 3. Juli kamen wir um Mittag am äußersten Südende des Sees an. Dieser südlichste Punkt liegt nach unsern Messungen unter 8° 47′ südl. Br. Der Bach Kapata läuft an diesem Südende in den See durch einen dichten und dunklen Hain, und die vorn an der Einmündung des Gießbachs stehenden, abgestorbenen Bäume legen von der zerstörenden Wirkung seiner zu Zeiten hochansteigenden Fluten Zeugnis ab.

Wir segelten an der steilen Westküste entlang nach dem Lukuga, dem Fluß, der jetzt als das interessanteste und wichtigste Objekt für unsre Forschungen sich in den Vordergrund stellte. Am Abend des 15. Juli machten wir die Bekanntschaft Kawe-Niangeh's, des Häuptlings über den am Südufer des Lukuga-Creek (golfartige Mündung) nahe bei der Mündung belegnen Distrikt. Er konnte sich

sehr genau auf Cameron besinnen, beschrieb seine Person und seinen Anzug und teilte mir mit, er habe ihn nach dem Schilfrohrdickicht begleitet, das, wie er sagte, die Vorderfront des Creek verstopfe. Es gelang uns, ihn als Führer bei der Untersuchung des Creek zu gewinnen.

Am 16. Juli segelten wir den Creek hinauf. Die Mündung des Lukuga war ungefähr 2300 m breit, 1 engl. Ml. weiter hinauf verengte sich der Fluß bis auf 731 m und nach einer zweiten Meile auf 410 m. Während wir weiter fuhren, sagte uns der Häuptling, wir möchten das Boot anhalten, und einen Stock ins Wasser werfend, bat er uns, zu beobachten, wie — trotzdem daß die sanfte Bewegung auf der Wasseroberfläche zugleich mit dem Winde vom See herkam — der Stock und die Wasserblasen doch beharrlich gegen diese kleinen Wellen und gegen den Wind in der Richtung nach dem See ankämpften. Wo sich irgendwo Einschnitte in den Felsufern befanden, welche zu beiden Seiten des Creek sich wie Dünen hinzogen, oder wo Einsenkungen in den niedrigen, grasbedeckten Felstrümmern vor und unter diesen steilen Ufern vorkamen, füllte üppig wachsendes Wasserrohr und Papyrus diese kleinen, stillen Wasserflächen aus; aber der mittlere Kanal war frei von Vegetation und bildete stets ein Band offnen, weißen Wassers, dessen Breite zwischen 82 und 410 m schwankte. Nach einer Stunde kamen wir bei dem äußersten Ende des offnen Wassers an, das in seiner Breite wegen der zunehmenden Massen von Papyrusstauden von 230 allmählich bis auf 37 m abgenommen hatte. Wir hörten auf zu rudern und glitten sanft bis an die Papyrusstauden heran, welche wie eine Wand oder Vormauer den Creek jetzt von Ufer zu Ufer vollständig absperrten und einem üppigen Felde mit hochgewachsenem Mais ähnelten. Wir sondierten am Fuße des Schilfes hin in einer Breite von 40 m und erhielten Wassertiefen von 7—11 Fuß. Mittels eines beweglichen Hebels und durch andre Experimente versuchte ich eine Strömung festzustellen; das Instrument gab keine an. Darauf drängten wir uns ungefähr 20 m weit durch die Papyrusstauden, die wir zerquetschten und umknickten, und kamen zu ebenso unwegsamen wie unfahrbaren Schlammbänken, die schwarz wie Pech aussahen und von animalischem Leben wimmelten.

Ich kehrte darauf in das Boot zurück, ließ 4 Männer sich dicht aneinander stellen, stieg auf ihre Schultern, wobei ich ein Ruder als Stütze benutzte, und bestrebte mich, mit einem Fernrohre einen Gesamtüberblick zu erhalten. Ich sah einen etwa 230—275 m breiten Gürtel einer mit Papyrus bewachsenen Niederung, die in der Richtung von Ost nach West zwischen 2 sanft abfallenden, mit dürftigen Akazien be-

wachsenen Uferhöhen lag. Hier und da bemerkte man einen Pfuhl offnen Wassers, und in der Ferne wuchsen dahinter einige Bäume, wie mir schien, grade im Flußbett.

An der Westküste nordwärts segelnd, erblickt man die Goma-Berge in einer scheinbaren und ununterbrochnen Reihe von gewaltiger Höhe und außerordentlicher Steilheit und mit langen Strecken jäh abschüssiger Felsen. Aber beim Weitergehen nach Norden zu bemerkten wir, daß wir nur das Profil oder die Böschungen großer und hoher, aus dem Hauptgebirge hervorspringender Zweige sahen. Fast hinter allen diesen Gebirgszweigen liegen schöne, ganz abgeschlossene Einfahrten und Buchten. Berge mit schwärzlichen Farbentönen beschatten sie und lassen zugleich Myriaden kristallheller Gewässer entstehen. Tiefe Klüfte zerspalten ihre ungeheuren Fronten und sind mit Wäldern und Riesenbäumen ausgefüllt, aus denen die berühmten Goma-Kanoes geschnitzt werden. Durch jede Schlucht in dieser Felsenwand braust und stürzt ein eiskalter Bergstrom herab. Dahinter türmen sich die Hochalpen von Goma auf.

Die Lage des Nordendes des Sees wurde von Livingstone mit 3° 18′ südl. Br. festgestellt; für das äußerste Südende fand ich 8° 47′ südl. Br., was ihm somit eine Länge von 82½ geogr. Ml. giebt. Seine mittlere Breite beträgt ungefähr 7 geogr. Ml.; seine Oberfläche bedeckt demnach einen Raum von 575 geogr. Quadratmeilen. Ich ließ im nördlichen Teile des Sees ein 3½ Pfd. schweres Senkblei mit 1280 Fuß Sondierleine fallen und fand keinen Grund. Am 31. Juli kamen wir in Udschidschi an nach einer Abwesenheit von 51 Tagen. —

In Udschidschi herrschte die Pocken-Epidemie. 5 unsrer Wangwana waren an den Pocken gestorben, 6 andre lagen an derselben Krankheit schwer darnieder. Um uns aus der Wirkungssphäre der Epidemie zu entfernen, war es notwendig, weiterzuziehen und unsre Reise nach Westen fortzusetzen. Als am Morgen des 25. August 1876 Trommel und Horn verkündeten, daß unsre Reise an diesem Tage wieder angetreten werden sollte, hatte ich Grund, mir zu meiner Voraussicht, daß viele Desertionen stattfinden würden, und auch dazu zu gratulieren, daß ich durch die Beseitigung mancher überflüssigen Gegenstände schon einigermaßen darauf vorbereitet war. Aber daß 38 meiner Leute desertiert wären, das hatte ich keineswegs zu hören erwartet. 38 von 170, mehr als 22 %, das war eine bedeutende Verminderung meiner Expeditionskräfte. Nachdem die Kanoes zur Reise vorbereitet und das Boot segelfertig war, wurden diejenigen, welche in Bezug auf ihre Treue und ihren Gehorsam nicht charakter-

fest erschienen, unter Bewachung nach den Transport-Kanoes gebracht; die Zuverlässigen und Treuen und die, welche ich für ganz brave Gefährten hielt, ließ ich mit mir zu Lande nach dem Kap Kabogo marschieren, von wo aus die Überfahrt über den Tanganjikasee bewerkstelligt werden sollte. Als wir am zweiten Tage unsre Reise fortsetzten, wurden noch 3 Mann vermißt, was die Zahl der Deserteure auf 41 vermehrte und unsre kleine Streitmacht auf 129 Mann reduzierte.

Nachdem wir allmählich zu einer Höhe von 800′ über dem See quer durch eine Reihe niedriger Hügelrücken und dünn bewaldeter, an Büffeln sehr reicher Thäler emporgestiegen waren, kamen wir auf den Kamm einer Bergkette, welche die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Lualaba (obern Kongo) und des Sees Tanganjika bildet. Indem wir uns vom Tanganjika immer weiter entfernen, finden wir das Terrain des Landes wie nach einem reizenden Plane in graden und krummen Linien geformt. Bergrücken schwellen auf und trennen Thal von Thal; Hügel heben ihre Gipfel aus der Mitte von Thalbecken hoch empor, und in größrer Entfernung abgesondert sich hinstreckende Bergreihen begrenzen weite Fernsichten. Über das ganze Bild hat die Natur ein Kleid geworfen, das in den glühendsten Tönen von Grün prangt. Sie hat den Bergen geheißen, ihre klarsten Gewässer loszulassen; sie hat den Hügeln und Anhöhen befohlen, sich mit Blüten zu schmücken, und die Thäler mit einer Wohlgerüche ausatmenden Vegetation erfüllt; um die Felsen hat sie Kränze von Schlingpflanzen gewunden und die Baumstämme mit Moos drapiert. Unfruchtbarkeit hat sie aus ihrem Reiche verbannt. Und doch hat die Natur mitten in Afrika kein sanftes, samtiges, lächelndes England hervorgebracht. Weit gefehlt! Sie ist dort zu urkräftig, zu plötzlich in ihren Übergängen und allzu fruchtbar. Ihre Gräser sind dort hart und derb und schneiden und stechen wie Messer und Nadeln; ihr Schilfrohr ist zäh und wächst hoch wie Bambus; ihre Schlingpflanzen und Winden haben die Dicke und Länge von Kabeln, ihre Dornen sind Angelhaken von Stahl, ihre Bäume schießen zu einer Höhe von 100′ empor. Wir finden kein Vergnügen daran, zur Aufsuchung wilder Blumen herumzustreifen, und das Wild wird ungestört gelassen, weil es so schwer ist, sich frei zu bewegen; denn ist einmal der Hauptpfad verlassen, so befinden wir uns bis über den Kopf im dicken, steifen, unnachgiebigen Grase.

Am 15. Oktober hatten wir vom Kamme eines niedrigen Bergrückens plötzlich die Stelle vor Augen, wo der Luama (in der Nähe des Tanganjika entspringend) in den majestätischen L u a l a b a einmündet. Der letztere war ungefähr 1300 m breit, ein Strom von blaßgrauer

Farbe. Wir begrüßten sein Erscheinen mit Freude und rasteten auf einer Anhöhe, um uns der Aussicht zu freuen. Ein stilles Entzücken erfüllte meine Seele, als ich auf den majestätischen Strom hinblickte. Das große Geheimnis, das alle diese Jahrhunderte hindurch die Natur vor der wissenschaftlichen Welt verborgen gehalten hatte, es harrte jetzt seiner Enthüllung entgegen. Meine Aufgabe war, dem stolzen Strome bis zum Ozean zu folgen.

In Tubanda traf ich mit dem Araber Tippu-Tib zusammen. Es war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit negerartiger Hautfarbe, in der Blüte seiner Jahre, von straffer Haltung und lebhaft in seinen Bewegungen, ein wahres Bild von Energie und Stärke. Er hatte ein schönes, intelligentes Gesicht mit einem nervösen Zucken der Augen und mit glänzend weißen, vollkommen geformten Zähnen.

Die eben beschriebene Persönlichkeit war jener Araber, welcher Cameron über den Lualaba bis nach Utotera (5° südl. Br. u. 25° 54′ östl. L.) geleitete. Natürlicherweise befand sich deshalb in Nyangwe niemand, dessen Aussagen in Bezug auf die Reiseroute, welche mein Vorgänger von Nyangwe aus verfolgt hatte, mir wertvoller gewesen wären, als die Tippu-Tib's. Die Mitteilungen, welche er mir machte, waren insofern hinreichend klar, als das wichtigste Problem der afrikanischen Geographie (der Kongo) grade an der Stelle unberührt gelassen war, wo Dr. Livingstone sich zur weiteren Verfolgung seiner Reisen unfähig gefühlt, und von welcher er sich zur Rückreise nach Udschidschi entschlossen hatte, ohne je nach Nyangwe zurückkehren zu können. Aus der freimütigen Auseinandersetzung Tippu-Tib's ersah ich, was die eigentlichen Haupthindernisse waren, welche den tapfern Cameron von seinen weiteren, den Strom verfolgenden Forschungen abgehalten hatten. Es war zunächst der Mangel an Kanoes und die Feindseligkeit der Wilden gewesen, ferner das aus einer dienstwilligen Besorgnis um die Sicherheit des fremden Offiziers hervorgehende Sträuben der Araber, demselben die Weiterreise auf dem Strom zu gestatten, endlich die Feigheit seiner Begleiter. Dies waren die Schwierigkeiten, die ich ebenfalls auf eine mir noch nicht ganz ersichtliche Weise zu überwinden hatte. Wie sollte ich es anfangen, meinen eignen Begleitern Mut einzuflößen oder sie in einer mutigen Stimmung zu erhalten, wie sollte ich mir den Beistand der Araber sichern, um mein Unternehmen gut beginnen und später Kanoes kaufen oder anfertigen zu können?

„Ich nehme an, Tippu-Tib," sagte ich, „daß Sie, nachdem Sie dem andern Weißen Ihren Beistand angeboten haben, nichts dagegen einzuwenden haben werden, mir diesen Beistand für dieselbe Summe

zu gewähren." — „Darüber bin ich noch nicht im klaren," erwiderte er mit einem Lächeln. „Ich habe jetzt nicht viel Leute bei mir." — Als wir tags darauf allein waren, eröffnete mir Tippu-Tib, daß er, von dem Wunsche beseelt, die von mir entworfenen Pläne nicht vereitelt zu sehen, sich entschlossen habe, mich auf die Entfernung von 60 Lagern, wovon jedes um einen vierstündigen Marsch vom andern abliegen solle, zu begleiten, und zwar für die Summe von fünftausend Dollars.

Am nächsten Morgen, wir schrieben den 24. Oktober 1876, verließ die Expedition Mwana Mamba in froher, mutiger Stimmung. Am 27. marschierten wir in bester Ordnung und sämtlich gesund in Nyangwe ein. Nyangwe ist die am weitesten nach Westen vorgeschobene Örtlichkeit, welche von den von Sansibar kommenden Händlern bewohnt wird. Es liegt unter 26° 16′ östl. L. und 4° 15′ südl. Br. auf der rechten Seite des Lualaba. Eine der wichtigsten Einrichtungen ist in Nyangwe der Kituka oder der Handelsmarkt. Auf diesem Markte ist alles zu verkaufen und zu kaufen: von dem gewöhnlichsten Topfe an bis zu dem schönsten Mädchen aus Samba, Marera oder Ukusa. Ich ging auf dem ganzen Markte herum und stellte die folgende Liste zusammen: alle nur möglichen Lebensmittel, ferner Tabak, Pfeifen, Fischernetze, allerhand Korbwerk, Kassawa-Brot und -Mehl, kupferne Armbänder, Eisendraht, eiserne Knöpfe, Hacken, Speere, Bogen und Pfeile, Beile, Rohrstäbe, Sessel, Töpferzeug, Graszeug, Grasmatten, Brennmaterial, Elfenbein, Sklaven.

7. Von Nyangwe den Kongo hinab nach dem Ozean.

Tippu-Tib kam am 2. November 1876 in Nyangwe an und zwar mit einer weit größern Streitmacht, als ich sie im voraus berechnet hatte. Am 4. November wurde über die Mitglieder unsrer Expedition Musterung gehalten, und wir vergewisserten uns, daß ihre Zahl nach verschiedenen Anwerbungen 154 betrug. Die gewaltige Streitmacht, welche Tippu-Tib nach Nyangwe mitbrachte, ermutigte sie sehr, und als ich sie fragte, ob sie bereit wären, ihr mir in Sansibar gegebenes Versprechen zu erfüllen, so bejahten sie dies einstimmig. „So mögt Ihr denn, meine Freunde," sagte ich, „heute Eure Sachen zusammenpacken und morgen früh in der ersten Stunde laßt mich Euch in Reihe und Glied vor meinem Hause zum Aufbruch fertig sehen."

Welch einen widerwärtigen Anblick zeigte am 5. November 1876 das dunkle, unbekannte Land, das wie ein Feind uns gegenüberstand!

Ich konnte mir nicht die geringste Vorstellung machen von dem, was vor uns lag. Doch es ist unser Geschick, vorwärts zu ziehen, nach welcher Richtung uns auch jener schmale Pfad führen mag, der sich zwischen hohen Graswänden hinschlängelt, in tiefe Gräben hinabsenkt und kleine Gewässer durchkreuzt, bis wir in jene kalte, dunkle, geheimnisvolle, stille Waldung eindringen, die sich am Horizont vor uns ausbreitet. Anstatt eine genau westliche Richtung zu verfolgen, stehen wir im Begriff, nach Norden auf dem Ostufer des Flusses weiter zu reisen, um jede Ungewißheit über seine mögliche Krümmung nach Osten zum M-wutan N'zige oder zum Nil zu beseitigen. So laßt uns denn im Namen Gottes unsern Weg antreten, und wie es Ihm gefällt, so mag Er über unser Schicksal walten!

Am 6. November rückten wir dem gefürchteten, schwärzlichen und schaurigen Walde, der Mitamba heißt, näher und traten endlich, nachdem wir dem Sonnenschein und der hellglänzenden Landschaft Lebewohl gesagt, in denselben ein. (Siehe die Abbildung Nr. 24.) Wir hatten einen Fehler gemacht, wir waren nicht früh genug aufgebrochen. Tippu-Tib's aus höchst verschiedenen Menschen jedes Lebensalters buntgemischte Kolonne zog voraus, und der in ihr herrschende Mangel an Ordnung und die Gedrängtheit des Zuges wurde uns im Nachtrabe zu einer Quelle von mancherlei Not und Beschwerde. Wir, die wir an schnelles Marschieren gewöhnt waren, mußten öfter minutenlang auf einem Flecke stehen bleiben und geduldig warten, bis wir einige Schritte vorrücken konnten, und darnach wurde wieder Halt gemacht, und wenn wir eine kurze Strecke weiter gezogen, konnten wir wieder nicht vorwärts. Während der ganzen Zeit ließen die Bäume unablässig ihren Tau wie Regen in großen, runden Tropfen auf uns niederfallen. Jedes Blatt schien Thränen zu vergießen. An den Stämmen und Zweigen und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit herab und fiel auf uns nieder. Über unsern Köpfen schlossen die sich weitausbreitenden Zweige, in vielen durcheinander gewobenen Schichten, da jeder Zweig breite, dicke Blätter trug, ganz und gar das Licht ab. Wir zogen in einem matten, feierlichen Zwielicht dahin. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige, und bei jedem Schritt spritzten wir schlammiges Wasser über die Beine unsrer Vorder- und Nebenmänner.

Kaum einige Minuten pflegten zu vergehen, ohne daß wir in Gräben hinabsteigen mußten; wenn wir aus denselben an ihren steilen Ufern emporkletterten, so streiften an unserm Gesicht die breiten Blätter des Amomum oder der wilden Banane und verschiedene Arten von Feigenbäumen hin, oder lange Ranken des am Boden kriechenden oder



Nr. 24. Urwald am Kongo.

zu den Baumzweigen emporkletternden wilden Weins versperrten uns den Weg. Unsre Kleider waren, von Tau gesättigt, schwer geworden. Mein weißer, helmförmiger Sonnenhut schien mit Blei belastet zu sein. Da er zu schwer war und mir über dies in dem kühlen, dumpfigen Schatten nichts nützen konnte, so übergab ich ihn meinem Flintenträger; denn meine Kleider, Gamaschen und Stiefeln, welche bei jedem Schritt sich über das eingedrungene Wasser in allerhand Klagetönen zu beschweren schienen, hatten schon grade soviel Gewicht, als ich nur tragen konnte. Zu dieser Plage kam nun noch der Schweiß, der aus jeder Pore troff; denn die Atmosphäre war erstickend. Die armen Bootträger kamen erst am Abend an; denn die Bootsektionen, an sich schreckliche Lasten, hatten, wie stumpfe Pflugschare durch zähen Boden, durch das dichte Laub fortwährend hindurchgezwängt werden müssen.

Die Wangwana fingen am 13. November zu murren an, da dieser Wald nicht enden wollte, und vollends die Bootträger wurden, obgleich ihnen ein Dutzend Überzähliger Beistand leistete und eine Abteilung Pioniere ihnen bahnbrechend voranging, ganz wild. Selbst Tippu-Tib, dessen Benehmen ich mit Unruhe genau beobachtete, da alle meine Hoffnungen und Aussichten auf dem Spiele standen, fing an zu murren.

Ungefähr um 9 Uhr morgens kam Tippu-Tib und die Araber in meine Hütte. Nach einer langen Einleitung, in welcher er die Mühseligkeiten des Marsches schilderte, schloß Tippu-Tib mit der offnen Erklärung, daß er gekommen sei, um mir sein Verlangen nach einer Auflösung unsres Kontraktes mitzuteilen. Sollte die Expedition hier ihr Ende erreichen? Zwei Stunden setzte ich ihm mit allerlei Gründen zu, und als ich fast erschöpft war, willigte er endlich ein, mich 20 Märsche, von dem Lager, in welchem wir uns befanden, an gerechnet, weiter zu begleiten.

Sanft wie ein Sommertraum flossen am 19. November die braunen Wellen des großen Livingstone (Kongo) an mir vorüber, des breiten und tiefen Stromes. Ich sagte dem Trommler, das Zeichen zum Sammeln zu geben. Die Leute entsprachen matt und müde dem Rufe. Ich wandte mich zu ihnen und sprach: „Araber! Söhne von Unjamwezi! Kinder Sansibars! Hört auf mein Wort! Wir haben den Mitamba (Wald) von Uregga gesehen, wir haben seine Bitterkeiten gekostet; denn unsre Seelen waren betrübt. Wir suchen eine Bahn, auf der sich reisen läßt. Ich suche einen Pfad, der mich zum Meere führen soll; ich habe ihn gefunden.“ „Ah, ah—h!“ rief man, und darauf folgte ein Gemurmel und fragende Blicke, welche man aufeinander richtete. — „Ja! El hamd ul Illah (Gott sei Dank!), ich habe

ihn gefunden. Betrachtet diesen großen Strom! Von Urbeginn an ist er so geflossen, wie Ihr ihn heute seht. Er ist in Schweigen und Dunkelheit dahin geflossen. Wohin? In die Salzsee, wohin alle Flüsse gehen! An jener Salzsee, auf welcher die großen Schiffe kommen und gehen, da wohnen meine und Eure Freunde. Nicht wahr?" — Ein vielstimmiges, lautes „Ja! Ja!" — „Obgleich nun dieser Strom so groß, so breit und so tief ist, so ist doch niemand jemals durch die ganze weite Strecke gedrungen, die zwischen dieser Stelle, auf der wir stehen, und unsern weißen, neben dem Meere wohnenden Freunden liegt. Warum, meine Freunde? Weil es uns beschieden war, diese That zuerst auszuführen." — „O nein! nein! nein!" riefen viele und schüttelten zagend mit den Köpfen. — „Ja," fuhr ich mit erhobner Stimme fort, „ich sage Euch, meine Freunde, vom Anfang der Welt an ist es bis auf den heutigen Tag uns aufgespart geblieben, das zu vollbringen. Es ist unser Werk und keines andren. Es ist die Stimme des Schicksals! Der alleinige Gott hat es geschrieben, daß in diesem Jahre der Strom in seiner ganzen Länge bekannt werden soll. Wir werden keine Mitambas mehr haben, kein Keuchen und Stöhnen wird man mehr hören an den Seiten unsers Weges; gräßliche Finsternis wird uns nie mehr umgeben. Zum Flusse wollen wir unsre Zuflucht nehmen und an dem Flusse festhalten. Heute noch soll mein Boot in jenen Strom hinab vom Stapel laufen, bis daß ich mein Werk vollendet habe. Ich schwöre es! Nun hört, Ihr Wangwana! Ihr, die Ihr mir gefolgt seid, wie Kinder ihrem Vater folgen, wollt Ihr mich hier verlassen? Soll ich mit meinem weißen Bruder allein weiterziehen? Wollt Ihr zurückgehen und meinen Freunden erzählen, daß Ihr mich in dieser Waldwildnis verlassen und mich den Wellen zum Spiel überlassen habt, um hier meinem Tode entgegenzugehen? Oder wollt Ihr, gegen die ich so freundlich und gütig gewesen bin, die ich liebe, wie ich meine Kinder lieben würde, wollt Ihr mich binden und mit Gewalt zurückschleppen? Sprecht, Araber! Wo sind meine jungen Männer mit Löwenherzen? Sprecht, Wangwana, und zeigt mir diejenigen, welche es wagen, mir zu folgen!"

Uledi, der Bootsführer, sprang jetzt auf, lief auf mich zu, kniete nieder, umfaßte meine Kniee und dann sagte er: „Sieh mich an, mein Herr und Meister! Ich bin einer! Ich will dir folgen bis in den Tod!" „Und ich auch!" rief Katschetsche. „Ich auch, ich auch!" schallte es aus dem Haufen der Bootsmannschaft. Es waren 38! 95 standen still und sagten nichts. Doch auch sie werden, wenn die Furcht überwunden, mit uns gehen.

Am 20. November setzten wir mit Hilfe der Eingebornen auf das linke Ufer über, und bis zum Eintritt der Nacht saßen alle Genossen unsrer Expedition in heiterster Stimmung an den lustig aufflackernden Lagerfeuern in den Dörfern der Wenya. Als wir am folgenden Morgen nach den Ureinwohnern suchten, waren sie alle fort. Jede Dorfstraße hatte ihre 2 Reihen gebleichter Trophäen aufgegessener Menschen. Ohne etwas angerührt zu haben, zogen wir aus dem ersten Dorfe der Wenya weg. Mein Boot schwamm der Verabredung gemäß stromab mit 33 Mann, dazu noch Frank und Tippu-Tib an Bord, und die zu Lande weiterziehende Hauptmasse sollte dem Flußufer so lange folgen, bis wir zu einem Dorfe gelangen würden, wo wir Lebensmittel kaufen könnten. Wir kamen an einer Anzahl Dörfer vorüber; aber auf alle unsre Versuche, mit ihren Bewohnern friedlich zu verkehren, antworteten diese einfach dadurch, daß sie ihre Köpfe aus dem Dickicht hervorsteckten und „Ooh — hu — hu! Ooh — hu — hu! Ooh — hu — hu!“ schrieen.

Die Breite des Stromes hatte allmählich bis auf 1600 m zugenommen. In seinem Bette bemerkte man viele mit Bäumen bestandene Inseln, und beide Ufer zeigten dichte Massen hoher Wälder und üppigen Unterholzes. Der Marsch durch die feuchten Dschungeln und Waldungen, die kärgliche Nahrung, die Ermattung und die daraus hervorgehenden Leiden führten endlich Krankheiten herbei. Die Pocken und die Ruhr traten bei der Landabteilung sehr heftig auf, Dornen waren in die Füße vieler Leute eingedrungen oder hatten ihre Beine verwundet, und infolge dessen hatten sich schreckliche Geschwüre gebildet, welche sie zum Marschieren unfähig machten. Im Verlaufe unsers Wanderns fanden wir 6 ausrangierte Kanoes, welche wir, obgleich sie sehr defekt waren, uns doch aneigneten und reparierten. Darauf banden wir sie aneinander fest und richteten uns ein schwimmendes Lazarett ein. Während wir am 18. Dezember stromabwärts dicht am linken Ufer hinruderten — die Landabteilung war zurück — wurden wir plötzlich durch einen Schrei überrascht, den einer der Aufseher der Hospital-Kanoes ausstieß, und sahen, als wir uns umwandten, daß ein Pfeil in seiner Brust stak. Im nächsten Augenblicke bemerkten wir, als wir unsern Blick auf das Ufer richteten, viele Menschengestalten in den Dschungeln, und mehrere Pfeile flogen in außerordentlich unangenehmer Nähe an meinem Kopf vorbei.

Wir suchten sogleich aus der Schußweite zu kommen und gelangten nach angestrengtem Rudern in die Nähe des Landungsplatzes eines menschenleeren Markt-Grasplatzes. Hier fuhren wir ans Gestade, und nach Absendung von 10 Kundschaftern, welche im Dickicht auf der

Lauer liegen mußten, sammelte ich alle gesunden Männer, ungefähr 30 an der Zahl, um mich und schritt sogleich selbst mit zur Errichtung eines Zaunes von Reisig. Kurz darauf erscholl wieder ein in der Todesangst ausgestoßenes Geschrei meiner Leute durch das Gebüsch, und demselben folgte unmittelbar der laute Knall der Snidergewehre der Kundschafter. Diesen Schüssen antwortete wieder ein wahrhaft höllischer Lärm von Kriegshörnern und gellenden Schlachtrufen, und zu gleicher Zeit flogen Pfeile aus allen Richtungen bei uns vorüber. Nach einer Stunde der angestrengtesten Arbeit hielten wir das Lager für hinreichend fest, und die Patrouillen wurden durch ein Hornsignal zurückgerufen. Sie kamen in vollem Laufe und schrieen schon aus der Ferne: „Macht Euch fertig, fertig! Sie sind schon im Anrücken!" Ungefähr 50 m weit war das Terrain außerhalb des Lagers abgeholzt und gelichtet, und gleich nach dem Rückzuge unsrer Feldwache füllte sich dieser freie Raum mit Hunderten von Wilden. Der Kampf wurde in so unmittelbarer Nähe bald schrecklich. Immer wieder sprangen die Wilden gegen unsre Palissaden und schleuderten Speer auf Speer mit tödlicher Kraft in das Lager; doch immer wieder wurden sie zurückgetrieben. Bisweilen berührten die Mündungen unsrer Flinten fast ihre Brust. Zwei Stunden lang dauerte dieses verzweifelte Kämpfen und Ringen. Als die Dämmerung eintrat, zog sich der Feind aus der Nähe des vor unserm Lager gelichteten Platzes zurück; aber der scheußliche Lärm, den ihre Elfenbeinhörner machten, dauerte unausgesetzt fort. Von Schlaf konnte unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Um 11 Uhr nachts sah man eine dunkle Gestalt vom Gebüsch aus auf allen Vieren auf die Lagerverschanzung zukriechen. Ich ging leise nach dem Platze hin, wo der treue Uledi sorgsam Wache hielt, und flüsterte ihm zu, 2 Mann mitzunehmen und den Versuch zu machen, ihn zu fangen. Uledi willigte gern ein und kroch durch eine kleine Öffnung im Zaune hinaus. Bald darauf sahen wir Uledis Gestalt auf die des am Boden liegenden Wilden springen und hörten ihn nach Hilfe rufen, welche ihm seine beiden Genossen augenblicklich brachten. Aber ein ominöses Rascheln in den Gebüschen im Hintergrunde kündigte uns an, daß die schlauen Feinde auch auf ihrer Hut waren, und als sie zur Befreiung des Gefangenen herbei stürzten, riß Uledi die Speere desselben an sich und zog mit seinen beiden Freunden in das Lager zurück. Unsre Flinten riefen indessen wieder das Echo des Urwaldes wach und erweckten die schlaftrunkenen Leute im Lager zu einem ebenso feurigen als kurzen Mitternachtsgefecht.

Der Morgen dämmerte über der seltsamen Szene. Ich ließ mich gegen 50 m weit vom Lager nach dem rechten Ufer hinrudern.

Dort wurde zu einer Untersuchung der Ufer angehalten, und ich erblickte zu meinem Erstaunen nur eine Viertelmeile weit unterhalb unsers Lagers eine große Stadt; dieselbe bestand, wie die weiter stromaufwärts liegenden, aus einer Reihe von Dörfern; zugleich bewiesen ganze Wälder von Palmen und große Bananenpflanzungen den Wohlstand des volkreichen Distrikts. Mein Plan war bald entworfen. Es war notwendig, daß wir das südlichste Dorf in Besitz nahmen. Wir ruderten darauf nach dem Lager zurück. Da nichts aus dem Boot und den Lazarett-Kanoes ausgepackt worden war, und sich nur die Verteidiger des Lagers ausgeschifft hatten, so saß binnen wenigen Sekunden ein jeder an seinem Platze, und wir durchruderten hastig jene Viertelmeile bis hinab zum Landungsplatze am ersten Dorfe. Dasselbe war leer, und durch das Fällen einiger Bäume, um damit die Dorfstraße an beiden Enden zu verbarrikadieren, wurde es schnell verteidigungsfähig. Die Wilden erholten sich bald von ihrer ersten Überraschung und strengten sich auf das äußerste an, uns aus ihren Hütten zu vertreiben. Der Kampf dauerte bis Mittag; dann rief ich aber 25 Leute zu einem Ausfall zusammen, der so erfolgreich war, daß wir für diesen Tag die nächste Umgebung des Dorfes vom Feinde säuberten.

Am nächsten Morgen wurde ein Sturm auf unser Lager versucht; denn der Feind kam aus den Büschen und lief in die von uns gelichteten Plätze heraus; aber die von uns getroffnen Anordnungen schienen sie in Erstaunen zu setzen; denn sie zogen sich augenblicklich in die dunkeln Tiefen des Gebüsches zurück, wo aber mit unbezähmbarer Kampfbegierde fortwährend ihre Hörner und ein schreckliches Kriegsgeschrei (bo—bo, bo—bo—o—oh!) ertönten. Um Mittag erfolgte ein Angriff zu Wasser und zu Lande. Dies war ein Moment, in welchem jeder einzelne fühlte, daß ihm nur die Wahl zwischen einem tapfern Kampfe und dem tragischen Geschicke blieb, sich als kopflosen Leichnam in den Strom schleudern zu lassen. Die Schlacht war eine halbe Stunde lang mit verzweifelter Energie fortgesetzt worden. Munition besaßen wir im Überfluß, und wir machten von ihr mit tödlicher Wirkung Gebrauch; dennoch blieb es sehr zweifelhaft, was schließlich noch aus uns hätte werden sollen, wenn nicht der Vortrab Tippu-Tib's und unsre Landabteilung in diesem kritischen Augenblick angekommen wären. Die Wilden zogen sich zurück. Wir sahen alle Kanoes in geheimnisvoller Weise hinter einer in einer Entfernung von nicht ganz $1^1/_2$ km unserm Lager gegenüberliegenden Insel verschwinden. Es gewährte uns großes Vergnügen, unsre gesamte Mann-

schaft wieder einmal begrüßen zu können, obgleich sie sich in einem elenden Zustande befand.

Frank Pocock erhielt den Auftrag, eine Anzahl Leute sorgfältig auszuwählen und die 4 kleinen Kanoes zu bemannen, welche ungefähr 20 Mann aufnehmen konnten. Dann sollte er nach dem Nordende der Insel fahren und seine Kanoes quer über die Mündung des Kanals zwischen der Insel und dem rechten Ufer ausbreiten, während ich mit dem Boote nach dem Südende der Insel vorrücken, darauf, den Kanal hinabfahrend, die Kanoes des Feindes aufsuchen und alle ihre Taue kappen würde. Wenn sie dann in der Strömung fortschwämmen, sollte er sie auffangen. Es war eine regnerische, stürmische Nacht und sehr dunkel, aber um 10 Uhr nachts, der Stunde des tiefsten Schlafes, brachen wir mit umwundenen Rudern auf. 36 Kanoes, darunter einige sehr große, wurden losgelöst und in die Strömung gebracht. Als wir dann keine mehr finden konnten, folgten auch wir, mit Vermeidung jedes Geräusches, stromabwärts, bis wir an Franks Kanoes herankamen, welche durch die Wucht so vieler bereits den Strom hinabzutreiben begannen. 13 Kanoes wurden zurückgegeben, 23 aber behielten wir für eine hinlängliche Entschädigung zurück, und auf solche Weise kam unser verzweifelter Kampf von Vinya-Ndschara zum Abschluß.

Nachmittags am 22. Dezember gaben mir Tippu-Tib und die übrigen Araber ihre Absicht, nach Nyangwe auf einem andern Wege zurückzukehren, zu erkennen und zwar diesmal in einem so fest entschlossenen Tone, daß ich den Gedanken, sie zu einer Änderung ihres Beschlusses zu überreden, ganz aufgab. In Anbetracht seiner bisher geleisteten Dienste und der Trübsal und Leiden, welche er und seine Leute hatten ausstehen müssen, gab ich ihm — obgleich noch 8 Märsche fehlten — folgende Geschenke: einen Wechsel auf 2600 Dollars, einen Reitesel, eine goldne Kette, 30 Doti feines Zeug, 150 Pfund Perlen, 16 300 Muscheln, einen Revolver, Munition für 200 Salven und 50 Pfund Messingdraht.

Es gab nun vollauf zu thun, bevor wir zu unsrer abenteuerlichen Reise aufbrachen. Der kritische Moment kam heran, als der Morgen des 28. Dezbr. dämmerte. „Nun schifft Euch ein, meine Freunde! Laßt uns sogleich aufbrechen, und möge unsre Reise glücklich sein.“ Mit angehaltenem Atem lauschten wir auf die köstliche Musik, den Abschiedsgesang der Schar Tippu-Tib's, welche unverkennbar zu uns vom Scheiden, von getrennter Freundschaft sprach und uns auf lange Zeit — vielleicht auf ewig — ein herzliches Lebewohl zurief.

In den Dörfern auf dem linken wie auf dem rechten Ufer ertönte unausgesetzt ein schreckliches Getrommel und Geblase von Kriegshörnern, und ihre wilden Männer eilten mit drohenden Gebärden zusammen und trieben dann ihre mit scharfem Vorderteile versehenen Kanoes so schnell vorwärts, daß sie wie fliegende Fische über das Wasser hinzustreifen schienen. Die Dorfbewohner des rechten Ufers waren denen des linken darin unähnlich, daß sie nicht erst eine Anrede abwarteten, sondern sie schossen, sobald sie auf etwa 50 m Entfernung herangekommen waren, ihre Speere ab und jauchzten: „Fleisch, Fleisch! Ah, ha! Wir werden Fleisch in Menge haben! Bo—bo—bo—bo, Bo—bo—bo—bo—o—o—!" Ärger empfanden wir eigentlich gar nicht über sie; es schien mir so absurd, sich über Menschen zu ärgern, welche ihre Nebenmenschen nur grade so ansehen, wie ein Gutschmecker einen fetten Kapaun.

Am 4. Januar 1877 vernahmen wir das Brausen eines Kataraktes, des ersten in der Reihe der Stanley-Fälle. Aber lauter als das Rauschen der Wasserfälle erschallte das durchdringende, gellende Geschrei der wilden Mwana Ntaba von beiden Seiten des großen Stromes. Um Mittag des 7. Januar waren wir dann mit den Kanoes so nahe an den Wasserfall gefahren, als die Vorsicht dies erlaubte, und waren bereit, die Kanoes übers Land zu schleppen. Ein 4½ m breiter Weg war durch das dichte Gebüsch von Palmried, Palmen, Weinstöcken, Schlinggewächsen und allerhand Unterholz geschlagen worden in ziemlich gerader Richtung, ausgenommen, wo einzelne Riesenbäume unberührt standen. Ein roher Lagerbau war auch auf der Mitte des Wegs an der Stromseite der Straße in Angriff genommen worden, und dorthin wurde alles geschafft. Um 8 Uhr abends hatten wir die Kanoes schon 1 Ml. weit über den Erdboden fortgezerrt. Am nächsten Tage wurden die Leute frühzeitig, während sie noch frisch waren, an die Kanoes gespannt, und ungefähr um 3 Uhr nachmittags waren wir am 8. Januar bereits an den Wasserfällen und Stromschnellen des ersten Kataraktes vorüber. Da wir in einer so gefährlichen Gegend nicht länger zu verweilen wünschten, als absolut nötig war, so schifften wir uns bald wieder ein. Wir hatten die besten Aussichten auf eine tüchtige Strecke ruhigen Wassers. Aber gar bald hörten wir das Brausen eines zweiten Wasserfalls. Wir landeten am linken Ufer.

Die großartige, mir nunmehr gestellte Aufgabe bestand darin, uns aus dem Bereiche der Bakumu-Wilden auf dem linken Ufer irgendwie herauszubringen; ihr Schreien und ihre wildgellenden Kriegsrufe schallten uns stärker in die Ohren, als selbst das Brausen und schreck-

liche Getöse des Wasserfalls. Nach 78stündiger, schrecklicher Anstrengung waren die Kanoes auf künstlich gehauenem Waldweg und unter steter Abwehr der angreifenden Bakumu wieder in den freudig begrüßten Fluß geschoben.

Am 24. Januar machten wir Halt, um das Boot und die Kanoes auszubessern, und setzten am folgenden Tage die Reise fort. Die Richtung des Livingstone (Kongo) vom 6. Katarakt bis zu dem 640 m breiten Engpaß bei Uti-Pera war eine nordnordwestliche gewesen; er wandte sich jetzt nach Nordwest zum West und hatte eine Breite von etwas über 1800 m. Wir gaben wieder dem rechten Ufer den Vorzug und fuhren bald in einen tiefen Arm ein, zwischen einer langen und außerordentlich malerischen Insel und einem niedrigen, mit Buschwerk und Manglebäumen eingefaßten Ufer. Als wir ungefähr an der Mitte der Insel waren, hörten wir das dumpfe Brausen von Stromschnellen in dem linken Arme, aber der rechte strömte ruhig dahin. Wir fanden, daß die Insel ungefähr 10 engl. Ml. lang war, und nachdem wir dann noch bei 3 Inselchen vorübergefahren waren, dröhnte uns plötzlich das entsetzliche Brausen des 7. und letzten Kataraktes der Stanley-Fälle in die Ohren. Es zeigte sich bald ganz deutlich, daß die Gegend um den letzten Wasserfall ebenso dicht bevölkert war, wie irgend eine in der Reihe der Stanley-Fälle; denn man hörte bald das hellklingende Gerassel der Kriegstrommeln. Nachdem wir so nahe, als dies die Klugheit uns erlaubte, bis zu der ersten Linie, wo der Wasserspiegel durch Fälle unterbrochen war, hinabgefahren waren, nahmen wir Besitz von einer Stellung im dichten Walde und beschäftigten uns, nachdem wir die Schützen in Halbmondform vor unsrer Front aufgestellt hatten, in der gewöhnlichen Weise, mit Hilfe der Äxte eine hohe und dichte Wand von Reisigholz zu unserm Schutze aufzubauen. In der Zeit, wo diese Arbeit eben fertig wurde, fielen aber auch schon die Wenya mit einer Entschlossenheit und Heftigkeit über uns her, welche, wenn sie uns unvorbereitet überrascht hätten, für uns verhängnisvoll geworden wäre. Bei Sonnenuntergang gaben sie den erfolglosen Angriff auf.

Ich habe auf meinen Reisen in verschiedenen Teilen der Welt viele Wasserfälle gesehen; aber dieser Katarakt zeichnete sich vor allen dadurch aus, daß ein erstaunlich großer Strom seine ganze Wassermasse über einen nur wenig über 450 m breiten Felsdamm hinabschleudert. Eine Sonnenbeobachtung zeigte, daß er unter 0° 15′ nördl. Br. liegt.

Am Morgen des 28. Januar waren wir schon um 10 Uhr glücklich über den letzten der Stanley-Fälle hinaus. Wir eilten jetzt hastig

den Strom hinab, um aus dem Schallbereich der Wasserfälle herauszukommen. Der Livingstone wandte sich jetzt etwas seitwärts nach Westnordwest und floß zwischen hügeligen Ufern

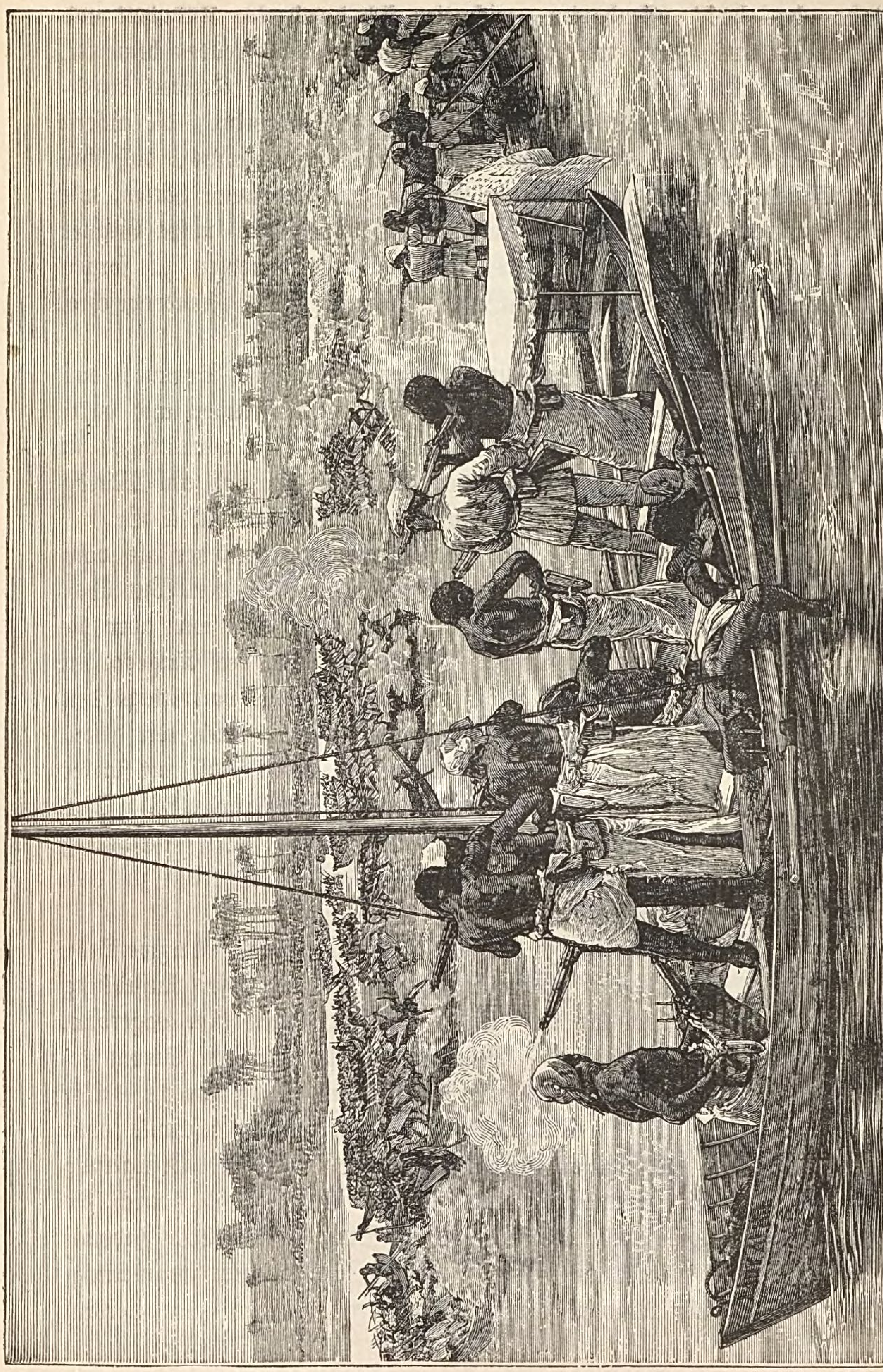
„Da, wo der höchste Urwald, undurchdringlich
Den Sternen und der Sonne, seine Schatten
Ausbreitet, braun wie abendliches Dämmern.“

Der Strom nahm am 31. Januar allmählich an Breite zu; von 3000 m wuchs er bis auf beinahe 3700 m. Auch die Inseln wurden zahlreicher und waren mit dichten Dächern grünen Laubwerks, die von den Stämmen hoher Riesenbäume getragen wurden, überwölbt. Wir wurden der Kämpfe, die wir Tag für Tag zu bestehen hatten, recht überdrüssig. Am 1. Februar passierten wir die Mündung des Aruwimi; obgleich im Vergleich mit dem großen Strome seicht und durch viele Inseln beengt, ist er doch der bedeutendste Nebenfluß des Livingstone aus den nach O. zu liegenden Ländern. Ich trage kein Bedenken, die Behauptung auszusprechen, daß es der Uelle Schweinfurths ist*). Der Strom dehnt sich nach Aufnahme des Aruwimi zu einer ungeheuren Breite aus. Anstatt eines rechten und linken Armes, welche bisher beide durch eine einfache Reihe von Inseln getrennt wurden, zählte ich jetzt 3—6 Arme, welche voneinander durch Reihen langer Inseln getrennt wurden. Wenn wir so mitten in diesen Inselgruppen zwischen den uns von allen Seiten umgebenden Ländern der Wilden hindurchruderten, so kann man sehr richtig sagen, daß wir Spießruten laufen mußten. Um unsre Not noch zu vermehren, geht es mit unsern Lebensmitteln zu Ende. Wir haben fast nichts mehr, und wenn wir uns Nahrung verschaffen wollen, so wird dies Menschenleben kosten.

Am Morgen des 13. Februar fuhren wir bei der Einmündung eines zu unsrer Linken liegenden, über 450 m breiten Kanals oder Flusses (des Lulongo) vorüber. Nachdem wir den Marundscha entronnen waren, schlichen wir uns von einem Kanal und Creek in den andern, welche sich zwischen Inselhainen hinein- und hinauswanden, bis zur Nachtzeit, um die gewöhnlichen, von den hellfarbigen Moskitos des Livingstone verursachten Plagen auszustehen.

Am 14. Februar schlug wiederum eine Trommel nach der andern Lärm, bis die titanischen Kriegstrommeln laut zu den Waffen riefen. Um 3 Uhr zählte ich 63 gegen uns agierende Kanoes (siehe die Abbildung Nr. 25). Einige der Bangala, wie sie dies selbst durch ihr

*) Eine Vermutung, die sich nicht bestätigt hat.



Nr. 25. Kampf mit den 63 Kanoes.

eigentümliches Geschrei „Yaha—ha—ha, Ya Bangala!“ „Ya Bangala, Yaha—ha—ha!“ offenbarten, zeichneten sich durch eine Kühnheit und einen Mut aus, der, wie ich um unsertwillen mit Freuden bemerkte, nicht allgemein war. Wenn man auf jedes der 63 Kanoes durchschnittlich 5 Flinten zählte, so ergaben sich 315 Gewehre, die unsern 44 gegenüberstanden. Die Feinde setzten irrtümlich voraus, daß ihre Metallstücken dieselbe durchbohrende Gewalt und Tragweite hätten, wie unsre Geschosse. Um $5^1/_2$ Uhr nachmittags zogen sich unsre Gegner zurück und ließen uns nun Zeit, für unsre Verwundeten zu sorgen und wegen unseres Erfolges 3mal ein aufjauchzendes Freudengeschrei zu erheben.

Dies war unser 31. Gefecht auf dem schrecklichen Strome, das vorletzte, und jedenfalls ein Kampf mit dem entschlossensten und hartnäckigsten Feinde, dem wir begegnet waren. Um 7 Uhr vormittags am 18. Februar kamen wir wieder auf dem Äquator an, und um Mittag erhielt ich als Resultat einer Beobachtung 0° 17′ 59″ südl. Br.

Am Morgen des 19. Februar betrachteten wir einander als vom Schicksal zu Opfern eines langsamen Hungertodes oder der Wut ähnlicher Wilden, wie derer zu Mangala, bestimmt. Da wir aber die Hungersnot am meisten fürchteten, so beschlossen wir, den Eingebornen wieder gegenüberzutreten. Während wir um 10 Uhr vormittags den Livingstone längs des linken Ufers hinabsegelten, entdeckten wir einen sehr bedeutenden, etwas über 1 km breiten und tiefen Fluß mit starker Strömung und der Farbe schwarzen Thees (Ikelemba*). Dies ist der größte bis jetzt entdeckte Nebenfluß. Seine starke Strömung und sein schwärzliches Wasser bilden einen starken Kontrast zu dem bräunlich-weißen Livingstone.

Wir kamen darauf in Ikengo an, und da wir der Verzweiflung nahe waren, fuhren wir geradezu auf eine kleine dieser Ansiedlung gegenüberliegende Insel los und trafen Vorbereitungen zum Lagerbau. Alsbald kam eine Kanoe mit 7 Männern schnell über den Strom gefahren, und wir legten unsre Waren zur Schaustellung zurecht. Wir waren freigebig, und die Eingebornen nahmen unsre Geschenke ohne Furcht an, und von diesen Geschenken schritten wir zur Besiegelung dieser beginnenden Freundschaft mit unserm Blute, d. h. durch die friedliche Zeremonie des Brüderschaftschließens. Am 20. Februar hielten wir einen Markt auf unsrer Insel ab, auf welchem an mannigfacher Zufuhr kein Mangel war; vorzugsweise wurden zum Verkauf

*) Richtiger wohl Ruki, mit dem der unbedeutendere Ikelemba an der Mündung zusammentrifft.

gebracht: schwarze Ferkel, Ziegen, Schafe, Bananen, Pisangfrüchte, Kassawabrot, Mehl, Mais, süße Kartoffeln, Yamswurzeln und mancherlei Fische.

Während unsrer Fahrt am 26. Februar wurden die kleinen Grasinseln häufiger als bisher; sie waren von Flamingos, Pelikanen, Störchen, Reihern, Ibissen, Gänsen, Enten u. s. w. bewohnt. Um 10 Uhr vormittags stiegen die Leoyberge ungefähr 2 Ml. jenseits des linken Stromufers am Horizont empor. Der Anblick der sich nähernden Berge brachte mich gleich auf den Gedanken, daß es hier wieder Katarakten geben würde, und die schrecklichen Zeiten tagelangen Ringens und Kämpfens, welche wir bei dem Umgehen der Stanley-Fälle hatten erleben müssen, traten mir wieder lebhaft vor die Seele.

Zu unsrer Linken sahen wir am 9. März unter 3° 14′ 4″ südl. Br. den Ibari(-Fluß) Nkutu durch eine 410 m breite Mündung sich in den Livingstone ergießen. Es ist ein mächtiger und tiefer Fluß. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Ibari Nkutu der Kwango der Portugiesen ist*), über dessen Quellbäche Livingstone auf seinem Wege nach Loanda 1854 setzte, und welcher an der das Becken des „Großen Stromes" (Kongo) von dem des Sambesi trennenden Wasserscheide entspringt.

6 engl. Ml. unterhalb der Einmündung des Kwango in den Livingstone zogen wir unsre Fahrzeuge ganz nahe an einen großen und dichten Hain heran, um uns ein Frühstück zu kochen. Verschiedene Feuer wurden angezündet, und die Weiber waren mit dem Kochen einer Kassawamehlsuppe für ihre Ehemänner beschäftigt. Frank und ich wir warteten hungrig auf die Stimme unsres Kochs, die uns zu unsrer Morgenmahlzeit rufen sollte, als einige in unsrer Nähe abgefeuerte Flintenschüsse uns allen einen plötzlichen Schreck einjagten, zumal da 6 unsrer Leute verwundet niederfielen. Obwohl wir in sehr unvorteilhafter Lage überfallen worden waren, so hatte uns doch die lange Gewöhnung namentlich gelehrt, wie man sich in einem Gebüsche zu verteidigen habe. Es begann nun ein verzweifelter Kampf, welcher eine Stunde währte. Allerdings endigte er dann mit dem Rückzug der Wilden, ließ aber leider auch 14 unsrer Leute verwundet zurück. Dies war unser 32. und letztes Gefecht.

Am 12. März um 11 Uhr vormittags fanden wir die Ausdehnung des Stromes von 1300 bis gegen 2300 m gestiegen, was uns den Anblick einer gewaltigen Wasserfläche bot. Die Leute waren sogleich mit einem ganz glücklich gewählten Ausdruck bei der Hand; sie

---

*) Jetzt Kassai, zu dem der Quango nur eine Beisteuer liefert.

nannten diese seeartige Erweiterung einen „Pfuhl". Dem von Frank gemachten Vorschlage folgend, habe ich diese seeähnliche Erweiterung des Stromes Stanley-Pool genannt.

Einige Hundert Meter unterhalb des Dorfes des Häuptlings Makoneh zog sich der rundliche Pfuhl durch eine scharfe Wendung des Ufers schnell zusammen. An dieser Stelle hörten wir zum erstenmale, zunächst noch leise, aber Unglück verkündend, den Donner des ersten Kataraktes der Livingstone-Fälle am 13. März 1877. Eine mit Benutzung des Siedepunktes oberhalb desselben angestellte Beobachtung zeigte uns eine Höhe von 349,59 m über dem Ozean an.

Die Bevölkerung setzt sich nun nicht mehr unserm Vorwärtsgehen entgegen. Der Handelsverkehr hat ihre natürliche Wildheit soweit gezähmt, daß sie nicht mehr, schon von unserm Herannahen beleidigt, mit der Wut von Raubtieren über uns herfallen. Der furchtbare Strom selbst ist es, der uns von jetzt an zu Klagen veranlassen wird. Lavariffe versperren ihm den Weg und hervorspringende Bergwälle, Reihen von ungeheuren Steinmauern, so daß er sich in vielgekrümmtem Laufe bald durch tiefe Schlünde winden muß, bald wieder über gewaltige Terrassen in einer langen Reihe hoher oder niedriger Wasserfälle und Stromschnellen hinabstürmt.

Itsi (der König von Ntamo am Beginn der Livingstone-Fälle) hatte uns berichtet, daß nur 3 Katarakte vorhanden seien, welche er das „Kind", die „Mutter" und den „Vater" nannte. Das „Kind", eine beinahe 200 m lange Strecke Wassers mit vielfach unterbrochner Oberfläche, und die „Mutter", welche aus gefährlichen, 1/2 Ml. weit herabjagenden Stromschnellen bestand, hatten wir glücklich passiert und uns auch weiter darüber hinausgearbeitet. Aber der „Vater" ist die wildeste Stelle eines Stromlaufs, die ich je gesehen habe.

Man nehme einen 4 engl. Ml. langen und 1/2 engl. Ml. breiten Streifen des Ozeans und lasse einen Orkan auf ihm wüten, und man wird von diesen hochaufspringenden Wogen einen ziemlich genauen Begriff erhalten. Der Lärm war fürchterlich und betäubend. Ich kann ihn nur mit dem Donnern eines durch einen Felsentunnel fahrenden Schnellzuges vergleichen. Stromschnelle folgte jetzt auf Stromschnelle.

Unser Reisesystem war nun das folgende: An jedem Tage begann zunächst Frank, die Expedition auf dem Lande nach dem innersten Teile einer Einfahrt, einer Bucht oder eines Seitenthales in der Nähe der Stromschnellen oder Fälle zu führen, wo er mit Hilfe der ältern Männer, Weiber und Kinder ein Lager herrichtete. Die zu der schweren Arbeit bestimmte Abteilung, die jüngern Leute, kehrte darauf

zurück, um mir bei dem Transport der Kanoes behilflich zu sein. Da ich wegen der Sicherheit und Wohlfahrt meiner Leute in großer Sorge war, so beaufsichtigte ich die Arbeiten am Stromufer persönlich und fuhr täglich in dem Boot voran. Wenn ich mich Stromschnellen näherte, wählte ich 3 oder 4 aus der Bootsmannschaft (darunter stets den Bootführer Uledi) aus und kletterte an den großen Felsstücken hin, welche am Fuße der steilabfallenden Uferberge aufgehäuft liegen, bis ich die ganze Strecke genau untersucht hatte. Wenn es unmöglich erschien, Stromschnellen oder den Wasserfall zu befahren, so suchte ich über die vorspringenden Bergspitzen hinweg sofort die kürzeste und sicherste Straßenlinie aufzufinden; nachdem ich dann alle Leute gesammelt, ließ ich eine hinreichend breite Bahn mit Reisigholz bestreuen, und sobald diese zurecht gemacht war, gingen wir ans Werk, unsre Fahrzeuge über die gefährliche Stromschnelle hinwegzuschleppen. Darauf ließen wir sie wieder ins Wasser hinab und verfolgten unsern Weg nach dem Lager.

Am 12. April näherten wir uns den „Lady-Alice"-Stromschnellen. Wir hatten uns kaum in die Nähe des höchsten Anfangspunktes derselben gewagt, als infolge eines unvorsichtigen Nachlassens des Sternkabels die Strömung das Boot aus den Händen des Teiles der Mannschaft fortriß, dessen Pflicht es war, es sorgfältig den Wasserfall zu der Linie ebbenden, ruhigern Wassers unterhalb des Felsenvorsprungs hinabzulassen. Fort schoß nun das Boot, der Mitte des zornig aufschäumenden, wildwogenden Stromes zu.

„Ergreift die Ruder, meine Jungen, und seid wacker! Uledi, ans Steuer!" — das waren alle die Befehle, die ich meinen Leuten noch zuschreien konnte, und darnach gab ich, auf dem Buge stehend, dem Bootführer Winke mit der Hand; denn jetzt, wo wir in wütender Hast auf den Kämmen der stolzen Wogen stromab jagten, war jede menschliche Stimme schwach gegen den alle andern Töne verschlingenden Donner des zornigen Stroms. Wir flogen jetzt mit entsetzlicher Geschwindigkeit bei der Reihe von Felsblöcken vorbei, deren Mauer den Strom einengte. Die braunschwarzen Wogen wirbelten uns herum wie einen Kreisel, schwenkten uns auf die Seite, ließen uns in die plötzlich einsinkenden Mulden wie in einen Abgrund stürzen und schleuderten uns dann wieder auf den weißen, zischenden Schaumkämmen empor. O, mit welchen Gefühlen betrachteten wir diese Schrecken, aber auch Ehrfurcht einflößende Macht, welche der große Strom jetzt entwickelte! Wie blitzschnell wir Blicke zurückwarfen auf unser vergangenes Leben! Wie ohnmächtig wir uns dieser Natur gegenüber fühlten! „La il Allah, il Allah!" (es ist nur e i n Gott)

schrie der junge Mabruki, „wir sind verloren, — ja, wir sind verloren!“

Zwei engl. Ml. hatten wir schnell durchjagt und befanden uns jetzt der Bucht gegenüber, an welcher wir zu kampieren gehofft hatten, aber der starke Strom spottete aller unsrer Anstrengungen, in sie einzubiegen. Hinauf zu dem Gipfel eines Wasserwalles wurden wir getrieben und dann, im Vorgefühl dessen, was in den nächsten Augenblicken geschehen würde, schrie ich: „Rudert, Leute, es gilt Euer Leben!“ Einige rasende, energische Ruderschläge trieben uns nach der untern Seite des Walles vorwärts, und ehe sein Zusammensturz erfolgt war, und ehe die Gewässer ihren verhängnisvollen Malstrom gebildet hatten, wurden wir über einen kleinen Wasserfall vorwärts gejagt; einigemal wurden wir noch wie mit Spott und Hohn auf die Seite geschleudert und verächtlich herumgedreht, und dann, einen ruhigen Moment schnell benutzend, ergriffen wir die Ruder wieder, kamen bald in die Ebbe an der Seite des Stromes und erreichten glücklich den sandigen Strand. Nach Verlauf von etwa einer Stunde stürzten meine treuen Begleiter, einer nach dem andern, mit herzlichen Begrüßungen und fast überschwenglichen Bewillkommnungen heran. Und Frank, mein lieber, treuherziger, zuverlässiger Frank, war weder der letzte, noch der geringste in seinen Beteuerungen der Liebe und des Mitgefühls und der Dankbarkeit gegen den Allgütigen, der uns vom Tode in den Fluten errettet hatte.

Die Wegesstrecke, durch welche wir uns vom 16. März bis 21. April, also in einem Zeitraum von 37 Tagen hindurch gearbeitet hatten, war nur 34 engl. Ml. lang. Je näher wir an die zivilisierte Welt herankamen, desto billiger wurde naturgemäß alles Zeug im Werte, bis endlich ein Huhn 4 Ellen unsrer dicken Leinwand kostete. Unser Zucker-, Kaffee- und Theevorrat war verbraucht. Wie groß war unter diesen Umständen unser Verlangen nach ihnen! Dennoch würde ich einen großen Vorrat von Thee, Kaffee und Zucker hingegeben haben, um mir damit ein Paar gute Schuhe zu verschaffen. In dieser Periode unsrer Reise waren wir allen Erkrankungen sehr ausgesetzt; denn wir waren sehr ausgemergelt. 4 meiner Leute litten an chronischer Ruhr und 8 an großen und schmerzhaften Geschwüren; die Krätze wütete, und 2 hatten unter den Anfällen eines schleichenden Fiebers zu leiden, gegen welches keine Arznei zu helfen schien. Ziegen- und Schweinefleisch war ein so schwelgerischer Leckerbissen geworden, daß wir daran, als etwas mit unsern Geldmitteln Unverträgliches, nicht mehr denken durften. Wir mußten uns mit gekochtem „duff“ oder kaltem

Kassawabrot, mit Erdnüssen oder Erbsen, mit Yamswurzeln oder grünen Bananen begnügen.

Als am 25. Mai Frank Pocock seiner Geschwüre wegen zu lahm war, um zu Lande weiter zu marschieren, wurde die Führung der Kanoe-Abteilung Manwa-Sera und Tschauperel und die Aufsicht über das Boot dem Bootführer Uledi übergeben. In meiner Bedrängnis und Not war Franks liebes Gesicht meine Herzensfreude. 34 Monate hatten wir zusammen gelebt, und unwandelbar herzlich war sein Beistand und treu sein Dienst gewesen. Der Diener war mir schon lange als ein Gefährte näher gerückt, aus dem Gefährten war bald ein Freund geworden. In den nächtlichen Plaudereien, wenn wir uns wie traute Freunde gegenübersaßen, wenn die treuen Augen von freundlicher Wärme erglänzten, da bauten wir manche Luftschlösser zusammen, da eröffneten sich uns viele glänzende Prospekte, welche wir hoffnungsvoll uns ausmalten. Aber — aber! Der verhängnisvolle 3. Juni fand uns nach unserm 7 tägigen Aufenthalt gestärkt und zum Aufbruch aus Mowa bereit, um nach Zinga zu marschieren und ein neues Lager oberhalb des dortigen großen Kataraktes zu erbauen, während die Kanoes ganz gemächlich und mit aller Vorsicht den Strom hinabgeschafft werden sollten.

Zu Frank mich wendend, sagte ich ihm, ich würde nach Zinga eilen, und nachdem ich alles mit den Häuptlingen in Ordnung gebracht, ihm sein Frühstück und seine Hängematte senden. Um 1 Uhr nachmittags schickte ich durch Madschwara, Benni und Kassim das Frühstück für Frank ab, und einige Leute wurden mit einer Netz-Hängematte abgesandt. Ungefähr um 3 Uhr nachmittags nahm ich einen Sitz auf einem hohen Felsen oberhalb der Zingafälle ein, um auf Uledi (der die Kanoes heranführte) acht zu geben. Ich hatte diesen Platz noch nicht lange eingenommen, als ich etwas Langes und Dunkles sich in den wilden Wellen von Massassa herumwälzen und forttreiben sah. Es war ein umgestürztes Kanoe, und ich erkannte die Gestalten mehrerer Menschen, die sich an dasselbe anklammerten. Ich sah, wie sie sich abmühten, das Kanoe wieder aufzurichten; ich sah, wie sie sich auf den Kiel schwangen und aus Leibeskräften nach dem Ufer zu ruderten, um den schrecklichen Katarakt von Zinga zu vermeiden. Endlich sah ich sie, in dem Moment, wo sie dem Lande am nächsten kamen, von dem Wrack in den Strom springen und das Ufer durch Schwimmen erreichen, und gleich darauf flog der unglückselige „Jason" (Name des Kanoes) pfeilschnell bei mir vorüber und über den Wasserfall in die großen Wellen hinein in die unergründlichen Tiefen der Strudel hinab. Schlechte Nachrichten verbreiten sich schnell. Katschetsche, atemlos

vor Eile und braun vor Schrecken, meldete, daß von 11 Mann, welche sich in dem Kanoe in Mowa eingeschifft hätten, nur 8 gerettet seien. „Drei sind verloren! — und einer von ihnen ist der Kleinmeister!“ (Frank Pocock.) — „Der Kleinmeister? Katschetsche!“ rief ich keuchend, „doch sicherlich nicht der Kleinmeister?“ — „Ja, er ist dahin, Meister!“

Mit der Ungeduld eines Kranken hatte er alle Warnungen abgewiesen und die Mannschaft gezwungen, ihn in das Kanoe aufzunehmen und den Wasserfall zu passieren.

„Mein braver, ehrlicher, gutherziger Frank, konntest du mich so verlassen? O, mein langbewährter Freund, welch eine verhängnisvolle Unbesonnenheit! O, Uledi, hättest du ihn nur gerettet, ich würde dich zu einem reichen Mann gemacht haben!“ — „Unser Schicksal liegt in Gottes Hand, Meister,“ erwiderte der todmüde Mann mit düsterm Ernst. Als ich auf mein leeres Zelt und die niedergeschlagenen, von Gram gebeugten Diener blickte, erfüllte mich ein erstickendes Gefühl unaussprechlichen Kummers. Ach, hätte nur einer mich damals von meinen Sorgen erlöst und mir zugesichert, daß meine schwarzen Begleiter ihre heimischen Herde in Sansibar, geführt von seiner Hand wiedersehen sollten, ich würde an jenem Tage mit Freuden dem Kampfe ein Ende gemacht und mit dem Ausrufe: „Frühzeitiger Tod — der beste Tod“ mich in meinem lieben Boote eingeschifft haben und ruhig über die Wasserfälle hinweg in die Ewigkeit gefahren sein.

Am 23. Juni fingen wir unser Werk unter dem Beistande von 150 Zingaesen (den Anwohnern der Zingafälle) an, und um 10 Uhr vormittags war es uns gelungen, 3 Kanoes den 60 m hohen, jähen Abhang bis zu der obern, wagerechten Fläche des Felsenvorsprungs hinaufzuziehen. Das vierte Kanoe war der neue „Livingstone“, welcher ungefähr 3 Tonnen wog. Er war schon 6 m weit aus dem Wasser, aber plötzlich rissen die Taue von Rotang und Ficus elastica entzwei, und blitzschnell schoß der schwere Kahn den jähen Abhang hinab in die Tiefen des Stroms. Der Obermeister der Zimmerleute der Expedition, Salaam Allah, welcher den Bau geleitet hatte, klammerte sich an ihm fest in dem Wahne, daß seine Kraft allein hinreichen würde, das Kanoe in seinem schnellen Hinabgleiten aufzuhalten, und so wurde er mit in den Strom geschleift und kletterte, da er nicht schwimmen konnte, in das Kanoe hinein. Uledi sprang dem Zimmermann nach und schrie, als er in die Nähe des Kanoes kam, dem Mann zu, er solle ins Wasser springen, er werde ihn retten. „Ach, mein Bruder,“ antwortete der Unglückselige, „ich kann nicht schwimmen!“

— „Springe nur Freund, ehe es zu spät ist. Du fängst schon an, dem Katarakt zuzutreiben.“ — „Ich fürchte mich zu sehr.“ — „Nun, so lebe denn ewig wohl, mein Bruder, nichts kann dich retten,“ sagte Uledi, indem er ans Ufer schwamm. Noch eine Sekunde — und das große Kanoe und Salaam Allah in demselben wurde über den großen Katarakt hinabgerissen und auf den riesigen Wellen auf- und niedergeschleudert, bis es schließlich ein Strudel aufnahm. (Siehe die Abbildung Nr. 26.)

In der Morgendämmerung des 25. Juni machten wir uns daran, das Boot und die Kanoes in das Becken unterhalb Zingas



Nr. 26. Salaam Allahs Tod.

hinabzulassen. Bei Eintritt der Nacht war, Gott sei Dank, unsre ganze Flotille jenseits des Wasserfalles. Die Zingaesen sagten, nun gäbe es nur noch die Ingulufi-, Mbelo- und Ntombo-Mataka-Fälle, also immer noch 3 Wasserfälle! — und der letzte wird sich hoffentlich als „Tuckeys“-Katarakt (durch Kapitän Tuckey 1816 von der Westküste aus bereits erreicht) erweisen, mit der bequemen Fahrt bis zu den Yellala-Fällen hinab, und dann wollen wir mit allen Kräften auf die See lossteuern, so schnell wie verhungerte Menschen nur rudern können.

Am 16. Juli, nach unsrer Ankunft auf dem sehr schönen Lagerplatze unterhalb der Ntombo-Mataka-Fälle, fuhr ich in einem Kanoe

nach einer Gruppe niedriger Felseninseln, um den Katarakt näher zu besehen, welchen wir auf eine so angenehme und erfreuliche Weise umfahren hatten, und es fiel mir sogleich ein, daß dies der große Katarakt sein müsse, welchen Tuckey als jenen äußersten beschrieben hat, der als Tuckeys fernster Punkt auf so vielen Karten angegeben ist. Der Wasserfall sieht, wenn man ihn von der Mitte des Stroms unterhalb desselben betrachtet, furchtbar aus.

Die Frische und Wärme des Gefühls, mit der ich vom Indischen Ozean aus meine Reise begonnen hatte, war in dieser langen Periode der Leiden entschwunden und erkaltet. Fieberanfälle hatten die Gesundheit meines Körpers untergraben, und das Übermaß von Not und Beschwerden hatten alle Kräfte des Geistes straff gespannt. Hunger hatte den Leib geschwächt, und die fortwährende Angst und Sorge nagte an meinem Gemüte. Meine Leute seufzten und stöhnten laut; ihre hohläugigen Gesichter, ihre fleischlosen Körper traten mir fortwährend wie lebende Vorwürfe vor Augen; ihre Lebenskraft war dahin, wenn auch ihre Treue unzweifelhaft war. Wir hatten nur noch einen einzigen Gedanken, uns mühsam, doch rastlos immer weiter fortzuschleppen, bis wir nur noch einen Blick auf den blauen Ozean werfen könnten.

Am 31. Juli erhielten wir am I s a n g i l a f a l l die erfreuliche Nachricht, daß E m b o m m a (= B o m a, portugiesische Niederlassung) nur 5 Tagereisen entfernt sei. Ich hegte nicht den geringsten Zweifel mehr, daß der Isangila-Katarakt der zweite Sangalla des Kapitän Tuckey und des Professor Smith war. Da der Hauptzweck der Reise nun erreicht und der große Livingstone-Strom mit dem Kongo Tuckeys in Verbindung gebracht war, so sah ich keinen Grund, warum ich ihn länger verfolgen und die wenige Lebenskraft, welche wir noch besaßen, bei den unendlich mühevollen Transportarbeiten neben den 4 letzten Katarakten vergeuden solle. Bei Sonnenuntergang nahmen wir unser Boot, das uns auf der abenteuerlichen Fahrt quer durch Afrika so wacker und treu gedient hatte, aus dem Wasser und ließen es auf den Gipfel einiger etwa 500 m nördlich vom Wasserfall liegenden Felsen tragen, um dort seinem Schicksale überlassen zu bleiben.

Eine vom Reisen abgemattete, schwache und von Leiden niedergebeugte Kolonne waren wir, als wir am 1. August in einer Reihe über die Felsenterrasse von Isangila und quer durch die schräge Ebene wanderten und darauf an dem Abhange hinaufstiegen, um zu dem Plateau zu gelangen. Auf und nieder wand sich die armselige Karawane über das öde, traurige Land. Am 3. August langte unser Vortrab vor der armseligen Niederlassung N s a n d a an. Nachdem wir unsre Hütten errichtet hatten und das Zelt an seiner gewöhnlichen

Stelle aufgerichtet war, erschien der Häuptling von Nsanda. Er war ganz artig und gesellig, lachte, kicherte und war unterhaltend. Natürlich kannte er Embomma, hatte den Ort oft besucht und Erdnüsse dorthin geschafft, welche er für Rum verkaufte. Plötzlich kam mir der Gedanke, ihn zu fragen, ob er wohl einen Brief nach Embomma besorgen und dreien meiner Leute gestatten wolle, ihn zu begleiten. Er war zu stolz, selbst zu gehen, wollte aber 2 seiner jungen Leute am nächsten Tage dorthin absenden. Nach meinem Diner, das aus 3 gebratenen Bananen, 20 gerösteten Erdnüssen und einem Becher voll schlammigen Wassers bestand — jetzt meine gewöhnliche Kost — schrieb ich bei einem Lämpchen, das aus einem in ein wenig Palmbutter getauchten Leinwandfetzen hergestellt war, den folgenden Brief:

Dorf Nsanda, d. 4. Aug. 1877.

An irgend einen Herrn in Embomma, der Englisch versteht.

Geehrter Herr!

Ich bin an diesem Orte von Sansibar aus angekommen mit 115 Seelen, Männern, Weibern und Kindern. Wir befinden uns jetzt in einem dem Hungertode sehr nahen Zustande. Von den Eingebornen des Landes können wir nichts kaufen, denn sie lachen über unsre Zeug-, Perlen- und Drahtsorten. Ich habe mir daher die Freiheit genommen, 3 meiner jungen, aus Sansibar gebürtigen Leute mit einem Knaben, Namens Robert Feruzi, von der englischen Mission in Sansibar, mit diesem Briefe abzusenden, der Sie um Hilfe anfleht. Ich kenne Sie nicht, aber man hat mir gesagt, daß ein Engländer in Embomma wohnt, und da Sie ein Christ und Ehrenmann sind, so beschwöre ich Sie, mein Gesuch nicht unbeachtet zu lassen. Erwünschter als alles andre würden 10—15 mit Reis beladne Träger sein oder Korn, damit ich die ganz ausgehungerten Magen meiner Leute sofort füllen könnte. Diese Lieferungen müssen innerhalb 2 Tagen ankommen, oder ich werde eine entsetzliche Zeit mitten unter Sterbenden durchleben müssen. Natürlich leiste ich Bürgschaft für jede Ausgabe, die Ihnen durch dieses Geschäft veranlaßt wird. Wenn Sie kleine Luxusartikel wie Thee, Kaffee, Zucker und Zwieback zur Hand haben, so bitte ich, für mich selbst einen kleinen Vorrat davon zu übersenden und dadurch die Schuld der Dankbarkeit nur noch zu vermehren, welche ich Ihnen für die rechtzeitige Ankunft der meine Leute vom Hungertode rettenden Vorräte zollen werde. Inzwischen versichert Sie seiner aufrichtigen Hochachtung

Ihr ergebner

H. M. Stanley,

Befehlshaber der anglo-amerik. Expedit. zur Erforschung von Afrika.

Ich schrieb auch einen Brief in französischer und einen in spanischer Sprache, letztern als Notbehelf für einen portugiesischen, da ich in Nsanda hörte, daß sich in Embomma 1 Engländer, 1 Franzose und 3 Portugiesen befänden.

Meiner Anfrage, wer voraussichtlich recht schnell reisen und alle entgegentretenden Hindernisse überwinden werde, folgte die Antwort auf dem Fuße; denn Uledi sprang auf und sagte: „O, Meister, kein Wort mehr, ich bin sofort bereit. Seht, ich will mir nur meinen Gürtel umschnallen, und dann werde ich auf der Stelle aufbrechen, und nichts soll mich aufhalten. Ich will die Fährte verfolgen wie ein Leopard." — „Und ich bin auch da," sagte Katschetsche. „Laß uns nur machen, Meister. Wenn es irgend weiße Männer in Embomma giebt, so werden wir sie ausfindig machen. Wir wollen gehen und laufen, und wenn wir das nicht mehr können, so werden wir kriechen." — „Hört doch auf mit Eurem Geschwätz," sagte Muini Pembe, „und laßt doch auch andre Leute zu Worte kommen. Hört mich an, Meister. Ich bin Euer Diener. Ich will die zwei im Gehen noch übertreffen. Ich will den Brief tragen und ihn den weißen Männern vor die Augen bringen." — „Ich will auch mitgehen," sagte Robert. — „Gut, das entspricht ganz meinen Wünschen; aber Robert, Du kannst diesen 3 Männern nicht folgen. Du wirst zusammenbrechen, mein Knabe." — „O, wir werden ihn tragen, wenn er zusammenbrechen will," sagte Uledi.

Schließlich kam der Mittag heran, ehe die lässigen Wegweiser und meine Boten miteinander ihre Reise antraten.

Am Morgen des 5. August waren die zurückgebliebenen Leute bereit, ihre müden Glieder der heißersehnten Hilfe etwas näher zu schleppen, bis ins Thal von Mbinda. Am 6. machten wir uns zu weitern Anstrengungen auf, zogen in langer Reihe durch einige Dörfer, zwischen denen Strecken wüsten Landes lagen, und kamen um 9 Uhr in die Nähe von Banza Mbuko. Als hagere, in Traurigkeit versenkte Invaliden mit aufgedunsenen Gesichtern, aber schrecklich scharfeckigen Körpern suchten wir uns eine ruhige Stelle, eine engl. Ml. außerhalb des äußersten Dorfes dieser Niederlassung, auf. Den verhungerten Leuten entschlüpfte nicht ein Wort des Vorwurfs. Dann und wann kamen mir die Wehklagen eines kleinen Kindes, die dünne Stimme einer verschmachtenden Mutter oder die trotzigen Vorstellungen eines andern Kindes zu Ohren. Aber die Erwachsenen blieben stille und scheinbar leblos.

Plötzlich hörte man die gellende Stimme eines kleinen Knaben rufen: „O, ich sehe Uledi und Katschetsche den Berg herabkommen, und es folgen ihnen eine Menge Männer." — „Was? Wie? Wahr-

haftig?" tönten darauf gleich mehrere Stimmen zusammen. — „Ja, es ist wahr! es ist wahr! La il Allah, il Allah! (Gott ist einer!) Ja, el hamd ul Illah! Ja, es ist Nahrung und Speise! Endlich Nahrung! Ach, dieser Uledi! Er ist ein Löwe, wahrhaftig! Wir sind gerettet, Gott sei Dank!"

Und zu mir heranstürzend, legten die braven Genossen gleich darauf einen Brief in meine Hände. Dem allgütigen Gott sei ewig Dank! Der langandauernde Krieg, den wir gegen die Hungersnot geführt, die enge Belagerung der uns von allen Seiten bestürmenden Leiden war nun vorüber, und wir alle, meine Leute, wie ich selbst, schwelgten im Überfluß.

Am 9. August 1877, dem 999. Tage nach unsrer Abreise in Sansibar, machten wir uns auf, den uns entgegenziehenden Vortrab des Kontingents der zivilisierten Welt zu begrüßen. Nur noch eine kleine Strecke zogen wir weiter und hielten dann an, und in kurzer Zeit stand ich 4 Weißen von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Als ich ihnen ins Gesicht sah, errötete ich, weil ich mich selbst bei meinem Erstaunen über ihre bleiche Gesichtsfarbe ertappte. Noch wagte ich es nicht, mich mit ihnen auf gleichen Fuß zu stellen; diese ruhigen, blauen und grauen Augen erregten in mir eine gewisse Scheu, und die unbefleckte Reinheit ihrer Anzüge blendete und beschämte mich. Unser Leben in Boma, wo wir uns nur vom 9.—11. August aufhielten, ging gar zu schnell vorüber, aber zu jeder Stunde gewährte es mir einen reichen Genuß des Vergnügens und der Heiterkeit. Am 11. schifften wir uns ein. Noch wenige Stunden später und wir glitten durch das breite Portal (der Kongomündung) in den Ozean hinaus. Jetzt aber fühlte ich mein Herz durchglüht von der reinsten, aufrichtigsten Dankbarkeit gegen Ihn, dessen Hand uns beschützt und dessen Gnade uns vergönnt hatte, durch den dunklen Weltteil von Osten bis nach Westen hindurchzudringen und seinen gewaltigen Strom bis zu seinem Grenzpunkte im Ozean zu verfolgen.

Am 26. November hob sich die palmenreiche Insel Sansibar aus dem Meere, und am Nachmittage fuhren wir in gerader Linie auf den Hafen los. Der Bootkiel fuhr jetzt auf den Strand, und die ungeduldigen Burschen sprangen hinaus und liefen den Abhang hinan und tanzten vor Entzücken auf dem Sande ihrer Insel. Sie knieten dann nieder, beugten ihr Gesicht bis an den teuren Boden und dankten mit tiefer Rührung Allah in lautem Gebete. — Am 13. Dezember fuhr der Dampfer der Britisch-Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft von Sansibar nach Aden. Als ich im Begriff stand, in das Boot zu steigen, liefen die braven, treuen Gefährten voran, stießen das Boot

in das Meer, hoben mich dann auf ihre Köpfe und trugen mich durch die Strandwellen in das Boot. Wir drückten uns nun herzlich die Hände, wohl über hundertmal, und dann endlich fuhr das Boot ab. Das waren süße und zugleich wehmütige Augenblicke, diese Augenblicke des Scheidens. Welch' eine hochherzige, wahre Treue hatten diese einfachen Menschen ohne Bildung und Erziehung mir bewiesen!

Stanleys letzte Reise*).

Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas.

---

1. Von London bis zum Lager von Jambuja (am Aruwimi).

[Am 26. Januar 1885 war die Hauptstadt des Sudan, Chartum, durch Verrat in die Hände der fanatischen Banden des Mahdi gefallen, und in dem Gemetzel hatte auch der wackre Gordon sein Ende gefunden.] Darfur, Kordofan, Sennar, Bahr-el-Ghasal und Chartum war in den Besitz des Feindes gelangt; bald folgte auch Kassala (östlich vom Atbara) und im Sudan war der ganzen Länge und Breite nach nur noch die Äquatorialprovinz übrig, deren Gouverneur Emin Bey Hakim (d. i. der getreue Arzt) war. Derselbe schrieb am 6. Juli 1886 dem in Uganda weilenden Missionar Herrn Mackay unter anderem: „Ich bin bereit zu bleiben und diese Länder so lange wie ich kann zu behaupten, bis Hilfe kommt."

Zu Anfang Oktober 1886 hatten Sir Mackinnon in London und Herr J. F. Hutton mit mir über die Möglichkeit gesprochen, Emin Entsatz zuzuführen, damit er in den Stand gesetzt werde, seine Lage zu behaupten. Ihrer Meinung nach schien er nur Munition nötig zu haben, und ich teilte diese Ansicht, worauf sie ganz ernstlich die Absicht aussprachen, die erforderlichen Fonds für die ihm nötige Hilfe zu sammeln. Gegen Mitte November bat mich Sir Mackinnon, ihm einen

---

*) Quelle: H. M. Stanley, Im dunkelsten Afrika. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. v. Wobeser. Leipzig, Brockhaus 1890. 2 Bände.

Brief über die Angelegenheit zu schreiben, damit er denselben seinen Freunden, die demnächst nach der Stadt zurückkehren würden, vorlegen könne. Einige Tage nach der Absendung dieses Briefes reiste ich nach Amerika ab und begann meine „Vorlesungs-Tournée“. Allein schon am 11. Dezember erhielt ich folgendes Telegramm: „London. Ihr Plan und Anerbieten angenommen. Regierung billigt sie. Fonds beschafft. Geschäft dringend. Kommen Sie sofort. Mackinnon.“

Am Tage vor Weihnachten traf ich in England ein. Ich war fest überzeugt, daß die Kongo-Route bei weitem die beste und sicherste sei, vorausgesetzt, daß ich meine Flotille von Walfischfänger-Booten, sowie die Erlaubnis des Königs Leopold, den Kongostaat mit einer bewaffneten Macht zu passieren, erhielt. Dennoch war das Entsatz-Komitee der Ansicht, daß es besser sei, die östliche Route zu wählen. Auf telegraphischem Wege bestellte ich in Sansibar 600 sansibarische Träger, den Einkauf der notwendigen Waren, der Pack- und Reitesel, gab (in England) den Auftrag zum Bau eines Stahlbootes ($8^1/_2$ m lang, 1,8 m breit, 76 cm tief); dasselbe sollte aus galvanisiertem Siemens-Stahl hergestellt werden und in 12 Abteilungen von je 75 Pfund Gewicht zerlegbar sein. Remingtongewehre, Pulver, Zündhütchen, Patronen, Schaufeln, Hacken, Äxte, Haumesser, 9 Kisten mit Arzneimitteln, Zelte aus Segeltuch, das mit Kupfervitriollösung getränkt war, Thee, Kaffee, Fleischextrakt gingen von der ägyptischen und englischen Regierung, sowie von vermögenden Gönnern ein. Die Kontrakte mit den Offizieren der Expedition: Stairs, Bonney, Troup, Barttelot, Nelson, Jephson, Jameson — der Arzt Dr. Parke trat in Alexandrien hinzu — wurde abgeschlossen. Auf dringendes Anraten des hochherzigen Königs der Belgier wurde die Kongoroute definitiv gewählt. Am 20. Januar segelte der Dampfer „Navarino“ mit den Waren und Offizieren der Expedition und am 21. Januar abends 8 Uhr 5 Min. reiste ich von London nach Ägypten ab. Am Bahnhofe hatte sich eine große Menge versammelt, um mir nochmals die Hand zu drücken und mir freundlichst eine glückliche Reise zu wünschen.

Bevor ich in Alexandrien den Khedive verließ, erhielt ich folgenden Ferman (Befehl) mit der englischen Übersetzung: „Abschrift eines hohen arabischen Befehls an Emin Pascha, datiert den 1. Februar 1887: Wir haben Ihnen und Ihren Offizieren bereits gedankt für die mutige und erfolgreiche Verteidigung der Ihrer Verwaltung anvertrauten Äquatorialprovinzen und für die Festigkeit, welche Sie mit den unter Ihren Befehlen stehenden Offizieren bewiesen haben. Und Wir haben Sie deshalb belohnt, indem Wir Ihren Rang zu dem

eines Lewa Pascha (Brigadegeneral) erhöht haben. — Und da es Unser aufrichtiger Wunsch ist, Sie mit Ihren Offizieren und Soldaten aus der schwierigen Lage, in der Sie sich befinden, zu befreien, hat Unsre Regierung sich über die Art und Weise schlüssig gemacht, wie Sie mit den Offizieren und Soldaten aus Ihren Schwierigkeiten gerettet werden können.

Und da unter dem Befehle des Herrn Stanley eine Entsatz-Expedition gebildet worden ist, und er seine Mission mit allen Ihnen nötigen Vorräten anzutreten beabsichtigt, um Sie mit den Offizieren und Mannschaften auf dem ihm geeignet scheinenden Wege nach Kairo zu bringen, so haben wir diesen Hohen Befehl an Sie erlassen. Ich beauftrage Sie, sobald dieser Befehl Sie erreicht, den Offizieren und Mannschaften meine besten Wünsche zu bestellen. Sie haben vollständige Freiheit, entweder nach Kairo abzumarschieren oder mit den Offizieren und Mannschaften dort zu bleiben. Unsre Regierung hat beschlossen, Ihnen sowie den Offizieren und Mannschaften das Gehalt zu bezahlen. Diejenigen von den Offizieren und Mannschaften, welche zu bleiben wünschen, können dies auf ihre eigne Verantwortung hin thun, dürfen aber in Zukunft keine Hilfe von der Regierung erwarten.

(Gez.) Mehemet Tewfik."

Am 22. Februar kam ich mit den Offizieren und Ausrüstungsgegenständen, welche mit dem „Navarino" abgesegelt waren, in Sansibar an. Ich fand, daß unser Agent, Herr Mackenzie, alles so wohl vorbereitet hatte, daß die Expedition beinahe zur Einschiffung fertig war. Der Dampfer „Madura" lag im Hafen und war für die Reise mit Proviant und Wasser ausgerüstet; die Tauschwaren und Lasttiere befanden sich an Bord. Indessen mußten noch einige Angelegenheiten erledigt werden, namentlich eine Vereinbarung mit dem berühmten Tippu-Tib über unsre gegenseitige Stellung zueinander. Er ist der ungekrönte König der Region zwischen den Stanley-Fällen und dem Tanganjika-See geworden und befehligt viele Tausende an die Kämpfe und das wilde Leben am Äquator gewöhnter Männer. Wenn ich feindselige Absichten bei ihm entdeckte, dann beabsichtigte ich mich weit entfernt von ihm zu halten; denn wenn die Munition, welche ich Emin Pascha zuführen sollte, von ihm erobert und benutzt wurde, geriet die Existenz des noch in seiner Kindheit befindlichen Kongostaates in Gefahr und waren alle unsre Hoffnungen bedroht. Ich sondierte ihn deshalb unter gehöriger Vorsicht und fand, daß er für jede Eventualität, entweder mit mir zu kämpfen, oder von mir angestellt zu

werden, vollständig vorbereitet war. Ich wählte das letztere und wir gingen ans Geschäft. Ich wünschte ihn und seine Leute zu engagieren, damit sie mir beim Transport der Munition zu Emin Pascha und auf dem Rückwege beim Tragen des im Besitze Emins befindlichen Elfenbeins [75 Tonnen im Preise von 1 200 000 Mk. nach Dr. Junkers Mitteilung] behilflich seien. Nach langem Feilschen schloß ich mit ihm einen Vertrag ab, nach welchem er sich verpflichtete, 600 Träger zu 125 Mk. für jeden belasteten Mann und jede Rundreise von den Stanley-Fällen (am oberen Kongo) nach dem Albert-See hin und zurück zu liefern. Nach Abschluß des Vertrags wurde im Namen Sr. Maj. des Königs der Belgier mit Tippu-Tib weiter vereinbart, daß er gegen ein monatliches Gehalt die Stelle eines Gouverneurs der Stanley-Fälle erhalten und als solcher die Station gegen Raubzüge der arabischen Sklavenhändler und der Eingebornen zu verteidigen habe.

Um 5 Uhr nachmittags am 24. Februar waren alle von Herrn Mackenzie angeworbenen Leute (620) an Bord; gegen Mitternacht befanden sich auch Tippu-Tib und seine Mannschaften*), sowie jeder, der noch zur Expedition gehörte, auf dem „Madura“, und mit Tagesanbruch wurde am folgenden Morgen, dem 25. Februar, der Anker gelichtet und wir dampften nach dem Kap der guten Hoffnung ab. Am 18. März lief der „Madura“ in die Kongomündung ein und ließ etwa 200 m gegenüber der sandigen Landspitze, Banana genannt, den Anker fallen.

Meine Gedanken waren nach den ersten Erkundigungen nicht sehr angenehmer Natur. Mit meiner Flottille von 15 Walfischfängerbooten wäre ich unabhängig gewesen, allein man hatte ja anfangs Einwände gegen die Kongo-Route erhoben und dieses Projekt aufgegeben. Als es zu spät war, um die Bootflottille noch bei den Herren Forrest & Sohn zu bestellen, hatten wir die Kongoroute angenommen, um — nachdem wir Vorkehrungen für den Transport den Unterkongo hinauf, für das Trägerwesen nach dem Stanley-Pool und die Anleihe von Dampfern auf dem Oberkongo getroffen hatten, zu finden, daß letztere gestrandet, ruiniert, ohne Maschinen und Kessel oder zerstreut und unerreichbar sein sollten. Unter allen den Mühseligkeiten, die sich bei einer in der Tropenglut ihre Fußmärsche beginnenden großen Karawane einstellen, wurde der Weg den Kongo hinauf in Angriff genommen. Bei unsrer am 21. April 1887 zur größten Freude aller erfolgten Ankunft

*) Tippu-Tib bestieg den Dampfer mit 90 Mann; die 600 Träger wollte er von den Stanley-Fällen holen.

in Leopoldville war eine meiner ersten Entdeckungen, daß der „Stanley“, ein kleiner Leichter, unser Stahlboot „Advance“ und der Missionsdampfer „Peace“ die einzigen Fahrzeuge waren, welche für den Transport der Expedition zur Verfügung standen.

Wir befinden uns jetzt 555 km vom Meere angesichts des Stanley-Pool, und vor uns liegt der Fluß, der 1800 km bis hinauf nach Jambuja (am Aruwimi), von wo ich den Landmarsch nach dem Albertsee wieder aufzunehmen gedenke, frei von Stromschnellen ist. Am 24. April musterten wir die Expedition und fanden, daß uns 57 Mann und 38 Remingtongewehre fehlten. An Haumessern, Äxten, Schaufeln, Kochgeschirre ꝛc. haben wir mehr als 50 % verloren — alles während eines 28tägigen Marsches durch nahrungsarme Gegenden. Am 1. Mai konnten wir uns, nachdem die Dampfer „Henry Reed“ und „Florida“ (der, weil ohne Maschine, nur geschleppt werden konnte) zu den vorgenannten Fahrzeugen gemietet worden waren, endlich einschiffen.

Die Tage vergingen uns rasch. Die frühen Morgenstunden boten uns jeden Tag ein Panorama von Waldland, Myriaden von bewaldeten Inseln und breiter Kanäle mit totenstillem Wasser, die so von der Sonne beschienen wurden, daß sie Flüssen aus Quecksilber glichen. Von Mitte März bis Mitte Mai war die Regenzeit, und täglich kündigte der Himmel kurz nach 2 Uhr nachmittags das Herannahen eines drohenden Gewitters an. Die Sonne verbarg sich hinter den dunklen Vorboten des Sturms, und bald darauf zerriß der Donner die düstere Stille, zuckten Blitze und ergoß sich Regen in tropischer Fülle, worauf allgemeine Niedergeschlagenheit vorherrschte und die Dunkelheit der Nacht eintrat. Der Fluß war weder zu hoch, noch zu niedrig. Unsre Gesundheit war ausgezeichnet und in der That wunderbar gut im Vergleich zu früher. Sobald wir das Lager aufgeschlagen hatten, was gewöhnlich um 5 Uhr nachmittags geschah, musterte jeder Offizier seine Leute, die dann mit dem Hauen von Brennmaterial für den Bedarf am folgenden Tage beginnen mußten. Das war manchmal sehr schwere Arbeit und dauerte stundenlang bis in die Nacht hinein.

Am 12. Mai trafen wir in Bolobo ein. Hier ist etwas wie eine Hungersnot kaum möglich; denn Bolobo ist, was Mannigfaltigkeit und Überfluß an Lebensmitteln anlangt, einer der besten Häfen am Flusse. Da die Truppe nicht auf einmal nach dem Oberkongo befördert werden konnte, beschloß ich, die gesündesten Leute auszuwählen und nach Jambuja zu schicken, während die Schwächlichen (125) als eine Abteilung der Kolonne des Majors Barttelot unter dem Befehl der

Herren Herbert Ward und William Bonny in Bolobo zurückbleiben sollten, bis der Dampfer „Stanley" von Jambuja zurückkehren werde.

Nachdem ich in Kwamouth Barttelot eröffnet, daß er den Befehl über die Nachhut zu übernehmen bestimmt sei, setzte die Flottille am 15. Mai mit 511 Personen von der Expedition, sowie Tippu-Tib und 90 seiner Leute die Fahrt flußaufwärts fort und am 24. kamen wir an der Äquator-Station an, während wir das blühende Bangala am 30. erreichten. Hier befahl ich Major Barttelot, sich mit Tippu-Tib und dessen Leuten direkt nach den Stanley-Fällen zu begeben. Abgesehen von einigen Unregelmäßigkeiten in dem Benehmen des Dampfers „Stanley" dampften wir ohne irgendwelche Unfälle zum Aruwimifluß hinauf und am 15. Juni trafen wir gegenüber den am linken Ufer des Aruwimi liegenden Dörfern von Jambuja ein, 154 km oberhalb des Zusammenflusses des Aruwimi mit dem Kongo.

2. Im Lager von Jambuja.

Vor unserm geistigen Auge standen die fernen Häfen des Nils und des Albert-Nyanza, die von Leuten verteidigt wurden, welche mit ängstlichen Blicken die Hauptrichtungen des Kompasses musterten, aus denen sie Hilfe erwarten konnten, da sie um diese Zeit durch unsre Boten von Sansibar aus bereits von unserm Kommen in Kenntnis gesetzt sein mußten*). Allein zwischen uns und ihnen lag eine breite Region, welche auf den besten vorhandnen Karten immer nur ganz weiß gelassen war. Als wir auf die schwarze Waldmauer blickten, welche die hohen Bäume dem ganzen Ufer entlang von Bolobo bis hierher bilden, nur dort unterbrochen, wo sie von majestätischen, ihre gewaltigen Wassermassen in den Hauptstrom ergießenden Flüssen zerteilt wird, da hatte wohl jeder von uns seine eigenen, im tiefsten Grunde des Herzens verborgnen Gedanken. Die meinigen richteten sich, wie ich jetzt nicht mehr zu verheimlichen brauche, auf den mir als Ziel vorschwebenden Gouverneur, der inmitten seiner Garnisonen seine tapfern Soldaten tröstet und ermutigt und mit ausgestreckter Hand nach der Richtung zeigt, aus welcher der erwartete Entsatz sicher kommen wird, so es Gottes Wille ist; und auf der andern Seite erblickte ich die Scharen der mit der Zeit dem Untergange geweihten Eingebornen, und zwischen ihnen und uns das ungeheuere, unbekannte Gebiet, in dem es weder Weg noch Steg giebt.

*) Stanley vermutet nur, daß sie Wadelai erreicht haben.

Am 19. Juni war genügend Brennholz gehauen, so daß der „Stanley" für 6 Tage Fahrt versehen war, und die Reise nach der Äquatorstation antreten konnte. Der „Peace" wurde noch zurückgehalten, um seinen Gefährten, den „Henry Reed", zu begleiten, den wir nach den Instruktionen, die Major Barttelot erhalten hatte, jetzt stündlich erwarteten, da derselbe am 19. bei uns hätte eintreffen müssen. In einem wilden Lande wie dieses, wo man auf allen Seiten im Walde Kannibalen und Tausende von Sklavenräubern so nahe an den Stanley-Fällen hat, ist man natürlich leicht geneigt, ernstliche Ereignisse zu befürchten, wenn die gehegten Erwartungen sich nicht prompt und pünktlich erfüllen. Am 22. Juni war meine Unruhe so groß geworden, daß ich Lieutenant Stairs den Befehl gab, mit 50 unsrer besten Leute und dem Maximgeschütz am Morgen des 23. auf dem Dampfer „Peace" stromabwärts zu fahren und den „Henry Reed" aufzusuchen. Um 5 Uhr nachmittags erhoben die Sansibariten das mir höchst willkommne Geschrei: „Schiff in Sicht!" Barttelot war wohlbehalten und es war kein Unfall eingetreten.

Zwei Tage später waren die Dampfer „Peace" und „Henry Reed" mit Heizmaterial beladen und wurden stromabwärts nach Hause geschickt, und wir hatten damit das letzte Band, welches uns mit der Zivilisation verknüpfte, auf viele Monate hinaus zerschnitten. An diesem Tage (24. Juni 1887) richtete ich an Major Barttelot folgendes Instruktionsschreiben: „Geehrter Herr! Als Ältestem der auf der Expedition zum Entsatze Emin Paschas mich begleitenden Offiziere fällt das Kommando dieses wichtigen Postens (Jambuja) selbstverständlich Ihnen zu. Der Dampfer „Stanley" ist am 22. Juni von Jambuja nach dem Stanley-Pool abgefahren. Er wird, wenn ihm kein Unfall zustößt, mit etwa 500 Lasten, die wir unter der Aufsicht des Herrn Troup zurückgelassen haben, sowie mit den 125 Mann, die sich unter der Führung der Herren Ward und Bonny in Bolobo befinden, mit Sicherheit vor dem 10. August hier wieder eintreffen. Die Nichtankunft dieser Waren und Leute ist es, welche mich zwingt, Sie zum Befehlshaber dieses Postens zu ernennen. Da ich aber binnen kurzem das Eintreffen einer großen Verstärkung von Leuten (600 Träger Tippu-Tibs) erwarte, welche die Zahl der Vorhut erheblich übersteigt, so hoffe ich, daß Sie nach der (zweiten) Abfahrt des „Stanley" auf seiner endgiltigen Rückkehr nach dem Stanley-Pool im August nicht länger als wenige Tage aufgehalten werden. Inzwischen kommt es Ihnen zu, bis zur Ankunft unsrer Leute und Waren in dem Kommando über dieses befestigte Lager sehr aufmerksam und vorsichtig zu sein.

Die Leute, welche Sie unter Ihren Befehlen haben werden, machen mehr als ein volles Drittel der Expedition aus; die Güter, die hierher gebracht werden, sind das für den Marsch durch die Regionen jenseit der Seen nötige Geld; außerdem wird ein ungeheurer Vorrat von Munition und Proviant da sein, die von gleicher Wichtigkeit für uns sind. Der Verlust dieser Mannschaften und Waren würde sichrer Ruin für uns sein und die Vorhut dann ihrerseits selbst um Entsatz bitten müssen. Ich hoffe daher, daß Sie keine Mühe scheuen werden, um Ihre Verteidigungswerke zu vervollständigen, daß kein Feind — weder Eingeborne, noch Araber und ihre Begleiter — Erfolg über dieselben erringen kann. Unser Kurs wird von hier nahezu astronomisch genau Ost oder nach dem Kompaß Ost zu Süd sein. Die südwestliche Ecke des Albertsees in der Nähe oder bei Kavalli ist unser Bestimmungsort. Wir werden uns bemühen, durch Zeichnen von Bäumen und Anschneiden von jungen Stämmen am Wege genügende Spuren der Route zu hinterlassen, welche wir eingeschlagen haben.

Vielleicht werden Sie, wenn Tippu-Tib die volle Zahl der versprochnen, erwachsenen Leute, nämlich 600 Mann, geschickt hat und der „Stanley" mit den in Bolobo von mir zurückgelassenen 125 Leuten wohlbehalten eingetroffen ist, sich stark genug fühlen, um die Kolonne mit allen von dem Dampfer überbrachten und von mir in Jambuja zurückgelassenen Waren längs des von mir eingeschlagenen Wegs in Bewegung zu setzen. Ohne Zweifel werden Sie unsre Bomas (befestigte Lager) unberührt finden; bessere Führer als diese Bomas würden auf unsrer Route nicht zu erlangen sein. Vielleicht hat Tippu-Tib auch nur einige Leute geschickt; in diesem Falle muß es Ihnen überlassen bleiben, welche Waren Sie entbehren können, um imstande zu sein, den Marsch anzutreten. Sollten Sie dennoch nicht marschieren können, dann würde es besser sein, täglich zweimal 2 Märsche von etwa 10 km zu machen, als allzuviel Gegenstände fortzuwerfen, falls Sie es überhaupt vorziehen sollten, zu marschieren, anstatt auf unsre Ankunft zu warten. Ihre Behandlung der Eingebornen sollte, wie ich meine, gänzlich von deren Benehmen gegen Sie abhängen. Verlieren Sie keine Gelegenheit, jegliche Art von Information über die Eingebornen, die Lage der verschiednen Dörfer in Ihrer Nachbarschaft u. s. w. einzuziehen.

Ich habe die Ehre zu sein Ihr ergebener

Henry M. Stanley,

Befehlshaber der Expedition."

Am 25. Juni war der Pallisadenzaun um das ganze Lager fertig, und der Graben ging seiner Vollendung entgegen. Barttelot

beaufsichtigte die Arbeiter auf der einen, Jephson, in Hemdärmeln, auf der andern Seite. Nelson verteilte den europäischen Proviant zu gleichen Teilen, der Arzt baute fröhlich lachend und so eifrig, als ob er mit einer chirurgischen Operation beschäftigt wäre, ein Thor und führte die Zimmermannsarbeit so vorzüglich aus, daß ich abends in mein Tagebuch schrieb: „Er ist sicherlich einer der Besten, die es giebt.“ Jameson war eifrig mit der Abschrift des Instruktionsschreibens beschäftigt, Stairs lag an einem heftigen Gallenfieber erkrankt im Bette.

„Morgen früh,“ so schrieb ich am 27. Juni in mein Tagebuch, „werden mit Gottes Hilfe 389 Personen den Marsch ins absolut Ungewisse hinein antreten. Von einem Eingebornen habe ich die Namen der Stämme oder deren einzelnen Abteilungen gehört; von ihrer Stärke und ihren Eigenschaften weiß ich aber nichts. Heute abend regnet es, der morgige Marsch wird ein unbequemer sein. Stairs ist so krank, daß er sich nicht bewegen kann, und doch wünscht er dringend, uns zu begleiten. Es ist ziemlich übereilt, einen Mann in seinem Zustande tragen zu wollen; allein wenn der Tod eintreten soll, kommt er im Dickicht so leicht wie im Lager. Dr. Parke hat mir große Unruhe bereitet, weil er sagt, die Krankheit sei Darmentzündung, während ich sie mehr für Gallenfieber halte. Wir werden ihn in eine Hängematte packen und wollen auf einen günstigen Verlauf hoffen.“

Die Vorhut wird sich zusammensetzen aus 389 Mann mit 357 Gewehren, die Garnison in Jambuja nach Eintreffen der in Bolobo Zurückgelassenen aus 260 Mann mit 139 Gewehren, der Verlust von Sansibar nach Jambuja beträgt 57 Mann mit 28 Gewehren.

3. Zu Land und Wasser nach den Pangafällen.

Eine afrikanische Straße ist meist ein Fußpfad, welcher durch das Beschreiten in der trocknen Jahreszeit eine außerordentliche Glätte und die Härte des Asphalts bekommt. Da die Eingebornen im Gänsemarsch zu marschieren pflegen, ist der Weg nur 30 cm breit. Ist der Weg alt, so gleicht er einer gewundnen, schmalen Gosse, da das Regenwasser hindurchgeströmt ist und sie etwas ausgespült hat. Das ungefähr hofften wir zu finden, als wir aus dem Thore des verschanzten Lagers bei Jambuja marschierten; jede Kompanie hatte ihre Fahne, ihren Trompeter und Trommler, sowie eine bestimmte Zahl von Überzähligen, während 50 ausgesuchte Leute als Vorhut voraufmarschierten, um Haumesser und Axt zu handhaben, die jungen Bäume zu fällen, von den Stämmen einen handbreiten Streifen Rinde abzuschälen, alle

den freien Durchgang der Hunderte von beladnen Trägern hindernden Zweige zu entfernen, Bäume für den Übergang der Flüsse zu fällen und nach Beendigung des Tagemarsches aus Buschwerk und Zweigen Seribas oder Bomas um das Hüttenlager zu bauen.

Ich bin stehen geblieben und beobachte die passierenden Leute, bis der letzte der Nachhut das Lager verlassen hat, worauf der Major, Jameson und die Garnison herauskommen, um noch ein Lebewohl mit uns zu tauschen.

„Nun, mein lieber Major, jetzt geht es los. Alles oder nichts! Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, und wir werden in etlichen Monaten wieder beisammen sein.“ — „Ich schwöre es zu Gott, ich werde charf hinter Ihnen her sein. Lassen Sie mich nur erst die Burschen von Bolobo haben, dann soll mich nichts aufhalten!“ — „Nun gut, Gott segne Sie! Halten Sie den Mut hoch. Und Jameson, alter Freund, denselben Wunsch auch für Sie.“

Ich eilte nach der Front; die Kolonne hatte am Ende der Dörfer oder eigentlich der Straße, die Nelson in letzter Zeit herzustellen begonnen hatte, Halt gemacht. „Welches ist der Weg, Führer?“ fragte ich den wahrscheinlich stolzesten Mann der ganzen Kolonne, denn es ist ein höchst erhebendes Gefühl, die Spitze des Zuges zu bilden. — „Dieser hier, der nach Sonnenaufgang führt,“ erwiderte er. — „Wie viele Stunden sind es bis zum nächsten Dorfe?“ — „Das weiß nur Gott,“ antwortete er. — „Kennst du ein Dorf oder Land in jener Richtung?“ — „Nicht ein einziges; wie sollte ich auch?“ war die Entgegnung. Das war alles, was der Klügste von uns wußte. „Nun denn, vorwärts in Gottes Namen! Möge Gott stets mit uns sein! Halte dich an jeden Pfad, der am Flusse (Aruwimi) entlang führt, bis wir eine Straße finden.“ —

„Bismillah!“ erscholl das Echo der Pioniere, die Trompeten der Nubier (Sudanesen) bliesen das Signal „Vorwärts!“ und kurz darauf verschwand die Spitze der Kolonne in dem dichten Gebüsch an den äußersten Grenzen der Lichtung von Jambuja.

Bei einer Temperatur von 24° R. im Schatten marschierten wir auf einem Pfade, der nur sehr wenig benutzt worden war und sich unter dunklem, dichtem Gebüsch dahinwand. Die von 50 Mann gehandhabten Haumesser und Äxte waren in beständiger Thätigkeit, die Schlinggewächse wurden unbarmherzig zerhauen. Um Mittag erblickten wir stromaufwärts eine Stromschnelle, deren brandende Gewässer im Sonnenschein erglänzten. Unterhalb derselben war eine ganze Flottille von Kanoes, mit eingebornen Kriegern bemannt, versammelt; in der Nähe gelegne Inseln waren dicht besetzt mit Frauen und Kindern der

Jankonde, die wir bis dahin nicht zu Gesicht bekommen hatten. Die Spitze der Kolonne erreichte bald darauf das Ende einer breiten, freien Straße von etwa 6 m Breite und 280 m Länge, an deren oberen Ende ungefähr 300 Eingeborne aus der Stadt Jankonde, den gespannten Bogen in der Hand, standen, gestikulierten und schrieen. Die Pioniere machten Halt, überlegten und tauschten ihre Bemerkungen darüber aus: „Was bedeutet das? Die Heiden haben für uns eine breite Straße aus dem Busch zu ihnen ausgehauen und stehen trotzdem kampfbereit am andern Ende! Das ist irgend eine Falle, Jungens, paßt deshalb genau auf.“

Mit dem Buschwerk, welches die Eingebornen abgekappt hatten, war zu beiden Seiten der Straße jeder Ausweg nach dem Walde abgedämmt und versperrt. Allein unsre 50 Paar guten Augen fanden bald, daß diese scheinbare Hochstraße durch das Gebüsch von 15 cm langen, ausgetrockneten Palmenstengeln und an beiden Enden zugespitzten Holzstücken starrte, die bis zur halben Länge in den Erdboden getrieben und leicht mit grünen Büscheln bedeckt waren. Ich ließ zwei Linien von je 12 Mann quer über die Straße bilden und befahl der ersten, die Holzstücke aus der Erde zu ziehen, während die andre die Arbeiten mit ihren Waffen decken mußte und bei dem ersten Hagel von Pfeilen Feuer geben sollte. Auf beiden Seiten der Straße wurden Kundschafter ausgesandt, welche sich einen Weg durch den Wald ins Dorf bahnen mußten. Kaum waren wir 20 m auf der offnen Straße vorgerückt, als Rauchwolken aus der Stadt aufstiegen und eine kleine Wolke von Pfeilen heranflog, die jedoch zu kurz fielen. Wir erwiderten mit einer Salve, zogen rasch die Holzsplitter heraus und drangen stetig vor, bis wir das Dorf erreichten, zur selben Zeit, als die Kundschafter aus dem Unterholz hervorstürzten, und da die sämtlichen Pioniere jetzt vorrückten, so fand ein ziemlich lebhaftes Feuern statt, unter dessen Schutze die Karawane rasch durch die brennende Stadt nach einem noch nicht in Brand geratnen Dorfe an dem äußersten östlichen Ende derselben marschierte. Ich fürchte, daß sehr viele Wilde die thörichte Herausforderung mit dem Tode haben bezahlen müssen. Es war beinahe 9 Uhr abends, ehe die Nachhut das Lager erreichte. Die ganze Nacht hindurch wendeten die Wilden ihre gewöhnliche Taktik an, um Lärm und Störungen hervorzurufen, indem sie senkrecht Assegais und stark vergiftete Pfeile ins Lager fallen ließen und dabei plötzlich ein Geschrei, Heulen und Drohungen ausstießen und gleichzeitig an verschiedenen Stellen Hörner bliesen, als solle gleich darauf ein allgemeiner Angriff unternommen werden. Das Lager wurde mit Schildwachen

umgeben, die nur Befehl erhielten, das strengste Schweigen zu beobachten und die Augen scharf offen zu halten.

Am 1. Juli erfuhren wir eine weitere Unbequemlichkeit des Marsches im Walde. Ungefähr alle 50 Meter lag ein gestürzter Baum von einem Durchmesser gleich der Brusthöhe quer über den Weg und zwar in einer Häufigkeit, die entschieden lästig wurde; die Esel mußten vorsichtig darüber hinweggeführt werden. 20 bis 25 dieser Bäume mußten von Hunderten von Leuten überklommen werden, die in dieser neuen Reiseart nicht alle gleich geschickt waren. Die Hauptzugänge zu den vielen Dörfern waren reich besät mit den vergifteten Holzsplittern, welche jedermann — mit Ausnahme der Stiefel tragenden Weißen — mit größter Vorsicht aufzutreten veranlaßten.

Am 3. Juli waren wir um 4 Uhr nachmittags noch auf dem Marsche, nachdem wir eine Wildnis von Rinnsalen und tiefen, mit Schaum und grünen Wasserlinsen bedeckten Kotlachen passiert hatten, in denen wir bis an die Knie einsanken, und wo ein höchst ekelhafter Gestank herrschte, den der mit verwesenden Stoffen gefüllte Sumpf aushauchte. Wir waren eben aus diesem verderblichen Moorlande herausgekommen, als der Wald sich plötzlich derart verdunkelte, daß ich kaum den Kompaß ablesen konnte, und ein entferntes Geräusch, welches rasch zum lauten Pfeifen sich verstärkte, sowie das Bewegen und Knirschen der Äste und das Ächzen der mächtigen Bäume uns vor dem herannahenden Gewittersturm warnte. Als der Regen zu fallen begann, fingen wir mit dem Bau des Lagers an. Der Regen war kalt und fiel in schweren Tropfen, die so groß wie Thalerstücke auf die in Baumwollenstoffe gekleideten Männer schlugen und sie erschauern ließen. Der Regen war so heftig, daß wir die Feuer nicht anzünden konnten, und noch um 3 Uhr morgens saßen wir zusammengekauert und uns aneinander drückend inmitten der kalten, feuchten, dampfenden Ausdünstungen und des feinen Sprühregens. Dann erst wurden die Feuer angezündet, worauf die Leute um die Dutzende von Flammenpyramiden saßen, um sich in eine fröhliche Stimmung hineinzuwärmen, bittere Maniokwurzeln zu rösten und die nagenden Schmerzen des Magens zu stillen.

Um 8 Uhr morgens am 4. Juli befanden wir uns wieder am Flusse. Da ich bemerkte, daß derselbe ruhig und frei von Stromschnellen war, und den Leuten soviel Arbeit als möglich zu ersparen wünschte, als die Verhältnisse gestatteten, ließ ich die Abteilungen des Stahlbootes ans Ufer bringen, wo Herr Jephson mit dem Zusammen-

setzen des Bootes begann. Da dasselbe 44 Lasten ausmachte und außerdem 50 Lasten und mindestens 10 Kranke zu tragen vermochte, konnten wir 89 Leute von der ermüdenden Arbeit, Lasten zu schleppen und den noch immer sehr kranken Lieutenant Stairs zu tragen, befreien. Als der „Advance" auf dem Flusse schwamm, war es notwendig, daß die Kolonne sich dicht am Flusse hielt, teils zum Schutze für das Boot, teils auch um imstande zu sein, den Strom behufs Verringerung der Arbeit nutzbar zu machen.

Der Fluß war fortwährend 450—730 m breit. Am Ufer war das Land ein wenig offner als im Innern, obwohl es oft nicht möglich war, sich zu bewegen, weil erst ein Tunnel durch dieses undurchdringliche Dickicht hergestellt werden mußte, ehe wir in dem über uns befindlichen Gewölbe von dichtem Netzwerk aus Zweigen, Schlingpflanzen und Röhricht weiter kommen konnten. Um 2½ Uhr erreichten wir das Dorf Bukanda. Wir hatten keinen Pfad gefunden, sondern waren einfach aus dem Dickicht auf einen jüngern Wald mit einer Lichtung gestoßen. In der Mitte der letztern am Ufer des Flusses lag das Dorf. Die Thatsache gab mir zu denken; denn sie machte mich darauf aufmerksam, daß der Verkehr zu Wasser unterhalten werde, da Pfade am Lande nicht zu entdecken waren und die Leute offenbar die Geheimnisse der Luftschiffahrt nicht kannten. Selbstverständlich war Bukanda lange vor unsrer Ankunft verlassen worden. Die kegelförmigen Hütten des Dorfes und die Maniokfelder standen zu unsrer Verfügung.

Einige Thatsachen hatten wir bereits beobachtet. Wir bemerkten, daß die Morgen naß und nebelig waren, daß wir froren und uns infolgedessen niedergeschlagen fühlten; daß einiger moralischer Mut dazu gehörte, das Lager zu verlassen, der Kälte, Nässe und Feuchtigkeit, dem Schlamm und Sumpf Trotz zu bieten und, bis an den Leib im Wasser, Bäche zu durchwaten; daß die Stimmung in dem unangenehmen Zwielicht wegen der fehlenden Helligkeit und wärmenden Sonnenstrahlen fürchterlich gedrückt war; daß die Niedergeschlagenheit durch die Beobachtung der düstern Wolken und des langweilig grauen Flusses sich noch steigerte. Welch schwere Arbeit würde mir erspart geblieben sein, wenn ich darauf bestanden hätte, meinen früheren Plan auszuführen und 15 Walfischfängerboote mitzunehmen!

Am 9. Juli erreichten wir nach beschwerlichem Marsche die Dörfer der Bakoka. Unsre Leute begannen bereits matt und erschöpft auszusehen. Mehreren waren Holzstücke in die Füße gedrungen, bei andern fingen die Geschwüre wegen ihres wachsenden Umfanges an

Besorgnis zu erregen, und viele klagten über seltsame Schmerzen in den Gliedern. Lieutenant Stairs erholte sich dagegen jetzt rasch wieder von dem lange anhaltenden Anfalle von Gallenfieber. Meine andern Gefährten erfreuten sich der besten Gesundheit, obwohl unsre Kost nur aus Gemüsen bestand, den Blättern der Maniokpflanze und sonstigen Kräutern, die zerquetscht und in Form einer Pastete angerichtet wurden. Um die Anstrengungen der Leute zu verringern und auch die Kranken bequemer fortzubringen, wurden an das Stahlboot Kanoes angehängt.

An einer halbmondförmigen Kurve des Flusses tauchten am 12. Juli die Dörfer des Banalja-Stammes vor uns auf; ich hatte 13 Dörfer gezählt, von denen eins 180 Hütten enthielt. Angenommen, daß längs dieser Kurve nur 1300 Hütten stehen und jede Hütte nur 4 Bewohner besitzt, würde hier eine Bevölkerung von 5200 Personen leben. Eine solch zahlreiche Bevölkerung hatte selbstverständlich ausgedehnte Maniokfelder, Bananen-, Paradiesfeigen- und Zuckerrohrpflanzungen, Gemüsegärten und Maisfelder, und da der heftige Regen den Grund durchweicht hatte, ordnete ich einen Halt an. Ich benutzte diesen Aufenthalt, um die Inseln in der Nähe mit dem Boote zu untersuchen. Auf einer derselben entdeckten wir längliche Haufen von Austernschalen, deren einer 18 m lang, 3 m breit und 1,2 m hoch war. Die Eingebornen waren hier, wie überall bei unsrer Ankunft, wie die Ratten in ihre Löcher verschwunden.

Bis zum 21. Juli hatte sich noch kein Unfall ereignet, allein von diesem Tage an begann das Glück uns zu verlassen. Beim Durcharbeiten durch die Stromschnellen unweit der Einmündung des Rendi (linkes Ufer) tauchte eine ganze Armee von wütenden, rachsüchtigen Wespen auf, setzte sich in diesem kritischen Augenblicke auf unsre Gesichter, Hände und Körper, kurz auf jeden verwundbaren Teil und brachte uns die teuflischen, giftigen Stiche bei. Wütend und halb wahnsinnig gemacht durch die brennenden Schmerzen im Kampfe mit diesem schrecklichen Feinde, umgeben von Riffen und Felsen, gefährlichen Wellen und rauschenden Wirbeln, zogen wir mit Zähnen und Fingernägeln und waren in wenigen Minuten 100 m oberhalb der fürchterlichen Stelle. Am 29. Juli befand sich unser Lager gegenüber von Mijui, inere Reihe von in Bananenhainen gelegnen Dörfern am rechten Ufer. Nicht lange darauf machten wir die Bekanntschaft dieses Stammes und erkannten bald, daß diese Eingebornen Neigung zur Geselligkeit hatten. Unsre Leute besaßen Kauris, Glasperlen und Messingstangen, sowie seltne Kleinigkeiten zum Austausch gegen Lebens-

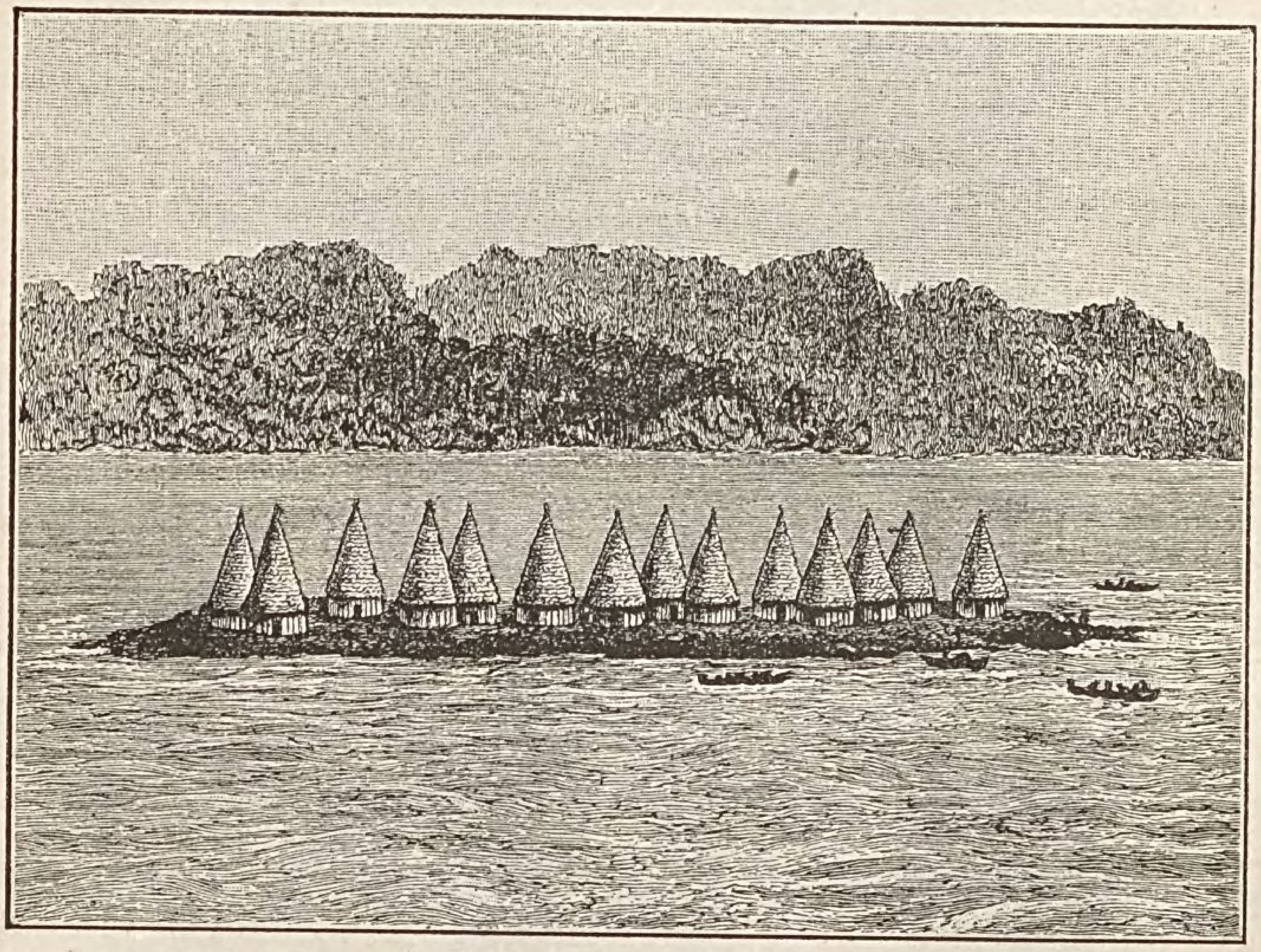
mittel. Als die Landkolonne eintraf, gingen die Preise wegen der größeren Nachfrage etwas in die Höhe. Wie man uns sagte, gab es zwischen unserm Lager und den Pangafällen keine Niederlassungen mehr, vielmehr würden wir einen 9tägigen Marsch durch den Wald zu machen haben. Zu unsrer Überraschung fanden wir am nächsten Morgen, daß wir für eine Messingstange von 40 cm Länge und der Dicke eines Telegraphendrahtes nur 2 Maiskolben erhielten. In Bangala (am Kongo) würde man für eine solche Messingstange Proviant auf 5 Tage für einen Mann gekauft haben. Für ein Huhn verlangte man 4 Messingstangen. Die Leute hatten wütenden Hunger, vor uns lagen 9 Tage Wildnis. Sie begannen ihre Patronentaschen für je 2 Paradiesfeigen zu verkaufen; auch entdeckten wir, daß sie die Munition zum Preise von einer Patrone für einen, ein blechernes Eßgeschirr für 2 Maiskolben verschacherten. Alsdann gingen Haumesser und Äxte denselben Weg, und das Verderben starrte uns ins Angesicht. Am 31. Juli schifften wir uns bei Tagesanbruch mit 2 Kompanieen ein, besetzten Mijui und sandten Fouragierer aus. Um 3 Uhr nachmittags war Nahrung genug für 10 Tage im Lager.

Am 4. August trafen wir bei den Panga- oder Nepangafällen ein, über die wir von einem jungen Eingebornen Bakula schon so viel gehört hatten. Die Fälle sind volle 9 m hoch, von ihrem Fuße bis zum oberen Ende dehnen sie sich über mehr als 1½ km aus. Das Wasser stürzt in 4 nebeneinander gelegenen Fällen herab, deren breitester ungefähr 180 m mißt, und fließt zwischen kleinen Inseln aus Gneis vorbei, welche den Eingebornen von Panga Schutz gewähren. Werden letztere nicht gestört, dann leben sie auf einer großen Insel, welche den Namen Nepanga führt; die Insel besitzt 3 Dörfer mit etwa 250 kegelförmigen Hütten. (Siehe Abbildung 27.) Weiter ins Land hinein liegen auf beiden Seiten mehrere Niederlassungen. Die Hauptnahrung der Eingebornen besteht aus Paradiesfeigen, obwohl auch Maniokfelder vorhanden sind. In dieser Gegend ist alles wild. Kaum hatte ein einsames Flußpferd uns entdeckt, als es uns zu verfolgen begann. Die Hühner wollten sich nicht fangen lassen, die Ziegen waren störrisch, angriffslustig und sehr wild. Insgesamt fingen wir 12, was in uns die Hoffnung wieder anfachte, doch noch imstande zu sein, einige unsrer Kranken retten zu können. Auch gelang es uns, in den Reusen und Korbnetzen einige Fische zu fangen. Unter den Klängen einer wilden Musik und mit lautem Gesang zogen die 3. und 4. Kompanie die Kanoes, die 1. Kompanie trug das unzerlegte Stahlboot zu Land um die Katarakte, und am Abend des 6. August befanden

wir uns nach einem sehr arbeitsreichen Tage im Lager oberhalb der großen Wasserfälle von Panga.

4. Hungersnot bis Kilonga-Longas Station.

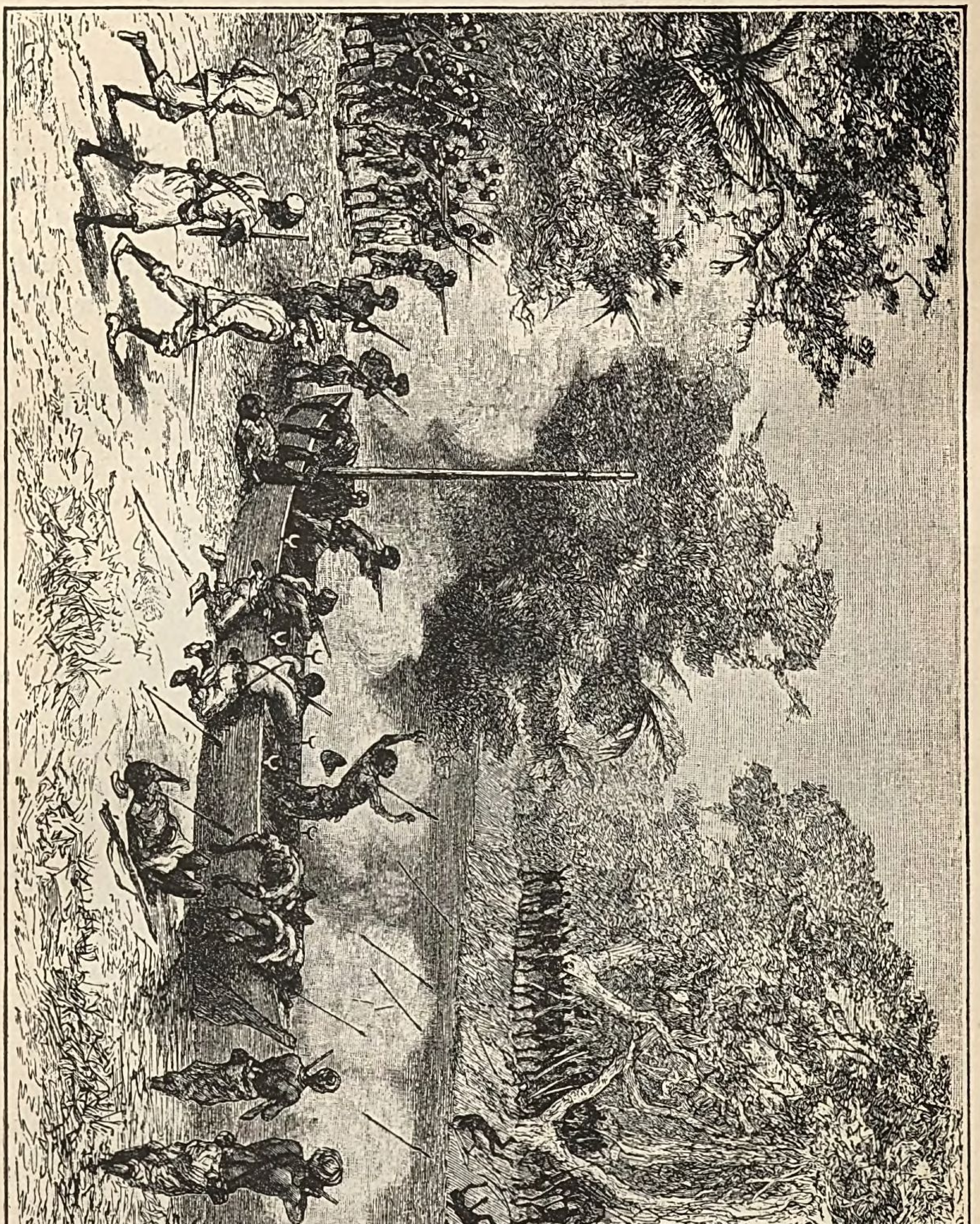
In derselben Weise wie seither, d. h. als Fluß- und Landkolonne, bewegten wir uns stromaufwärts; die Stromschnellen nötigten uns, Stahlboot und Kanoes um dieselben herumzuschleppen, die feindliche Haltung der Eingebornen zwang zum Fouragieren, das kaum etwas andres als spärliche Rationen von Paradiesfeigen einbrachte; die Un-



Nr. 27. Dorf auf der Insel. (Nach Le Tour du Monde.)

vorsichtigkeit der Mannschaften beim Plündern; der Kampf mit den Avisibba (siehe Abbildung Nr. 28); die schrecklichen, mit Starrkrampf endenden Wirkungen des Pfeilgifts; der endlose, sündflutliche Regen: alles zehrte im Verein mit der Dysenterie am Bestand der Karawane; wir hatten am 21. August bei den Mabenga-Stromschnellen 373 Mann im Lager, aber 60 von ihnen schienen mehr fürs Hospital geeignet zu sein, als um unser Wanderleben fortzusetzen. In dieser wilden Gegend vermag man für die abgematteten Seelen nicht einmal Ruhe und Nahrung zu finden. Am 26. August trafen beide Kolonnen vor der Mündung des Népoko (rechtes Ufer) wieder zusammen.

Dieser Fluß, von dem wir zuerst von Dr. Junker gehört hatten, der ihn weit oben überschritten hat, stürzt sich in einer Reihe von



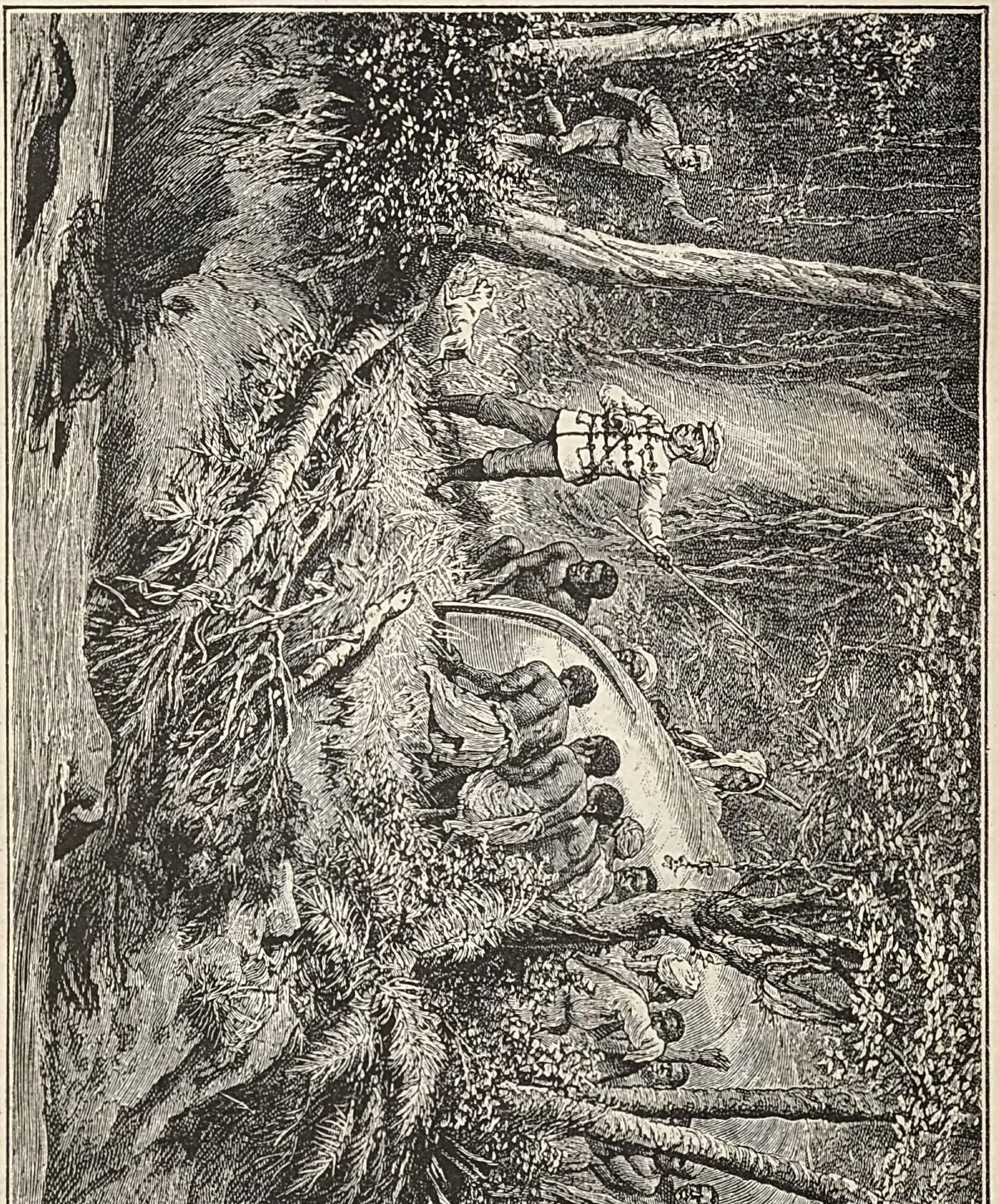
Nr. 28. Kampf. (Nach Le Tour du Monde.)

Kaskaden über Riffe schieferartigen Gesteins aus der Höhe von 12 m in den Ituri (wie der Aruwimi hier heißt); die Mündung war etwa

275 m breit, verengerte sich aber oberhalb des Falles bis auf ungefähr 230 m. Die Farbe des Népoko ist schokoladenbraun, während das Wasser des Ituri wie mit Milch vermischter Thee aussieht. Am 30. August trafen wir am untern Ende eines großen Wasserfalles ein und stellten durch Beobachtungen fest, daß wir nunmehr die Hälfte des Wegs nach dem Albertsee zurückgelegt hatten. Der Luftlinie nach hatten wir noch 302 km vor uns, die wir aber nicht in 64 Tagen zurücklegen konnten, wie die hinter uns liegende westliche Hälfte unsers Wegs. Die Leute befanden sich in einer jämmerlichen Körperbeschaffenheit und waren moralisch gedrückt. Geschwüre wüteten epidemisch unter ihnen, Blutarmut hatte ihre Lebenskraft zerstört. Wir sagten ihnen, wir hätten die Hälfte des Weges erreicht, aber sie antworteten ungläubig mit Murren. Sie fragten: „Wie kann der Herr das wissen! Zeigt jenes Instrument ihm den Weg? Kennen die Eingebornen ihr Land nicht besser? Wer von ihnen hat je Gras gesehen? Sagen sie nicht sämtlich, daß die ganze Welt mit Bäumen und Gebüsch bedeckt ist?"

Als wir am 31. August das unzerlegte Stahlboot um Stromschnellen herum trugen, kam mein europäischer Diener mit wilden Sprüngen herbeigeeilt und berichtete: „Herr, o Herr, Emin Pascha ist angekommen." — „Emin Pascha?" — „Ja, Herr; ich habe ihn in einem Kanoe selbst gesehen. Seine rote Flagge, gerade wie die unsrige (die ägyptische) ist am Heck aufgezogen." — Selbstverständlich stürzten wir fort, es war thatsächlich ein Wettlauf, Herr und Diener wollten der erste sein (siehe Abbild. Nr. 29). Im Lager herrschte ebenfalls allgemeine Aufregung. Sie hatte, wie wir bald erfuhren, ihren Grund in der Ankunft von 9 Manjema, den Dienern eines gewissen Uledi Baljus, der den Eingebornen unter dem Namen Ugarrowa bekannt war, sich etwa 8 Tagemärsche weiter flußaufwärts niedergelassen haben und mehrere hundert Bewaffneter befehligen sollte. Die Araber befanden sich also soweit im Innern des Landes, und ich hatte die freudige Hoffnung gehegt, schon längst zum letztenmal von diesen Räubern gehört zu haben! Nur zu bald sollten wir an ihre Nähe erinnert werden: täglich wurden Deserteure und Diebstähle gemeldet, und das Aussehen der Niederlassung Navabi redete eine sehr deutliche Sprache. Streifpartieen, welche nach unsrer Ansicht von Ugarrowa geschickt worden waren, hatten die Ansiedlung niedergebrannt, viele von den Ölpalmen umgehauen, die Bananenpflanzungen der Erde gleich gemacht und den Boden mit Gebeinen der Verteidiger besäet. Innerhalb unsers Lagers fanden wir die Schädel von 5 kleinen Kindern.

In Memberri hielt ich eine Musterung der Leute ab, die beim Vergleich mit den früheren Listen folgendes Resultat ergab: 23. August — 373 Mann, 12. September — 343 Mann, 14 Mann waren deser-



Nr. 29. Transport des Bootes. (Nach Le Tour du Monde.)

tiert, 16 gestorben; Zahl der Träger 235, der Lasten 227, der Kranken 58. Zu diesen beredten Zahlen kommt noch hinzu, daß jedes Mitglied der Expedition Hunger litt und daß die Mittel zur Abhilfe des immer

mehr sich geltend machenden Mangels an Nahrung destomehr abzunehmen schienen, je höher wir hinaufkamen, da die Sklaven unter der Führung der Manjema Ugarrowas die Pflanzungen zerstört und die Bevölkerung entweder in unbekannte Schlupfwinkel des Waldes vertrieben oder vernichtet hatten.

Am 17. September setzten wir unsre Karawane wieder in Marsch, um sie Ugarrowas Station gegenüber zu bringen. Ich ruderte mit unserm Boot über den Fluß nach der arabischen Niederlassung, die mit ihren hohen, drohenden, aus Lehm hergestellten Mauern und ihrer hohen Pallisadenumzäunung Ähnlichkeit mit einem Fort hatte. Die großen Räume, die Menge der Diener, die ganze Ausstattung, die Menge des Elfenbeins zeugten vom Reichtum des Sklavenhändlers. Wie Ugarrowa mitteilte, habe sich weiter aufwärts (10 oder 20 Tagemärsche entfernt) ein andrer Araber niedergelassen, der Kilinga-Longa genannt werde. Die 56 Kranken ließ ich nach der arabischen Niederlassung bringen, da ich ein Abkommen getroffen hatte, wonach dieselben für 5 Dollars pro Kopf und Monat beköstigt werden sollten, bis Major Barttelot oder sonst jemand mit einer Ordre von mir käme.

Noch einmal bestand die Expedition jetzt wieder aus ausgesuchten Leuten, und mein Gemüt war von der Sorge um die Nachhut (da Ugarrowa ein Schreiben an Barttelot zu überliefern versprochen hatte) und das Schicksal, welches die Kranken bedrohte, befreit. Als am 19. September, dem Tage des Abmarsches, wiederum 3 Flintenträger das Weite suchten und gefesselt durch Ugarrowa zurückgesandt worden, starb einer den Tod durch den Strang. Als ich den zweiten auf Fürbitte der Anführer begnadigte, trat ein allgemeiner Gefühlsausbruch ein, daß ich starr war. Sie warfen Mützen und Turbane in die Luft, hielten die Gewehre hoch, hoben den rechten Arm auf und riefen: „Niemand wird die „weiße Mütze“ *) verlassen, bis sie beerdigt ist! Tod dem, der Bula Matari (Stanley) verläßt! Zeige uns den Weg nach dem Nyansa! Führe uns, wir werden jetzt folgen!“

Die Stromschnellen und der Nahrungsmangel drückten freilich diese Aufwallung des Mutes sehr bald herab. Am 4. Oktober brachten wir die Expedition nach dem nördlichen Ufer, da wir von den uns entgegenziehenden Manjema Kilonga-Longas gehört hatten, daß ihre Niederlassung bei Ipoto an der andern Seite des Flusses liege. Ich würde den Fluß an diesem Tage verlassen haben, allein die schreckliche, einsame, unbewohnte Wildnis und die Schwäche und Erschöpfung unsrer Leute verboten dies. Nachdem wir uns durch fürchterlich wildes

*) Stanley.

Wasser gearbeitet hatten, trafen wir am nächsten Morgen um 10 Uhr vormittags an einer scharf von Ost nach Nordost gekrümmten Kurve ein. Als ich ans Land trat und wenige Schritte längs der Biegung gemacht hatte, stand ich an einem lavaähnlichen Felsen und erkannte auf den ersten Blick, daß hier das Ende der Kanoeschiffahrt sei. Die Hügel erhoben sich zu größrer Höhe, der Fluß verengerte sich auf etwa 24 m, und ungefähr 90 m oberhalb meines Standpunktes kamen die wilden, rasenden Gewässer des Ihuru (rechter Zufluß) aus einer Schlucht hervor, während der Ituri über eine Reihe von hohen Katarakten herabstürzte und beide Flüsse sich an der Stelle, wo ich stand, vereinigten, um mit verstärkter Gewalt und Schnelligkeit weiter zu stürzen und mit brüllendem Getöse zwischen den hohen Ufern und düstern Waldmauern abwärts zu jagen.

Ich schiffte daher die Leute wieder nach dem südlichen Ufer hinüber. Wir hatten noch 263 Mann. Hiervon waren 52 zu Skeletten abgemagert, weil sie, mit Geschwüren behaftet, nicht imstande gewesen waren, zu fouragieren. Was ihnen an Rationen zugeteilt war, hatte nicht genügt, um sie bei ihrem Mangel an Sparsamkeit während der Tage vollständigen Mangels zu erhalten. Infolge dieser Verluste hatte ich noch 211 marschfähige Leute; da unter diesen sich 40 Nichtträger befanden, und ich 227 Lasten besaß, so hatte ich also, gerade wenn ich die Träger notwendig brauchte, viel mehr Lasten, als ich befördern konnte. Nachdem wir den unglücklichen Krüppeln mitgeteilt hatten, wir beabsichtigten, um nicht sämtlich umzukommen, vorzudringen, bis wir Lebensmittel fänden, übergab ich die 52 Mann, 81 Lasten und 10 Kanoes dem Befehle Kapitän Nelsons (an Geschwüren erkrankt), bat sie, guten Mutes zu sein, schulterte das Boot und die Lasten und marschierte ab. Als ich die armen Burschen betrachtete, wie sie sich ermattet weiter schleppten, schien es mir nur einiger Stunden zu bedürfen, um unser Schicksal zu besiegeln. Noch einen, vielleicht 2 Tage, dann würde das Leben entschwinden. Wie sie mit den Augen das wilde Dickicht nach den roten Beeren des Phrynium, den hochroten, länglichen, säuerlichen Früchten des Amomum durchsuchten! Wie sie sich auf die faden Bohnen des Waldes stürzten und nach seinen Schätzen von Schwämmen stierten! Kurz, in dieser schweren Not, in welcher wir uns befanden, wurde nichts zurückgewiesen, außer Blättern und Holz! Raupen wurden gesucht und an den Bäumen haftende Schnecken, Käfer und weiße Ameisen gesammelt, um als Fleisch verwendet zu werden. Am 16. Oktober blieb der treue Uledi [bekannt aus dem vorigen Reisewerk] mit seinen Leuten und dem Boote, das sich nur mit unmenschlichen Anstrengungen weiter schleppen ließ,

zurück, ich aber brach mit den kräftigsten Mannschaften nordwärts auf durch den unwegsamen Wald, um die Manjema-Niederlassung zu erreichen. Es ist an sich schwer, zu gehen, wenn infolge der Leere im Magen Schwäche eintritt, aber noch viel schlimmer, mit einer 30 kg schweren Last zu marschieren. Mehr als 50 Mann waren noch in ziemlich gutem Zustande; aber 150 Mann, mit aschgrauer Haut überzogene Skelette, matt und erschöpft, trugen alle Stempel des Elends in den Augen, auf dem Körper und in ihren Bewegungen. Diese konnten wenig mehr thun, als weiter kriechen, ächzen, Thränen vergießen und seufzen. In den Morgennebeln des 18. Oktobers sahen wir endlich auf einem gegenüberliegenden Abhange Scharen von Männern und Frauen herabkommen, die uns mit freundlichen Zurufen begrüßten. Zur Rechten und Linken bemerkten wir schön stehende Felder mit Mais, Reis, süßen Kartoffeln und Bohnen. Dann vernahmen wir die wohlbekannten Laute des arabischen Grußes und die freundlichen Anerbietungen der Gastfreundschaft: wir waren in Kilonga-Longas Station Ipoto*).

5. Zum Albert-Nyanza.

Die in Ipoto ansässige Gesellschaft von Elfenbeinjägern war fünf Monate vor unsrer Ankunft vom Lualaba (Kongo) hergekommen; die Reise hatte 7½ Monate in Anspruch genommen, während welcher Zeit sie auf ihren Wanderungen weder Gras noch waldfreies Land gesehen, ja nicht einmal davon gehört hatten. Mit dem Tage ihrer Ankunft haben sie eine der blutigsten und verheerendsten Laufbahnen begonnen, jede Niederlassung in Asche gelegt, jedes Kanoe auf den Flüssen in Stücke zersplittert, sie sind in die verborgensten Schlupfwinkel hineingedrungen, nur getrieben von der einen in ihnen vorherrschenden Leidenschaft, soviel Männer zu töten und soviel Weiber gefangen zu nehmen, wie Grausamkeit und List es ihnen möglich machten. Was diese Zerstörer an Hainen und Pflanzungen von Bananen und Paradiesfeigen, an Maniok- und Maisfeldern übrig gelassen haben, ist von Elefanten, Schimpansen und sonstigen Affen zu verwesendem, stinkendem Kot zertreten und zermalmt worden.

Wir müssen der Wahrheit gemäß anerkennen, daß wir am ersten Tage mit prahlerischer Freundlichkeit empfangen wurden; wir erhielten

---

*) Kilonga-Longa war abwesend, die in folgendem erwähnten „Häuptlinge“ sind seine Untergebenen.

3 Ziegen und 12 Körbe mit Mais; sie dienten uns zu 2 Mahlzeiten, nach denen viele, wie ich, sich neubelebt und erfrischt gefühlt haben müssen; allein schon am 3. Tage begann eine gewisse Entfremdung sich zwischen uns zu entwickeln. Vermutlich hatte ihre Herzlichkeit ihren Grund in dem Glauben, daß unsre Lasten für sie wünschenswerte Dinge enthielten. Enttäuscht, weil sie die erwartete Menge schöner Stoffe oder feiner Perlen nicht erhielten, begannen sie unsre Leute systematisch zu veranlassen, alles zu verkaufen, was sie besaßen: von den Kleidungsstücken bis auf die Remingtongewehre. Wir waren also in drohender Gefahr, die Sklaven der arabischen Sklaven zu werden. Ungeachtet unsrer dringenden Bitten um Mais konnten wir nicht mehr als 2 Kolben per Mann und Tag erhalten; kein Wunder, daß 11 Gewehre und 3000 Patronen binnen kurzem in ihre Hände gewandert waren. Ich ließ die Truppen zur Musterung antreten und verurteilte die, welche ihre Waffen nicht mehr besaßen, zu je 25 Peitschenhieben und zur Fesselung, den Hauptdieb zum Tode durch den Strang. Ich ließ den Anführer der Manjema kommen und stellte in aller Form das Verlangen sofortiger Rückgabe der Gewehre; nach Wutausbrüchen und kriegerischem Lärmen in ihrem Dorfe brachten sie 5 derselben. Gerade in diesem Augenblicke kam Uledi, der treue Steuermann des „Advance“, ins Lager mit der Nachricht, daß das Boot wohlbehalten am Landungsplatze von Ipoto liege. Diese Meldung rief ein versöhnliches Gefühl in mir hervor, und ich begnügte mich, als die Araberhäuptlinge Mais brachten und sich entschuldigten.

Am Abend des 25. Oktober gelang es mir, die 3 Häuptlinge von Ipoto zur Unterzeichnung eines Vertrags zu bewegen und zu folgendem zu verpflichten: „a) Kapitän Nelson 30 Mann mit 400 Kolben Mais für seine Leute zu Hilfe zu senden; b) Kapitän Nelson und Dr. Parke, sowie alle Kranken, welche zur Arbeit auf dem Felde nicht imstande sind, bis zu unsrer Rückkehr vom Albert-See mit Lebensmitteln zu versorgen, c) uns einen Führer von Ipoto nach Ibwiri zu geben.“ Leider traf das dem Kapitän Nelson gesandte Hilfskorps von den 56 Mann, die bei ihm zurückgeblieben, nur 5 an und zwar dem Hungertode nahe; die übrigen waren tot, verhungert oder geflohen, und nach ihrer Ankunft in der Araberniederlassung sollten sie sehr bald erfahren, daß auch der zweite Punkt des Vertrags in schändlicher Weise gedeutelt und mißachtet wurde.

Am 27. Oktober erfolgte der Aufbruch von Ipoto ins Land der Balesse (in der Richtung des Ituri, nördlich von demselben). Eigentümlich war der Zustand ihrer Lichtungen, die zum Teil sehr ausgedehnt sind, einen Durchmesser bis zu 2½ km haben und sämtlich

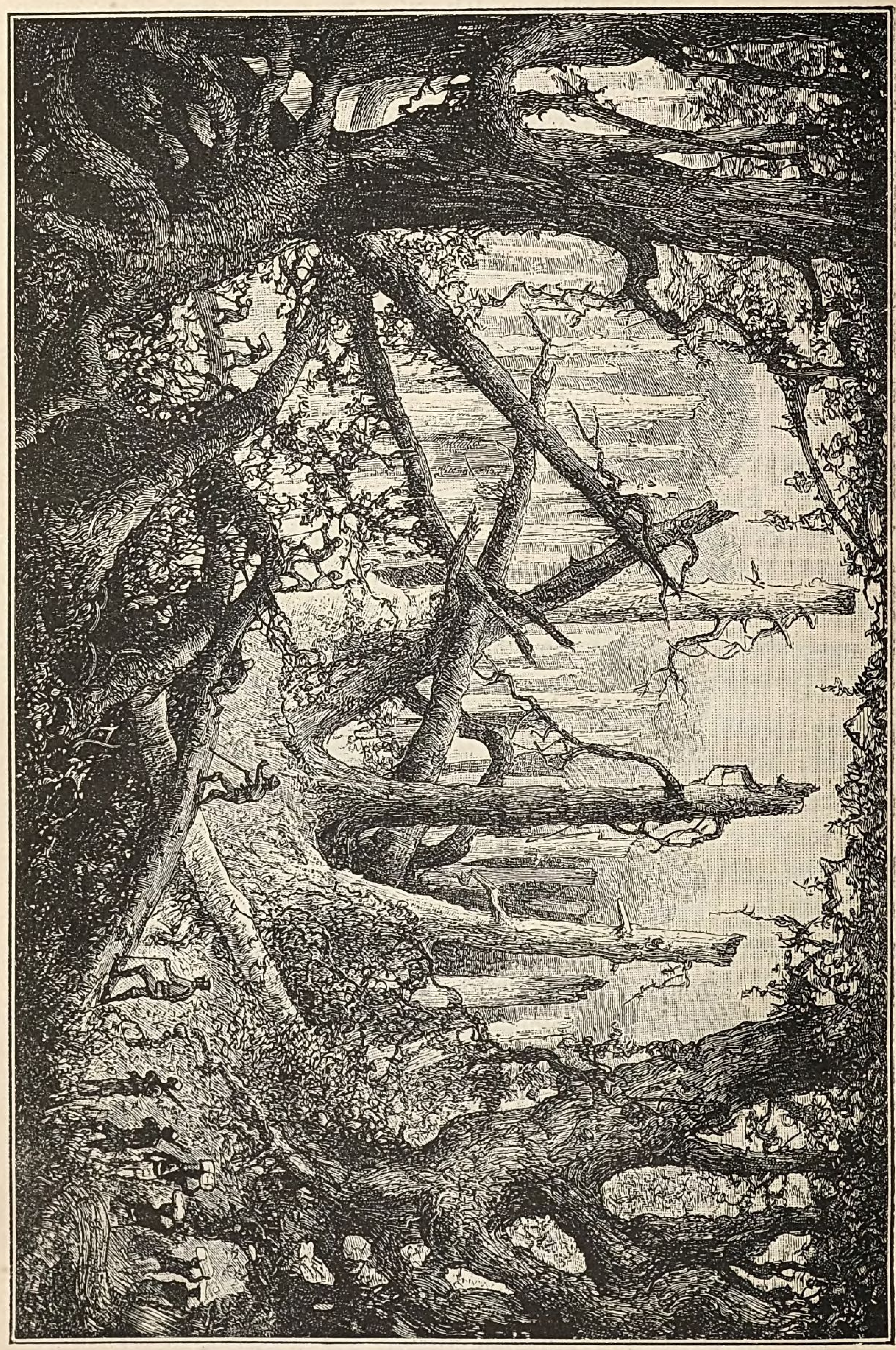
überall mit den Überresten, Trümmern und Stämmen des Urwaldes bedeckt sind, so daß der Weg auf den Stämmen und Ästen der Baumriesen hinführt (siehe Abbildung Nr. 30).

Am 31. Oktober trafen wir das erste verlassene Dorf der Zwerge. Am 5. November überschritten wir die Wasserscheide zwischen den Flüssen Ihuru und Ituri und stürzten uns jetzt in die kühlen Ströme, welche nach links zum Ihuru fließen. Nach dem Aneroidbarometer befanden wir uns 1249 m über dem Meeresspiegel. Von diesem Punkte aus erfreuten wir uns zum erstenmale eines Rundblicks auf unsre Umgebung. Anstatt wie große Zweifüßler in der Dämmerung 60 m unter dem Niveau des hellen Tageslichtes dahinzukriechen und durch den Vergleich mit den zu Millionen um uns stehenden Riesensäulen und hohen, pfeilerartigen Stämmen gezwungen zu sein, unsre Kleinheit einzugestehn, befanden wir uns hier auf dem Rücken eines abgeholzten Berges, von dem wir auf die Blätterwelt unter uns hinabblickten. Der 10. November war ein wichtiger Tag; wir lagerten in dem Balesse-Dorf Ibwiri, das mitten in einer der schönsten und reichsten Lichtungen gelegen war; alle Mitglieder der Expedition erhielten daher Bananen, reife und unreife Paradiesfeigen, Kräuter, Yams, Bohnen, Zuckerrohr, Mais und Melonen in solchen Mengen, daß sie, selbst wenn sie Elefanten gewesen wären, den für sie gesammelten Vorrat in weniger als 10 Tagen nicht hätten aufzehren können. Endlich konnten sie einmal den so lange quälenden und nagenden Hunger vollständig stillen. Ich gönnte ihnen eine 14tägige Rast.

Am 19. November traf Uledi, der Steuermann des „Advance", mit seiner Bootsmannschaft ein und meldete, daß 15 Genesende auf dem Marsch begriffen seien. Abends langten dieselben im Lager an. Am 21. kehrte die Rekognoszierungstruppe unter Lieutenant Stairs in Begleitung des Häuptlings Borjo (von Ibwiri) zurück. Sie hatte nichts Neues über das Grasland im Osten erfahren, meldete aber, daß ein ziemlich guter Pfad stetig nach Osten führe, — eine so tröstliche Nachricht, wie wir sie nicht besser erwarten konnten. Am 23. ließ ich die Truppen mustern und fand 175 Mann, in Ipoto waren einschließlich Nelson und Dr. Parke 28 Mann, bei Ugarrowa hatten wir 56 Mann zur Erholung zurückgelassen, so daß unter Hinzurechnung einiger aus dem Hungerlager Nelsons die Zahl der Vorhut noch aus 268 Mann bestand von 389, mit denen wir vor 139 Tagen Jambuja verlassen hatten.

Alle wünschten jetzt mit neuem Mut und kühnen Hoffnungen den Marsch fortzusetzen und hielten die Rast für vollständig genügend. Am 24. November, einem hellen, sonnigen Tage, blies bei Tagesanbruch

der sudanesische Trompeter das Signal zum Aufbruch in so fröhlichen Tönen, daß es bei allen bereitwilligen Widerhall fand. Der Weg



Nr. 30. Gymnastik im Walde. (Nach Le Tour du Monde.)

führte an den verlassenen Dörfern der Balesse und der Waldzwerge auf einem von zahlreichen Wasseradern durchzogenen Waldplateau hin.

Am 30. Nov. kehrte plötzlich der erste Mann der Vorhut um und lief zu mir herab. Er forderte mich auf, von dem Hügel, dessen Gipfel wir fast erreicht hatten, nach Sonnenaufgang zu sehen. Als ich meine Augen nach jener Richtung wandte, hatte ich den angenehmen Anblick einer ziemlich mannigfaltigen Szenerie von Weideland und Wald, flachen Ebenen und mit Gras bedeckten Abhängen, mehreren Thälern und Hügeln, felsigen Vorsprüngen und sanft gerundeten Gipfeln. Der große Wald, in welchem wir so lange vergraben gewesen waren und dessen Grenzen wir jetzt erreicht hatten, schien sich unverändert und ununterbrochen nach Nordosten fortzusetzen, dagegen zeigte sich nach Osten ein ganz anderes Gebiet: mit Gras bedeckte Ebenen und Hügel, reich bestanden mit Hainen, Baumgruppen und schmalen Baumzeilen, welche bis zu gewissen, die Aussicht abschließenden Bergketten reichten, an deren Fuß, wie ich wußte, das schon seit Monaten von uns herbeigesehnte Ziel liegen mußte. Sehnsüchtig streckten meine Leute die Arme nach dem herrlichen Lande aus, alle blickten in dankbarer Verehrung zum klaren, blauen Himmel auf. Ich nannte die hohe Bergspitze, welche den Abschluß des bewaldeten Rückens, auf dessen Ausläufer wir uns befanden, bildet und bis zur Höhe von etwa 1400 m aufsteigt, Pisgah*), Berg Pisgah, weil wir nach 156tägiger Dämmerung im Urwalde hier zuerst die ersehnten Weideländer von Äquatoria gesehen hatten.

Wir befanden uns auf 1° 22′ n. Br., auf demselben Breitengrade mit Kavalli (am See), daher zog ich es vor, ostwärts, gerade auf unser Ziel los, zu marschieren. Bereits am 2. Dezember hatten wir zwei charakteristische Kennzeichen des Graslandes, die kegelförmigen, mit Gras gedeckten Hütten und die Pfeile, bei denen ein dünnes Stück Ziegenleder den Flug bildete.

Am 4. Dezember marschierten wir nach einer Furt des Ituri; der Fluß war hier 45 m breit und das Wasser ging den Leuten bis an den Leib. Auf dem linken Ufer desselben kamen wir in einen schmalen Gürtel hoher Bäume, in welchem wir weiter marschierten, und dann traten wir zu unsrer herzlichen Freude auf eine weite Ebene, so grün wie englischer Rasen, in das hellste, angenehmste Tageslicht, den warmen, herrlichen Sonnenschein hinaus, wo wir mit unwiderstehlicher Lust die reine Luft einatmeten. Mit ganz ungewöhnlichen Schritten eilten wir vorwärts, und schließlich, als unsre Bewegung sich nicht mehr meistern ließ, setzte die ganze Karawane sich

---

*) Vergl. 5 Mos. 34; Pisgah heißt das Gebirge, von dem aus Moses das Land Kanaan schauen durfte.

in Laufschritt. (Siehe das Bild Nr. 31.) Vögel, die uns so lange fremd gewesen waren, segelten und schwirrten durch die klare Luft; kleinere und größere Elen-Antilopen standen auf einer graubewachsenen



Nr. 31. Austritt aus dem Walde. (Nach Le Tour du Monde.)

Anhöhe und betrachteten uns verwundert; Büffel hoben den Kopf, von Bewunderung über die Eindringlinge in ihre stille Domäne erfaßt.

Wir setzten den Marsch in östlicher Richtung auf einem Eingebornenpfade fort. In der Richtung Südost zu Ost führte er mit Gras bewachsene Hügel und Thäler auf und ab. Der folgende Nachmittag brachte uns in den volkreichen Distrikt der Babusesse, wo sehr ausgedehnte Bananenpflanzungen mit ihrem Schatten eine große Menge Hütten beschirmten. Die Außengründe dieser Niederlassungen wurden von Hirse- und Sesamfeldern und Äckern mit süßen Kartoffeln eingenommen, und überall bemerkten wir viele Anzeichen, daß das Land dicht bevölkert ist und fleißig angebaut wird. Die Angriffe der Babusesse, sowie die kampfbereite Stellung der Abunguma vermochten unsre Leute nicht mehr zu schrecken; sie waren Männer in jeder Beziehung des Wortes geworden. Am 8. Dezember trafen wir am Fuße des Masamboni-Gebirges ein. Viele der höchsten Punkte desselben waren mit Gruppen von Hütten gekrönt, die Viehhöfe der Eingebornen lagen in den Falten des vor uns liegenden Gebirges. Die Leute hatten sich auf den nächsten Gipfeln in größern Gruppen gesammelt und riefen uns mit lauter, herausfordernder Stimme trotzige Worte zu. Einen heftigen Kampf nötigten uns erst die Bewohner Undussumas die Wasamboni, auf, der mit ihrer schimpflichen Flucht endete. Unser Weg führte in Abgründe und schmale Thäler hinab, durch welche die auf der Bergkette und in den vielen Schluchten derselben entspringenden Flüsse zwischen dichtem Gebüsch, Dschungel und Röhricht dahinfließen. Vielfach sahen wir von Überfluß umgebene Dörfer, doch ließen wir dieselben unbelästigt in der Hoffnung, daß die Wilden einsehen möchten, daß wir eine äußerst harmlose Truppe von Männern seien, wenn wir nur zufrieden gelassen würden. Allein nur zu oft hörten wir das Kriegsgeschrei. Am 13. Dezember erreichten wir den höchsten Punkt des Berglandes, wo wir in der Entfernung von etwa 40 km die blaue, gleichmäßige Linie eines Tafellandes erblickten, das sich bis in die Wolken erhob und von ungeheurer Höhe zu sein schien; ich wußte, daß es Unjoro war, und daß zwischen uns und jenem großen, blauen Tafellande eine ungeheure, tiefe Schlucht sich befand, auf deren Grunde der Albertsee lag. „Haltet die Augen offen, Jungens," rief ich tröstend den Leuten zu, „Ihr könnt den Nyansa jeden Augenblick zu sehen bekommen." Das Plateau von Unjoro stieg immer höher vor unsern Blicken empor, während die Abhänge zu beiden Seiten von uns beständig niedriger wurden, und schließlich ruhten aller Augen auf einer grauen Wolke. Was ist das? Nebel! Nein, es ist der im leichten Nebel schlummernde Nyansa; dort im Nordosten hat er die Farbe des Ozeans. Ängstlich untersuchte ich beim enthusiastischen Jubel der

Mannschaften mit dem Glase genau die ferne Küste des Sees, doch vermochte ich weder ein Kanoe zu entdecken, noch auf der ganzen Länge der Abhänge und der ausgedehnten Ebene einen zur Herstellung eines Kanoe geeigneten Baum zu erblicken. Zwischen dem Fuß dieser langgestreckten Reihe kahler, felsiger Abhänge und dem See lag eine 8—10 km breite und etwa 32 km lange Ebene, die aus der Höhe, in welcher wir uns befanden (1524 m) einen sehr angenehmen Anblick gewährte. Dieselbe glich einem schön bewaldeten Parke, doch breiteten sich die Zweige allzuweit aus, als daß die Bäume die gewünschten Stämme hätten besitzen können.

Nach einer Rast von etwa 20 Minuten begannen wir den Abstieg an den Abhängen des Plateaus; derselbe dauerte 3 Stunden, und viertelstündlich mußten wir Halt machen, um die Eingebornen zurückzuschlagen, die uns in der Zahl von ungefähr 40 Mann bis zur Ebene hinab folgten. Wir hatten gehofft, am Ufer des Sees Nachrichten vom Pascha anzutreffen. Nach unsrer Ansicht mußte der Gouverneur einer Provinz, der 2 Dampfer, Rettungsboote, Kanoes und Tausende von Leuten besaß, an einem so kleinen See wie dem Albert-Nyansa, den man in 2 Tagen von einem Ende bis zum andern umfahren konnte, überall bekannt sein. Da wir nichts von ihm erfuhren, konnte oder wollte er Wadelai nicht verlassen oder er wußte noch nichts von unserm Kommen. Der Landmarsch nach Wadelai würde einen Monat und den größten Teil der Munition, die für Emin bestimmt war, erfordert haben. Ein Kanoe war ebensowenig zu beschaffen, wie Nahrungsmittel, welche die Uferbewohner gegen Fische und Salz von den Eingebornen des Plateaus eintauschten. Es wurde daher in einer Beratung mit den Offizieren der Rückmarsch nach Ibwiri beschlossen, um die Zurückgelassenen und das Stahlboot nach dem See zu führen. Am 7. Januar 1888 erreichten wir Ibwiri, und noch ehe es Abend wurde, hatten wir bereits begonnen mit dem Bau des zukünftigen Fort Bodo, des „Friedensfort".

6. Gefunden.

Ich stellte als dringende Aufgaben folgendes auf: Nelson und Parke aus den Klauen der Manjema befreien, sowie die Genesenden, das Stahlboot, das Maximgeschütz und die 116 in Ipoto lagernden Lasten holen, Fort Bodo bauen, damit dasselbe einer Garnison einen sicheren Aufenthalt bietet; eine Lichtung herstellen, und Mais, Bohnen und Tabak pflanzen, damit die Verteidiger nicht nur sicher sind,

sondern auch sich ernähren können und sich behaglich fühlen, durch Boten eine Verbindung mit Major Barttelot herstellen oder selbst zu ihm gehen und die Genesenden von Ugarrowa weiter geleiten. Gegen den 18. Januar waren die Pallisaden von Fort Bodo vollendet, innerhalb deren die Baulichkeiten mit größerer Muße und ohne daß wir das Gewehr beständig über der Schulter zu tragen gezwungen waren, errichtet werden konnten. Am 28. war das Hauptquartier zum Beziehen bereit; nachdem wir jedoch einige Tage in den Gebäuden gewohnt hatten, fanden wir uns durch Scharen von Ratten, Flöhen und mikroskopisch kleinen Mücken in entsetzlicher Weise belästigt. An Makis, bemerkenswert schönen Schlangen, Schildkröten, Gabelweihen, Papageien, Reihern (die vom See kamen), schwarzen Ibissen, Bachstelzen, Webervögeln, Elefanten, Büffeln und Wildschweinen war unsre nächste Umgebung ziemlich reich. Am 12. Februar trafen Lieutenant Stairs und seine Kolonne mit Dr. Parke, Nelson, den Mannschaften und allen Teilen des Bootes in guter Ordnung von Ipoto ein. Der Abend dieses Tages war von Bedeutung wegen einer Diskussion, welche bezüglich unsrer zukünftigen Schritte sich zwischen den Anführern und uns entspann. Ich fand nämlich, daß die Anführer einstimmig waren, nach dem Nyansa zu gehen, das Boot zu Wasser zu bringen und nach Nachrichten von Emin zu forschen. Wir beschlossen jedoch, gleichzeitig an Major Barttelot Boten mit unsern Briefen und einer Skizze von unsrer Route zu senden, und ferner, daß Lieutenant Stairs die Boten bis nach der Station Ugarrowas begleiten und sicher über den Fluß eskortieren, bei der Rückkehr aber die Genesenden mitbringen solle, welche am 18. September 1887 dort untergebracht worden waren. Am 17. Februar trat Lieutenant Stairs die lange Reise nach Ipoto und zu Ugarrowa an; am 19. wurde ich von Armschmerzen (Absceß) und einer heftigen Magenentzündung befallen, so daß ich 23 Tage unter der Einwirkung von Morphium meist bewußtlos gewesen bin. In der ganzen Zeit bestand meine tägliche Kost nur aus einem Viertelliter mit Wasser verdünnter Milch. Ich bin daher so schwach, daß ich mich kaum bewegen kann. Erst gegen den 25. März war ich wieder so weit hergestellt, daß ich einige hundert Meter auf einmal gehen konnte.

Am 2. April marschierten wir gegen mittag aus dem Fort, um zum zweitenmale den Versuch zu machen, den Pascha aufzufinden oder das ihn umgebende Schweigen zu durchdringen. Ich ließ 49 Personen im Fort zurück, und 126 sind bestimmt, das Boot nach dem Nyansa zu begleiten.

Am 14. April ließen sich die Eingebornen in Masambonis Gebiet, die uns am 10. und 11. Dezember 1887 so feindselig entgegengetreten waren, das Geheimnis unsrer Anwesenheit erklären und erfuhren, daß wir nur unterwegs seien, um einen weißen Häuptling aufzusuchen, der vor Jahren irgendwo in der Nähe des Sees von Unjoro gewesen sein sollte. Ob sie je von einem solchen Manne gehört hätten?

Sie erwiderten eifrig: „Ungefähr 2 Monate, nachdem Ihr auf dem Rückwege vom Nyansa wieder bei uns vorbei waret, kam ein weißer Mann, Namens Malleju oder der Bärtige in einem großen Kanoe ganz aus Eisen nach Katonsa (nördlich von Kavalli). Mutter! wie schwamm dasselbe! Und in der Mitte desselben stand ein großer, schwarzer Baum, aus welchem Rauch und Feuerfunken hervorkamen, und es waren viele fremde Leute an Bord, und es liefen Ziegen wie auf dem Dorfmarkt einher und waren Hühner in mit Stangen verschlossenen Kisten. Malleju fragte mit tiefer, tiefer Stimme nach dir, seinem Bruder. Was Katonsa gesagt hat, wissen wir nicht; doch fuhr Malleju wieder fort mit seinem großen, eisernen Kanoe, das so viel Rauch in die Luft steigen ließ, als wenn es in Brand stände. Zweifelt nicht, Ihr werdet ihn bald finden.“ Das waren die ersten Nachrichten, welche wir von Emin Pascha hörten.

Wir bildeten nach dem Abschließen der Blutsbrüderschaft mit Masamboni eine friedliche Prozession, die etwas Triumphmäßiges an sich hatte; denn in jedem Dorfe, welches wir passierten, kamen die Krieger heraus und riefen uns Begrüßungsworte zu. Abends am 17. April kamen 2 Boten von Mbiassi aus dem Stamme der Babiassi, dem Häuptling des Distrikts von Kavalli, der sich in einem breiten Streifen bis zum Nyansa ausdehnt. Sie teilten mir mit, ihr Häuptling besäße ein mit dunklem Stoff umhülltes, kleines Packet für mich, welches ihm von Mpigua aus Nyamsassi gegeben worden sei, der es von einem, ihnen als Malleju bekannten weißen Mann erhalten habe. Anstatt unsern ersten Weg nach dem See zu verfolgen, wandten wir uns nordostwärts nach dem Dorfe Kavalli, wo das geheimnisvolle Packet sein sollte. Das Gras war von den Viehherden kurz abgefressen, bedeckte aber die ganze Lichtung und sah einem Rasen ähnlich, außer den im Laufe der Jahrhunderte durch den Regen ausgehöhlten Cañons. Bald nach der Ankunft der jetzt sehr zahlreichen Kolonne vor der dornigen Seriba von Kavalli erschien der Häuptling, um uns die Stelle zu zeigen, wo wir das Lager aufschlagen könnten. Als ich ihn nach dem von Malleju erhaltnen Packete fragte, zog er es hervor und gab es mir. Nachdem ich die aus amerikanischem Öltuch bestehende Umhüllung gelüftet hatte, fand ich folgenden Brief:

Geehrter Herr!

Da das Gerücht verbreitet ist, daß Weiße irgendwo im Süden dieses Sees erschienen seien, bin ich hierher gekommen, um Nachrichten einzuziehen. Eine Reise nach dem entferntesten Ende des Sees, das ich mit dem Dampfer erreichen konnte, ist vergeblich gewesen, da die Bevölkerung in großer Furcht vor den Leuten Kabba-Regas (König von Unjoro) ist und ihre Häuptlinge angewiesen sind, alles zu verheimlichen, was sie irgendwie wissen. Heute ist aber von dem Häuptling Mpigua ein Mann eingetroffen, welcher mir erklärt, eine Frau des genannten Häuptlings habe Sie gesehen und der Häuptling habe sich freiwillig bereit erklärt, Ihnen ein Schreiben von mir zu übersenden. Ich schicke daher einen unsrer Verbündeten mit dem Boten zu dem Häuptling Mpigua und lasse ihn bitten, diesen Brief, sowie ein arabisches Schreiben an Sie zu senden. Haben Sie die Güte und bleiben Sie, wo Sie sind, wenn dieses Schreiben Sie erreicht und teilen Sie mir brieflich oder durch einen Ihrer Leute Ihre Wünsche mit. Ich könnte leicht zu dem Häuptling Mpigua kommen und mein Dampfer und meine Boote würden Sie hierher bringen. Bei der Ankunft Ihres Briefes oder Ihres Boten werde ich sofort nach Mpiguas Land aufbrechen, und von dort könnten wir unsre weiteren Pläne verabreden. Hüten Sie sich vor den Leuten Kabba-Regas! Er hat Kapitän Casati fortgejagt. Betrachten Sie mich, geehrter Herr, als Ihren ganz ergebenen

Dr. Emin.

Tunguru (Albertsee), 25./3. 88. 8 Uhr abends.

Ich übergab Herrn Jephson einen Brief an Emin Pascha, in welchem ich ihm in Kürze meine Mission, den Inhalt der Regierungsschreiben und die Absicht, sein Erscheinen in Nyamsassi (Mpiguas Sitz) zu erwarten, eröffnete. Am 25. April brachen wir von Kavalli auf und lagerten uns dann bei Bundi in der Höhe von 1493 m über dem Meere. Das eigentliche Dorf lag noch ungefähr 120 m höher auf dem Grat einer der Hügelketten, welche die Wasserscheide zwischen dem Becken des Kongo und dem des Nils bilden. In ihren Thälern entspringen die ersten kleinen Bäche, welche dem östlichen Ituri*) zufließen. Auf der andern Seite des schmalen felsigen Grats entstehen die Flüsse, welche in den Albertsee hinabstürzen. Unser Lager befand sich gerade am Rande des Plateaus, von wo wir einen ungehinderten

*) Stanley fand, daß die Eingebornen nicht bloß den oberen Aruwimi, sondern auch einen linken Zufluß im Oberlauf mit diesem Namen bezeichneten, der letztere ist hier gemeint.

Blick über einen großen Teil des südlichen Endes des Albertsees hatten. Am 29. April brachen wir nach dem See auf. Von meinem Zelteingange sah ich um 4½ Uhr nachmittags am nordöstlichen Horizont des Sees einen dunklen Gegenstand auftauchen, den ich für ein Eingebornenkanoe oder vielleicht für das auf der Rückfahrt begriffene Stahlboot „Advance" (mit Herrn Jephson) hielt, allein ein Blick durch den Feldstecher enthüllte mir die Dimensionen eines viel größeren Fahrzeugs, und im nächsten Augenblicke ließ auch das Aufsteigen einer dunklen Rauchwolke erkennen, daß es ein Dampfer war. Eine Stunde später konnten wir unterscheiden, daß derselbe ein paar Boote im Schlepptau hatte und um 6½ Uhr ließ er in der kleinen Bai von Nyamsassi Anker fallen. Um 8 Uhr schritt Emin Pascha unter allgemeinen großen Freudenkundgebungen ins Lager, begleitet von Kapitän Casati, Herrn Jephson und einem der Offiziere des Paschas. Ich schüttelte ihnen allen die Hand und fragte, wer Emin Pascha sei. Dann erregte eine etwas kleine, zarte Gestalt, welche eine Brille trug, meine Aufmerksamkeit durch die in vorzüglichem Englisch gesprochnen Worte: „Ich bin Ihnen viel tausend Dank schuldig, Herr Stanley, und weiß wirklich nicht, wie ich denselben ausdrücken solle." — „Ah, Sie sind Emin Pascha. Erwähnen Sie des Dankes nicht, sondern treten Sie ein und setzen Sie sich. Es ist hier draußen so dunkel, daß wir uns gegenseitig nicht sehen können."

Wir saßen am Eingang des Zeltes. Kurze Schilderungen der Ereignisse unsrer Reise, die Ereignisse in Europa, die Vorfälle in den Äquatorialprovinzen, sowie persönliche Angelegenheiten nahmen den größten Teil von 2 Stunden in Anspruch. Alsdann geleiteten wir die Gesellschaft zum Boote, welches sie nach dem Dampfer zurückbrachte. Am 30. April wurden wir von einem Detachement der Sudanesen des Paschas, das am Ufer des Sees in Parade aufgestellt war, mit Musik begrüßt. Der Pascha trug einen Uniformrock und sah militärischer aus als am Abend vorher. Nach Beendigung der kleinen Zeremonie lieferte ich 30 Kisten Remingtonpatronen an ihn ab und begab mich an Bord des Dampfers, wo ich ein Frühstück zu mir nahm.

Abends kam Emin Pascha ans Land, und wir hatten eine längere Unterredung, doch bin ich nicht im geringsten imstande, zu sagen, was seine Absichten sein mögen. Ich habe ihm seine Briefschaften und den „hohen Befehl" des Khedive eingehändigt. Es wird ihm offenbar schwer, seine Stellung in einem Lande, wo er vicekönigliche Gewalt ausgeübt hat, aufzugeben; er bemerkte in einer unsrer Unterredungen bezüglich des Schreibens des Khedive: „Das nenne ich keine Instruktionen. Sie sagen mir nicht, daß ich das Land verlassen soll, sondern über-

lassen es mir, nach meinem eignen Ermessen zu handeln." Ich erwiderte ihm: „Unsre Instruktionen lauten dahin, Ihnen eine gewisse Menge Munition zuzuführen, und nachdem Sie dieselbe bekommen haben, Ihnen zu sagen: Nun sind wir bereit, Sie aus Afrika zu führen, und zu geleiten, wenn Sie gesonnen sind, uns zu begleiten, und wir werden uns freuen, wenn wir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft haben; dagegen ist unsre Mission beendet, wenn Sie es ablehnen, mit uns zu gehen. — Lägen Ihre Provinzen in nicht gar zu großer Entfernung von der See, so daß Sie von dort mit den Mitteln zur Behauptung Ihrer Stellung versehen werden könnten, dann würde ich einer der letzten sein, die Ihnen raten, das Anerbieten des Khedive anzunehmen, sondern Ihnen in thätigster Weise behilflich sein mit Vorschlägen über die Mittel, sich zu halten; aber hier auf allen Seiten, wie dieser See, umgeben von mächtigen Königen und kriegerischen Völkern, mit einem solch ungeheuren Walde im Westen und den fanatischen Anhängern des Mahdi im Norden, würde ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, keinen Augenblick zaudern, was ich zu thun hätte." — „Was Sie sagen, ist sehr richtig," entgegnete der Pascha; allein wir haben eine so große Zahl von Frauen und Kindern, insgesamt wahrscheinlich 10000 Personen! Wie kann man sie alle von hier fortbringen? Wir werden eine große Menge Träger brauchen." — „Die Frauen müssen gehen, und was die Kinder anbetrifft, die das nicht können, so werden sie von Eseln getragen werden, von denen Sie, wie Sie sagen, viele besitzen. Auf meiner zweiten Expedition haben unsre Weiber Afrika durchquert; Ihre Frauen werden nach kurzer Zeit dasselbe leisten." — „Sie brauchen eine ungeheure Menge Lebensmittel unterwegs." — „Nun, Sie haben eine große Zahl von Rindern, einige hundert, glaube ich. Diese werden Fleisch liefern. Die Länder, welche wir passieren, müssen uns mit Getreide und vegetabilischer Nahrung versehen. Und wenn wir nach Ländern kommen, welche Bezahlung für die Lebensmittel annehmen, dann besitzen wir die Mittel, um sie zu kaufen." — „Gut, gut; wir wollen die weitere Besprechung der Sache auf morgen verschieben." —

Um 11 Uhr vormittags am 1. Mai kam Emin Pascha ans Land und nachdem er eine kurze Weile Platz genommen hatte, setzten wir die Unterhaltung vom Abend vorher wieder fort. „Was Sie mir gestern Abend gesagt haben," begann der Pascha, läßt mich glauben, daß es am besten ist, wenn wir Afrika verlassen. Die Ägypter sind, wie ich weiß, ganz bereit zu gehen. Selbst wenn ich bliebe, würde ich mich freuen, sie los zu werden, weil sie meine Autorität untergraben und alle meine Bemühungen wegen des Rückzugs zu Schanden machen.

Allein bezüglich der Regulären, die 2 Bataillone bilden, hege ich starken Zweifel; sie haben hier ein solch freies und glückliches Leben geführt, daß sie Anstand nehmen werden, ein Land zu verlassen, wo sie sich eines Luxus erfreuen, auf den sie in Ägypten nicht hoffen können. Dagegen würden die meisten Irregulären ohne Zweifel fortgehen und mir folgen. Würde ich nun recht thun, wenn ich die sich weigernden Regulären ihrem Schicksal überließe?" — „Alles, was Sie nach meiner Ansicht zu thun haben, ist, Ihren Truppen das Schreiben des Khedive vorzulesen, diejenigen, welche mit Ihnen abzumarschieren geneigt sind, auf den unmittelbaren Abmarsch vorzubereiten, während Sie den andern überlassen können, was Sie an Munition und Waffen zu entbehren vermögen." — „Gut, ich werde den Dampfer morgen mit dem Schreiben des Khedive hinabschicken, und Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie einem Ihrer Offiziere gestatten würden, mitzugehen und sich den Truppen in Dufilé zu zeigen. Vielleicht werden sie, wenn er erklärt, daß er eigens vom Khedive gesandt sei, um sie fortzubringen, bereit sein, abzumarschieren. Wenn die Leute gehen, gehe ich auch; wenn sie bleiben, bleibe ich ebenfalls." Kapitän Casati antwortete dasselbe durch Emin Pascha.

Am 2. Mai fuhr der Dampfer Khedive nach Norden ab, inzwischen bleibt der Pascha mit Kapitän Casati und etwa 20 Soldaten hier. Im Laufe einer langen Unterredung erklärte er heute am 3. Mai: „Ich bin überzeugt, daß meine Leute niemals nach Ägypten gehen werden." Das war die bestimmteste Antwort, die ich bis jetzt bekommen habe. „Nun gut," sagte ich, „und nun bitte ich Sie, Pascha, *zwei andre Vorschläge anzuhören, welche ich die Ehre habe, Ihnen von Parteien zu machen, die sich gern Ihrer Dienste bedienen würden.* Mit dem Vorschlage Sr. Hoheit des Khedive macht das drei. Der erste Vorschlag geht dahin, daß Sie fortfahren, ein gehorsamer Soldat zu sein und mich nach Ägypten begleiten. *Mein zweiter Vorschlag an Sie kommt von Leopold, dem König der Belgier. Er hat mich ersucht, Ihnen mitzuteilen, daß eventuell der Kongostaat die Regierung der Äquatorialprovinzen übernehmen könnte und daß Se. Majestät gewillt ist, Ihnen ein genügendes Gehalt (1500 £) als Gouverneur mit dem Range eines Generals zu zahlen. Ihre Pflicht würde darin bestehen, die Verbindungen zwischen dem Nil und Kongo offen zu halten und für Gesetz und Ordnung in den Äquatorialprovinzen zu sorgen. Mein dritter Vorschlag ist: Wenn Sie überzeugt sind, daß Ihre Leute sich weigern werden,*

das Anerbieten des Khedive zur Rückkehr nach Ägypten anzunehmen, so begleiten Sie mich mit den treu gebliebenen Soldaten nach der Nordostecke des Viktoria-Nyansa und gestatten mir, Sie dort im Namen der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft als Administrator einzusetzen."

Emin Pascha entgegnete hierauf: „Ich danke Ihnen vielmals, Herr Stanley, und zwar von ganzem Herzen. Auf den ersten Vorschlag, den Sie mir machten, habe ich Ihnen meine Antwort bereits gegeben. Was den zweiten betrifft, so möchte ich bemerken, daß ich vor allen Dingen Pflichten gegen Ägypten habe. So lange ich hier bin, gehören die Provinzen Ägypten und bleiben sein Eigentum, bis ich fortgehe. Wenn ich weggehe, werden sie „niemands Land." Ich kann meine Flagge nicht in solcher Weise streichen und die rote mit der blauen vertauschen. Nein, bei allen schuldigen Dankbarkeiten gegen Se. Majestät König Leopold, ich glaube nicht, daß ich diesen Vorschlag annehmen kann; lassen Sie uns daher zu der letzten Proposition kommen. Ich denke nicht, daß meine Leute etwas dagegen haben würden, mich nach dem Viktoria-Nyansa zu begleiten, da ihr Widerstand, soviel ich weiß, sich nur gegen den Marsch nach Ägypten richtet. Unter der Voraussetzung, daß die Leute bereit sind, bewundere ich das Projekt sehr, es ist die beste und bei weitem die vernünftigste Lösung der Schwierigkeit."

Ich beabsichtige, am 24. Mai den Albertsee zu verlassen, um den Marsch zur Aufsuchung der Nachhut der Expedition anzutreten. Bei dem Pascha lasse ich Herrn Jephson, und dem Wunsche des ersteren entsprechend, habe ich eine Botschaft aufgesetzt, die Herr Jephson den Truppen vorlesen wird.

7. Die Nachhut.

Als wir etwa 8 km von dem Lager bei Nsabe entfernt waren und ich, nach Südosten blickend, über die Ereignisse des letzten Monats nachdachte, lenkte mein Bursche meinen Blick auf eine seltsam geformte Wolke, welche von ganz wundervoller silberartiger Farbe war und die Verhältnisse und das Aussehen eines mit Schnee bedeckten, ungeheuren Berges hatte. Ich ließ Halt machen, um ihn genau durch den Feldstecher zu untersuchen. Nunmehr dämmerte mir der Gedanke, daß der Berg der Ruwenzori sein müsse, welcher nach der Aussage zweier Sklaven Kavallis mit einem weißen Metall oder einer Substanz

bedeckt sein sollte, die sie für Felsen hielten. Am 8. Juni erreichten wir nach 67tägiger Trennung Fort Bodo. Der Erste, welcher sich zeigte und uns begrüßte, war Lieutenant Stairs, der nach 71tägiger Abwesenheit mit elenden Resten unsrer bei Ugarrowa zurückgelassenen Leute eingetroffen war. Dann kamen die Mannschaften in Trupps herbei, jubelnd vor Freude, mit blitzenden Augen und strahlenden Gesichtern. Aus den 283 Seelen (worunter 4 Soldaten Emins und 89 von demselben geschickte Madi-Träger) sollten wir eine Kolonne von Sansibar-Freiwilligen und Maditrägern bilden, um Major Barttelot und der Nachhut zu Hilfe zu eilen. Meine Absicht war, die Entsatztruppe selbst zu führen und keine Offiziere zur Begleitung mitzunehmen.

Am frühen Morgen des 16. Juni brachen wir in ausgezeichneter Stimmung von Fort Bodo nach Jambuja auf, begleitet von dem lauten Jubelgeschrei der Garnison und den besten Wünschen der Offiziere. Bald waren wir wieder inmitten der Schwierigkeiten des ersten Marsches. Das Geschrei der Führer der Kolonne rief uns schmerzlich ins Gedächtnis zurück, was die Abwesenheit von 7 Monaten uns hatte vergessen lassen. „Rote Ameisen unterwegs! Gebt acht auf einen Sumpf, ho! Holzsplitter! Eine Grube zur Rechten! Ein Loch zur Linken! Dornen, Dornen, hütet euch vor Dornen! Diese Ameisen, ho! Eine gefährliche Schlingpflanze, Nesseln, hütet euch vor Nesseln! Ein Loch! unten glatt, unten! Hütet euch vor Schlamm! Eine Wurzel! Rote Ameisen im Anmarsch! Ein Baumstamm! Holzsplitter darunter!“ So ging es weiter von einem Lager zum andern.

Die Schrecknisse des Marschierens im Walde sind mir niemals so fühlbar gewesen, wie am 25. Juli, da mein eigner Körperzustand infolge der Lebensweise und der jämmerlichen Kost von Vegetabilien mich noch empfindlicher machte als gewöhnlich. Wir hatten um diese Zeit etwa 30 nackte Madi in den letzten Stadien des Lebens; alle Knochen standen ihnen dermaßen aus dem Körper hervor, daß man sich wundern mußte, wie solche Gerippe überhaupt noch die Kraft hatten, sich fortzubewegen. Fast jeder einzelne von ihnen war das Opfer irgend einer abscheulichen Krankheit; Beulen, ausgedörrtes Rückenmark, übelriechende Geschwüre waren allgemein, während andere an chronischer Dysenterie und jammervoller Schwäche infolge ungenügender Ernährung litten. Schon der Anblick derselben, in Verbindung mit dem bei Krankheiten entstehenden üblen Geruch verursachte mir Magenkrampf und Übelkeit. Dazu kam noch, daß der Erdboden voll von vermodernder Vegetation, die Luft heiß, erstickend, dunkel und mit den Miasmen verwesender Insekten, Blätter, Pflanzen, Stengel

und Zweige geschwängert war. Am 10. August stießen wir in der Nähe der Wespen-Schnellen auf das Lager Ugarrowas; nach dem Austausch der üblichen Höflichkeiten fragten wir nach Neuigkeiten und erfuhren zu unsrer, allerdings mit Kummer untermischten großen Freude, daß unsre Boten, die nunmehr fast 6 Monate von uns fort waren, im Lager Ugarrowas seien. Sie hatten Lieutenant Stairs auf der Station Ugarrowas am 16. März verlassen und waren nach 17 Tagen, d. h. am 1. April, bei den Wespen-Schnellen eingetroffen, wo sie mit einem Verlust von 4 Mann der ihrigen unter furchtbaren Kämpfen zurückgetrieben worden waren in das Lager des Arabers.

Am 17. August war ein düstrer Morgen, das schwere Grau des Himmels malte die Spitzen des ewigen Waldes mit der dunkeln Farbe der Trauer. Um 1/29 Uhr sahen wir durch den leichten Morgennebel, daß weit abwärts von der Kurve von Banalya noch ein Dorf stand; zugleich entdeckten wir beim Näherkommen auch, daß sich dort eine feste Umzäunung befand, während die Eingebornen, als wir im Juli 1887 aufwärts passierten, sich für zu mächtig gehalten hatten, um eine solche Befestigung zu gebrauchen. Im nächsten Augenblicke sahen wir weiße Gewänder, und als ich rasch durch meinen Feldstecher blickte, erkannte ich eine aufgezogene rote Flagge. Da stahl sich die Vermutung der Wahrheit in meine Gedanken. Ich sprang auf die Füße und schrie: „Der Major, Jungens! Rudert wacker!“ Lautes Geschrei und Hurrah folgte meinen Worten und mit rasender Geschwindigkeit flog das Kanoe dahin. Etwa 180 m vom Dorfe hörten wir auf zu rudern, und da ich am Lande eine große Anzahl fremder Menschen sah, so fragte ich: „Wessen Leute seid ihr?“ — „Wir sind Stanleys Leute,“ war die im Kisuaheli des Festlandes gegebene Antwort. Hierdurch und noch mehr dadurch, daß wir in der Nähe des Lagerthores einen Europäer erblickten, sicher gemacht, ruderten wir ans Land. Der Europäer erwies sich bei näherer Betrachtung als Herr William Bonny, den ich als Assistenten des Doktors für die Expedition engagiert hatte.

Ihm die Hand drückend, sagte ich: „Nun Bonny, wie gehts Ihnen? Wo ist der Major? Wohl krank?“ „Der Major ist tot, mein Herr.“ — „Tot? Guter Gott! Wie gestorben? Am Fieber?“ — „Nein, mein Herr, er ist erschossen worden?“ — „Von wem?“ — „Von den Manjema, Tippu-Tibs Leuten.“ — „Gütiger Himmel! Nun, wo ist Jameson?“ — „An den Stanley-Fällen.“ — „Um Gottes willen, was macht er dort?“ — „Er hat sich hinbegeben, um mehr Träger zu erhalten.“ — „Nun denn, wo ist Herr Ward oder Herr Troup?“ — „Herr Ward ist in Bangala.“ — „Bangala,

Bangala! Was kann er dort machen?" — „Ja, mein Herr, er ist in Bangala, und Herr Troup ist schon vor mehreren Monaten krank nach Hause zurückgekehrt." —

Diese Fragen, die rasch gestellt und ebenso rasch beantwortet wurden, während wir noch neben dem Thore am Wasser standen, bereiteten mich darauf vor, eine höchst traurige Geschichte zu hören.

Tippu-Tib hatte die Ausführung der Bestimmungen des feierlichen Kontrakts zu verzögern gesucht, so daß Major Barttelot wie auch Jameson ihre dringenden Vorstellungen nicht weniger als siebenmal an den Stanley-Fällen persönlich gemacht und auf diesen Märschen nicht weniger als 1920 km zurückgelegt hatten. Nach 11 monatlichem systematischen Zögern übergab er die Träger endlich seinen weißen Freunden; sie rückten ab nach Banalya. Doch hier erfolgte die Katastrophe: Barttelot, der mit dem Revolver in der Hand, Schießen und Trommeln im Lager verbot, wurde von einem Anführer der Manjema ins Herz geschossen. Jameson eilt zum 8. Mal zu Tippu-Tib an die Stanley-Fälle, da die Träger nach der Blutthat meist die Lasten plünderten und auseinanderstoben; da packt ihn das Fieber und in Bangala stirbt er in Wards Armen. Auf Grund von Gerüchten, die mich tot sagten, hatte Barttelot unter Genehmigung der übrigen Offiziere meine gesamte persönliche Ausrüstung, Wein, Arzneimittel und Konserven, obschon er viele Kranke im Lager besaß, den Kongo hinabgesandt, so daß ich vollständig nackt im Herzen Afrikas stand. Von 80000 Patronen waren, obwohl weder ein Marsch, noch ein Kampf stattgefunden, noch 35580 vorhanden, mehr als zwei Drittel der Stoffballen waren verschwunden.

Anfänglich fürchtete ich, ich sei toll geworden. Wenn ich den Versuch mache, diese Thatsachen in Einklang zu bringen mit dem, was nach den Eintragungen in die Tagebücher jeden einzelnen Offizier der Nachhut beseelte, so komme ich zu der Überzeugung, daß sie offenbar gleichgiltig gegen das Instruktionsschreiben gewesen und ihre Versprechungen vergessen hatten. Schwach, erschöpft und ermattet an Körper und Geist, wußte ich kaum, wie ich die ersten Stunden ertragen habe; die unaufhörliche Geschichte des Unglücks that meinen Ohren weh; der leichenhafte Gestank der Krankheiten schwebte in der Luft, und die ekelhaften Anblicke bewegten sich und brandeten mir vor dem geblendeten Auge. Ich vernahm von Mord und Tod, von Krankheit und Sorge, von Kummer und Not, und wohin ich sah, begegneten meinen Blicken die hohlen Augen der Sterbenden mit solchem vertrauenden, flehenden, sich in weite Fernen sehnenden Ausdruck, daß ich glaubte, das Herz müsse mir brechen, wenn nur ein Seufzer ertönte.

Hundert Gräber in Jambuja, 33 Mann im Lager daselbst zurückgelassen, um umzukommen, 10 Leichen am Wege, etwa 40 Personen im Dorfe Banalya, die im Begriff standen, den schwachen Halt am Leben fahren zu lassen, über 20 Desertierte und 60 in leidlichem Zustande!

Ich setzte ihnen auseinander, daß der Grund ihres Hinschwindens der Genuß des schlecht zubereiteten und daher giftigen Maniok gewesen und ordnete an, daß sie für die nächsten Tage nur Bananen und Paradiesfeigen essen sollten; sie wurden neu gekleidet, aus dem Pestloch von Banalya entfernt und hörten die Schilderung des Graslandes aus dem Munde meiner Begleiter. Milch und Honig, Fleisch und Hirse, Gehalt und Belohnungen hatten bald eine größere Anziehungskraft, als die getrockneten Fische der Stanley-Fälle, der Stock eines arabischen Herrn und eine zweifelhafte Zukunft. Die Desertionsgelüste legten sich. An Tippu-Tib sandte ich am 17. August ein Schreiben folgenden Inhalts: „Wenn Sie den Marsch nicht antreten wollen, ist es gut; wenn Sie mit mir gehen wollen, ist es auch gut. Handeln Sie nach Ihrem eignen freien Willen. Ich brauche Sie nicht; aber wenn Sie mir folgen wollen, kann ich Nutzen von Ihnen haben und werde Sie nach der Zahl der Lasten, welche Sie befördern, bezahlen."

Als wir nach 13 Tagen noch keine Antwort erhalten hatten, traten wir nach vollständiger Reorganisation am 31. August die letzte Reise durch den Wald, an und zwar bildeten die kräftigsten Leute die Landkolonne, während für die schwachen und den größten Teil der Lasten die Wasserbeförderung zu Hilfe genommen wurde. (465 Mann, 230 Lasten). Unter unsäglichen Leiden und Strapazen, welche Stromschnellen, Urwalddschungeln, giftige Pfeile der Zwerge, Hunger, Pocken, Sorglosigkeit der Schwarzen zu gleichen Teilen verursachten, wankte die Nachhut die ungefähr 1000 km lange Schmerzensstraße entlang, bis sie am 20. Dezember, also nach 111 Tagen, mit dröhnender Salve in Fort Bodo begrüßt wurde.

8. Rückblick auf den Urwald. Zum See. Vorgänge in der Äquatorialprovinz.

Wir sind jetzt 2960 km zusammen durch den großen zentralafrikanischen Wald marschiert. Er bedeckt ein so großes Areal, ist so mannigfaltig und doch so gleichmäßig in seinen Charakterzügen, daß man viele Bücher schreiben müßte, um ihn vollständig zu behandeln. Man denke sich ganz Frankreich und die iberische Halbinsel dicht besetzt

mit Bäumen von 6—60 m Höhe, glatten Stämmen, deren Blattkronen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern, und jeden Baum bis über einen Meter dick. Alsdann laufen von einem Baum zum andern Taue von 5—40 cm Durchmesser, welche die Form von Schlingen und Festons haben oder sich in großen dichten Kreisen um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen; laß von den höchsten Zweigen die Taue zu Hunderten bis beinahe auf den Erdboden herabfallen, mit ausgefransten Enden, welche die Luftwurzeln der Schmarotzer präsentieren, und schlanke Ranken herabhängen mit offnem Faserwerk an den Enden wie Troddeln. Arbeite alles gehörig durcheinander, so wirr wie möglich und von einem Zweig zum andern, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Bestandteile, und pflanze an jeder gabelförmigen Stelle der Bäume und auf jeden horizontal stehenden Ast kohlähnliche Baumflechten von der größten Art, Pflanzen mit breiten speerförmigen Blättern, welche die Elefantenohr-Pflanze darstellen, sowie an andern Stellen Orchideen und Gruppen vegetabilischer Wunderwerke und einen reichen Schmuck zarter Farn. Nunmehr bedecke Baum, Ast, Zweig und Schlinggewächs mit dickem Moos wie mit einem grünen Pelz. Wo der Wald kompakt ist, braucht man nur noch den Boden mit dichtem Phryniumgesträuch, Amomum und zwerghaftem Gebüsch zu bepflanzen. Wenn aber, wie es häufig vorkommt, der Blitz die Krone eines stolzen Baumes abgeschlagen und das Sonnenlicht hereingelassen, wenn er einen Waldriesen bis zu den Wurzeln hinab zersplittert und der Stamm verdorrt, wenn ein Wirbelsturm einige Bäume entwurzelt hat, dann schießt eine Menge junger Stämme im Wettlauf um Luft und Licht in die Höhe, drängen sich, brechen sich, treten sich und ersticken sich gegenseitig, bis das Ganze ein undurchdringliches Dickicht bildet.

Um das geistige Bild des unbarmherzigen Waldes zu vollenden, muß der Erdboden noch dick mit halbfertigem Humus aus vermoderten Blättern, Stielen und Zweigen bedeckt sein; alle paar Meter sollte ein gestürzter Riese liegen, eine dünstende Mischung von abgestorbenen Generationen von Insekten und lebenden Ameisenkolonieen, halb verborgen unter der Masse von Reben und umgeben von dem Blattwerk einer Menge junger Bäumchen, langen Epheuranken und viele Meter hohen Rotangpalmen; und jeden Kilometer müßte ein schlammiger Fluß, stagnierender Bach oder flacher Tümpel kommen, bedeckt mit Wasserlinsen, Lotos- und Lilienblättern und einem fettigen grünen

Schlamm, der aus Millionen von Pflanzenteilchen besteht. Bevölkere dann diese ungeheure Waldgegend mit unzähligen Fragmenten und Völkerstämmen, die untereinander im Kriege sind, 15—80 km von einander getrennt inmitten der zu Boden gestürzten Bäume, zwischen denen sie Paradiesfeigen, Bananen, Maniok, Bohnen, Tabak, Kürbisse, Melonen u. s. w. gepflanzt haben, leben und, um ihre Dörfer unzugänglich zu machen, jedes Verteidigungsmittel angewandt haben: vergiftete Holzsplitter, aufgetürmte Äste und Verhaue, hinter denen sie mit Köchern voll vergifteten Pfeilen und mit im Feuer gehärteten und mit Gift bestrichenen Speeren im Hinterhalte liegen.

Zerstreut unter den Balessevölkern (im Norden des Aruwimi) zwischen Ipoto und dem Berge Pisgah leben die Wambutti, die auch Batua, Akka und Basungu genannt werden. Diese Leute sind Nomaden von weniger als normaler Größe, Zwerge oder Pygmäen, leben in dem ungelichteten Walde und ernähren sich von Wild, das sie sehr geschickt zu fangen verstehen. Ihre Größe ist verschieden von 90 cm bis 1,4 m. Ein ausgewachsener männlicher Zwerg wiegt 40 kg. Mit ihren Waffen, kleinen Bogen und Pfeilen, deren Spitzen dick mit Gift beschmiert sind, und Speeren töten sie Elefanten, Büffel und Antilopen; außerdem graben sie Gruben und bedecken sie in geschickter Weise mit leichten Stöcken und Blättern, worauf sie Erde streuen, die unten drohende Gefahr den ahnungslosen Tieren zu verbergen. Die Stämme des zentralafrikanischen Waldes haben viel von diesen kleinen, wilden Leuten zu ertragen, welche sich an die Lichtungen heften und ihren Nachbarn schmeicheln, wenn sie gut genährt werden, sie aber sonst durch ihre Erpressungen und Räubereien bedrücken. —

Das Fort Bodo fand ich in jeder Hinsicht in vortrefflichem Stande. Nur von Jephson war keine Kunde über die Lage der Dinge in der Äquatorialprovinz eingegangen. Bei der Musterung am 22. Dezember waren im Fort anwesend 412 Personen; die Reise von Banalya nach dem Fort hatte uns 106 Menschenleben gekostet, von denen 38 Mann zur Nachhut gehört hatten. Am 23. Dezember brachen wir auf, nachdem Nelson einige Gegenstände vergraben und das Fort in Brand gesteckt hatte. Am 9. Jan. 1889 setzten wir über den Ituri und lagerten uns am östlichen Ufer desselben in dem Dorfe Kandekore. Am folgenden Tage begaben sich alle Mann an die Arbeit, um ein Lager herzustellen. Am Abend ließ ich Lieutenant Stairs und Dr. Parke in mein Zelt rufen und sprach mit ihnen über ihre Pflichten während meiner Abwesenheit, denn das Schicksal Jephsons und des Paschas trieb mich vorwärts, während die Zahl von 124 Kranken ein rasches Vordringen nach dem See unmöglich machte.

Am 16. Januar, dem Tage, an welchem ich am Nyansa hätte sein sollen, waren wir nur noch einen langen Tagemarsch vom See entfernt. Als ich gegen 5 Uhr durch 2 Wahuma-Boten Briefe aus Kavalli erhielt und dieselben las, beschlich mich ein Gefühl, welches eine Zeitlang meinen Geist vollständig lähmte und alle Empfindungen ertötete mit Ausnahme derjenigen des unbegrenzten Erstaunens. Jephson, dessen Briefe Emin in den drei kurzen, von ihm selbst verfaßten, bestätigte, schrieb:

Dufilé, den 7. November 1888.

Geehrter Herr!

Ich teile Ihnen schriftlich die Lage der Dinge in diesem Lande mit und hoffe, daß dieser Brief Ihnen in Kavalli rechtzeitig überliefert werden wird, um Sie zur Vorsicht zu mahnen.

Am 18. August brach hier eine Meuterei aus, und der Pascha und ich wurden zu Gefangnen gemacht. Der Pascha ist vollständig Gefangner, mir wird dagegen gestattet, auf der Station umherzugehen, wenn auch meine Bewegungen bewacht werden. Die hervorragendsten Schürer der Rebellion waren 2 ägyptische Offiziere, des Paschas Adjutant Abdul Wahab Effendi und Achmet Effendi. Als der Pascha und ich uns auf dem Wege nach Redjaf (etwas südlich von Ladó) befanden, zogen diese beiden und einige andere umher und erzählten den Leuten, sie hätten Sie (Stanley) gesehen. Sie seien nur ein Abenteurer und nicht von Ägypten gekommen, die von Ihnen überbrachten Briefe vom Khedive seien Fälschungen, es sei unwahr, daß Chartum gefallen sei, und der Pascha und Sie hätten ein Komplott gemacht, um sie, ihre Frauen und Kinder aus dem Lande zu führen und sie als Sklaven den Engländern zu überantworten. Solche Erzählungen in einem so unwissenden und fanatischen Lande wie hier wirkten wie Feuer unter der Bevölkerung, und die Folge war eine allgemeine Rebellion und unsre Gefangennahme.

Der Pascha wurde abgesetzt und diejenigen Offiziere, welche in dem Verdacht standen, ihm freundlich gesinnt zu sein, wurden von ihren Posten entfernt und durch den Rebellen ergebene Leute ersetzt. Man beschloß, den Pascha gefangen nach Redjaf zu bringen, und einige der schlimmsten Rebellen waren sogar dafür, ihn in Eisen zu legen; doch hegten die Offiziere Angst, diesen Plan auszuführen, da die Soldaten erklärten, sie würden nie zugeben, daß irgend jemand die Hand an ihn lege.

In diesem Zustande befanden sich die Dinge, als wir die aufregende Nachricht erhielten, daß die Leute des Mahdi Redjaf angriffen und eroberten, wobei 5 Offiziere und zahlreiche Soldaten ge-

tötet, viele Weiber und Kinder gefangen genommen wurden und alle Vorräte und die Munition der Station verloren gingen. Unsre Lage ist hier eine äußerst unangenehme; denn seit Beginn der Rebellion ist alles Chaos und Verwirrung. Die Soldaten verfluchten ihre Offiziere und sagten: „Wenn wir unserm Gouverneur gehorcht und gethan hätten, was er uns befahl, würden wir jetzt in Sicherheit sein; er ist während aller dieser Jahre wie Vater und Mutter gegen uns gewesen.“ Die Offiziere sind sämtlich aufs höchste erschrocken über die Ereignisse; sie warten jetzt mit Sehnsucht auf Ihre Ankunft und wollen das Land mit Ihnen verlassen; denn sie sind jetzt überzeugt, daß Chartum gefallen ist und daß Sie vom Khedive kommen. Der größte Teil der Offiziere und alle Soldaten wünschen den Pascha wieder in seine Stellung einzusetzen; die Ägypter fürchten aber, daß, wenn das geschieht, die Rache über ihr Haupt kommen werde, und haben die sudanesischen Offiziere überredet, dies nicht zu thun.“

In der Nachschrift vom 24. November meldete Jephson, daß der Pascha auf das Drängen der Soldaten [nach einer zweiten Niederlage durch die Mahdisten] aus der Gefangenschaft entlassen und mit ihm in Wadelai nach Belieben lebe, und in einem zweiten Postkriptum vom 18. Dezember zeigte er ihre Ankunft in Tunguru (Nordwestufer des Sees) an und sprach die Hoffnung aus, daß meine Ankunft erfolgen werde, bevor die Mahdisten sich von Chartum her verstärkt hätten.

Meine Antwort an Jephson vom 17. Januar hob zunächst hervor, daß der Pascha keins der am 23. Mai 1888 gegebenen Versprechen — nach dem Fort Bodo mit Trägern aufzubrechen und auf dem Inselchen Nyamsassi eine Proviantstation zu errichten — zur Ausführung gebracht habe; daß ich vom Pascha, Casati und Jephson einen klaren Entschluß verlange, ob sie aus der schwierigen Lage gerettet sein wollten und ferner, daß, wenn niemand von des Paschas Leuten geneigt sei, Afrika zu verlassen, die Expedition in diesen Gegenden nichts mehr zu thun habe und sofort zurückkehren werde. An demselben Tage schrieb ich dem Pascha, und meinem Herzen lag nichts ferner, als einen Freund beleidigen zu wollen; vielmehr war der einzige Zweck nur der, eine bestimmte Antwort zu erhalten auf die Frage: „Wollen Sie hier bleiben oder mich begleiten?“

Am 6. Februar kam Herr Jephson selbst in Kavalli an, und als wir uns über den Pascha unterhielten, faßte er das, was er während seines 9monatlichen Aufenthaltes bei ihm erfahren hatte, zusammen in den Worten: „Das Gefühl ist der schlimmste Feind des Paschas. Emin Pascha hielt niemand zurück als Emin selbst. Ich weiß in diesem Augenblicke über die Absichten Emin Paschas nicht mehr als Sie

selbst." In dem schriftlichen Berichte, den Herr Jephson über alles, was während seines Aufenthaltes in der Äquatorialprovinz geschehen war, aufsetzte, bemerkt er, daß schon bei seiner Ankunft (April 1888) das 1. Bataillon in offner Rebellion gegen die Autorität des Pascha gewesen; auch das 2. Bataillon zeigte Ungehorsam, der Pascha besaß nur einen Schein, einen Fetzen von Autorität, und wenn er etwas Wichtiges gethan haben wollte, konnte er nicht mehr befehlen, sondern mußte seine Offiziere bitten, es zu thun*). Herr Jephson übergab mir auch die offizielle Antwort Emin Paschas, worin er erklärte, daß nicht nur er und Casati, sondern auch eine Menge Leute den Wunsch hegen, mit meiner Hilfe nach dem fernen Ägypten oder einem andern geeigneten Punkte zu gehen, nur würde ein Abmarsch in 11 Tagen unmöglich sein.

9. Neue Entdeckungen auf dem Wege zur Heimat.

Die Karawane Emin Paschas, bestehend aus etwa 65 Personen, traf gegen Mittag des 19. Februar im Lager ein. Emin war von seiner Tochter Ferida begleitet, einem kleinen Mädchen von 6 Jahren. Sie ist die Tochter einer abessinischen Frau, sehr hübsch und hat große, wundervoll schwarze Augen. Weitere Kontingente von Flüchtlingen trafen mit den Dampfern am See ein, ihre Gepäckstücke wurden nach dem Hauptlager auf dem Plateau (1465 m) befördert und ergaben zuletzt 1355 Lasten zum Teil ganz wertlosen Gerümpels. Der Pascha ist mit seiner Einwilligung und thatsächlich auf seinen eignen Vorschlag von mir zum Naturforscher und Meteorologen der Expedition ernannt und mit den nötigen Instrumenten (neben seinen eignen) ausgestattet worden. Seine Liebe zur Wissenschaft grenzt an Fanatismus. Die Beschäftigung des Sammelns scheint ihn außerordentlich glücklich zu machen.

Da die Rebellenoffiziere trotz ihrer Beteuerungen, sich mit Freuden der Entsatz-Expedition anzuschließen, auch Ende März noch in Wadelai standen, fragte ich in Gegenwart des Paschas am 26. März meine versammelten Offiziere: „Würde es — in Anbetracht der Vergangenheit der Ausbleibenden — klug von uns sein, die Zeit unsers Aufenthaltes noch über den bestimmten Tag, d. h. den 10. April, auszudehnen?" Alle antworteten einer nach dem andern verneinend. „Nun, Pascha," sagte ich, „da haben Sie Ihre Antwort. Wir marschieren

*) Eine Prüfung dieses Berichtes ist natürlich nur Emin Pascha selbst möglich.

am 10. April." Er fragte dann, ob wir ihn „vor unserm Gewissen von dem Vorwurfe freisprächen, seine Leute verlassen zu haben," falls dieselben am 10. April noch nicht eingetroffen sein sollten, worauf wir erwiderten: „Ganz gewiß." Durch Boten ließ ich den Rebellenoffizieren unsern Beschluß schriftlich überbringen; sie waren jedoch am Tage des Abmarsches noch nicht eingetroffen.

Um 7½ Uhr morgens am 10. April strömte die Kolonne aus dem Lager, geführt von der 1. Kompagnie, welcher der Pascha und seine Leute, sowie die ihnen zugewiesene Zahl von Trägern folgten. Im allgemeinen setzte sich die Kolonne folgendermaßen zusammen: Expedition 230 Köpfe, Manjema 130, Eingeborne vom Plateau 350, Eingeborne aus Kavalli 200*), der Pascha und seine Leute 600, zusammen 1510 Köpfe. Bereits am 13. April lag ich zu Bette und litt große Schmerzen. Dr. Parke sagte, ich litte an subakuter Gastritis, was nach meiner Meinung etwas wie eine Magenentzündung ist. Ich habe einen Halt angeordnet, der, wie ich fürchte, von langer Dauer sein wird. Es folgten Tage der höchsten Schmerzen und fast gänzlichen Lebensüberdrusses. Dazu kamen Schreckgespenster der erhitzten Phantasie, Desertionen und Gerüchte, welche durch aufgefangene Briefe bestätigt wurden, daß die Rebellenoffiziere im Anrücken waren, mit Gleichgesinnten im Lager konspirierten und mit Hilfe derselben die Expedition aufzuhalten oder gar zu vernichten gedachten.

Da ich am 8. Mai noch zu schwach war, um weiter als 50 Schritte zu gehen, wurde ich in eine Hängematte gelegt und an die Spitze der Kolonne getragen, um die Führung zu übernehmen. Die Straße nach Süden führte dem westlichen Fuße der großen Gebirgsmasse entlang, welche den Westrand des Albertsees bildet. Sie durchschneidet kultivierte Strecken mit Bohnen, üppigen süßen Kartoffeln, Yams, Colocasien und Zuckerrohr bepflanzten Landes, ist dicht von herrlichen Bananenbäumen eingezäunt und von kleinen Dörfern mit kegelförmigen Dächern eingefaßt. Etwa 8 km entfernt nach W. oder zu unsrer Rechten leistet der Wald, schwarz wie die Nacht, uns Gesellschaft. Am Morgen des 9. Mai trat der Ruwenzori aus seinem Wolken- und Dunstmantel heraus und zeigte uns seine Gruppen von in glänzend weißem Schnee strahlenden Spitzen und scharfen Graten.

Zwischen Mboga (das auf dem hohen westlichen Gebirgsrande liegt, welcher sich südlich vom Albertsee fortsetzt) und dem Ruwenzori (der in der östlichen Gebirgsmauer liegt, welche erst das Ostufer des Albertsees bildet und sich in derselben südwestlichen Richtung fortsetzt)

*) Letztere beide als Träger.

liegt das tief eingesenkte, 20—40 km breite Thal des Semliki*). Anfänglich glaubt man gegenüber von Mboga bis zum Rande des Nyansa einen See zu sehen; die Offiziere meinten in der That den Albertsee zu erblicken, und die sudanesischen Frauen freuten sich unmäßig über den Anblick; der Feldstecher ließ indes eine Ebene mit dürrem, hellbraunem Grase und spärlichem Gebüsch erkennen.

Wir stiegen vom westlichen Gebirgsrande nach diesem tiefen Thal hinab. Was einige von uns für einen See gehalten hatten, war sehr fester Alluvialboden mit See-Ablagerungen, welcher mit einem dünnen Rasen eines 45 cm hohen Grases ohne allen Nährwert bestanden war. Die Akazie trat erst ganz vereinzelt, nach und nach in dichteren Gruppen auf. Plötzlich waren wir am Ufer des Semliki angelangt, der an dieser Stelle eine Breite von etwa 55 m und eine Strömung von 4—5 Knoten hatte. Die Ufer bestanden aus angeschwemmtem Erdreich und Kieselgeröll, welches der am Fuße entlang rauschenden starken Strömung keinen Widerstand zu bieten vermochte; beständig fielen ganze Klumpen herunter und lösten sich auf, als wenn sie aus Schnee bestünden. Mit Hilfe eines Aneroidbarometers stellten wir die Höhe des Ufers auf 728 m über dem Meeresniveau fest. Der Albertsee lag nach demselben Instrumente 716 m hoch, so daß der Unterschied 12 m betrug.

Mit Hilfe dreier Kanoes, deren erstes Uledi in der Nähe eines Awambadorfes mit großer Gefahr erlangte, wurde die Expedition am 17., 18. und 19. Mai übergesetzt, und am 20. bewegte sie sich durch den dichten Wald auf einem äußerst sumpfigen Pfade. Stairs und Jephson waren beide sehr schwer am Fieber erkrankt, ich war an Kraft und Aussehen wie ein vorzeitig gealterter Mann von 90 Jahren und gerade nur imstande, etwa 100 m weit zu gehen. Am 25. Mai kamen wir aus dem Walde heraus und lagerten uns in einem auf einem Streifen Grasland liegenden Dorfe. Das Grasland zeigte nicht das kurze Weidegras, welches Kavalli so angenehm machte, sondern riesenhaftes Rispengras von 2—4½ m Höhe. Von den höhern Punkten aus gesehen, schien der Streifen 5—13 km breit zu sein und den tiefen dunklen Wald von der unmittelbaren Nachbarschaft des Ruwenzori, an dessen Westabfall wir hinzogen, zu trennen. Die Flüsse, die wir in der letzten Zeit überschritten hatten, waren kalte Bergströme mit ziemlich breiten Betten, welche Kiesel, Sand, große Steine und Trümmer der oberhalb befindlichen Felsen, Gneis, Porphyr, Hornblende, Sandstein, Talk, Roteisenerz und Granit, sowie mehre Blöcke

*) Geht in den Albersee.

Bimsstein erkennen ließen. Die aus dem Semlikithal aufsteigenden Dünste schienen von einem Gegendruck von oben niedergehalten zu werden. Auch der Rauch aus dem Lager hing wie Nebel über uns, bis wir fast blind und erstickt waren.

Nach kurzem Marsche am 4. Juni trafen wir in Mtarega ein, einem Dorfe in der Nähe der tiefen Schlucht des Ramilulu-Flusses*), wo derselbe aus einer steilen Gebirgskluft heraustritt. In diesem Lager hatten wir alles, was wir wünschten. Wir befanden uns hier nur etwa 180 m vom Fuße des **Ruwenzori**, an dessen steilen Abhängen Pfade hinaufführten; 60 m unter uns floß ein schöner kühler Strom, dessen Gewässer eine Temperatur von 13° R. zeigten und frisch von den schneebedeckten Gipfeln herab durch die Schlucht stürzten. In den Pflanzungen und auf den Feldern, kaum 200 m von uns entfernt, gab es Bananen, Paradiesfeigen, Yams und Zuckerrohr. Einen solchen Überfluß an Lebensmitteln findet man in keinem andern Teile von Afrika, nicht einmal in Uganda; 10 solche Kolonnen wie die von mir geführte hätten hier im Überfluß schwelgen können. Hier war die Zeit, um Forschungen anzustellen und botanische Sammlungen anzulegen. Demgemäß machte ich darauf aufmerksam, daß hier durch das Erklimmen des berühmten „M o n d g e b i r g e s" unsterblicher Ruhm zu gewinnen sei. Ich hatte meine Kraft so weit wiedergewonnen, daß ich etwa 200 m gehen konnte; Herr Jephson mußte zu seinem Leidwesen sagen, daß das Fieber sein heißblütiges Temperament besiegt und unterjocht habe; Kapitän Nelson bedauerte ebenfalls; wenn indes das Erklimmen eines so unbarmherzigen Berges wirklich von praktischem Nutzen sei — er blickte ihn nochmals feierlich an, wandte sich aber mit einem „Ich danke" ab; die Aufgabe des Dr. Parke lag bei der leidenden Menschheit; Herr Bonny hatte kein Glück, ein hartnäckiges Fieber hatte ihn ergriffen und seine Beine zu reinen Stöcken abgemagert. Kapitän Casati lächelte traurig und schien zu sagen: „Seht mich an und stellt euch vor, wie weit ich gehen könnte." Bei dem Pascha stand jedoch die Ehre auf dem Spiel; er hatte jederzeit schon bei dem Gedanken an die Besteigung eine solche Begeisterung verraten, und hier war nun auf dem Marsche der kritische Augenblick gekommen. Stairs blickte die grimmigen, unbesiegten Höhen lustig an und sagte: „Ich werde mich blitzschnell aufmachen."

Die Höhe des Lagers über dem Meere betrug 1178 m, und es wehte die ganze Nacht von der Schlucht des Ramilulu her eine sanfte

---

*) Einer der 62 Flüsse, die Stanley zählte, welche vom Westabhange des Ruwenzori dem Semliki zueilten.

kühle Brise. Am nächsten Morgen brach Stairs auf, und der Pascha begleitete ihn. Aber letzterer mußte schon nach 330 m das Steigen aufgeben und ins Lager zurückkehren, während Stairs seinen Weg fortsetzte. Er erreichte, anfangs auf einem Eingebornenpfade, später auf selbstgebahntem Wege kletternd, am ersten Tage 2 Gruppen von Hütten der Eingebornen in verschiedenen Höhen, mit Mais-, Bananen- und Colocasienpflanzungen; weiter hinauf folgten die Regionen der Dracänen, baumartigen Farne und Palmen; ferner des lichter und lichter werdenden Bambuswaldes, der baumartigen Heidekräuter und Sträucher (bis zu 6 m Höhe), die auf einem Teppich von nassem Moose emporschossen und mit Bartflechten behangen waren; die Nacht, die man in der Höhe von 2590 m zubrachte, war bitterkalt. Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr wurden die Steiger durch tiefe Schluchten aufgehalten und hatten den ersten Blick auf eine mit Schnee bedeckte Spitze, die etwa 4 km entfernt war, und hier in der Höhe von 3254 m über dem Meeresspiegel wurde, besonders wegen unausreichender Kleidung der Schwarzen, die Umkehr beschlossen. Der Feldstecher zeigte die äußerste Spitze des Piks mit einer unregelmäßigen Masse zerrissener und schroffer Felsen gekrönt, und eine entschieden kantenähnliche Gestalt des Gipfels. Heidel- und Brombeere fanden sich noch in der Höhe von über 3050 m.

Hätten wir von unserm Lager aus einen Blick über das Semlikithal werfen können, so würden wir ein höchst interessantes Bild gesehen haben; jedoch vermochten wir durch den dicken trägen Nebel weiter nichts zu erkennen, als daß es anscheinend in seiner ganzen Ausdehnung mit Wald bedeckt ist.

Etwa 1½ km von Mtarega hörte der grasbewachsene Streifen, auf welchem wir uns des bessern Marschierens halber gehalten hatten, auf, da der Wald sich über die ganze Breite des Semlikithales ausgedehnt und die Abhänge des Ruwenzori bis zur Höhe von etwa 2150 m über uns eingenommen hatte. Wir mußten also, wir mochten wollen oder nicht, wieder in den traurigen Schatten hinein. Der Wald war das beste tropische Gewächshaus, das ich je gesehen. Die Ursache dieser Üppigkeit und Feuchtigkeit lag nicht fern; es waren 3 heiße Quellen, deren Temperatur 31,5° R. betrug.

Am nächsten Tage kamen wir aus dem Dickicht heraus auf die herrliche Lichtung von Ulegga im Gebiete von Ukondju. Von den Wakondju (Leute von Ukundju) erfuhr ich folgende interessante Einzelheiten: Einige Kilometer nördlich von hier soll ein Stück des obern

Sees*) liegen, von dem wir schon so viel gehört haben und den ich im Januar 1876 entdeckte. Die Eingebornen nennen ihn Ingesi, was Fluß, Sumpf oder kleiner See bedeutet. Der Ruweru oder See ist 2 Tagemärsche nach Süden entfernt. Sie nennen ihn auch Nyansa, und als ich nach seinem eigentlichen Namen fragte, antworteten sie Muta-Nsige.

Am 12. Juni sandte ich Lieutenant Stairs mit 60 Gewehrträgern und einer Anzahl Wakondjuführer ab, um nach dem Semliki zu gehen und jeden Zweifel über den Fluß zu beseitigen. Er fand, daß der Fluß gegen 40 m breit und 3 m tief war, und kam aus verschiedenen Gründen zu dem Schluß, daß der Semliki den obern See (Edwardsee) verläßt, einen gewundnen Lauf verfolgt, zwischen Westkette und Ruwenzorigebirge und darauf durch den Avambawald strömt und sich in Utuku in den Albert-Nyansa ergießt.

Am 16. Juni trafen wir bei der Seriba von Rusesse (Nordufer des Edwardsees) ein, und von einem Haufen Viehdünger, der wie eine große Schanze das ganze Dorf umgab, erhielten wir den ersten Blick auf den 5 km von uns entfernten Albert-Edward-Nyansa. Eine schrecklich monotone horizontale Ebene, infolge der Trockenheit verdorrtes Gras und für dürren Boden charakteristische Euphorbien breiteten sich an seinem Nordrande aus. Das Gras bereitete uns beim Durchwandern der Ebene viel Unannehmlichkeit. Die Halme erreichten fast die Höhe von 1 m und die kleinen Ähren drangen selbst durch die dicksten Kleider, hefteten sich an jedes Kleidungsstück und wurden sehr unbequem und lästig. Einige Kilometer südöstlich von Rusesse kamen wir an die Stadt Katwe (Nordufer des Sees), das Hauptquartier Rukaras, des kommandierenden Häuptlings der Warasura. Derselbe hatte den Ort am Abend vorher mit seinen Truppen verlassen, offenbar aber in solcher Eile, daß er seine Getreidevorräte nicht mit fortschaffen konnte. Die Stadt Katwe muß eine große Bevölkerung, vermutlich von 2000 Seelen, gehabt haben. Da das umliegende Land sich nicht zur Viehzucht eignet, müssen die Bewohner ihren Unterhalt durch den Verkauf des Salzes aus den in der Nähe liegenden beiden Salzseen gewinnen. Die Stadt bestand aus einer Anhäufung von Euphorbienseriben, welche durch labyrintische Gänge zwischen Rohrzäunen und Einfriedigungen miteinander in Verbindung standen. Vermittelst des Siedepunktes stellten wir die Höhe des Albert-Edward-Nyansa auf 1008 m fest.

Der kleinere Salzsee liegt in einem runden grasbewachsenen Becken und ist ein runder flacher Teich von etwa $^3/_4$ km Durchmesser. Eine

---

*) Früher Mwutan Nsige, jetzt Albert-Edward-Nyanzasee.

bemerkenswerte Eigentümlichkeit desselben war die blutrote Färbung des Seewassers oder einiger darin befindlicher Ablagerungen. Als ich ins Wasser blickte, sah ich die Niederschläge wie geronnenes Blut auf und unter der Oberfläche treiben. Ich ließ einen Mann aufs Geratewohl in den See treten, der ihm bis ans Knie reichte. Als er sich bückte, hob er ein größeres Stück grobkörniges, kristallisiertes Salz auf, an welchem sich ein blutroter Fleck befand. Die rote klebrige Substanz giebt dem See ein purpurnes Aussehen.

Am Ufer lagen Hunderte von toten Schmetterlingen verschiedener Farbe. Fische waren im Wasser nicht zu sehen, obwohl die Ufer des Sees ein Lieblingsaufenthalt für Silber- und andere Reiher, Störche und Pelikane zu sein schienen.

Diese Salzbecken sind Teile des ursprünglichen Sees, welcher die durch den Zurücktritt der Wasser des Albert-Edward-Sees entstandene Einsenkung einnahm, und die Verdunstung hat das ehemalige süße Wasser zu dieser starken Salzlake umgewandelt. Salz ist ein sehr wertvoller Artikel und wird von den umliegenden Stämmen eifrig begehrt. Der Besitz der Stadt Katwe, welche die Seen beherrscht, giebt Ursache zu großer Eifersucht. Gegenwärtig hatte Kabba-Rega von Unjoro durch Rukara die Stadt wegen der reichen Salzlager besetzen lassen.

Nachdem ich am 19. Juni ein unbeholfnes, schweres, aber ziemlich großes Kanoe gefunden hatte, bemannte ich dasselbe mit 12 Rudern und fuhr auf den See (Albert-Edward-See) hinaus, um denselben zu erforschen. Gegen Mittag 11 Uhr war ich ungefähr 12 km weit gekommen; wir durften uns nicht weiter in den See hineinwagen, da bei der leichtesten Brise das Wasser eindrang. Ich ließ alle paar Minuten das Lot werfen, das stets beinahe 1 m tief in den weichen Schlick einsank, der einen fürchterlichen Gestank, wie ein Abzugskanal, entwickelte. Die größte Wassertiefe, die ich erhielt, war 4,6 m. Wir setzten den Marsch um einen längeren Arm des Sees, der sich als Beatricegolf nach Nordwesten erstreckt, fort. Die Ebene war vollständig flach und von langen, weit ins Land hineinreichenden, seichten Wasserzungen durchschnitten, die wir überschreiten mußten. Am Nsongifluß hatten wir die äußerste Nordostecke des Sees erreicht und begannen unmittelbar darauf zu dem hohen Tafellande von Uhaijana aufzusteigen, das mit dem östlichen Toro, Kitagwenda und Ankori die östliche Mauer des Albert-Edward-Sees bildet. Infolge des Genusses von Grubenwasser hatte sich am 27. Juni die Zahl der Krankheitsfälle auf 200 gesteigert. Am 28. hatten wir unser letztes Zusammentreffen mit den Beutejägern Kabba Regas, den sogenannten Warasura. Wir zogen am Ostufer des Sees südwärts und zogen auch Nachrichten über die

Süd- und Westküste des Sees ein. Darnach, wie aus unsern eignen Wahrnehmungen, wird der Albert-Edward-See von keinem Flusse von großer Bedeutung gespeist, wenn auch mehrere solche von 6—15 m Breite und 60 cm Tiefe in denselben münden. Die beiden größten Flüsse sollen der Mpanga und Nsonga*) sein. Wenn dies wahr ist, würde der wichtigste Fluß vom Süden her einen gewundenen Lauf von nicht mehr als 95 km Länge haben, so daß die entferntesten Quellen des Albert-Nils (westlicher Quellfluß des Hauptstromes, im Gegensatz zum östlichen, dem Viktoria-Nil, der dem Viktoria-Nyanza entströmt) sich nicht weiter als bis 1° 10′ südlicher Breite erstrecken können. Wir blickten, so lange der Seee uns in Sicht gewesen, immer durch federartige, leicht bewegte Dunstmassen und konnten daher weder Entfernung, Form und Gestaltung unterscheiden, noch die Höhe des Bergrückens über dem Wasser oder die Tiefe des Sees schätzen, weder eine richtige Grenze der Ausdehnung der Wasserfläche feststellen, noch zu sagen wagen, ob hier ein Binnenmeer oder ein flacher Teich war.

Am 3. Juli wurde, da die versammelten Offiziere mir die Entscheidung über die 3 Wege nach Osten überließen, die Ankoriroute gewählt, und am Morgen des 4. Juli wandten wir dem Albert-Edward-Nyanza den Rücken und schlugen einen Weg ein, der aus Süd zu Ost über die Ebene führte.

Der Weg brachte uns beständig aufwärts, bis wir am 7. Juli den Gipfel des Kinjamagaragebirges in der Höhe von 1878 m erreicht hatten, wo wir es infolge der kühlen Winde empfindlich kalt fanden. Der Empfang, der uns als den Siegern über Kabba Regas Horde zu teil wurde, war ein überaus freundlicher und ehrenvoller. Läufer von der Mutter des abwesenden Königs Antari meldeten uns am 9. Juli: „Masakuma (der Gouverneur der Seeprovinz) wird euch Führer geben, um euch den Weg nach Karagwe (Nachbarreich) zu zeigen. Ihr werdet in jedem Lager Lebensmittel erhalten, so lange ihr in Ankori seid. Man wird euch reichlich Ziegen und Rinder geben. Reist in Frieden!“ Unsre Leute erholten sich jetzt einigermaßen von der Fieberepidemie, welche so viele von uns niedergestreckt hatte. Allmählich begann die nebelige Luft dieser Gegend sich aufzuklären, so daß wir jetzt etwa 8 km weit sehen und die Umrisse des hohen Weidelandes Ankori erkennen konnten. Dasselbe zeigte sich aber keineswegs von seiner besten Seite, da wir uns schon ziemlich tief in der trocknen Jahreszeit befanden. Diese hatte bereits vor 2 Monaten (Mai)

*) Beide münden in den nordöstlichen Arm des Sees, den die Karawane umwanderte.

begonnen und alle Hügelketten, steilen Felsen und Ebenen waren mit für das Feuer reifem Grase bedeckt. Die Zahl der Herden war eine große, und die Rinder waren so fett, als wenn sie sich um einen Preis bewerben sollten. Das Klima ist ein ganz eigentümliches. Die von Ost bis Südost und dann von Nordost her fegenden kalten Stoßwinde verursachten Brustaffektionen; man klagt allgemein über Husten, Katarrhe und Kopfschmerzen, und der starke Unterschied zwischen höchster und niedrigster Temperatur macht uns allesamt für Fieberrückfälle außergewöhnlich empfänglich.

Am 25. Juli kamen wir bei Fortsetzung des Marsches im Mavona-Thal plötzlich in Sicht des Alexandra-Thales*); während des 26. und 27. Juli wurden wir vermittelst vier höchst schwerfälliger Kanoes über den Fluß gesetzt, worauf wir unsre Ankaribegleiter entließen. Der Alexandra-Nil war an dieser Stelle 115 m breit, im Durchschnitt 3 m tief und floß in der Mitte mit einer Geschwindigkeit von 3 Knoten.

Wir befinden uns jetzt in Karagwe; es ist ein System tiefer enger Thäler, die, soweit das Auge reicht, sich zwischen langen, schmalen Hügelrücken hinziehen. Am 11. August wurden wir im östlichen Nachbarlande Jhangiro willkommen geheißen. Hier war jedoch das freie Leben zu Ende; denn von nun ab mußte jedes Korn und jede Banane gekauft werden. Am 19. August hatten wir einen entzückenden Blick auf den Viktoriasee, an dessen Westufern wir nach Süden marschierten. Der Marsch brachte uns jetzt jeden Tag über flache Ebenen, von denen das Wasser anscheinend erst während der letzten 25 Jahre zurückgetreten ist, und die mit niedrigem Gebüsch bestanden waren, das zu dieser Jahreszeit ohne Blätter ist. Der Erdboden ist trocken, hartgebacken und von Rissen durchzogen und zeigt an vielen Stellen salpeterartige Ausscheidungen.

Bei dem allmählichen Aufstieg von Amranda (Südwestspitze des Vikoriasees) verlassen wir nach einem Marsch von einigen Kilometern die unliebenswürdigen Ebenen und kommen zu älterem Lande hinauf, das eine bessere Qualität von Bäumen hervorbringt. Die Sprache der Wahuma, die wir seit unserm Abmarsch vom Albert-Nyansa beständig gehört haben, hört auf und wir müssen uns der Wanyamwesidolmetscher bedienen. Nun mußten wir uns ostwärts wenden, gerade auf das Missionshaus los, das, wie wir hören, in Usambiro liegen soll (südlich

*) Thal des Kagera oder Alexandra-Nils, der zum Viktoria-Nil geht; vergl. voriges Reisewerk.

vom See). Im Mittelpunkt der Pallisadenumzäunung befand sich eine nette Kirche, auf deren Dach ein einfaches Kreuz stand, das unsre Worte und Gedanken sofort auf Christus und die Zivilisation lenkte.

Wir blieben vom 28. August bis 17. September in der englischen Missionsstation, und die Wirkung der regelmäßigen Lebensweise und gut zubereiteten Kost, sowie der liebenswürdigen Gesellschaft und vollständigen Ruhe auf die Europäer war eine wunderbare. Wir waren reich an Gütern aller Art, da wir etwa 200 Lasten viel Raum einnehmender Landeswährung (Stoffe, Perlen) und 40 Lasten präservierter Lebensmittel besaßen, welche Herr Stokes im Jahre 1888 von der Küste mitgebracht hatte, und die seitdem im Gewahrsam des Herrn Mackey (des aus Ugnada vertriebenen Missionars) verblieben waren.

Ich beabsichtige nicht, mich bei den zwischen dem Viktoriasee und Bagamoys liegenden Ländern lange aufzuhalten; ich habe sie bereits geschildert*), und es ist unnütz, schon Geschriebenes nochmals zu wiederholen. Von der Missionsstation Mackeys schlägt die Straße eine südöstliche Richtung ein. Die Eingebornen von Usukuma hefteten sich an unsre Flanken, wir litten alle schwer durch den Mangel an Wasser und Ruhe. Die Sonne schien so heiß wie möglich, unsre Gesichter waren verbrannt und die Haut geborsten. Das Gras war so kurz, daß die Rinder die Wurzeln fressen mußten, um sich am Leben zu erhalten; in jedem Distrikt waren die Abgaben und Regeln für unser Verhalten andere. Am 17. Oktober gelangten wir nach Ikungu, wo wir von 2 französischen Missionaren, den Patres Girault und Schynse, eingeholt wurden, die als Invaliden auf der Heimreise begriffen sein sollten und unsre Begleitung nach der Küste zu benutzen wünschten. Wir begegneten einer von Sansibar kommenden, Tippu-Tib gehörenden Karawane; die dabei befindlichen Wanjema erzählten uns, daß der Krieg zwischen den Deutschen und den Arabern der Küste noch fortdauere, doch wären die Deutschen schon mehrfach siegreich gewesen. Gegen den 8. November hatten wir die Kloake lasterhafter Leidenschaften, Ugogoland, passiert. Zwei Tagemärsche hinter Ugogo erreichten wir die deutsche Station Mpuapua, wo wir von Lieutenant Schmidt willkommen geheißen wurden, der von Major Wißmann, dem kaiserlichen Kommissar von Deutsch-Ostafrika, zu unsrer Begleitung gesandt worden war. Am 13. November marschierte die Expedition, begleitet von Lieutenant Schmidt, von Mpuapua nach der Küste ab, und 5 Tage später ver-

---

*) Vergl. voriges Werk.

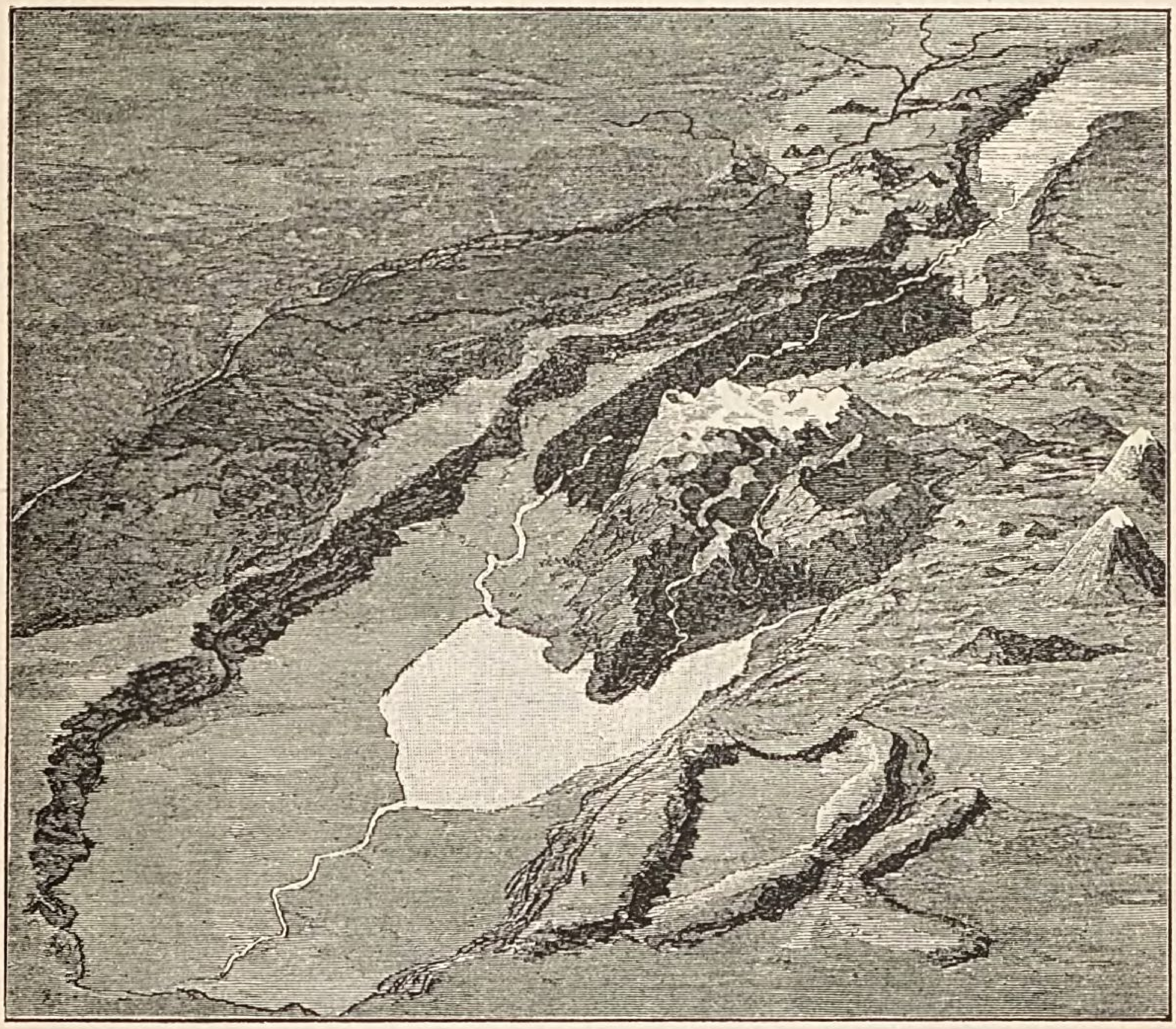
tauschte sie den Anblick der ausgedürrten Dornenwildnis mit demjenigen eines Landes, wo es nach Lilien duftete und anmutiges Frühlingsgrün das Auge erfreute. In Viansi erreichten uns die von Major Wißmann abgesandten Vorräte, die aus einer Menge von Lebensmitteln bestanden, wie sie nur ein erfahrener Forscher, welcher weiß, was am höchsten geschätzt wird, zusammenzustellen vermag, und zwar kam alles in solch reichem Überfluß, daß unsre Tafel von da ab bis zur Küste mit Luxusartikeln beladen war. Während wir in Msua Halt machten, traf Baron v. Gravenreuth mit 100 Soldaten ein. Der Baron ist ein kühner Soldat, der die Schlacht liebt und bei seinen Angriffen auf die Seriben der Küstenaraber große Geschicklichkeit bewiesen hat.

Als wir uns am Abend des 3. Dezember beim Mondschein unterhielten, hörten wir einen Kanonenschuß. Es war der Schuß, der allabendlich in Sansibar abgegeben wird; er veranlaßte unsre Sansibariten zu ohrzerreißendem Freudengeschrei. Bei der Ankunft der Fähre über den Kinganifluß kam Major Wißmann herüber, um uns zu begrüßen, und ich hatte zum erstenmal die Ehre, einem Kollegen vorgestellt zu werden, der sich zuerst im Dienste der Internationalen Assoziation im Hauptquartier am Kassaiflusse ausgezeichnet hatte, während ich mit der Anlage von Stationen am Hauptflusse beschäftigt war. Beim Eintreffen auf dem rechten Ufer des Kingani fanden wir gesattelte Pferde vor, worauf ich den Befehl über die Kolonne Lieutenant Stairs übergab, während Emin Pascha und ich von Major Wißmann und Lieutenant Schmidt nach Bagamoyo geleitet wurden. Wir erreichten den vor dem Hauptquartier des Majors liegenden Batterieplatz, während sich zu unsrer Linken, ganz in der Nähe, der von sanften Wellen bewegte indische Ozean ausbreitete, eine einzige, große, klare, blaue Fläche. „Da, Pascha," sagte ich, „wir sind zu Hause!" „Ja, Gott sei Dank!" erwiderte er. In demselben Augenblick donnerten die ihm zu Ehren abgegebenen Schüsse der Batterie und kündigten den vor Anker liegenden Kriegsschiffen an, daß Emin, der Gouverneur der Äquatorialprovinz, in Bagamoyo angekommen sei.

Und nun möchte ich einen Augenblick stolz sprechen: Keine Ehre oder Belohnung, wie groß sie auch sein mag, kann jener zarten Befriedigung gleichkommen, welche der Mensch fühlt, der auf sein Werk zeigen und sagen kann: „Siehe, das Werk, welches ich mit aller Treue und Ehrlichkeit, mit Macht und Kraft, mit allen meinen Fähigkeiten und mit Gottes Willen ausführen wollte, ist heute beendet. Sage, ist es gut und richtig gemacht?" Und wenn der Arbeitgeber dann zu-

gesteht, daß es gut und richtig gemacht ist, kann es dann eine noch größere Belohnung geben, als die des eignen Innern?

Gute Nacht, Pascha, und auch Ihnen, Kapitän Casati! Gute Nacht, meine Kameraden! Mögen euch die Ehren zu teil werden, die ihr verdient. Ich empfehle Euch den warmen Herzen eurer Landsleute. Sollte auf diesen Blättern irgend ein Zweifel auf eure Mannhaftigkeit, Loyalität oder Ehre geworfen sein, so wird die Schilderung eurer Treue während einer Zeit, die an Traurigkeit und Hoffnungs-



Nr. 32. Der Ruwenzori. (Nach Stanley, Im dunkelsten Afrika.)

losigkeit kaum je übertroffen werden wird, den Beweis liefern, mit welch edler Tapferkeit ihr alles ertragen habt. Gute Nacht, Stairs, Jephson, Nelson, Parke und auch Euch, Bonny, eine lange gute Nacht!

Gott sei Dank für immer und ewig. Amen!

Anmerkung: Die großartigen Ergebnisse dieser letzten Durchquerung für die geographische Wissenschaft liegen nicht nur in der Klarlegung des Aruwimilaufs und des tropischen Urwalds, sondern vor allem in der Entdeckung der großen äquatorialen Mulde, an deren Süd- und Nordende der

Albert-Edward- und Albertsee, in deren Mitte das dichtbewaldete Semlikithal, an deren Ost- und Westrande hohe Bergketten liegen. Die westliche von geringerer Höhe stellt die Wasserscheide zwischen Albertsee, also Nil und Kongo dar, die höhere östliche enthält den über 5000 m hohen, schneebedeckten Gebirgsstock des Ruwenzori oder Wolkenkönigs, der allein 62 Wasseradern dem Semliki zusendet. So ist denn nicht bloß das geheimnisvolle Mondgebirge der Alten, sondern auch das Geheimnis der Nilquellen endlich entschleiert. Der Nil hat 2 Quellarme, den östlichen oder Viktoria-Nil, der dem Viktoria-Nyanza entströmt, und den westlichen oder Albert-Nil (Semliki), welcher dem Albert-Edward-Nyanza sein Wasser verdankt. Erst im Albertsee feiern sie ihre Vermählung, hier also ist der eigentliche Quellsee des Nils. Siehe hierzu das Bild Ruwenzori, Albert-Edwardsee, Semliki, Albertsee aus der Vogelschau (aus Bd. II, S. 292).

9. Serpa Pinto*).

1. Bis Kakonda, der Ostgrenze der portugiesischen Besitzungen in Westafrika.

Während des Jahres 1869 gehörte ich zu einer Kolonne, welche am untern Sambesi manchen blutigen Kampf mit den eingebornen Massangano zu bestehen hatte. Nach Beendigung des Krieges gab der damalige Marineminister dem Gouverneur von Mosambique den Befehl, mich mit den Mitteln zur Erforschung des obern Laufes des Sambesi auszurüsten, damit ich soviel wie möglich von jenem Lande erforschen könne. Der Befehl wurde zwar gegeben, aber nie zur Ausführung gebracht. Nach mehrfachen Mahnungen, und nachdem ich einen Eilmarsch durch die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika gemacht hatte, kehrte ich daher nach Europa zurück, mehr als je von dem Wunsche beseelt, das Innere des Kontinents, den ich bis dahin nur oberflächlich kennen gelernt hatte, genauer zu erforschen. Als der Armee angehörender Offizier und stets in kleinen Städten garnisonierend, verwendete ich gewöhnlich meine müßigen Stunden zu geistiger Arbeit, und wenn mir auch die Möglichkeit eines Besuchs des afrikanischen Kontinents in weite Ferne gerückt schien, so wurde doch das Studium der afrikanischen Verhältnisse fast mein einziger und ausschließlicher Zeitvertreib. Gegen Ende des Jahres 1876 traf ich in Lissabon ein. Man sprach viel von einer großen geographischen Expedition nach dem Innern von Südafrika. Sofort unterzog ich mich der Aufgabe, eine Audienz beim Kolonialminister zu erlangen.

---

*) Quelle: Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika, frei übersetzt von H. v. Wobeser. Leipzig, Hirt & Sohn 1881. Einzige autorisierte Ausgabe. 2 Bände.

„Ich habe gehört, daß Ew. Excellenz eine geographische Expedition nach Afrika zu senden beabsichtigen; dies ist der Grund meines Besuchs." — „Sind Sie schon einmal in Afrika gewesen?" fragte er. — „Ja, ich kenne das Reisen in jenem Lande ungefähr und habe mich viel mit dem Studium der afrikanischen Verhältnisse beschäftigt." — „Sind Sie geneigt, eine längere Reise in Südafrika zu unternehmen?" — „Ich bin bereit, zu reisen." — „Schön," entgegnete er und fuhr dann fort: „Ich habe die Absicht, eine größere Expedition, die mit allem Notwendigen ausgerüstet ist, nach Afrika zu schicken; wenn die Organisation des Stabes in Angriff genommen wird, werde ich Ihren Namen nicht vergessen." —

Algarbien*), wohin ich zurückgekehrt war, ist ein wunderschönes Land; eine vollständig orientalische Luft durchzieht die Gegend, und sieht man die eleganten Kronen der Palmen sich anmutig über die mit Terrassen umgebenen Häuser neigen, so fühlt man sich zuzeiten versucht, zu vergessen, daß man sich noch an den prosaischen Küsten Europas befindet. Da ich den Posten eines Militärkommandanten einnahm, so begreift man, daß meine Stellung keine mühselige war. Der Umgang mit gewählter Gesellschaft, meine Familienbeziehungen, sowie meine wissenschaftlichen Werke und Instrumente setzten mich in den Stand, ein recht angenehmes Leben zu führen, ein Leben, so ruhig und glücklich, wie es nicht vielen Menschen zu teil wird. Sorgenstuhl, Schlafrock und Pantoffeln waren bald mein Ideal der Glückseligkeit geworden. Ich begann 1877 Pläne für den Sommer zu schmieden, als ich eines Tages telegraphisch den Befehl erhielt, mich umgehend bei dem Divisionsgeneral zu melden. Als ich mich bei letzterem einfand, überreichte derselbe mir die Ordre, mich ohne Zeitverlust zum Kolonialminister zu begeben.

Vier Tage später saßen in einer großen Halle des Marineministeriums etwa ein Dutzend ernst aussehende Herren um einen großen Tisch. Sie waren zusammengekommen, um über die schon so oft ventilierte afrikanische Angelegenheit zu beraten. Der Minister José de Mella Gouvea präsidierte dieser feierlichen Sitzung. Neben mir saß mein Freund Capello, Marineoffizier, und als wir nach einer mehrstündigen Debatte den Saal verließen, hatten wir genaue Instruktionen für unsre Reise. Als dritten Gefährten wählten wir den Freund Capello's, Robert Ivens, der mir noch unbekannt war und zur Zeit auf einem Sr. Majestät Schiffe in Loanda diente. Am 25. Mai 1877 fand diese Sitzung statt, in welcher wir uns verpflichteten, am

*) An der Südküste Portugals.

5. Juli aufzubrechen. Es war dies ein sehr riskiertes Versprechen, da wir unsre Expedition in Frankreich und England ausrüsten mußten.

Am 1. Juli trafen Capello und ich, vollständig für die Reise ausgerüstet und zur Erfüllung unsers Versprechens, am 5. Juli mit dem Postdampfer nach Loanda abzusegeln, bereit, in Lissabon ein. Sämtliche Vorbereitungen waren innerhalb 19 Tagen erledigt.

Am 6. August brachte uns der Dampfer „Zaire" nach Loanda. Vom Augenblick der Abfahrt von Lissabon an beschäftigte und quälte ich mich stets mit dem Gedanken, daß unser Gepäck so umfangreich sei und durch die Handelsartikel, Perlen und sonstigen Gegenstände, die im Innern des Landes für uns die Stelle des Geldes vertreten sollten, noch beträchtlich vermehrt werden müßte. Wie sollte ich nun Träger für 400 Lasten erhalten? Der Generalgouverneur versicherte uns, er werde uns in dem unter seiner Verwaltung stehenden Distrikte alle mögliche Hilfe angedeihen lassen, schloß aber damit, es sei ihm vollständig unmöglich, uns Transportmittel zu verschaffen. Ich beschloß daher, mich sofort nach dem nördlichen Teile der Provinz zu begeben, um zu sehen, ob ich dort mehr Erfolg haben würde, und bat Senhor Albuquerque, den Generalgouverneur, deshalb, mir eine Reisegelegenheit nach dem Zaire (Kongo) zu besorgen.

Wir fuhren den Zaire bis nach Porto da Lenha hinauf. Sofort begann ich auch wieder meine Nachfragen nach Lastträgern und erfuhr, daß ich möglicherweise solche bekommen würde, wenn ich die eingebornen Häuptlinge zu meiner Unterstützung geneigt machen könnte, daß es aber am besten wäre, eine Anzahl Sklaven loszukaufen und sie für meine Dienste zu engagieren. Der Gedanke, Menschen zu kaufen, wenn es auch in der Absicht, sie später wieder frei zu lassen, geschah, widerstand mir jedoch. Ich entschloß mich daher, dieses Auskunftsmittel zu verwerfen, selbst wenn ich an jenem Orte auch nicht einen einzigen Lastträger bekommen sollte.

Im Hause, wo ich wohnte, vernahm ich, daß der große Forscher Stanley am 9. August in Boma eingetroffen sei, nachdem er den ganzen Lauf des Zaire*) abwärts verfolgt hätte. Stanley war über Kabinda gekommen. Ich kehrte deshalb wieder an Bord zurück und veranlaßte den Kommandanten, nach Kabinda zu segeln, um dem unerschrocknen Reisenden unsre Dienste anzubieten; wir fuhren sofort ab. Ich war sehr bewegt, als ich Stanley, der trotz seiner kleinen Statur in meinen Augen ein Riese zu sein schien, die Hand drückte. Im Namen der portugiesischen Regierung bot ich ihm meine Dienste an

*) Kongo.

und erklärte ihm, daß Commodore Marques, falls er nach Loanda, wo am leichtesten Transportgelegenheit nach Europa zu finden sei, zu gehen beabsichtige, ihn und seine Mannschaft auf dem Kanonenboot dorthin bringen werde. Im Namen der Regierung stellte ich ihm soviel Geld zur Verfügung, als er bedurfte. Ein warmer Händedruck war Stanleys Antwort. In Loanda wohnte er bei mir, für mich eine große Ehre, nachdem er verschiedene Einladungen von Leuten abgelehnt hatte, bei denen er weit größere Bequemlichkeiten haben konnte, als in meiner armseligen Wohnung, deren ganzes Mobiliar aus Reise-Utensilien bestand.

Capello und ich, wir beschlossen nun, daß ich mich südwärts wenden solle, um in Benguela einige Leute zu bekommen, und daß, falls ich dort Erfolg hätte, wir dann von der Mündung des Cunene aufbrechen und diesen bis zur Quelle verfolgen wollten, um darauf in südöstlicher Richtung vorzudringen. Es wurde ferner beschlossen, daß ich mit dem Dampfer, welcher etwa Anfang September von Lissabon eintreffen mußte, die Reise nach Benguela machen sollte. Auf diesem Dampfschiffe kam ich zum erstenmal mit Ivens zusammen, einem genialen und feurigen Manne mit großem Wortschwall, aber enthusiastisch, wenn die Rede auf schwierige Reisen kam.

Am 17. September hatte ich in Benguela schon soviel Leute zusammengebracht, wie ich brauchte, nämlich 50; zu diesen die 30, welche ich von Novo Redondo erwartete, gerechnet, hatte ich 80 Träger, und so viel hielt ich für den Marsch von der Mündung des Cunene bis Bihé für notwendig. Der alte Ansiedler Silva Porto übernahm es, den schwereren Teil des Gepäcks nach Bihé zu schicken, wo wir es dann vorfinden und neue Träger zur Fortsetzung der Reise engagieren sollten.

Am 19. September trafen meine Gefährten (Capello und Ivens) mit dem Kanonenboote „Tamega" ein, und noch an demselben Tage änderten wir unsern Reiseplan aus verschiedenen Gründen dahin, nicht nach der Mündung des Cunene, sondern direkt nach Bihé zu marschieren.

Betreffs der in Benguela gemieteten Leute konnten wir nur bei 30 sicher darauf rechnen, daß sie den Marsch machen würden, so daß wir mit den 36, die wir von Novo Redondo erhielten, im ganzen 66 Mann hatten. Unter allen diesen Leuten war indessen nicht ein einziger, in welchen wir volles Vertrauen setzen konnten. Wir begaben uns nun an die Arbeit, diejenigen Lasten auszusuchen, welche wir für unentbehrlich hielten, und fanden, daß es im ganzen 87 waren, so daß wir 21 Lasten mehr als Träger hatten. Es ist kaum zu glauben, welche

Mühe ich mir gab, um die Zahl der Träger zu ergänzen, allein vergeblich; es war auch nicht ein einziger Mann mehr aufzutreiben.

Die Mundombes sind wohl geneigt, auf einem ihnen bekannten Wege bis nach Quillengues (südöstlich von Benguela) zu marschieren, nicht aber über diesen Ort hinaus. Wir mußten notwendigerweise zu einer Entscheidung kommen und beschlossen jetzt, doch nach Bihé zu gehen, aber auf dem Wege über Quillengues und Kakonda.

Am 11. November war endlich alles zum Aufbruch von der Küste bereit, der am folgenden Tage stattfinden sollte. Leider entliefen uns an demselben Tage wieder 4 Novo Redondo-Träger, während 5 Benguela-Leute noch am Morgen des Aufbruchs desertierten. Endlich war der Morgen des 12. November 1877 angebrochen, und nach dem herzlichsten Lebewohl und unter den innigsten Segenswünschen unsrer zahlreich versammelten Freunde machten wir uns auf den Weg.

Am 13. November erreichten wir nach einem Marsche von 40 engl. Ml. Dombe. Unser Aufenthalt in diesem Thale übte einen höchst nachteiligen Einfluß auf die Ordnung und Disziplin meiner Leute aus. Täglich stellten sie neue Forderungen, täglich brach wegen irgend einer Ursache Streit unter ihnen aus, und doch durfte ich nicht strenge sein, damit sie nicht insgesamt desertierten. Sie verhandelten ihre Kleidungsstücke, um Branntwein zu kaufen, und verschacherten sogar ihre Rationen, nur um Spirituosen zu bekommen und sich zu berauschen.

Am 12. Dezember erreichten wir Quillengues.

Wir schickten einige unsrer Leute aus, um nachzusehen, ob die Flüsse noch nicht zu durchwaten seien, hörten aber von ihnen, daß das Wasser immer noch sehr hoch sei, was uns übrigens nicht gerade überraschte, da es während der ganzen Zeit, seitdem wir das Lager aufgeschlagen, geregnet hatte. 3 Tage lang kämpfte ich gegen ein heftiges Fieber, und am 25. Dezember, dem Weihnachtstage und Geburtstage meiner Tochter, war ich vollständig bewußtlos.

Am 1. Januar 1878 verließen wir Quillengues, und auf einem gegen 1600 m hohen, von zahlreichen Flüssen durchschnittenen Plateau hinmarschierend, erreichten wir am 7. Januar die Festung Kakonda (siehe die Abbildung Nr. 33). Ich traf eine oder 2 Stunden später als meine Gefährten bei der Festung ein, wo ich von dem stellvertretenden Chef, einem Mulatten und reichen Landbesitzer, der auch Sergeant-Major der schwarzen Truppen war, vor dem Thore in Empfang genommen wurde. Derselbe erklärte mir, der Chef habe sich nach Benguela begeben und ihm, dem Redner, die „Last" über-

tragen, uns zu empfangen. Nach dieser höflichen Ansprache lud Senhor Matheus mich ein, in die Festung hereinzukommen. Nach-



Nr. 33. Katonda.

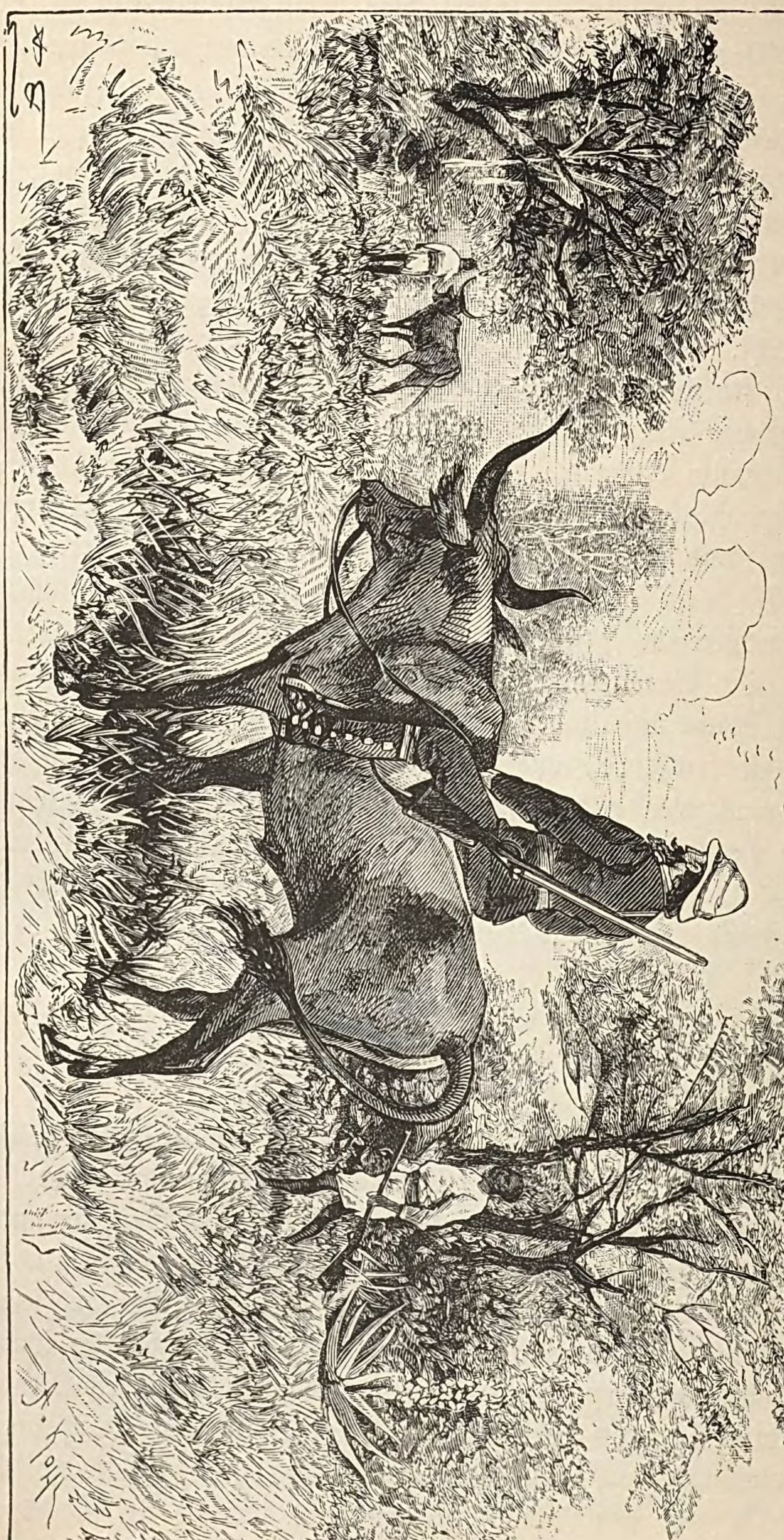
dem ich das Thor passiert, bemerkte ich einen Mann von Mittelgröße, schmächtiger Statur, mit breitem, wohlgeformtem Kopfe und einigermaßen unruhigem Blick, mit Überrock und weißer Krawatte, im Gespräch mit meinen Gefährten, von denen mir Capello denselben als José d'Anchieta vorstellte. Vor mir stand der in zoologischer Beziehung größte Forscher Afrikas, ein Mann, der 11 Jahre in den Provinzen Angola, Benguela und Mossamedes zugebracht und die Sammlungen des Museums in Lissabon mit den mannigfaltigsten Schätzen bereichert hat.

Der befestigte Posten Kakonda ist der am weitesten in das Innere vorgeschobene in dem Distrikte Benguela, über dem die Flagge Portugals weht. Er besitzt eine Größe von 328 Quadratfuß und ist von einem tiefen Graben und einer Brustwehr umgeben, welche hier und da Anzeichen einer ziemlich künstlichen Herstellung trägt. Ein innerer Pallisadenzaun bildet die zweite Verteidigungslinie und schützt ein paar baufällige Häuser, welche die Wohnung des Chefs, die Quartiere der Soldaten und das Pulvermagazin enthalten. Einige Messinggeschütze, die mehr durch den Zahn der Zeit als durch den Gebrauch gelitten haben, richten ihre grünen, oxydierten Mündungen dem Wanderer entgegen. Die Bevölkerung der Gegend ist eine sehr dünne, da sie sich aus der Nachbarschaft der Festung beträchtlich zurückgezogen hat. Der Boden ist fruchtbar, und manche der in Europa heimischen Pflanzen blühen auch hier und bringen reichen Ertrag. Dies war namentlich, wie ich bemerkte, mit Weizen, Kartoffeln und andern Produkten der Fall. Vom Handel bemerkt man nur wenig; dennoch reicht derselbe sehr weit ins Innere des Landes hinein.

2. Allein nach Bihé.

Träger waren auch in Kakonda nicht zu erhalten. Am 8. Februar brach ich daher von hier auf, indem ich 6 Benguela-Träger, meinen Negerknaben Pepica und Verissimo Gonçalves als Begleiter mitnahm. Ich ritt einen kräftigen Ochsen und hatte einen zweiten in Reserve (siehe die Abbildung Nr. 34). Die Tiere waren gut zugelernt und erleichterten mir den Marsch wesentlich, da ich ziemlich schnell mit ihnen traben, ja sogar gelegentlich einen kurzen Galopp riskieren konnte. Im Dorfe Capôcos (derselbe war der Sohn des Häuptlings des Huambolandes) sandte ich durch meine 3 Führer Briefe an Capello und Ivens, um den Freunden mitzuteilen, daß ich sie mit Sorge erwarte. Ich forderte sie gleichzeitig auf, das Gepäck nicht zu verlassen,

da das Land sich in nichts weniger als sicherem Zustande befinde. Ich schrieb noch an meine Freunde, als 3 Boten von dem eingebornen



Nr. 34. Westafrikanischer Reitochse.

Häuptling von Quingolo mit Briefen von Capello und Ivens, sowie einem Korbe mit etwas Salz und einem kleinen Sack Reis eintrafen. Sie teilten mir ihren Entschluß mit, den Marsch allein fortzusetzen, und daß sie mir mit den von Quingolo geschickten 40 Trägern 40 Lasten unter Leitung des Führers Barros senden würden, damit ich sie nach Bihé mitnehmen könnte. Es war nur unvollkommene Kenntnis oder gänzliche Unkenntnis des Innern Afrikas, welche meinen Freunden als Entschuldigungsgrund für ihr seltsames Benehmen dienen konnte. Ich befand mich zur Zeit in einem feindlichen Lande, und wenn die Bewohner mich bisher respektiert hatten, so war es nur geschehen, weil sie mich und meine wenigen Begleiter für die Vorhut einer unter dem Befehle meiner Freunde stehenden großen Macht hielten, und die Furcht vor Repressalien bis jetzt die natürliche Wildheit der Eingebornen in Schach gehalten hatte. Was würde wohl mein Schicksal sein, wenn es bekannt wurde, daß meine ganze Macht aus 10 Begleitern bestand? Ich wagte kaum, meiner Lage dreist ins Gesicht zu sehen.

Aber was sollte ich thun? In 3 Tagen konnte ich vielleicht Kakonda erreichen und von da nach Benguela zurückkehren. Auf der andern Seite hatte ich bis Bihé noch einen Marsch von 20 Tagen vor mir, auf dem ich Tag für Tag, ja fast stündlich, Leben und Eigentum wagte. Wozu sollte ich mich entschließen? Die Nacht auf den 17. Februar 1878 verbrachte ich in unbeschreiblicher, fieberhafter Aufregung. Dazu marterte das Fieber mein Gehirn, und Angst und Sorge verschlimmerten meine Krankheit. Bei Tagesanbruch war ich schon auf den Beinen. Audaces fortuna juvat! Das war schon der Spruch der Römer; es ist das Gesetz, welches seit undenklichen Zeiten die Handlungen der Abenteurer beeinflußt. Mein Entschluß war gefaßt. Ich wollte vorwärts! Ich weckte also meine Leute auf und teilte ihnen in wenigen Worten die gefährliche Lage mit, in welcher wir uns befanden, und meinen Entschluß, nach Bihé zu gehen. Alle zusammen versicherten mich ihrer Anhänglichkeit und der festen Absicht, bis zum letzten Augenblick bei mir auszuharren. Capôco versprach mir, daß ich die 40 Leute, welche ich bis Bihé gebrauche, haben solle. An demselben Tage traf auch der Neger Barros mit den 40 Lasten und einem Briefe ein, in welchem meine Gefährten mir ihre früheren Mitteilungen bestätigten. Capôcos Leute erklärten aber, sie verlangten als Lohn weißes Zeug, und würden nicht eine einzige Last tragen, wenn sie solches nicht erhielten. Diesen Umstand hatte ich vollständig vergessen, bis ich, als 2 der gemischten Ballen ausgepackt waren, fand, daß sie auch nicht das kleinste Stückchen weißes Zeug

enthielten. Auf Unterhandlungen über gestreiftes Zeug wollten sie sich gar nicht einlassen, bereiteten sich dagegen schon vor, mich im Stiche zu lassen, als Capôco selbst erschien, dem es allerdings mit großer Mühe gelang, sie zu überreden, die eine Hälfte des Lohnes in gestreiftem, die andre in gesprenkeltem Zeuge zu nehmen. Gegen 10 Uhr ließ ich sie unter Führung von Barros abmarschieren; doch waren sie sehr unzufrieden und murrten. Ich selbst wollte ihnen in etwa einer Stunde folgen, bekam aber plötzlich einen so heftigen Fieberanfall, daß ich meine Reise aufzuschieben gezwungen war. Um 4 Uhr nachmittags hatte das Fieber nachgelassen und zur selben Zeit auch der Regen aufgehört. Um 5 Uhr wanderte ich aus dem Orte einem nahen Gehölze zu; doch war mein Gang unsicher, und ich mußte mich schwer auf meinen Stock stützen.

Da ich stets gern für unvorhergesehene Ereignisse bereit bin, so hatte ich meinem mich begleitenden Negerknaben Pepica aufgetragen, nicht zu vergessen, eine der Büchsen mitzubringen. Und das war ein Glück; denn kaum hatte ich den Wald betreten, als ein ungeheurer Büffel innerhalb 20 Schritten von uns aufsprang und mich heftig schnaubend und mit feurigen Augen anglotzte. Ich nahm meinem Begleiter das Gewehr ab, sah aber zu meiner allergrößten Bestürzung, daß er anstatt einer Büchse eine gewöhnliche mit Schrot geladene Vogelflinte mitgebracht hatte. Meine Gedanken wandten sich dem Himmel zu, richteten sich auf mein Weib und meine Tochter. Mittlerweile war das Tier in Sprüngen näher gekommen. In der Entfernung von 8 Schritten feuerte ich den ersten Schuß ab, der das Tier vielleicht 1/2 Sekunde aufhielt; dann stürzte es noch wütender heran. Als ich den zweiten Schuß abgab, berührte die Mündung des Gewehres fast den Kopf des Büffels; in demselben Augenblick sprang ich schnell zur Seite, während das Tier weder nach rechts, noch nach links bog, sondern im wilden Laufe im Dickicht verschwand. Pepica meinte, wir müßten den Büffel doch sehr erschreckt haben, da er so ausgerissen sei.

Nach diesem Abenteuer kehrte ich schleunigst nach dem Hause Capôcos zurück. Am Morgen des 21. Februar verabschiedete ich mich von demselben und schlug, immer noch vom Fieber geplagt, die Richtung nach dem Sambolande ein. Ehe ich aber den Calae-Fluß erreichte, bekam ich von dem Führer Barros die Nachricht, daß die Träger in der Nacht sämtlich entflohen seien und ihre Lasten in dem Dorfe des Häuptlings Quimbungo, welcher der Onkel Capôcos war, zurückgelassen hätten. Nahe bei dem Dorfe des Unterhäuptlings Chacaquimbamba fand ich meine 10 Benguela-Leute wieder, und

um 3 Uhr trafen wir bei dem Dorfe des erwähnten Quimbungo, des Onkels Capôcos, ein, wo wir den Neger Barros, die verlassenen Ballen bewachend, vorfanden. Quimbungo nahm mich sehr freundlich auf und versprach, mir Träger bis zum Sambolande zu besorgen.

Am Abend brach ein heftiger Sturm über dem Lager aus; der Regen floß unter beständigen Donnerschlägen in Strömen herab, und senkrecht fuhr der zackige Blitz rund um uns herum in den Erdboden. Bei dem Kampf der Elemente nahm auch das Fieber bei mir stark zu. Bald nach Tagesanbruch teilte mir Quimbungo mit, daß die Träger bereit seien, aber Vorausbezahlung verlangten. Ich lehnte diese jedoch ab. Nun aber weigerten sich die Träger und liefen auseinander, worauf Quimbungo einige seiner nächsten Anhänger herbeirief und ihnen befahl, mich zu begleiten. Doch war ihre Zahl nur gering, so daß ich immer noch 27 Lasten ohne Träger hatte und gezwungen war, dieselben unter der Obhut von Barros zurückzulassen.

Am 2. Marschtage erreichten wir den Cunene. Wir überschritten denselben auf einer Brücke, die, wie alle derartigen Bauwerke in diesem Teile Afrikas, aus unbehauenen Baumstämmen hergestellt war. Mein Fieber war den ungeheuren Dosen Chinin, die ich eingenommen hatte, gewichen. Doch begann ich jetzt, nachdem ich tagelang vollständig durchnäßt gewesen war, die ersten Symptome des Rheumatismus zu fühlen, der später mehrfach meiner Reise ein plötzliches Ende zu machen drohte. Als am 5. März nach einer sehr stürmischen Nacht, während der Regen in Strömen floß, der Tag anbrach, hatte mein Fieber etwas nachgelassen, dagegen waren die rheumatischen Schmerzen noch nicht geringer geworden; sie reichten vielmehr von den Knieen bis zu den Knöcheln. Wegen derselben mietete ich mir eine Hängematte mit Trägern. (Siehe die Abbildung Nr. 35.)

Ich hatte nun das unter der Herrschaft des eingebornen Königs von Bihé stehende Gebiet erreicht und bemerkte, daß das Land überall stark bevölkert und gut kultiviert war.

Am 6. März nachts schien sich ein Gewitter über unserm Lager, das auf einer Anhöhe lag, zusammenzuziehen. Um 10 Uhr hörten wir deutlich 5 furchtbare Donnerschläge auf einmal, und nun brach ein so schreckliches Gewitter über uns aus, wie ich es sonst nie erlebt habe. Die Blitze folgten einander innerhalb 3—5 Sekunden, und das Donnern hörte gar nicht mehr auf. Die Luft war noch immer ruhig; doch fielen einzelne große Regentropfen. Das Barometer war

kaum wahrnehmbar gefallen und das hundertteilige Thermometer stand noch immer auf 16°. Die Magnetnadel verlor ihre Polarität (Rich-



Nr. 35. Serpa Pinto in der Hängematte getragen.

tung nach dem Pol) und befand sich in beständiger Schwankung. Einer meiner Kompasse lief fortwährend rasch rund herum. Dieser Zustand dauerte bis 11 Uhr, als eine Veränderung eintrat, die unsre Lage noch schrecklicher machte als vorher. Ein äußerst heftiger Wind oder mehr ein Orkan kam aus Ost daher gerast, drehte sich aber in einem Augenblicke von Kompaßstrich zu Kompaßstrich, bis er sich in Südwest festsetzte. Dann folgte eine vollständige Sündflut von Regen. Der Wind trug mit seiner Gewalt unsre Hütte buchstäblich über unsre Köpfe weg in die Luft und ließ uns völlig ohne Schutz in dem erbarmungslosen Regen, der bis 4 Uhr morgens in Strömen fiel. Endlich brach der Tag an und zeigte uns manche Lichtung im Walde, die tags zuvor noch von einem herrlichen Baume ausgefüllt gewesen war.

Ein rheumatischer Anfall von ungewöhnlicher Stärke peinigte mich in allen Gliedern und nahm mir die Kraft, mir selbst zu helfen. Als wir daher um Mittag aufbrachen, und ich mich in die Hängematte legte, hatte ich nicht geringe Selbstbeherrschung zu üben, um vor den Schmerzen, welche mir die Bewegungen der Hängematte bereiteten, nicht laut aufzuschreien. Kaum waren wir eine Stunde unterwegs, als wir uns in einem richtigen großen Sumpfe befanden, in welchem den Trägern das Wasser bis an die Oberschenkel reichte. Mit unendlicher Mühe erreichten wir höheres Land, wo unsre Lage aber auch noch keine bessere war; denn um 2 Uhr nachmittags suchte uns ein neuer Sturm heim, diesmal aus Osten. Von meiner Hängematte aus trieb ich, die schrecklichsten Schmerzen leidend, meine Leute vorwärts, um das Dorf Bilanga noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Von diesem Augenblicke an bis zum folgenden Tage, als ich, aus meiner Ohnmacht erwachend, mich in einer Hütte liegend fand, habe ich keine Erinnerung mehr, was geschehen war; ich war während der ganzen Zeit im Fieberdelirium gewesen. Ich konnte nicht die leiseste Bewegung machen und nicht einmal den Finger beugen. Trotzdem durfte ich mich glücklich schätzen, daß ich in meiner erbarmungswürdigen Lage wenigstens so treue Seelen um mich hatte; denn Verissimo und die Neger behandelten mich mit der größten Sorgfalt.

Man sagte mir, daß der Cuqueima-Fluß außergewöhnlich angeschwollen und es unmöglich sei, denselben zu durchwaten; doch sollte etwas unterhalb des Wasserfalles ein kleines Kanoe zu haben sein, und so beschloß ich denn, den Marsch fortzusetzen und an jener Stelle den Fluß zu überschreiten. Man legte mich, da jede unwillkürliche Bewegung mir einen Schmerzensschrei erpreßte, mit größter Vorsicht

auf den Boden des Kanoes; ein geschickter Bootsmann handhabte das Ruder, und das Kanoe stieß vom Ufer ab. Die Breite des Flusses betrug kaum 100 m. Allein die Überfahrt war nicht allein der reißenden Strömung wegen gefährlich, sondern besonders auch wegen der durch die Fälle verursachten „Krappheit" des Wassers. Plötzlich erfaßte die Wirbelströmung das gebrechliche Fahrzeug. Auf dem Boden des Kanoes liegend, sah ich das Wasser rund um uns herum in schäumenden Wellen rollen, die um so größer und drohender wurden, je weiter wir in die Strömung hineinkamen, und ich begann jetzt die hohe Gefahr zu begreifen, in welcher ich mich befand. Das unglückliche Kanoe, von den brodelnden Wassern umhergeworfen, wollte nicht vorwärts, fing aber plötzlich an, sich um sich selbst zu drehen, worauf der Bootsmann, besorgt, daß das Fahrzeug scheitern würde, sich schnell entschloß, über Bord zu springen, um das Boot zu erleichtern. Plötzlich lief eine Welle über den Rand des Bootes und durchnäßte mich vollständig. Die Sinne schwanden mir fast, und ich wußte kaum, was geschah, als ich fand, daß ich mit der letzten mir noch gebliebenen Kraft vermittelst der einen Hand schwamm, während ich mich bemühte, mit der andern ein Chronometer über Wasser zu halten. Meine Besinnung kehrte beim Schwimmen zurück. Meine Schmerzen hatten nachgelassen, das Fieber war wie durch Zauberei fort, und so lange die Aufregung dauerte, kam es mir vor, als sei meine Kraft zurückgekehrt. Als ich an das Land kam, fühlte ich, wie gesagt, weder Schmerzen noch Fieber. Ich zog sofort meine Kleidung aus, hatte aber leider keinen andern Anzug zur Hand, da das gesamte Gepäck sich noch auf der andern Seite des Flusses befand, und mußte mich daher den brennenden Sonnenstrahlen aussetzen, bis meine Kleidungsstücke getrocknet waren. Die Folge davon war, daß Schmerzen und Fieber in verdoppelter Stärke wiederkamen. Gemartert von Schmerz und fieberheiß, beschloß ich, weiter zu marschieren; so groß war mein Verlangen, möglichst bald mit meinen Gefährten wieder zusammenzutreffen. Um 1 Uhr mittags am 10. März traf ich in Silva Portos Dorf Belmonte ein, und mit Aufbietung meiner letzten Kräfte erreichte ich das Haus, welches meine Gefährten (Capello und Ivens) bewohnten.

3. In Bihé.

Nach 20tägigen Beschwerden, Sorgen und Leiden befand ich mich endlich in Bihé, sehr krank zwar, aber doch voll Vertrauen und zufrieden mit dem, was ich bis jetzt geleistet hatte. Gleich nach der

Unterredung mit meinen frühern Gefährten verließ ich Belmonte und ließ mich in meiner Hängematte nach dem benachbarten Dorfe Magalhães tragen, wo ich alsbald kraft- und bewußtlos auf mein aus Fellen bereitetes Lager sank. Die ersten Symptome einer Gehirnentzündung waren an der Art und Weise zu erkennen, wie die rheumatischen Schmerzen an Stärke zunahmen. Am folgenden Tage besuchten mich Capello und Ivens, um mir Arznei zu bringen. Doch ich wurde sehr rasch kränker, bis das Delirium meine Sinne vollständig gefangen nahm. Als ich wieder zur Besinnung kam, glaubte ich, geträumt zu haben. Meine Pfleger hatten mich vollständig mit Blutegeln bedeckt und mir dadurch soviel Blut abgezapft, daß ich mich in einem Zustande der allergrößten Schwäche befand.

Einige Tage später besuchte mich Ivens, und wir hatten eine lange Unterredung miteinander. Er teilte mir mit, daß er und Capello am nächsten Morgen in das 3 engl. Ml. von der Stadt errichtete Lager überzusiedeln gedächten und den mir zukommenden Teil des Gepäcks in Silva Portos Haus zurücklassen wollten. Da auch Barros erklärte, er wolle nicht gern weiter mit, so entließ ich ihn, sowie auch einige der Benguela-Neger, die gleichfalls keine Neigung hatten, die Reise fortzusetzen.

Endlich wurde ich alle die lästigen Besucher los, und mit einem Seufzer der Erleichterung warf ich mich aufs Bett; ich war allein. Und doch war ich nicht ganz allein! Denn ich hatte noch einen Kameraden bei mir, der aber in keiner Weise meine Ruhe störte. Neben mir, wo es sich am liebsten aufhielt, stand das Tier, das mir auf dem ganzen Marsche durch Afrika der größte Trost gewesen ist, meine Lieblingsziege Cora, welche, die Vorderfüße auf den Bettrand gesetzt und leise blökend und mir die Hände leckend, die gewohnten und so lange entbehrten Liebkosungen zu erlangen suchte.

Als Capello und Ivens mir am folgenden Tage die Botschaft sandten, daß sie Silva Portos Haus verlassen hätten, ließ ich mich in der Hängematte dorthin tragen und fand, daß sie mir 7 Lasten Stoff, 6 Kisten mit Proviant, einen Koffer mit Instrumenten und 3 Sniderbüchsen zurückgelassen hatten.

Trotz meiner prekären Lage, trotzdem ich kaum imstande war, zu kriechen, beschloß ich dennoch, den vor mir liegenden unbekannten Regionen, mochten sie noch soviel Schrecknisse enthalten, nicht den Rücken zu kehren, sondern ein Hindernis nach dem andern zu bewältigen und aus den Trümmern der Expedition, welche hier ein so unzeitiges Ende gefunden hatte, eine neue, großartigere zu organisieren. Erst als ich

längere Zeit genau die Richtungen studiert hatte, welche ich einschlagen konnte, kam ich zu dem Entschlusse, direkt nach dem obern Sambesi zu marschieren und der hohen Gebirgskette zu folgen, in welcher die Flüsse jenes Teiles von Afrika entspringen. Nach Ankunft am Sambesi wollte ich ostwärts gehen und die Nebenflüsse am linken Ufer dieses Stromes bis zum Zumbo hinab aufsuchen und dann über Tete und Senna nach Quilimane (an der Sambesimündung) marschieren.

Anfangs April war mein Gesundheitszustand beträchtlich gebessert; ich hatte bereits 60 Träger in Bereitschaft und wartete nur noch auf die Ankunft des Gepäcks von Benguela, um die Lasten wieder zu verpacken und den Marsch fortzusetzen. Das Wetter war herrlich. Schön war es am Tage bei den glänzenden Sonnenstrahlen, aber noch viel prächtiger, wenn nachts Myriaden von Sternen ihr seltsam melancholisches Licht, wie man es nur in tropischen Regionen kennt, über die Gegend ausströmten. Zu den vielen Arbeiten, die meine Zeit bereits in Anspruch nahm, war durch das Reparieren aufgekaufter Feuergewehre noch eine neue hinzugekommen. Es fehlte mir aber noch an Munition. In Silva Portos Haus fand ich eine große Menge Exemplare der „Gazeta de Portugal“; es mangelte mir also nicht an Papier zu Patronen, und da ich wußte, daß unter den erwarteten Waren von Benguela ziemlich viel Pulver sein mußte, so war meine Hauptsorge, Kugeln zu erhalten. Blei war unmöglich zu bekommen; ich mußte mich daher entschließen, sie aus Schmiedeeisen herzustellen. Am 25. April hatte ich 10 000 Kugeln. An demselben Tage trafen auch die ersten Bailundos mit Waren von Benguela ein, denen am nächsten Morgen andre folgten. Am 5. Mai erhielt ich durch Träger aus Benguela 16 Musketen, 60 Pfund Seife, eine Uhr und eine Last Salz. Am 6. Mai langte endlich das Pulver an, und ich machte mich sofort an die wichtige Arbeit, die Patronenhülsen zu füllen. Am 10. Mai war alles in Bereitschaft, und am folgenden Tage hatte ich sämtliche Träger beieinander. Ich verteilte die Lasten, traf noch einige Anordnungen und gab den Befehl zum Aufbruch am andern Morgen. Und als nun der Tag gekommen und ich mit Zuversicht annehmen konnte, daß ich jetzt endlich die Reise wirklich fortsetzen könnte, fand ich, daß nur 30 Leute zur Hand waren und die übrigen sämtlich die Flucht ergriffen hatten. Es war ein fürchterlicher Schlag. Verissimo und die andern rieten mir, Belmonte zu verlassen und in einiger Entfernung vom Dorfe ein Lager zu errichten; denn, wie sie glaubten, würde eine auf dem Marsche befindliche Karawane eher bei den Bihénos die Lust erregen, die Expedition mitzumachen.

4. Nach Lialui am obern Sambesi.

Am 6. Juni morgens 9 Uhr brach ich das Lager ab, nachdem die für den Marsch nach dem Kwansa (Küstenfluß in den portugiesischen Besitzungen) gemieteten Träger gekommen waren. Unser Weg führte durch Wald und Marschen. Am 9. Juni war ich am linken Ufer des Kwansa eingetroffen. Derselbe ist an dieser Stelle nur 165′ breit und 6′ tief, hat aber eine Strömung von 48′ in der Minute. Das Flußbett besteht aus feinem, weißem Sande, die Durchsichtigkeit des Wassers ist eine ganz bemerkenswerte. Der Fluß strömt in Schlangenwindungen durch eine große Ebene, die 1½ bis 2 engl. Ml. breit ist; dieselbe ist mit äußerst hohem Gras und Röhricht bedeckt, welches so dicht und steif ist, daß der Durchmarsch beträchtlich erschwert wird.

Am 14. Juni 1878 begann ich um 10 Uhr morgens den Übergang über den Kwansa, der ein paar Stunden in Anspruch nahm. Das in London gekaufte Guttapercha-Boot leistete mir vorzügliche Dienste. Außerdem hatte ich 4 gemietete Kanoes zur Verfügung. Das Land ostwärts vom Kwansa hat ein ganz andres Aussehen als das auf der Westseite des Flusses. Die Landschaft ist malerischer, die Szenerie nicht so eintönig wie in Bihé. Die Flüsse und Bäche waschen tiefere Betten aus, die Unregelmäßigkeiten des Bodens machen sich sehr bemerkbar. Die Ufer der Flüsse, einerlei ob groß oder klein, sind oberhalb der Hochwassermarken mit schönen Bäumen bestanden, während in den Wäldern Gesträuch und Unterholz eine fast undurchdringliche Barriere bilden.

Am 6. Juli erreichten wir Cambuta mit hungrigem Magen. Da der Sova (Unterhäuptling) auf der Jagd war, so machten seine Frauen die Honneurs des Hauses. Sie überließen mir nicht nur ein ziemlich bedeutendes Quantum Massango, sondern besorgten mir auch ein Dutzend Leute, um denselben zu tragen, sowie 2 Führer, welche mich zu den Quellen des Quando bringen mußten. Der Quando, sicherlich der größte Nebenstrom des Sambesi, wurde mir nicht durch die Informationen der Führer von Cambuta zuerst bekannt. Ich hatte mich auf dem Marsche von Bihé nach letzterem Orte stets nördlicher gehalten, als die gewöhnliche Route der Bihéno-Karawanen läuft, und zwar mit Absicht, weil ich wußte, daß ich dann früher oder später an die Wasserscheide des großen Stroms gelangen würde. Ich war dabei den Andeutungen Silva Portos gefolgt, der bereits auf jenem Flusse von dem Cuchibi abwärts bis nach Linjati gefahren war und

seine Waren in Kanoes befördert hatte. Am 10. Juli setzten wir den Marsch fort; allein schon nach einer halben Stunde hatten wir uns trotz der Führer in einem vollständig undurchdringlichen Walde verloren, aus dem wir mit vieler Mühe erst um 10 Uhr wieder herausgelangten. Dann passierten wir eine Stelle, wo uns kein Unterholz aufhielt, gigantische Bäume aber vor den brennenden Sonnenstrahlen schützten. Dies Vergnügen dauerte jedoch nicht lange; denn schon nach einer weitern halben Stunde befanden wir uns wieder im Dickicht, wo der Weitermarsch ebensoviel Beschwerden wie Schmerzen bereitete. 20 Minuten nach 11 Uhr erblickte ich endlich den einladenden Abhang einer Anhöhe, deren Fuß die glitzernden Gewässer eines von schwankendem Grasteppich umgebenen kleinen Sees bespülten. Die Stelle, wo der große Nebenstrom entspringt, verdient viel eher den Namen eines Sumpfes als den eines Sees. Mitten in meiner Arbeit — ich bestimmte die Lage des Quellsees — wurde ich plötzlich von einem heftigen Fieberanfall betroffen, der mich volle 3 Stunden in Ohnmacht liegen ließ. Als ich dann wieder zu mir kam, konnte ich kaum das Lächeln über meine seltsame Situation unterdrücken. Ich fand mich nämlich mit Amuletten buchstäblich bedeckt, und meine ganze Brust war mit kleinen Antilopenhörnern, sämtlich mit den kostbaren Zaubermitteln gefüllt, wie besäet. Um den rechten Arm hatte man mir ein Armband von Krokodilzähnen befestigt, während 2 ungeheure Büffelhörner an hohen Stangen im Zelte aufgehängt waren.

Am Morgen des 12. Juli ließ ich bei einer Temperatur von nur 2° über Null das Lager abbrechen und die Vorbereitungen zum Weitermarsch treffen. In den Wäldern nisteten Tausende von kleinen Papageien, die alle gleichzeitig schrieen und einen bedeutenden Lärm verursachten. Gerade als wir den Quando passierten, bemerkte ich eine Herde Gnus, doch es gelang mir nicht, zum Schuß zu kommen. Ich durchforschte, nach Osten schreitend, das ganze Quellgebiet des Sambesi.

Am 16. August übermannte mich fast die Verzweiflung; ich fühlte mich völlig einsam; denn von allen meinen Leuten schien sich keiner die geringste Energie bewahrt zu haben. Als der Abend anbrach, setzte ich mich vor die Hütte und nahm mein frugales Mahl zu mir. Plötzlich sprangen meine Hunde auf und liefen mit wütendem Gebell dem Walde zu. Aus dem Busche trat ein Fremder hervor, dem eine Frau und 2 Knaben folgten, und kam, ohne die Hunde zu beachten, ins Lager, wo er nach kurzer Rundschau auf mich zueilte und sich zu meinen Füßen niederließ. Die energischen Gesichtszüge, der kühne Blick und das entschiedene Benehmen nahmen sofort meine Aufmerksamkeit in

Anspruch. „Wer bist du und was willst du von mir?“ fragte ich ihn. — „Ich bin Caiumbuca,“ antwortete er, „und habe Dich aufgesucht.“ — Als ich den Namen Caiumbuca hörte, konnte ich meine Bewegung nicht verbergen. Vor mir stand der kühnste Bihé-Händler, der alte Pombeiro (Karawanenführer) Silva Portos. In Benguela hatte Silva Porto mir gesagt: „Suchen Sie Caiumbuca auf und engagieren Sie ihn für Ihre Dienste. Sie werden dann den besten Gefährten haben, welchen Sie in dem ganzen südlichen Zentralafrika finden können.“ Ich hatte mich etwa eine Stunde mit ihm unterhalten und ihm auch einen Brief vorgelesen, welchen Silva Porto mir in Benguela für ihn gegeben hatte. Dann machte ich ihm meine Vorschläge, und als es dunkel wurde, war alles verabredet, und ich rief meine Träger zusammen, um ihnen Caiumbuca als Nächstkommandierenden vorzustellen.

Am 24. August 10½ Uhr trafen wir am Sambesi ein. Mit welchem Enthusiasmus betrachtete ich den großartigen Strom! Eine Gruppe Nilpferde steckte in einer Entfernung von 90′ die ungeheuren Schnauzen aus dem Wasser; zwei derselben mußten die Unklugheit mit dem Tode büßen. Das gleiche Schicksal hatte ein riesiges Krokodil, welches sich auf einer benachbarten Insel sonnte. Auf diese Weise begrüßte ich den mächtigen Liambe, indem ich seine Gewässer mit dem Blute seiner gefräßigen Bewohner färbte. Als der Enthusiasmus meiner Leute seinen Höhepunkt erreicht hatte, trafen die Kanoes des Barotse-Königs Lobossi ein, so daß ich um Mittag den Übergang nach dem linken Ufer bewerkstelligte. Erst um 5 Uhr abends traf ich in der großen Hauptstadt des Barotse- oder Königreichs Lui, Lialui, ein.

5. In Lialui.

Etwa 1200 Krieger waren in parallelen Linien bis zu dem Hause, welches ich zeitweilig bewohnen sollte, aufmarschiert, während einer der Würdenträger des Hofes und 30 Begleiter mein Gefolge bildeten. Vor dem Hause, das von einem mit Rohr umzäunten großen Plateo oder Hofe umgeben war, hatte man eine Art Baldachin errichtet, unter welchem ich sitzend die Begrüßungen des Hofes entgegennahm. Zuerst kamen die 4 Ratgeber des Königs; an der Spitze der Ratgeber Gambella, und hinter ihnen alle Würdenträger des Königs Lobossi. Nachdem sie Platz genommen, begann unter entsprechenden Zeremonien der Austausch der Komplimente und Freundschaftsversicherungen. Dann entfernten sie sich gravitätisch, um andern Gesandten Platz zu machen,

die mich erst verließen, als es schon dunkel geworden war. Endlich konnte ich mich in das mir zugewiesene Haus zurückziehen; doch bekam ich wenig oder keinen Schlaf, weil ich mir über die Zukunft Gedanken machte. Meine Hilfsmittel waren erschöpft; was sollte ich anfangen, wenn der König meine Reise nicht ganz energisch förderte? Nur seinem Edelmute verdankte ich es, daß ich augenblicklich nicht auch Hunger litt.

Als ich mich am Morgen des 25. August erhob, war ich sehr krank; das Fieber hatte sich von neuem eingestellt. Ich befand mich nahe dem Breitenparallel von 15° Süd am obern Sambesi in Lialui, der neugegründeten Hauptstadt des Königs Lobossi, Beherrschers von Barotse. Aus den Erzählungen David Livingstones geht hervor, daß ein aus dem Süden kommender Besuto-Häuptling, Namens Chibitano, an der Spitze einer mächtigen Armee, in der Nähe der Vereinigung des Sambesi mit dem Quando den erstern Fluß überschritt, einen Einfall in die Territorien des obern Sambesi machte und sämtliche Stämme dieses ungeheuern Landstrichs unterjochte. Chibitano ist der bedeutendste Heerführer gewesen, welcher in Zentralafrika je existiert hat. Seine aus so verschiedenen Elementen und Abkömmlingen zahlreicher Rassen und Stämme zusammengesetzte Armee nannte er Cololos; von diesem Namen leitet sich die in ganz Afrika bekannte Bezeichnung Makololos ab. Die politische Organisation des Königreichs Barotse ist eine ganz andre, als bei allen übrigen Völkern, welche ich bisher in Afrika getroffen hatte. Dasselbe besitzt 2 wirkliche, getrennte Ministerien, das des Krieges und das des Auswärtigen; letzteres zerfällt wieder in 2 Sektionen, denen je ein eigner Minister vorsteht, und von welchen der eine mit dem Westen, also mit den Portugiesen in Benguela, zu thun hat, der andre die Angelegenheiten im Süden erledigt und mit den Engländern am Kap verhandelt.

Bei Tagesanbruch erhielt ich die Botschaft, daß König Lobossi bereit sei, mich zu empfangen. Sofort packte ich meine Koffer aus und kleidete mich in den einzigen vollständigen Anzug, welchen ich noch besaß, um mich dann nach dem großen, freien Platz zu begeben, wo die Audienz stattfinden sollte. Der König saß in der Mitte des offnen Raumes auf einem Sessel mit hoher Rückenlehne, hinter welchem ein Neger mit einem Sonnenschirme stand. Der Herrscher war ein junger Mann von 20 Jahren, von hoher Gestalt, über einem bunten Hemde trug er einen Mantel aus Baumwollenzeug, an Stelle einer Krawatte eine große Menge Amulette, welche bis auf die Brust herabhingen. Die Beinkleider bestanden aus buntfarbigem Stoffe und ließen schneeweiße schottische Strümpfe sehen; die Füße staken in niedrigen, blank-

geputzten Schuhen. Eine große gesteppte Decke in lebhaften Farben, an Stelle eines Überrocks, und ein mit 2 langen, prächtigen Straußenfedern verzierter weicher Hut vervollständigten das Kostüm des mächtigen Königs. Zu seiner Rechten saß Gambella (Präsident des königl. Rates), gegenüber die 3 andern Ratgeber, während etwa 1000 Personen sich rund herum in einem Halbkreise niedergelassen hatten, und je nach ihrem Rang in größerer oder geringerer Entfernung vom Herrscher. Bei meiner Ankunft erhoben sich erst König Lobossi und dann die Ratgeber und das ganze Volk. Ich erklärte Lobossi zunächst, daß ich nicht Händler sei, sondern auf den Befehl des Königs von Portugal ihm einen Besuch abstatte, daß ich aber nicht vor einer so zahlreichen Versammlung das sagen könne, was ich ihm mitzuteilen habe. Er erwiderte, er wisse und sehe das sehr gut ein. Ich sei sein Gast, und wir würden Zeit genug haben, um über Geschäfte zu sprechen, da er sich glücklich schätze, wenn er mich längere Zeit an seinem Hofe zu erhalten hoffen dürfe. Nach diesem feierlichen Empfange entließ er mich, und ich kehrte, vom heftigsten Fieber geplagt, nach meiner Hütte zurück. Im Hofraum fand ich nicht weniger als 30 Ochsen, die der König mir zum Geschenk geschickt hatte. Um 1 Uhr wurde ich von dem Könige in einem der halbcylinderförmigen Gebäude, das aber sehr große Dimensionen besaß und mehr als 60′ lang und 25′ breit war, in Privataudienz empfangen. Die Unterhaltung drehte sich um gleichgültige Dinge. Unter anderm unterhielten wir uns auch über die verschiedenen Sprachen, bei welcher Gelegenheit Lobossi mich bat, ihm etwas auf portugiesisch zu erzählen.

Als ich mich entfernte, flüsterte mir der König leise zu, so daß niemand von den übrigen ihn verstehen konnte, er möchte mich am Abend gern noch sprechen. Bald nachdem ich meine Hütte erreicht hatte, stattete Machauana mir einen Besuch ab; er war der frühere Gefährte Livingstones auf dessen Reise vom Sambesi nach Loanda; erst nach langer Unterhaltung über Livingstone verließ er mich mit unendlichen Freundschaftsbeteuerungen.

Um 9 Uhr begab ich mich zur Wohnung des Königs, den ich in einem der innern Höfe an einem großen Feuer, welches in einem irdenen Kohlenbecken von mehreren Meter Durchmesser brannte, auf einem Stuhle sitzend fand. Ich erwähnte zunächst, daß ich gezwungen gewesen sei, die reichen Geschenke, welche ich für ihn mitgebracht, unterwegs zurückzulassen, daß ich trotzdem jedoch einige Kleinigkeiten, darunter eine Uniform und einen Hut, hätte retten können, die ich ihm bei diesen Worten überreichte. Lobossi war über die Uniform und den Hut gleich erfreut und bedankte sich in herzlichen Worten für das Ge-

schenk. Ich teilte dem Monarchen weiter mit, daß ich als Abgesandter des Königs von Portugal, des Mueneputo, komme (Muene = König, Puto = Portugal). Dann erklärte ich, daß mein Hauptzweck sei, bessere Handelsverbindungen zwischen beiden Ländern herzustellen, und daß ich, da Barotse im Mittelpunkt Afrikas liege und bereits in Beziehung zu Benguela stände, die Straßen nach dem Zumbo (nach Osten) zu eröffnen wünsche, durch welche der König einem Markte viel näher gebracht werde, auf dem er und seine Unterthanen sich die notwendigen europäischen Waren kaufen könnten. Ich versicherte ihm auch, daß der Mueneputo gern den Handel zwischen beiden Ländern schützen werde, wenn Lobossi seinerseits sich verpflichten wolle, in seinem Lande das Kaufen und Verkaufen von Sklaven zu verbieten. Nach längerer Diskussion wurde endlich beschlossen, daß König Lobossi eine Deputation, zu welcher ich einen vertrauenswürdigen Mann zu stellen hatte, nach Benguela mit Briefen an den Gouverneur und Silva Porto schicken sollte, wogegen er mir genügend Leute zur Begleitung nach dem Zumbo besorgen wollte.

Am nächsten Morgen hatte das Fieber so zugenommen, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Lobossi stattete mir einen Besuch ab und brachte seinen Leibarzt mit, einen alten Mann von kleiner, magerer Figur, mit weißem Bart und Haar. Nachdem er aus seiner Kleidung 8 auf einen Faden gezogne halbe Steine einer mir unbekannten Frucht hervorgeholt hatte, warf er dieselben zur Erde, wobei er gewisse geheimnisvolle Worte aussprach. Einige von den Steinen fielen mit der innern Seite nach oben, die andern nach unten, und nachdem er ihre Lage genau untersucht hatte, kam er zu dem Schlusse, daß meine verstorbenen Verwandten Besitz von mir ergriffen hätten, und daß es daher dringend notwendig sei, ihm ein Geschenk zu geben, damit er die Geister verbannen könne. Ich hörte den ganzen Unsinn mit der größten Geduld an und that, als ob ich seinen Worten völlig Glauben schenkte, entließ ihn aber sobald als möglich, nachdem ich ihm etwas Schießpulver gegeben hatte.

Am 29. August war das Fieber endlich den starken Dosen Chinin gewichen, und meine Kraft begann wieder zu kommen. Unglücklicherweise verschlimmerte sich mein moralischer Zustand in demselben Maße. Ich litt an fürchterlichem Heimweh. Der König zeigte sich zwar sehr besorgt über meinen Zustand; trotzdem aber stellte er durch jeden seiner Boten, der sich nach meiner Gesundheit erkundigte, Forderungen, eine noch unverschämter und impertinenter als die andere, an mich. An diesem Tage (29. August) schickte mir Lobossi seine Musikanten, die zu meiner Unterhaltung spielen und singen sollten; als sie aber mit ihrer

Vorstellung zu Ende waren, verlangte er für jeden Mann 2 Ladungen Pulver. Ein Heer, welches Lobossi gegen seinen Nebenbuhler Manuauino ausgesandt hatte, war von dem letztern mit Hilfe der Weißen (= Muzungos) fast gänzlich aufgerieben worden. Eine schlechte Nachricht kommt selten allein, so auch hier; denn außer der ersten Unglücksbotschaft erhielt der König auch die Meldung, daß der mächtige Häuptling der Matebeles, Lo Bengula, einen Angriff auf das Reich Barotse vorbereite. Die Lage machte mich sehr unruhig; was sollte bei diesen das Land beunruhigenden Vorfällen aus mir werden? Wiederholt wurde erzählt, daß es Muzungos gewesen seien, welche die von Lobossi gegen Manuauino ausgeschickten Truppen vernichtet hätten; wurde es bekannt, daß ich gleichfalls ein Muzungo, so war mein Leben keinen Pfennig mehr wert. Glücklicherweise blieb es den Eingebornen aber unbekannt, da sie der Meinung waren, daß die Portugiesen im Osten ein ganz andrer Menschenschlag seien, als diejenigen im Westen.

Frühmorgens am 30. August schickte Lobossi mir Botschaft, es sei seine Absicht, die Feindseligkeiten aufzunehmen; sein Abgesandter war Gambella selbst, welcher mir ferner noch sagte, daß mein Weitermarsch nach Osten unmöglich sei, da dort der Schauplatz des in Aussicht stehenden Krieges sei, und daß daher alle unsre frühern Verabredungen aufgehoben seien.

Nachmittags wurde mir, als ich gerade einen neuen, heftigen Fieberanfall hatte, die Mitteilung gemacht, daß die Bihéno-Pombeiros (Führer der Bihé-Leute) mich zu sprechen wünschten. Sie kamen mit der Erklärung heraus, daß sie angesichts des beunruhigenden Zustandes von Barotse sich von mir verabschieden und nach Bihé zurückkehren wollten. Es war eine feige Bande, die mich gerade in dem Augenblicke verlassen wollte, als ich ihrer am meisten bedurfte. Das unerwartete Benehmen hatte aber die gute Folge, daß mir wie mit einem Zauberschlage die kalte Entschlossenheit wiederkehrte, die mich schon seit mehreren Tagen verlassen hatte. Ich entließ unverzüglich die Bihénos und befahl ihnen, das Lager zu verlassen, dann musterte ich meine Mannschaften und fand, daß mir nur noch 58 Leute zur Verfügung geblieben waren.

Lobossi wurde von Tag zu Tag ungestümer und benahm sich gerade wie ein aufdringliches, impertinentes Kind, so daß sehr viel Geduld dazu gehörte, um seine Anwesenheit und seine Forderungen zu ertragen. Früh am Morgen des 2. September besuchte mich Gambella, welcher mir vom Könige den Befehl brachte, sein Territorium sofort zu verlassen und keinen andern Weg als die nach Bihé führende Straße einzuschlagen. Nachdem ich scheinbar einige Zeit über meine

Antwort nachgedacht hatte, erwiderte ich: „Freund Gambella, sage Lobossi und höre auch selbst meine Botschaft, daß ich auch nicht einen einzigen Schritt von hier in der Richtung nach Benguela machen werde. Möge seine Armee noch so zahlreich sein, ich weiß mich zu verteidigen, wenn ich angegriffen werde, und wenn ich falle, so wird der Mueneputo ihn wegen meines Todes zur Rechenschaft ziehen."

Spät in der Nacht besuchte mich Machauana heimlich, um mir mitzuteilen, daß Gambella dem Könige den Rat gegeben, mich beiseite zu schaffen. Lobossi hatte es aber abgelehnt, einen solchen Schritt zu thun. Am nächsten Morgen weckte man mich mit der Botschaft, daß Lobossi gekommen sei und mich sprechen wolle. Ich stand sofort auf, um den König zu empfangen, der mich nur aufgesucht hatte, um mir mitzuteilen, daß er seinen Entschluß geändert habe und mir jetzt alle Wege offen ständen.

Als ich am Abend des 4. September das Lager verließ, um eine Mondhöhe zu nehmen, flog mir ein von unsichtbarer Hand geworfener Assagai so nahe vorbei, daß der Schaft meinen linken Arm streifte. Ich blickte schnell nach der Richtung hin, aus welcher das Geschoß gekommen war, und sah nun in der matten Beleuchtung, etwa 20 Schritte von mir entfernt, einen Neger, der sich gerade für den zweiten Wurf bereit machte. Den Revolver ziehen und nach dem Hallunken schießen, war das Werk eines Augenblicks.

Als ich mitten in der Nacht noch wachend lag, hörte ich, wie sich jemand leise in meine Hütte schlich. Im nächsten Augenblicke erkannte ich beim Scheine des Feuers meine Dienerin, das Negermädchen Mariana, das, in der Thür stehend, mir ein Zeichen machte, still zu sein, dann hereintrat und mir ins Ohr flüsterte: „Sei vorsichtig! Caiumbuca verrät dich! Nachdem er mit dir zurückgekommen war, ist er wieder zu einer Unterredung mit Gambella zur Stadt gegangen. Nach der Rückkehr hat er in aller Stille Silva Portos Leute zusammengerufen und in seiner Hütte versammelt. Ich wachte aber und lauschte und hörte sie davon sprechen, wie sie dich töten könnten. Auch Verissimo war dort. Weil du die Barotse-Sprache nicht verständest, beschlossen sie, wenn du dem Könige etwas sagst, deine Angaben falsch zu wiederholen, so daß Lobossi ärgerlich werden müßte und den Befehl geben würde, dich zu töten. Sei deshalb vorsichtig; sie sind alle schlecht, sehr schlecht!"

Am Nachmittag des 5. September schickte Lobossi mir die Botschaft, die Leute seien bereit, mich auf dem Marsche nach der Küste von

Mosambique zu begleiten; ich könne die Reise daher antreten, wenn es mir beliebe. —

Es war am 6. September, der Abend war heiter und frisch; ich saß vor der Thür meiner Hütte und beschäftigte mich in Gedanken mit der Heimat, meinen Verwandten und Freunden, sowie mit dem zukünftigen Schicksale meiner Expedition. Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit durch eine Anzahl heller Lichter, die sich rund um das Lager her bewegten, angezogen. Ich sprang auf und blickte durch das meine Wohnung umgebende Zaunwerk. Als ich das Feld übersehen konnte, war mir das Ganze klar und unwillkürlich entrang sich mir ein Schrei des Schreckens. Einige hundert Eingeborne hatten das Lager umzingelt und warfen Feuerbrände auf die Hütten, deren Bedachung nur aus trocknem Grase bestand. In kaum einer Minute hatten die Flammen, durch den starken Ostwind angefacht, sich nach allen Richtungen ausgebreitet. Schnell hatten Augusto und die Benguela-Leute sich um mich versammelt, und mir selbst war, angesichts der drohenden, schrecklichen Gefahr, die Selbstbeherrschung wiedergekehrt. Kaltblütig und besonnen faßte ich den Entschluß, Widerstand zu leisten und Sieger zu bleiben.

In dichten Massen fielen die Assagais rund um uns herum, und es waren schon einige von meinen Leuten schwer verwundet. Zwar beantworteten meine Treuen die Speerwürfe mit Flintenkugeln, allein die Eingebornen kamen trotzdem immer näher und hatten bereits den Lagerraum betreten, dessen in Asche liegenden Hütten ihrem Vordringen kein Hindernis boten. Ich stand in der Mitte des freien Platzes und bewachte meine Landesflagge. Als die Feuer heruntergebrannt waren, bemerkte ich, daß die Gefahr eine große, fürchterliche war; denn auf jeden von uns kamen 100 Feinde. Es war ein höllisches Schauspiel: die kräftigen Neger in der düstern Beleuchtung hin und her stürzend, ein teuflisches Geschrei erhebend und unter dem Schutze der Schilde näher und näher kommend. Da kam Augusto, welcher wie ein wütender Löwe gefochten hatte, mit angsterfülltem Gesicht zu mir und zeigte mir sein soeben geborstenes Gewehr, worauf ich ihm durch meinen Negerknaben Pepica meine Büchse zum Elefantenjagen nebst Patronentasche geben ließ. Unverzüglich stürzte der brave Bursche wieder fort und feuerte so rasch wie möglich in die dicksten Haufen der Feinde hinein. In demselben Augenblick stimmten die Wilden ein höllisches Weh- und Schreckensgeheul an und wandten sich zu eiligster Flucht.

Erst am folgenden Tage hörte ich von König Lobossi, was die Lage der Dinge so plötzlich geändert hatte; es waren nur die un-

erwarteten Schüsse Augustos gewesen; denn in der ihm übergebenen Patronentasche hatten sich einige mit Nitroglycerin gefüllte Kugeln befunden. Durch die Wirkung dieser furchtbaren Geschosse, welche die Getroffenen geköpft oder zerrissen hatten, war die rechtzeitige Panik unter den Schwarzen entstanden.

Die Feuersbrunst hatte mir schweren Verlust an meinem Eigentum zugefügt; weit mehr aber war das wertvolle Leben derjenigen zu beklagen, welche durch den unerwarteten Angriff geopfert worden waren. Nachdem der Tag angebrochen war, suchte ich den König auf, und vor seinem gesamten versammelten Volke machte ich ihn für die Ereignisse verantwortlich. Ich erklärte ihm ferner, daß ich ohne Verzug meine Reise fortsetzen würde.

Wir verließen am 7. September die Ebene, und trotz unsrer großen Schwäche vermochten wir, Gesunde sowohl als Kranke, in der Nähe von Katongo das Gebirge zu erreichen. Der neue Plan des Königs, uns verhungern zu lassen, flößte mir große Sorge ein, da das Land sehr arm an Wild war. Unsre einzige Hilfsquelle bestand nur noch in den zahlreichen Fischen der nahen Landseen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. September erschreckte mich mein treuer Augusto mit der Nachricht: „O Herr! wir sind verraten, unsre sämtlichen Leute sind geflohen und haben uns bestohlen." Ich sprang auf und stürzte aus der Hütte. Wahrhaftig, das Lager war verlassen. Es waren nur noch Augusto, Verissimo, Camutombo, Catraco, Moero und Pepica mit den beiden Frauen da, die sich gegenseitig mit stiller Verwunderung anblickten. Ich setzte mich zu meinen acht treuen Gefährten und suchte zu erfahren, was denn eigentlich passiert sei. Doch waren meine Fragen vergeblich, niemand konnte mir Einzelheiten mitteilen. Das war der schwerste Schlag, welcher mir zugefügt werden konnte. Mein ganzes Besitztum bestand nur noch in dem, was sich in meiner dürftigen Hütte vorfand, meinen Papieren, Instrumenten und Waffen; doch waren letztere wertlos, da einer der gestohlenen Packen die Munition zu denselben enthalten hatte.

Zum erstenmale, seitdem ich Afrika betreten hatte, zog der Gedanke, daß ich jetzt vollständig verloren sei, mir das Herz zusammen.

Plötzlich erfaßte mich in meinem dumpfen Hinbrüten ein Gedanke; ich sprang auf und stürzte in die Hütte, wo ich die mein Bett bildenden Felle entfernte und den kleinen Koffer herauszog, der mein Kopfkissen darstellte. Den Inhalt entleerend, nahm ich mit großer Sorgfalt ein rechtwinkliges, langes und niedriges Lederfutteral heraus, fieberhaft vor Aufregung öffnete ich dasselbe und sah eifrig den Inhalt

des so sorgsam aufbewahrten Kästchens nach, um dann meinen Instrumentenkoffer zu untersuchen, in welchem mein Sextant mit Hilfe von 2 Blechbüchsen festgestaut war, von deren Inhalt ich mich hastig überzeugte. Dann eilte ich aus der Hütte und dem Lager und stürzte dem Walde zu, wo ich im Laufe des Tages mein Fischnetz nach dem Gebrauche zum Trocknen hatte aufhängen lassen. Zu meiner größten Freude hing es, von dem Gewichte des Bleies ausgestreckt, noch dort. Mit zitternden Händen vergewisserte ich mich, daß das Blei noch vorhanden war, rollte das Netz auf und kehrte, mit der schweren Bürde beladen, zum Lager zurück. Ich war halb von Sinnen, aber vor Freude. Der Geizhals, welcher mit eifrigen, begehrlichen Blicken seinen Schatz nachzählt, muß ebenso aussehen, wie ich es that, als ich die Büchse in dem Futteral betrachtete. Sie bedeutete für mich aber auch neues Leben, Sicherheit, Sieg, für mein Heimatland die glückliche Vollendung der schwierigen Expedition. Die Waffe, welche ich mit einer Zärtlichkeit anfaßte, wie man sonst nur ein geliebtes Kind behandelt, die mein Schicksal und damit auch dasjenige der Expedition durch den afrikanischen Kontinent entschied, war die Büchse, die der König von Portugal mir vor der Abreise von Lissabon geschenkt hatte. In dem Futteral befanden sich nicht allein die Werkzeuge zum Kugelgießen, sondern auch die nötigen Gegenstände zum Laden der Patronen. Ein kleines Kästchen in dem Futterale enthielt, als ich das Geschenk von dem König bekam, 500 Zündhütchen. Die wirr auf mich einstürmenden Gedanken waren dann nach den 2 Blechbüchsen mit Pulver gewandert, welche ich seit dem Abmarsche von Benguela in Ermangelung besserer Dinge benutzt hatte, den Kasten mit dem Sextanten in dem Koffer festzustauen. Es fehlte mir also nur noch an Blei, und das mußte mir das Netz liefern.

Durch meinen Boten Verissimo, den ich zu Lobossi gesandt, erfuhr ich, daß ein englischer Missionar, welcher sich in Patamatenga befand und das Königreich Barotse zu sehen wünschte, mit seinem Gesuche abgewiesen worden war. Als der Neger mit seinem Berichte zu Ende war, hatte ich auch meinen Plan gefaßt und mich entschlossen, den Missionar aufzusuchen.

6. Fahrt auf dem Sambesi.

Früh am Morgen des 24. September stattete mir Lobossi einen Besuch ab, um Abschied zu nehmen und mir die Sklaven zu bringen, welche die mir überlassenen Kanoes bis zu gewissen Dörfern am Sam-

besi rudern sollten, deren Häuptlinge mir neue Boote und Mannschaften liefern sollten. Am 25. September gelangten wir in den Hauptarm des Liambe (= Sambesi), wo ich eine Menge Wild am Ufer bemerkte. Ich ließ die Kanoes halten, um soviel zu schießen, daß wir, nach meiner Berechnung, trotz der Gefräßigkeit der Bootsleute, auf mehrere Tage versorgt waren. Der Fluß war an dieser Stelle ca. 200 m breit und sehr tief, doch die Strömung nur schwach, ein Umstand, der meinen Leuten sehr unangenehm war und sie veranlaßte, sich stets in der Nähe des Ufers zu halten, wo die oft zum Luftschnappen an die Oberfläche kommenden, gefürchteten Nilpferde uns nicht belästigen konnten.

Unser Halteplatz am 1. Oktober lag am äußersten Südende der ungeheuren Ebene von Barotse. Die beiden Bergketten, welche auf dem Breitenparallel von 15° 30 engl. Ml. voneinander entfernt sind, treffen hier zusammen und lassen nur genügend Raum für das etwa 5/4 engl. Ml. breite Bett des Sambesi. Der einförmigen und öden Ebene schließt sich hier hügeliges Land an, das mit üppigster Vegetation bedeckt ist. Ein noch größerer Kontrast zeigt sich in Bezug auf den Boden; denn auf den sehr feinen, weißen Sand der Ufer, der infolge seiner Trockenheit mit einem dem menschlichen Laute ähnlichen Tone knirscht, folgt in ganz plötzlichem Übergang vulkanischer Boden, dessen ungeheure Basaltblöcke die Ufer des Stromes bilden. Nachmittags, am 2. Oktober, erblickten wir eine Herde Ongiris (Antilopenart), welche auf dem rechten Ufer weidete; ich stieg etwas oberhalb derselben aus dem Boote, schlich mich hinan und tötete eine der prächtigen Antilopen. Dann ließ ich das Kanoe langsam abwärts fahren, während ich selbst eine Stunde weit zu Fuße nachfolgte. Unterwegs scheuchte ich große Scharen von Birkhühnern, Wachteln und Rebhühnern auf, die ich noch nirgends in Afrika so zahlreich angetroffen hatte. Leider fand ich aber auch, daß die Tsetse-Fliege so häufig vorkam wie jene Vögel.

Spät am Nachmittage des 3. Oktober landeten wir in der Nähe der Weiler von Sioma, wo wir das Lager unter einer riesenhaften Sykomore, nicht weit von dem Strome entfernt, aufschlugen. In der Nacht wurde ich mehrfach durch das Getöse des Wasserfalles von Gonha im Schlafe gestört. Der Hauptstrom gelangt hier in seinem Laufe auf eine Querschicht von Basalt, über welche derselbe sich mit fürchterlichem Getöse 43′ tief hinabstürzt. Der Gonhafall besitzt vielleicht nicht den imponierenden Charakter andrer großer Wasserfälle; allein die umgebende Landschaft ist um so reicher, mannigfaltiger und anziehender. Die Vegetation des Waldes, die Felsen und Gewässer

wirken so passend zusammen, daß ein harmonisches Ganze entsteht, das selbst von dem geschicktesten Künstler nicht besser hätte arrangiert werden können. Am 5. Oktober untersuchte ich den Weg, über welchen die Kanoes geschleppt werden mußten, ehe sie an einer sichern Stelle unterhalb der Fälle wieder ins Wasser gelassen werden konnten, und fand, daß derselbe durch dichten Wald führte und mindestens 3 engl. Ml. lang war, da der zwischen den felsigen Ufern bis zu einer Breite von 35—45 m eingeengte Sambesi auf der ganzen Strecke eine Strömung von 150 m in der Minute mit rollenden Wellen hatte, in denen kein Kanoe flott geblieben wäre. Das Schleppen der Kanoes geschieht durch Einwohner der Weiler von Simoa, die unter der Herrschaft eines Luina-Häuptlings stehen und von der Regierung von Lui (= Barotse) eigens zu diesem Dienste dorthin gesandt sind, für ihre Arbeit aber durchaus keine Bezahlung in Anspruch nehmen dürfen.

An den Hochwassermarken bei Mamungo bemerkte ich, daß der höchste Wasserstand 33′ höher gewesen war, als der augenblickliche, welcher somit ziemlich der niedrigste zu sein schien. Mein Gesundheitszustand war nichts weniger als befriedigend. In der Nacht des 11. Oktober glaubte ich, daß es mit mir zu Ende sei. Ein fürchterliches Fieber schien mein Inneres zu zerreißen, und ich hatte nur wenig Hoffnung mehr, den 12. Oktober, den Geburtstag meiner Frau, zu erleben. Gegen meine Erwartungen beseitigten aber die wiederholten Chinin-Einspritzungen das Fieber, so daß ich mich am Morgen des 12. Oktober weit besser fühlte und die Fahrt fortzusetzen beschloß. Eine Stromschnelle folgte der andern. Gegen Mittag kamen wir zu dem großen Katarakt von Catima-Moriro (= Feuerlöscher), den letzten in der obern Region der Wasserfälle des Sambesi. Mein Geist war ebenso mitgenommen als mein Körper, und ich war vollständig erschöpft, als der Abend des gefahrvollen 12. Oktober anbrach, an den ich auch jetzt noch nur mit Schaudern zurückdenken mag.

Am 14. Oktober fuhr ich weiter — der Sambesi floß jetzt nach Ost — und traf nachmittags in der Nähe des Dorfes Quissequ e oder Chicheque ein. Der Strom war auf der ganzen Fahrt mit größern Inseln besäet, die jedoch ein andres Aussehen hatten, als diejenigen in der Region der Wasserfälle und eigentlich nur Rohrdickichte waren. Am Morgen des 15. Oktober traf ich nach einstündiger Fahrt in östlicher Richtung bei Quissequе ein. Ich schlug das Lager auf einer nahen Insel mitten im Röhricht auf. Bald nachher bekam ich Besuch von einem Europäer, einem Eingebornen des Oranje-Freistaates, wie ich aus seiner milchkaffeefarbigen Haut schloß. Er erzählte mir,

daß er ein Diener des von mir gesuchten Missionars sei und hier die Antwort Lobossis auf das Gesuch seines Herrn erwarte. Letzterer sei, wie ich zu meinem größten Staunen und Vergnügen erfuhr, ein Franzose. Der Diener hieß Eliazar und verpflegte mich, als er hörte, daß ich krank sei, mit größrer Sorgfalt, als die Neger je gethan hatten.

Am 18. Oktober hielten wir nach 5stündiger Fahrt zwischen Inseln und durch schmale, ein kompliziertes System bildende Kanäle gerade oberhalb einer Stromschnelle mit einem Gefälle von 3', der ersten in der Reihe von Fällen, welche mit dem großen Katarakt von Mosioa-tunia (Viktoriafälle) endigt. An dieser Stelle war die Wasserfahrt zu Ende; denn von hier aus mußte ich, um zu dem Missionar zu gelangen, die Reise zu Lande fortsetzen. Um Mitternacht traf ich in Embarira ein, wo der Häuptling ein Haus für mich in Bereitschaft gesetzt hatte, in welchem ich mich, vollständig erschöpft und von heftigem Fieber geschüttelt, zur Ruhe legte. Das Dorf lag am linken Ufer des Quando, dessen Quellen ich schon vor 3 Monaten entdeckt und geographisch festgestellt hatte. Ich befand mich jetzt noch in geringer Entfernung von dem Missionar, von dem ich Unterstützung zur Fortsetzung meiner Reise zu erhalten hoffte.

7. Durch die Kalahariwüste bis Schoschong (westl. von Transvaal).

Ich verbrachte eine schreckliche Nacht in Embarira; von Tausenden von Wanzen und ganzen Schwärmen von Moskitos gepeinigt, mußte ich aus dem mir vom Häuptling zur Verfügung gestellten Hause flüchten und draußen einen Zufluchtsort vor den grausamen Verfolgern suchen. Das Erste, was ich am Morgen des 19. Oktober in Erfahrung brachte, war, daß ich noch 12—14 engl. Ml. von dem Missionar entfernt sei. Ich schrieb an denselben und bat ihn, mir Waren zur Bezahlung der Bootsleute zu senden. Ich schlief die Nacht vom 19. auf den 20. Oktober gesund und ungestört, bis ich am folgenden Morgen durch die Ankunft der Güter erweckt wurde, die von Luchuma gekommen waren und zur Bezahlung der Mannschaften dienen sollten. Um 9 Uhr abends traf der französische Missionar, François Coillard, im Lager ein. Derselbe teilte mir mit, daß er auf dem Wege nach Quisseque sei, wo er die Antwort des Königs Lobossi auf sein Gesuch in Empfang nehmen wolle und in 10—12 Tagen zurück zu sein hoffe. Er bäte mich deshalb, seine Rückkehr in Luchuma zu erwarten, wo seine Frau Christine meiner Ankunft entgegensehe. Bei einem Thermometerstande

von 40 Centigraden wanderte ich über sandiges Land, wo das Gehen sehr beschwerlich war; das Fieber hatte mich vollständig entkräftet, und ich mußte ebensolange Rast machen, als ich marschierte. Die Gegend war dicht mit Bäumen bestanden, und der Boden begann schon in geringer Entfernung vom Flusse anzusteigen. Um 6 Uhr abends erreichte ich Luchuma.

In dem engen, kaum 260′ breiten Thale, welches von niedrigen Bergen mit sanften Abdachungen eingefaßt wird, wuchert grobes Gras; die umliegenden, nach Nord und Süd sich erstreckenden Berge sind reich bewaldet. An der Ostseite liegt eine Anzahl Hütten, die Niederlassung eines englischen Händlers Phillips. Auf der andern, westlichen Seite bilden 2 verlassene Meiler die Faktorei des Herrn George Westbeech; nördlich von der letztern befand sich eine starke Einzäunung, welche einen runden Platz von 100′ Durchmesser einschloß, auf dem ein Haus mit Strohdach, 2 Reisewagen und eine Hütte der Eingebornen standen; das war das Lager der Familie Coillard, Luchuma. Vor der Thür des Gebäudes saßen 2 Damen. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl betrachtete ich die mir hier im Innern Afrikas begegnenden Frauen. Der Empfang von seiten der Frau Coillards war, wie er ihrem Sohne nicht besser hätte zu teil werden können, und mit großem Takte wußte sie mich sofort heimisch zu machen. Die Gesellschaft der Damen, das Mittagessen, das Tafelgeschirr und selbst einfache Dinge, wie Thee, Zucker und Brot, die ich so lange entbehrt hatte, machten mich ganz verwirrt; ich konnte keinen Gedanken fassen, und die Eindrücke des Augenblicks waren mehr, als ich ertragen konnte. Ich weiß nicht, wie der übrige Teil des Mahles verlaufen ist, und erinnere mich nur dunkel, daß ich mich endlich allein in der Hütte befand. Dann wurde mein Körper wie von einem Fieberschauer erschüttert, ich rang nach Atem, bis mir endlich die Thränen aus den Augen stürzten und die heißen, trocknen Wangen benetzten. Vielleicht war mein Zustand Schwäche, welche dem Fieber vorausging, das mich wenige Tage später mit so heftiger Gewalt ergriff, daß sich Delirium bei mir einstellte. Doch am 2. November war mein Zustand schon soweit besser geworden, daß ich eine Zeitlang aufrecht zu sitzen imstande war. Dank meiner kräftigen Konstitution hatte ich keine Periode der Rekonvaleszenz durchzumachen, sondern war, als einmal die Macht der Krankheit gebrochen, sofort wieder vollkommen gesund.

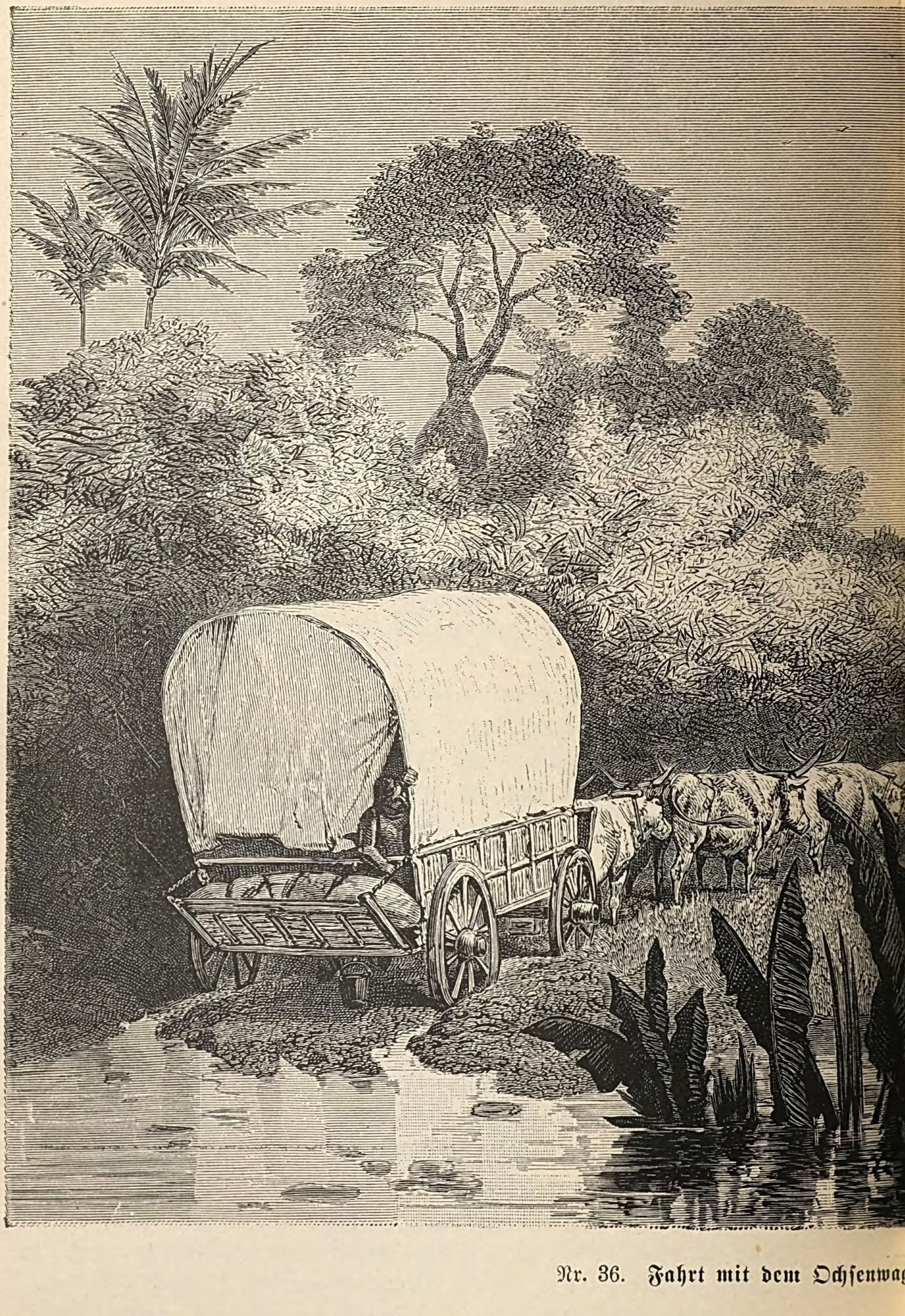
Am Morgen des 8. November hatte ich eine lange Unterredung mit dem zurückgekehrten Herrn Coillard. Was ich befürchtet hatte, war nur zu wahr: seine Vorräte genügten nicht, um mir die Mittel zu verschaffen, die Reise nach Zumbo fortzusetzen. Wir überlegten die

Sache nach allen Richtungen, und die einzige Möglichkeit, uns gegenseitig zu helfen, bestand darin, daß wir uns nicht trennten, sondern zusammen nach Bamangwato (östl. Teil der Kalahariwüste) reisten, wo ich Mittel zum Weitermarsche erhalten konnte. Er wollte gern so schnell wie möglich fort; denn einerseits erlaubte ihm der Proviant ein längeres Verweilen nicht; andrerseits war Luchuma auch ein gefährlicher Ort, wo bereits 2 seiner treuesten Diener ihr Grab gefunden hatten. Ich mochte aber die Gegend nicht verlassen, ohne den großen Wasserfall des Sambesi besucht zu haben, und Herr Coillard erklärte sich bereit, bis zu meiner Rückkehr, die in 12—15 Tagen erfolgen mußte, zu warten.

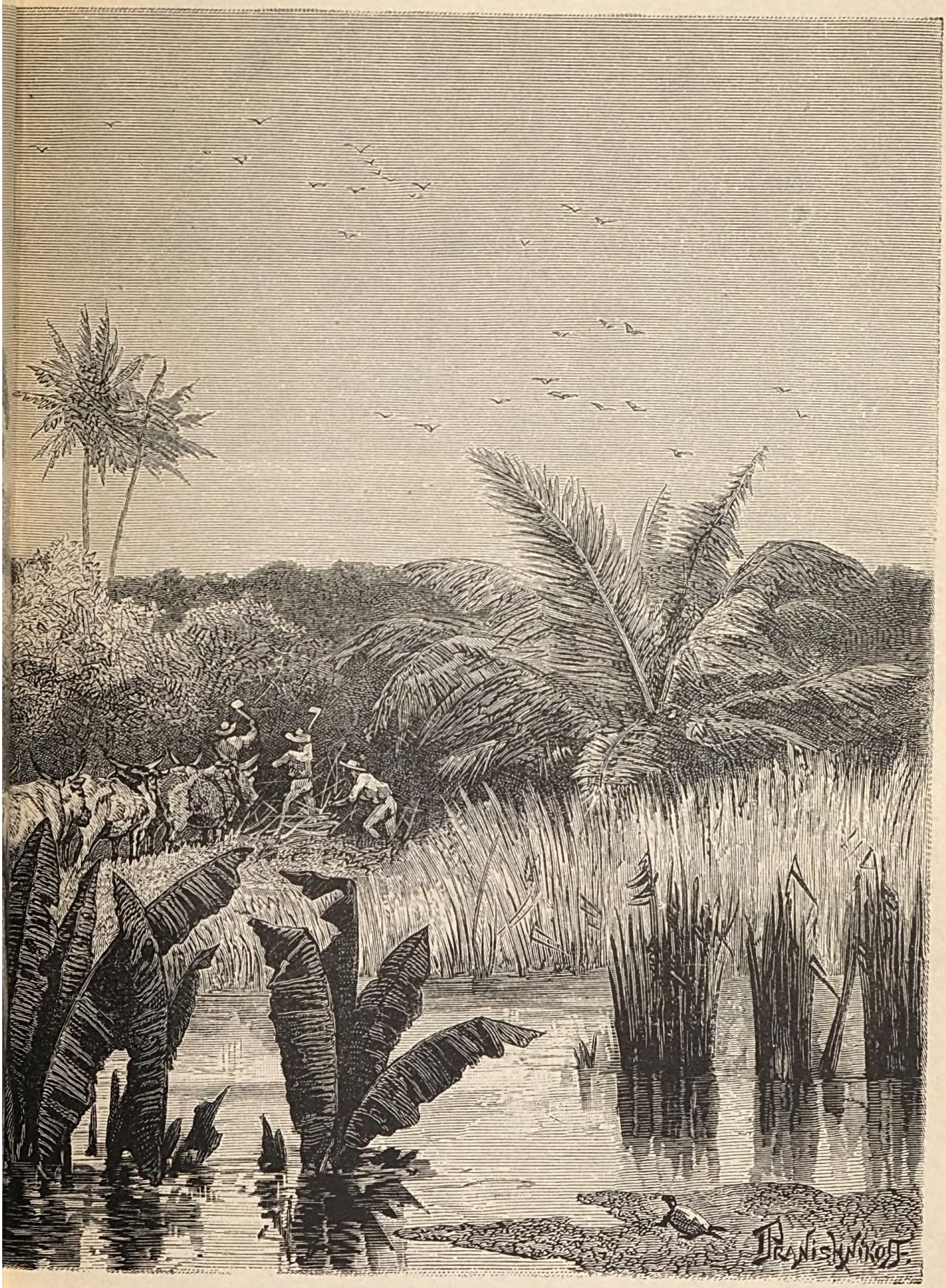
Am 27. November kehrte ich von diesem Ausfluge zurück und traf mit der Familie Coillard in Daca zusammen. Es hatte in dieser Gegend nicht geregnet, und wir zögerten daher mit der Abreise, weil die Wüste ausgedörrt und trocken und es höchst gewagt, wenn nicht ganz unmöglich war, sie zu durchwandern, ehe nicht genügend Regen gefallen war, um die Tümpel zu füllen, aus denen die Ochsen getränkt werden mußten. Am 28. und 29. November hörten wir, allerdings fern im Süden und Südosten, das Rollen des Donners, so daß unsre Verstimmung wich, da wir hofften, daß in der Wüste jetzt Regen gefallen sei.

Früh am Morgen des 2. Dezember trafen wir die letzten Vorbereitungen zum Weitermarsche. Ein Reisewagen in Südafrika ist ein schwerfälliges Beförderungsmittel, das nur aus Holz und Eisen hergestellt, 19—22′ lang, 3½—6′ breit ist, auf 4 starken Holzrädern ruht und von 24—30 Ochsen gezogen wird, die in starken Jochen gehen und mittels eines langen, starken Taues an die Deichsel des Fahrzeugs geschirrt sind. Es ist ein Haus auf Rädern und mit dem Gepäck und den Waren des Besitzers beladen, damit dieser auf der Reise soviel Komfort wie möglich habe. Um 2 Uhr nachmittags konnten wir Daca verlassen und eine südliche Richtung einschlagen.

Am 5. Dezember war die Reise äußerst beschwerlich, da der Weg durch einen wirren Wald führte, wo die Wagen jeden Augenblick mit den Stämmen der riesenhaften Bäume in Kollision gerieten und stets in großer Gefahr schwebten, sich von den Rädern zu trennen (siehe die Abbildung Nr. 36). Als wir am Morgen des 12. Dezember kaum länger als ½ Stunde unterwegs waren, erreichten wir die Grenze des Waldes, an welcher ein kleiner, schlammiger Teich lag. Vor uns streckte sich die weite, öde, trockne und traurige Ebene aus, die zum erstenmale, aber 2° westlich von unsrer Route, von Livingstone, einen Grad östlicher von Eduard Mohr u. a. durchzogen worden ist, die



Nr. 36. Fahrt mit dem Ochsenwag



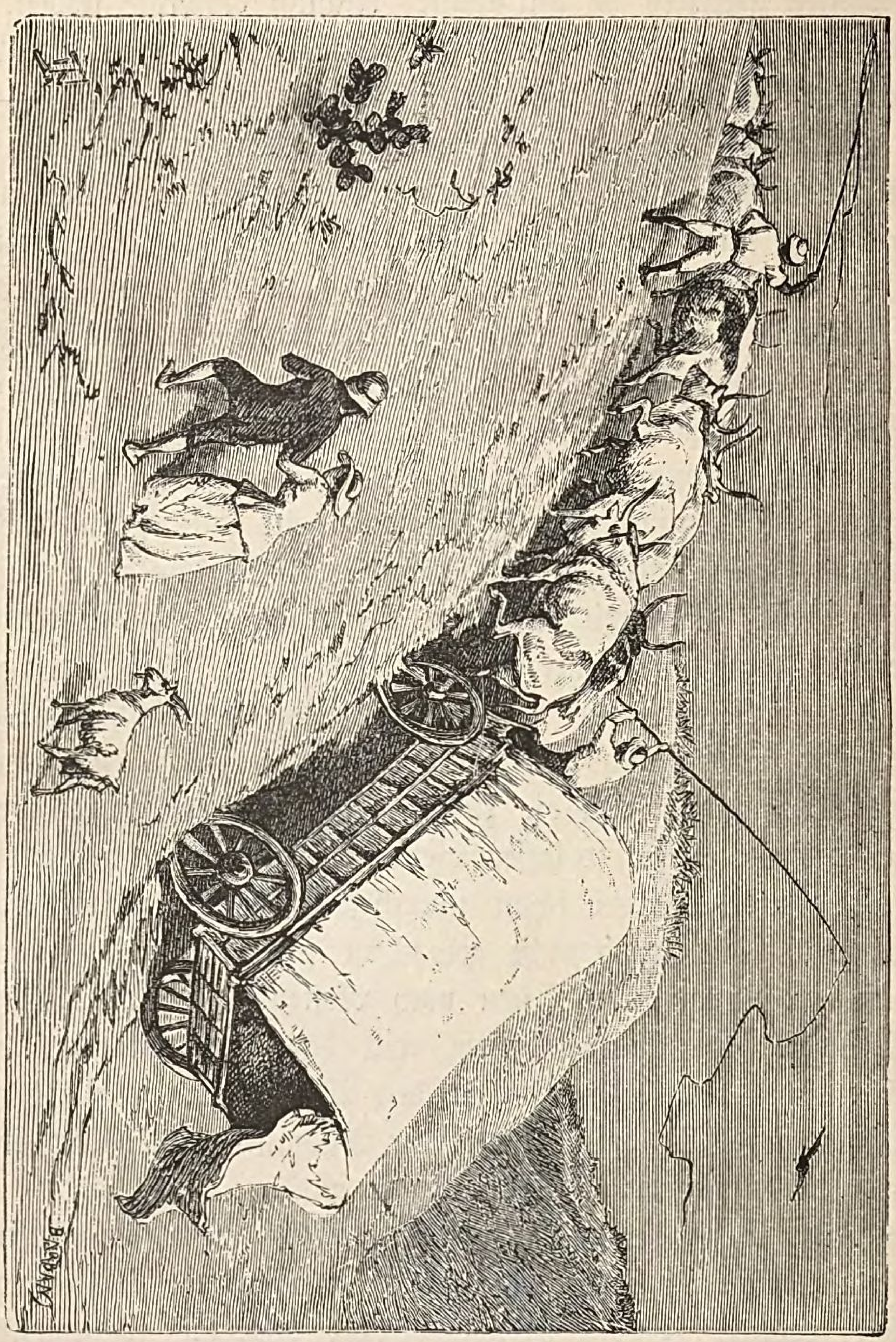
n im Walde südlich vom Sambesi.

sandige, ungastliche Sahara des Südens, die fürchterliche Kalahariwüste. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der 1000′ über dem Meere liegenden, ungeheuern Wüste — wo es der Natur ein besonderes Vergnügen bereitet zu haben scheint, die am wenigstens zueinander passenden Dinge aneinander grenzen zu lassen, wo üppiger Wald an öde, dürre Ebenen, wirbelnder Sand an gleichhohen, festen Thon, trockne Strecken an mit Wasser reichlich versorgte stoßen, wo die Gegend manchmal das Aussehen der Sahara, dann wieder das der amerikanischen Pampas oder der russischen Steppen annimmt — ist der Große Makarikari oder die „Große Salzpfanne", ein enormes Bassin, welches zwischen 9 und 16′ in den Boden gesunken ist und in seiner Längsrichtung eine Ausdehnung von 120—150, in der Breite eine solche von 80—100 engl. Ml. hat. In der Buschmännersprache bedeutet Makarikari einen mit Salz gefüllten Napf oder eine Salzpfanne, in welcher sich das Regenwasser sammelt, um während der Sommersaison zu verdampfen und die vorher aufgelösten Salzteile zurückzulassen. Die Makarikaris kommen in diesem Teile der Wüste sehr zahlreich vor. Das große Bassin nimmt in der Regenzeit ein ganz enormes Volumen Wasser aus seinen Zuflüssen Nata, Simoane, Cualiba u. a. auf. Die Gewässer fließen dann mit reißender Strömung und füllen den Großen Makarikari in unglaublich kurzer Zeit. Letzterer steht durch den Zouga auch mit dem Ngamisee in Zusammenhang und hat dieselbe Höhe über der Meeresoberfläche wie dieser. Daraus entsteht eine ganz merkwürdige Erscheinung. Da die beiden Seen mehrere Grade weit voneinander entfernt liegen, so lassen die im Osten fallenden heftigen Regengüsse oft den Makarikari schon überfließen, wenn die dem Ngamisee zuströmenden Flüsse noch nicht gewachsen sind, und die Folge davon ist, daß der Zouga von Osten nach Westen, vom Makarikari zum Ngami fließt. Zu andern Zeiten tritt das Gegenteil ein, und der Ngami entleert seine Gewässer in den Makarikari. Letzteres ist das Gewöhnliche und Natürliche, weil der Ngamisee von einem stets mit Wasser gefüllten größern Flusse versorgt wird.

Am 21. Dezember setzten wir unsre Reise südwärts fort und verließen um 5 Uhr morgens den Großen Makarikari. Das Land war mit Wald bedeckt. Das Unterholz bestand aber aus Dorngesträuchen, welche das Vorwärtskommen sehr erschwerten. — Unsre Route führte am 30. Dezember durch das Thal des Letloże, gleichsam eine tiefe Furche, welche in schlangenartigen Windungen das Bett des gleichnamigen Flusses einfaßt. Siebenmal kreuzten wir mit größter Gefahr für die Wagen, die abwechselnd an den steilen Ufern hinaufgeschleppt

und hinabgelassen werden mußten, das steinige Bett des Letlotze. (Siehe die Abbildung Nr. 37.)

Nach zweistündigem Marsche hielten wir am 31. Dezember 1878 unsern Einzug in Schoschong, der großen Hauptstadt von Mangwato. Ein großer Teil der Bevölkerung gehörte dem christlichen



Nr. 37. Ochsenwagen beim Flußübergang.

Glauben an, alle aber kleideten sich nach europäischer Manier. König Khama war etwa 40 Jahre alt; er war von hoher, kräftiger Statur, in seinen Zügen ließ sich jedoch schwer lesen. Seine Haltung war distinguiert, seine Kleidung einfach, aber äußerst geschmackvoll; wie alle Bamangwatos war er ein vorzüglicher Reiter, ein vortrefflicher Schütze

und ein eifriger Jäger. Fast täglich nahm er bei der Familie Coillard das Frühstück ein; doch war sein Benehmen bei Tisch das des vollendetsten europäischen Gentleman; er besaß große Reichtümer, verwendete dieselben aber zum großen Teil zum Besten seiner Unterthanen. Es war ein angenehmer Anblick, wie alle, welche dem König begegneten, ihn mit größter Ehrerbietung grüßten. Khama besuchte die Wohnungen der Armen so gut wie die der Reichen und veranlaßte alle in gleicher Weise zur Arbeit. Die Frauen sowohl als die Männer bestellen die Felder, auf den ihnen die von England importierten Pflüge bei der Beackerung des Bodens die besten Dienste leisten. Die Bamangwatos sind aber nicht allein Ackerbauer, sondern auch Viehzüchter, und viele von ihnen besitzen große Rinder- und Schafherden. Im Hause beschäftigen sie sich mit der Bearbeitung von Fellen, die sie mit Antilopensehnen zusammennähen, und fertigen sehr wertvolle Decken und sonstige Gegenstände für den Gebrauch im Winter an. Während der Jagdsaison sind sie kühne Jäger, denen sowohl Strauße als Elefanten zur Beute werden. Bei allen diesen Beschäftigungen geht ihnen der König mit gutem Beispiel voran, indem er auf dem Felde wie in den Häusern stets unter ihnen weilt.

Schoschong hat augenblicklich eine Bevölkerung von 15000 Seelen. Die Gebäude sind aus Rohr gebaut und mit Stroh gedeckt, haben eine cylindrische Form und kegelförmige Dächer. Sie sind in verschiedene Straßenviertel geteilt, zu denen ein Labyrinth enger, krummer Gassen führt. Jenseits der Stadt liegt das europäische Viertel in der Ebene; dort wohnen die englischen Kaufleute sämtlich in Steinhäusern.

Meine Lage war in Schoschong wirklich zu einer kritischen geworden; ich hatte nach Pretoria, dem nächsten Orte, wo ich mir von einer europäischen Behörde ausreichende Geldmittel verschaffen konnte, noch eine lange Reise vor mir, mußte für den Unterhalt meiner Leute bereits gemachte Schulden bezahlen, und dabei waren meine Neger noch ohne Kleidung und mit Lumpen bedeckt, während ich keinen Pfennig besaß.

So lagen die Verhältnisse, als ich mit Frau Coillard am 8. Januar 1879 Herrn Taylor, einem englischen Kaufmann, einen Besuch abstattete, dessen Haus das erste und hervorragendste Handelsetablissement in Schoschong war. Allein an Elfenbein exportierte er jährlich für 30000 £ (= 600000 M.). Im Laufe des Gesprächs kam die Unterhaltung natürlich auch auf den mir bevorstehenden Marsch. Es sei unmöglich, meinten sie, in dieser Gegend ohne Pferd zu reisen. Gleich darauf lud Herr Taylor mich ein, seine Pferde zu besehen,

worauf wir einen Gang durch die Ställe machten, wo er mir ein prachtvolles, hellbraunes Jagdpferd mit schwarzen Beinen zeigte, bei dem er bemerkte: „Das Tier würde vorzüglich für Sie passen; es eignet sich ebensogut zur Reise wie zur Jagd.“ Ich betrachtete seufzend das prachtvolle Tier und erwiderte, ich wünschte nur soviel Geld zu haben, es zu kaufen.

Am Morgen nach dem eben erwähnten Besuche stellte sich Herr Taylor bei mir ein, unterhielt sich einen Augenblick mit mir und sagte dann in der ruhigen, ernsten Weise, die jedem richtigen Engländer eigen ist, er habe mir das braune Pferd „Fly“, welches ich gestern so sehr bewundert hätte, so wie ein Paar hundert Souvereigns (à 20 M. ca.) mitgebracht. Außerdem bot er mir seinen Kredit bei den Kaufleuten in Mangwato und Pretoria für jede Summe an, deren ich bedürfen sollte. Das freigebige Anerbieten, das mir ebenso unerwartet, wie unaufgefordert kam, beraubte mich fast der Sprache, so daß ich kaum ein paar gewöhnliche Dankesworte stammeln konnte.

8. Nach Pretoria und in die Heimat.

Am 14. Januar war mein in Schoschong gemieteter Treiber Stanley bereit und wartete nur noch auf meinen Befehl zum Aufbruch, mit dem ich jetzt nicht mehr lange zögerte. Dann schwang er die lange Peitsche um die Köpfe der Ochsen, und langsam und bedächtig setzten sich die Tiere mit dem schweren Wagen in Bewegung. Meine Neger begleiteten ihn, mit Ausnahme von Augusto und Pepica, die ich bei mir behielt. Ich verweilte noch eine oder zwei Stunden bei meinen lieben Freunden, endlich aber schlug die Trennungsstunde; mit der größten Anstrengung verbarg ich meine Bewegung, sagte ihnen Lebewohl und ritt davon.

Am Morgen des 18. Januar erreichten wir eine Ebene, die aber so sumpfig war, daß die Räder bis an die Achsen einsanken und wir in der Stunde kaum eine engl. Ml. zurücklegten. Gegen 10 Uhr gelangten wir zu einer Anhöhe, wo der Boden etwas trockner war, und von der aus wir bemerkten, daß wir uns am linken Ufer des Limpopo befanden, der in dieser Gegend Krokodilfluß genannt wurde.

Als ich am Morgen des 28. Januar aufwachte, bemerkte ich, daß wir uns an einer niedrigen, marschigen Stelle befanden, wo kaum ein Baum oder Strauch wuchs, der dem Auge etwas Abwechselung bot. Ich hatte noch nicht einmal meine einfache Toilette beendigt, als sich Stanley bei mir einfand und mir erklärte, die Sorge um seinen Knaben

und der Mangel an Stiefeln erlaubten ihm nicht, noch länger in meinen Diensten zu bleiben. In diesem Augenblicke erschien Augusto, welcher seit Tagesanbruch auf der Jagd gewesen war, und teilte mir mit, er habe in nicht weiter Entfernung ein Boern-Lager entdeckt, zu dem er mich hinführen könnte. Ich stieg deshalb zu Pferde und ritt davon, bis ich nach etwa einer Viertelstunde die Niederlassung erreichte.

Dieselbe bestand aus einer größern Anzahl Wagen, die parallel zueinander gestellt oder gelagert waren, sowie aus einigen Hütten mit Strohdächern. Zwischen den Wagen lagen Haufen von auf der Jagd erlegten Tieren und stand eine Art Thorweg, unter welchem eine Drechselbank aufgestellt war. Ein eingehegtes Stück Grasland, auf welchem Ochsen und Pferde weideten, vervollständigte das Lager dieser nomadisierenden Boern. Einige Frauen mit Röcken aus bedrucktem Baumwollenstoffe und mit weißen Mützen schöpften Wasser aus einem Brunnen, während ein paar andere, die von gar nicht häßlicher Gestalt waren, vor der Thür einer der Hütten saßen und große Zwiebeln schälten. Eine Anzahl äußerst schmutziger und zerlumpter Kinder wälzten sich auf dem feuchten Erdboden herum.

Bald darauf ritten sieben Männer in das Lager. Als sie mich erblickten, kamen sie auf mich zu, und der Älteste, der fließend englisch sprach, redete mich an. Ich erzählte ihnen, wer ich sei, und woher ich komme, teilte ihnen aber vor allen Dingen mit, daß ich Portugiese sei und nicht Engländer, weil ich bemerkte, daß die Briten bei ihnen nicht in großer Gunst zu stehen schienen. Ferner sagte ich ihnen, wie es mir mit meinem Treiber Stanley ergangen war, worauf der alte Mann mir riet, denselben samt seinem Wagen sofort zu entlassen, er wolle mir die Mittel zur Fortsetzung der Reise verschaffen. Da dieses Anerbieten meinen Wünschen vollkommen entsprach, so wartete ich die Wiederholung desselben nicht ab, sondern schickte Augusto sofort hin, um den Wagen nach dem Lager der Boern holen zu lassen. Bald saßen wir zu Tische und verzehrten geröstetes Fleisch und Zwiebeln, das einzige Gemüse, welches sie besaßen, das mir aber köstlich schmeckte.

Am 4. Februar nachmittags 4 Uhr erreichten wir die Station am Pilands Berg, Soul's Port. Ich sandte dem Missionar meine Karte, und gleich darauf erschien eine Dame in Begleitung eines Dieners, welche ein großes Präsentierbrett mit Pfirsichen und Feigen trug. Die Dame, Frau Gonin, die Gattin des Missionars, erzählte mir, ihr Mann sei abwesend und werde erst am folgenden Tage zurückkehren. Ich entschuldigte meine scheinbare Gefräßigkeit mit dem wahren Grunde, daß ich halb verhungert sei. Bald nachher zog sich die Dame

zurück, schickte mir dann aber ein ausgezeichnetes Abendessen, während ein paar Neger Lebensmittel für meine Leute brachten.

Es war noch sehr früh am nächsten Morgen; ich begab mich in Begleitung von Verissimo nach einer in der Nähe befindlichen Boern-Niederlassung, um womöglich noch einige Vorräte zu erhalten. Das Land um Pilands Berg war gut kultiviert; an den Abhängen sah man überall die weißen Häuser der Ansiedler. Eins derselben suchte ich auf und wurde in ein Zimmer geführt, das gleichzeitig als Speise- und Empfangssalon diente. Die Honneurs des Hauses machten 2 Damen. Eine Anzahl Kinder, sämtlich von beinahe derselben Größe, klammerte sich an ihre Kleider oder saß auf ihrem Schoße, und es überraschte mich nicht wenig, daß sie, nach der Art und Weise ihrer Behandlung zu urteilen, beiden Frauen zu gehören schienen. Bald erhielt ich Aufklärung. Daß 2 Ehepaare in Transvaal unter demselben Dache leben, aus derselben Schüssel essen, die häuslichen Geschäfte gemeinsam verrichten können, daß 2 Freunde an demselben Tage sich verheiraten und fortan mit ihren Frauen zusammen wohnen, daß sie Kinder und Enkel bekommen und noch immer in demselben Familienkreise verbleiben, daß sie so leben und glücklich sein können, ist wirklich wunderbar. Das ist in der That patriarchalisches Leben in seiner vollen Reinheit.

Ich unternahm bis zur Rückkehr der Männer einen Spaziergang in die umliegenden Felder, wo der bewundernswürdig gepflegte Küchengarten mich mächtig anzog. Meine Augen verschlangen fast die dort wachsenden Gemüse. Ich kehrte mit den Männern in die Wohnung zurück. Alle setzten sich auf die an den Wänden aufgestellten Stühle, und nun brachte eine Negerin eine Badewanne, worauf der Ältere der beiden Boern seine Stiefel auszog und sich die Füße wusch. Der zweite folgte seinem Beispiel; dann kamen die Frauen und endlich die Kinder. Nach Beendigung der Zeremonie setzten wir uns zu Tische, aber noch nicht um zu essen; denn zuvor ließ der ältere Mann sich die Bibel geben und laß mit größtem Ernst ein Kapitel aus dem 4. Buch Mosis vor. Dann erst wurde das Frühstück aufgetragen. Nach demselben drängten mir die Wirte 1/2 Dutzend Hühner und einige Enten auf, für welche sie keine Bezahlung nehmen wollten, und ferner schenkten sie mir soviel Gemüse, als ich nur tragen konnte.

Am 7. Febr. entschied ich mich aufzubrechen, und am 12. Febr. endlich konnte ich um 8 Uhr morgens in einer Entfernung von 1 engl. Ml. nordnordwestlich von Pretoria mein Lager aufschlagen. Ich ließ meine Leute bei den Wagen zurück und ritt allein in die Hauptstadt von Transvaal ein. Am 14. Febr., dem dritten Tage

nach meiner Ankunft, konnte ich meine finanziellen Schwierigkeiten als beseitigt ansehen. Ich begann wieder aufzuatmen und mich wohl zu fühlen, und würde, da mir alle Bequemlichkeiten zur Verfügung standen, es ganz gewesen sein, wenn ich auch die Unannehmlichkeit mit meinen Händen los gewesen wäre, von denen ich noch immer nicht wußte, was ich mit ihnen anfangen sollte. Sie schienen stets ihren alten Freund, die Büchse, zu suchen. Von den hervorragendsten Persönlichkeiten von Pretoria wurde ich mit Freundschaftsbezeigungen überschüttet. Als ich hörte, daß eine Wagenkarawane am 22. Febr. von Pretoria nach Durban aufbrechen sollte, traf ich mit den Führern ein Abkommen, daß sie meine Leute mit dem Gepäck mitnähmen. Diese Karawane sollte etwa 35—40 Tage unterwegs zubringen, so daß ich noch genügend Zeit hatte, um einige weitere Wochen in Pretoria zu bleiben, da mir nach meiner Berechnung 6 Tage völlig genügten, um die Küste zu erreichen.

Am 8. März brach ich auf. Man kann sich eigentlich nur schwer einen Begriff davon machen, was Reisen in diesem Teile der Welt, über Berge und durch Thäler, ohne Straßen oder die Spur eines Weges, im offnen Wagen mit 4 halbgezähmten Pferden ist. Kaum hatten wir den Paß in den Drachenbergen erreicht, als ein schweres Gewitter losbrach, der strömende Regen uns bis auf die Haut durchnäßte und jede Vertiefung in einen Teich verwandelte.

Von Pietermaritzburg gelangte ich nach einer 23stündigen Fahrt im offnen Wagen am 19. März an die provisorische Endstation der Eisenbahn, wo ich mich in den nach Durban bestimmten Zug setzte. Meine Augen schwammen in Thränen, als ich die blauen Gewässer des Meeres erblickte, die sich nach Osten hin unter dem azurfarbigen Himmel spiegelten. Man wird es gewiß verzeihlich finden, daß sich meine Brust in diesem Augenblicke triumphierend hob und ich mit einem gewissen Stolze ausrief: „Ich habe Afrika von Ozean zu Ozean, vom atlantischen bis zum indischen Meere durchwandert.“

10. Hermann Wißmann*).

1. Von Rostock bis zur Ostgrenze von Angola.

Im Jahre 1879 beabsichtigte die „Afrikanische Gesellschaft“ zu Berlin, von zwei Seiten aus gegen das südlich vom Äquator liegende unbekannte Innere Afrikas, das südliche Kongobecken, vorzudringen und plante zu diesem Zwecke zwei verschiedene Unternehmungen. Für die vom Westen operieren sollende war der durch seine Reise ins Lunda-Reich (westlich von den Quellseeen des Lualaba-Kongo) bekannt gewordene Dr. Pogge ausersehen. In Rostock, meiner Garnisonstadt, lernte ich Pogge kennen und bald seine allgemeine Achtung und Liebe erzeugende, bei so großen Verdiensten bewunderungswürdige Anspruchslosigkeit schätzen. Die Beschreibungen der epochemachenden Reisen Schweinfurths, Stanleys, Livingsstones u. a. hatten schon früher einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; noch mehr ließen Pogges lebhaft und einfach natürlich geschilderte Reiseerlebnisse den Wunsch in mir wach werden, mitzuarbeiten an dem Werke der Erforschung des noch so wenig bekannten Weltteils. Ich gab mich der Hoffnung hin, unter Pogges Wissenschaft mich in die neue Thätigkeit hineinzuleben. Da Pogge meine Begleitung ebenfalls erwünscht war, wurden wir für die von Westen ausgehende Unternehmung als die ersten Kandidaten betrachtet und uns angeboten, noch im Jahre 1880 die Reise anzutreten, wenn wir mit der vom Reich gewährten Summe von 20 000 Mk.

---

*) Quelle: H. Wißmann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880—83 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann Wißmann. Berlin 1889, Walther und Apolant.

Die Reiseroute ist in Andrees Handatlas, Supplement, Blatt 31/32 zu verfolgen.

die gesteckten Ziele erreichen zu können glaubten. Pogge allein konnte über diesen Punkt urteilen und entschied sich zusagend.

Es wurde uns von der Afrikanischen Gesellschaft folgender Auftrag: Wir sollten von Angola aus zur Musumba (Residenz) des Lundareichs gehen, eine wissenschaftliche Station daselbst gründen und



Nr. 38. Hermann Wißmann im Jahre 1883.

von da aus Vorstöße in die noch unbekannten Gebiete, hauptsächlich nach Norden, machen. Am 19. November 1880 bestiegen wir in Hamburg das Schiff „Buenos-Ayres", das uns nach Lissabon bringen sollte. Nach 10tägigem Aufenthalt in dieser Residenz schifften wir uns auf dem „Bengo" ein, der uns in 40 Tagen nach Loanda bringen sollte. Mit Loanda, wo wir am 7. Januar 1881 eintrafen, war

unser nächstes Ziel erreicht. Infolge Pogges Kenntnis der Verhältnisse und des freundlichen Entgegenkommens der portugiesischen Behörden gelang es uns bald, diese bedeutendste europäische Niederlassung an der Westküste Afrikas, deren Glanzpunkt in die Zeit der Sklaverei fällt, zu verlassen und uns nach dem Quanzaflusse einzuschiffen. Wir fuhren dicht an der Küste entlang nach Süden, passierten bald die der Schiffahrt sehr gefährliche Barre des Quanza und liefen in den Fluß ein.

Die erste Tagereise ging zwischen dicht bewaldeten Ufern; Mangrowedickichte und dahinter üppiger Urwald begleiteten uns. Am zweiten Tage änderte sich die Szenerie. Schroff in den Fluß vorspringende Kalksteinfelsen, mit Lianen überwuchert, von dem bizarren Affenbrotbaum gekrönt, ließen uns ein anderes Bild afrikanischer Landschaft bewundern. Am dritten Tage erweiterte sich der Fluß. Seeartige Lagunen, mit Palmendickichten umstanden, Papyrussümpfe, viele kleine Inseln und Bänke gaben ein stets wechselndes, reizvolles Bild. Hier hatten wir die echte Heimat der Krokodile vor uns. Großartig ist die Vogelwelt in den von tierischem Leben wimmelnden Sümpfen. Der wunderliche Schlangenhalsvogel, Riesenkraniche und Königsfischer, vielerlei Reiher und Störche, Sumpf- und Wasserhühner bevölkern die Inseln. Bunte Webervögel und kleine grüne Papageien schwingen sich von einem Ufer zum andern, schön gezeichnete Adler ziehen ihre Kreise oder hocken stolz und dreist am dichten Ufer. Affenherden spielen in den Bäumen, und ab und zu zieht die Schildkröte ihre schnurgerade Linie über den Wasserspiegel. Wir hörten die ersten, weit schallenden Laute des gewaltigen Hippopotamus (Flußpferd) durch die stille Nacht ertönen. Ein andres mächtiges Tier, das aber äußerst selten sichtbar wird, bewohnt neben dem Flußpferd die Lagunen des Quanza, es ist dies eine Sirenenart, eine Seekuh, von der ich Teile des Gerippes sah.

In Dondo angekommen, wurden uns sofort Träger zugeführt, so daß wir nur 2 Tage in dem verrufenen Fieberneſt zu rasten brauchten. In der schon oft beschriebenen Hängematte, Tipoia, reisten wir nach Osten weiter. Viel hatte ich mit meinen Trägern, die sich über mein großes Körpergewicht beklagten, auszustehen. Mehrmals ließ man mich recht unsanft fallen. Der Charakter der Gegend ist sehr gleichförmige, mehr oder weniger bewaldete Savanne. Der Weg zieht sich durch Höhenzüge, die, mit wild durcheinander liegenden Gneiströmmern gekrönt, aussehen, als ob sie Burgruinen trügen. Am 21. Januar begegneten uns die von Malange (spr. Malansche) gesandten Reitstiere; von nun an wurde die Topoia kaum mehr benutzt. Morgens und abends gingen wir zu Fuß, und nur während der

heißesten Stunden des Tages wurde geritten. Nachdem mich mein Reitstier bei der ersten Bekanntschaft mit einem Fußtritt begrüßt hatte, dann beim Versuche aufzusteigen, mich umrannte, und als ich glücklich im Sattel, mich mit gewaltiger Kraft auf der andern Seite herabgeworfen hatte, wurden wir gute Freunde. Am Nachmittag des 21. Januar tauchte die Felseninsel Pungo-a-Ndongo, aus dem welligen Savannenmeer schroff aufsteigend, vor uns auf; die Stadt lag wie in einem Krater zwischen den ringsum 70—90 m senkrecht aufsteigenden Felsen. Die Schluchten sind üppig bewachsen, die Felsen nackt. Große Herden von Pavianen, verwilderte Ziegen und Kaninchen bevölkern die unzugänglichen Felsen und veranlassen gleichzeitig die Anwesenheit von Leoparden, die man häufig erlegt. Groß ist die Verschiedenartigkeit der Eidechsen, die in praller Sonne auf den dunklen, heißgebrannten Steinen unbeweglich liegen. Unzählige Schwalben nisten in den Felsenlöchern.

Der Weg bis nach Malange führt durch wellige Savannen, deren Bäume unsern Obstbäumen gleichen, steigt dann steil nach Osten an bis zum Plateau von Malange, das auf 1100—1200 m Höhe liegt. In Malange richteten wir uns vorläufig häuslich ein, da genügende Waren noch für uns von der Küste unterwegs waren und die Träger nicht vor Ende der Regenzeit, also erst Mitte Mai, ins Innere gehen. Am 8. Februar traf ganz überraschend, aus dem Innern kommend, Herr Dr. Buchner ein. Derselbe war im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft im Lundareich gewesen und trug durch seine Mitteilungen viel dazu bei, daß wir später unsern Auftrag abänderten. Zu lebhaftem Danke verpflichtete er mich dadurch, daß er mir aus dem Schatze seiner Erfahrungen manchen Wink gab und mich durch wirklich praktische Einführung in astronomische und topographische Arbeiten am besten für meine Arbeiten im Innern vorbereitete.

Unsere Zeit verstrich mit Einkäufen von Waren, Anwerben von Trägern, Zureiten von Reitstieren, meteorologischen Beobachtungen und Einarbeiten mit unseren Instrumenten. Um einen Überblick zu geben über die im Westen des Kontinents gangbaren Handelsartikel — für uns hauptsächlich Mittel zum Einkaufen von Lebensmitteln für unsere Leute — will ich die Liste der mitgenommenen Waren folgen lassen: 600 Stück gestreiften Calico à 32 Ellen, 100 Stück desgl. schlechtester Sorte, 50 Stück Baumwollenzeug à 40 Ellen, 400 Pfund Pulver in Tönnchen zu 3 Pfund, 400 Pfund verschiedene Glasperlen, 120 Ellen roten Flanell, 24 Steinschloßflinten, 12 bunte Regenschirme, 200 Pfund Salz und einige Kleinigkeiten. Als Dolmetscher begleitete uns Germano de Jose Maria, ein Neger aus Mozambique, der als Diener eines

portugiesischen Offiziers in Lissabon gewesen war und dann Händler in Angola wurde. Die Karawane bestand aus 81 Trägern, einem Koch und 6 Dienern. Wir hatten alle Leute zunächst nur bis Kimbundu, dem äußersten von einem weißen Händler bewohnten Orte, angenommen. Für Pogge, mich und den Dolmetscher schafften wir 6 Reitstiere an; der meinige, Malucko, ein wirklich edles Tier, war ein Geschenk von Dr. Buchner. Es ist ein unschätzbarer Vorteil des Reisenden von Westafrika, daß er ein solch vorzügliches, in der Wildnis durch nichts anderes ersetzbares Reittier zur Verfügung hat. Ein Reitstier geht alle Gangarten: Schritt, Trab, Galopp und Carrière, die letztern beiden jedoch nur auf kurze Strecken. Der Stier nimmt bald im Schritt die Schnelligkeit der Karawane an. Durch seine große Ruhe ist er geeignet, Sümpfe zu passieren, durch die Sicherheit des Doppelhufs steile Böschungen zu ersteigen oder herabzuklettern; es ist leicht, einen Stier zum Springen abzurichten; Fallgruben scheint er zu wittern und ist an Stellen, die er nicht übersehen kann, sehr vorsichtig; ich überschwamm einst im Sattel einen 60 m breiten Fluß. Der Ortssinn des Tieres ist großartig; auf einem Ausfluge mit dem Stier kann man sich nicht verirren, da das Tier, zurückgewandt, genau seiner Spur folgt. Am 1. Juni 1881 war die Karawane vollzählig, und am 3. war der Tag des lang ersehnten Abmarsches nach Osten zu gekommen.

2. Bis Kimbundu ostwärts.

Mit dem Betreten des unabhängigen Afrika entfalteten wir die deutsche Flagge. Stolz wehte schwarz-weiß-rot uns jetzt voran als Zeichen, daß wir das Bereich des Schutzes, den bis hierher nur eine europäische Macht ausüben konnte, verlassen hatten und jetzt auf eigne Kraft dem freien Innern gegenüber angewiesen waren. Täglich spielten sich im Lager nicht enden wollende, mit Einschüchterungsversuchen und Drohungen verbundene Betteleien von Dorfhäuptlingen ab, denen Pogge mit unerschütterlicher Ruhe und Geduld begegnete. Zuvörderst kommt ein Neger, der mit lärmender Beredsamkeit die Macht und den Reichtum seines „Soba“ (Herrn) ins Unglaubliche übertreibt; dann folgt der Große selbst mit gravitätischem Schritt und gewichtiger Miene. Eine schon ganz mit Palmöl beschmierte Uniform, meistens rot, englischen Ursprungs, umhüllt den nackten Oberkörper und ein Hüftentuch aus bunten Taschentüchern die Beine. Hinter ihm wird ein magerer, mit Zetergeschrei und Seitensprüngen sich wehrender Ziegenbock gezerrt.

Dieser und ein Körbchen mit Maniokmehl sind die fürstlichen Geschenke. Der Herr des Landes läßt sich auf einer Strohmatte nieder, und nun beginnt die feierliche Rede, an deren Schluß er seine Geschenke überreichen läßt. Da Pogge meist nicht mehr als Gegengeschenk bewilligte, als den Wert des Geschenks, so erhielt der Häuptling für gewöhnlich nur 4 Ellen Calico und einige Flaschen halbverdünnten Schnapses. Schon 5 Tage nach unserm Abmarsche von Malange machten einige unsrer Leute den Versuch zu streiken. Ein alter Neger aus Angola stieg, als wir uns schon zur Nachtruhe niedergelegt hatten, auf einen inmitten des Lagerplatzes befindlichen Termitenhaufen, und hielt eine Ansprache, in der er aufforderte, uns gleich von vornherein so zu gewöhnen, daß wir Rationen verteilten, wenn die Träger dieses wünschten, und nicht erst an jedem zwölften Tage. Es gelang mir, den mich nicht Bemerkenden mit einer schallenden Ohrfeige von seiner Rednerbühne derartig plötzlich zu entfernen, daß ich die Lacher auf meiner Seite hatte.

Bei dem kleinen Dorfe Soba Moau trennten sich die Karawanenstraßen; wir bogen nach Südosten ab. Ein lichter Hochwald nahm uns auf, in welchem dem Europäer der Mangel an Schatten auffällt. Stets nach Südost marschierend, überschritten wir den Quige (Quische), der in den Quanza fällt; derselbe ist hier 30 m tief eingeschnitten, die Abhänge sind üppiger bewaldet, als seither. Die Thalsohle ist aber so sumpfig, daß ein Reitstier, der zu tief eingesunken war, auf die Seite geworfen und vermittelst an den Hörnern befestigter Stricke durch den Sumpf gezogen werden mußte. Die Märsche wurden etwas länger, sie wurden schon öfters bis 11 Uhr ausgedehnt. Wir überstiegen die Wasserscheide zwischen dem Quige und dem Lui, welch letzterer dem Quango zufließt, mit einer absoluten Höhe von 1260 m, stiegen dann hinab zu einigen Bächen, welche durch smaragdgrüne, kurzgrasige, aber gefährlich sumpfige Niederungen eilten. Wir sind im Flußgebiet des Kongo; die erwähnten Bäche ergießen sich in den Lui, dieser in den Quango, letzterer in den Kassai, den größten der Nebenflüsse des Kongo.

Am Rande des Thales des Luari lagerten wir bei Mutu a Ngengo. Ganze Scharen von Häuptlingen von weitumher treiben sich im Lager herum, erstaunend, bewundernd, bettelnd. Die Gegend ist sehr schlangenreich; einige Puffottern wurden getötet und mehrere Baumschlangen von den Trägern ins Lager gebracht. Zwei der eifrigsten unsrer Jäger schossen Zwergantilopen und brachten uns eine Abwechselung von dem seit Malange ununterbrochen auf unsrer Tafel prangenden Ziegenfleisch.

Schon seit Malange, seit dem Tage, an dem sich Pogge 3 Zähne hatte ausziehen lassen, hatte er über Schmerzen im Kinnbacken geklagt. Jetzt zeigte sich der Grund. Die rechte Seite des Kinnbackens war inwendig ganz in Eiterung übergegangen. Der Arme konnte sich nur mit breiartigen Suppen nähren. In diesem Klima schien eine derartige Entzündung sehr gefährlich, besonders da seit einiger Zeit kleine Fieber den Kranken schwächten. Auch hatten sich, vielleicht infolge der schlechten Nahrung, Dysenterieanfälle eingestellt und meinen armen Freund derartig angegriffen, daß er auffallend alterte. Er war so schwach, daß er sich nur mit Mühe im Sattel halten konnte.

Wir überschritten am 26. Januar die östliche Grenze der Massungo- und betraten das Land der Minungo-Neger. Die Bauart der Hütten ist eine andere, die Dörfer reinlicher und das Gehöft einer Familie besonders eingezäunt. Die Männer sind geringer von Statur und höflicher als die Massungo, die Weiber — obschon häßlich und durch ausgiebige Anwendung einer rötlichen Thonschmiere, mit der sie Körper und Haar bedecken, verunziert — durch ruhiges, weibliches Benehmen nicht unangenehm. Das Völkchen der Minungo scheint ein lebhaftes Temperament zu besitzen, überall hört man Lachen und jodlerartigen Gesang. Der Reichtum an Haustieren ist gering: Rindvieh wird schon selten, und das Schwein — sonst fast nackt und schwarz — zeigt oft eine blonde oder wollartige Behaarung. Maniok und Hirse wird auch zur Bierbereitung gebaut. Auch süße Kartoffeln und Erdnüsse wurden angeboten. Groß scheint der Reichtum an wilden Katzen, Zibethen, Schleichkatzen und Mardern zu sein, wie die vielfach zur Kleidung des Mannes verwandten Häute solcher Tiere zeigen. Das Land der Minungo ist hügelig, ja bergig zu nennen, durchweg mit lichtem Hochwald und nur spärlichem Graswuchs bedeckt. Wir überschritten nun die größte absolute Höhe, die ich in der westlichen Hälfte Afrikas passierte: 1450 m hoch war unser Lager bei Kimuri, benachbarte Höhen erhoben sich über 1500 m. Erst in Ostafrika, und zwar in Ugogo, traf ich bedeutendere Höhen an, und diese beiden höchsten Punkte gaben ziemlich genau die Ränder des gewaltigen Kongobeckens an.

Die erste Ölpalme tritt bei Karima auf, und nun geht es von hier hinab ins Thal des Quango, eines größeren Flusses, dessen große Mündung in den Kassai ich 1885 fand. Der Fluß drängt sich durch ein Sandsteinbett mit großer Schnelligkeit. Bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande hatte er eine Breite von 35 m, von der jedoch nur 8 m auf eine 7 m tiefe Rinne kommen, während am linken Ufer 20 m, am rechten 7 m mit nur 0,5 m hohem Wasser bedeckt sind.

Das Ufer ließ genau erkennen, daß in der Regenzeit der Stand auf weitere 4 m wächst. Der 1. Juli fand uns bis zum Abend mit Überbrücken und Passieren des Flusses beschäftigt. Wir schleppten auf beiden Seiten des 7 m tiefen Einschnittes Steine zusammen und türmten sie so hoch auf, daß sie 9 m lange Stämme auf beiden Seiten tragen konnten. Wir stiegen demnächst auf ein bewaldetes Hochplateau, das von Bienen und Ameisen wimmelt. Hier erfolgte durch den Häuptling Kandula, der von uns mit seinen Geschenken zweimal zurückgewiesen worden war, ein Überfall, der zwei fußkrank zurückgebliebenen Trägern das Leben und uns außerdem 10 Flaschen Cognac, sämtliche Lichter, Tabak und 3 Stücken Zeug kostete. Wir verteilten nun Munition an die Träger und ermahnten zu geschlossenem Marschieren. Ich ritt stets an der Spitze, leitete die Verhandlungen mit den Führern durch den sprachenkundigen Fahnenträger Humba und gab das richtige Marschtempo an durch einen voranmarschierenden Träger mit schwerer Last (50 kg), auch übernahm ich die Auswahl der Lagerstelle, während Pogge, der mit dem Dolmetscher schloß, die Säumigen morgens aus dem Lager trieb und Marodeure zum Aufschließen veranlaßte.

Wir überschritten nun im Lande der K i o q u e die tiefeingeschnittnen Bäche und größeren Zuflüsse des Quango und Kassai und trafen auf einer schmalen Terrainwelle zwischen Loango und Quilubach den ersten Urwald, dessen mächtige Waldriesen, mit einem dichten Geflecht von Lianen behangen, uns in ihre tiefen Schatten aufnahmen. Dichtes Unterholz und der zu einer Höhe von 3 m dschungelartig aufschießende Amomum, der uns durch seine schöne sauersüße Frucht erfrischte, machte ein Eindringen seitwärts des schmalen Pfades fast unmöglich. Wir schwelgten in dem Anblick dieser üppig wilden Natur und dem kühlenden Schatten, der eine so angenehme Abwechslung von der glutzitternden Savanne und dem end- und schattenlosen Hochwald Minungos spendete. Am 19. überschritten wir den Paessubach, der von einem 1000 m breiten Gürtel einer saftig dunkelgrünen Niederung eingefaßt wird. Wellenartig bewegte sich die trügerische Decke beim Passieren der Träger. Wo dieselbe zerriß, warfen sich die Leute mit ihrer Last vornüber, um eine größere Tragfläche zu gewinnen. Am 20. Juli trafen wir in K i m b u n d u ein und hatten damit unser erstes Ziel erreicht. Der letzte Weiße, den wir auf Jahresfrist sehen sollten, Herr Saturnino de Souza Machodo, empfing uns und wies uns einen seinem Hause benachbarten Platz als Lagerstelle an.

Der Name K i m b u n d u umfaßt das Residenzdorf des Häuptlings Kimbundu, des Herrschers der Makosa, und den 5 km südlich

davon gelegnen Marktplatz, die feira. Der Ort besteht aus einigen hundert in der größten Unordnung umherstehenden Lehmhütten, die natürlich alle mit Gras bedeckt sind. Es ist auffällig, daß trotz der kalten Nächte und der brennenden Hitze der trocknen Zeit sämtliche Leute diese der Regenzeit vorziehen, einer Zeit, wo der Himmel bedeckt ist, die Nächte warm sind. Erklärlich ist dieser Umstand erst, wenn man sieht, wie die nackten Körper der Leute bei einem Regenguß konvulsivisch zittern. In Kimbundu treffen sich von allen 4 Himmelsgegenden die bedeutendsten Handelswege Westafrikas.

3. Bis Lubuku nordwärts.

Es trat nun die Entscheidung für weitere Schritte an uns heran. Zwei Wege standen uns im Interesse der Wissenschaft offen, nach Norden und Osten. Unser Auftrag bestimmte uns nach Osten zum Muata Jammo, dem Beherrscher des mächtigen Lundareiches. Die Verhältnisse hatten sich aber in der letzten Zeit geändert. Die den Weißen im Lundareiche besonders behilflich gewesene, einflußreiche Mitregentin war kürzlich vergiftet worden, und Muata Jammo sollte sich ganz dem Trunke ergeben haben, sehr krank sein und wilder als je Menschenschlächtereien anstellen. Da dem Beherrscher des Lundareiches daran liegt, seine Hauptstadt zum End- und Ausgangspunkt des gesamten Handels zu machen (wie Buchner warnend mitgeteilt), schien es mit großen Schwierigkeiten verknüpft zu sein, in der Mussumba (Residenz) des Lundareiches eine wissenschaftliche Station zu gründen und von diesem Punkte aus Reisen nach Norden und Osten zu machen.

Wir hörten von Saturnino höchst verlockende Beschreibungen vom Norden. Schon seit einigen Jahren hatten Kioque- und Bangalaleute Elfenbein von da geholt und viel über den Reichtum des Landes Lubuku und der Zugänglichkeit der Eingebornen erzählt. Alles dies in Erwägung ziehend, entschieden wir uns für den Norden, und es gelang uns, die nötige Zahl von 65 Trägern aus Kimbunduleuten zu ergänzen. Sie erwiesen sich als das schlechteste Gesindel, das ich je im Dienste hatte. Mit dem 1. August war der Tag des Aufbruchs erschienen, und voller Hoffnung und Zuversicht zogen wir mit unsrer kleinen Schar nach Norden. Wir bogen zum Luelle (Zufluß des Kassai) hinüber, dessen in reizender Abwechslung mit Urwald und Wiesen eingefaßten Ufern wir viele Tagemärsche nach Norden folgten. Die Gegend ist wildreich; Antilopenarten beleben die

weiten Wiesen; die wunderlichen Schlangenhalsvögel hocken auf über die Bäche hängenden Zweigen, um ihre Ausschau zu halten, und des Abends ertönt das Geschrei eines aufgeschreckten Fluges von Ibissen.

Am 13. schlugen wir beim Häuptling Kimbau, einem unverschämten Bettler, unser Lager auf. Kaum war der Bau meiner Hütte beendigt, als ich auch schon gezwungen wurde, dieselbe zu verlassen. Zwei verschiedne Völker Ameisen waren, an gegenüberliegenden Stützen der Hütte emporsteigend, sich begegnet und hatten einen Vernichtungskampf begonnen. Verstümmelt, sich noch nach dem Sturz mit ihren scharfen Zangen fest gepackt haltend, fiel eine solche Masse Toter und Verwundeter von oben herab, daß mein Bett und Tisch vollständig mit ihnen bedeckt war. Schwer verwundet fielen sich die kleinen Helden noch an, um den Vernichtungskampf bis zum Tode fortzusetzen, und oben drängten sich immer neue Scharen ins Getümmel. Ich war erstaunt, wie die verschiednen Parteien sich herauserkannten, da ich durchaus keinen Unterschied zwischen den Individuen der feindlichen Parteien entdecken konnte.

Bei stets guten Wegen und Reichtum an Lebensmitteln in den großen Dörfern der Kioque waren die Träger höchst animiert; Ziegen, Schweine, Hühner, Wildfleisch, Hirsebier, Maniok, Kartoffeln, Erdnüsse und Bananen gab es in Fülle, und die Preise waren nicht hoch. Vom Luellebach bog unsre Straße am 16. August nach Osten ab und führte uns über ein mit dürrer Savanne bedecktes Plateau, das sich bald zum Thale des Tschikapa (zum Kassai) hinabsenkt. Mit dem Auftreten der roten Erde erscheinen sofort wieder die Termitenbauten. Die Gegend ist bevölkert und die Dörfer sind so reich an Hühnern und Tauben, daß die Träger schwelgen. Auf welch tiefem Standpunkte der Kindlichkeit der Neger in mancher Beziehung steht, geht aus der völligen Gefühllosigkeit hervor, die er in der Behandlung der Tiere zeigt. Wenn wir sahen, wie unsre Leute die Hühner lebendig rupften, sie zum allgemeinen Vergnügen in diesem nackten Zustande laufen ließen, um sie dann noch lebend in heißes Wasser zu stecken, und wir dann, empört über diese Roheit, sie handgreiflich unsre Entrüstung fühlen ließen, so waren die Leute höchst erstaunt und entrüstet über diese ihnen ganz ungerechtfertigt erscheinende Strafe, so daß klar daraus hervorging, daß sie das Gefühl des Mitleids mit einem Tiere ebensowenig kennen, wie ein unmündiges Kind, das einer Fliege Flügel und Beine herausreißt.

In dem nahen Tschikapa machte ich einen prachtvollen Fang von 4 Fischen, deren Gewicht je 12—20 Pfund betrug. Drei rotgoldige Karpfen und einen Wels brachten wir heim. Von einem andern

riesigen Wels wäre ich fast in das Wasser gezogen worden, wenn nicht ein Träger die Angelleine, die ich ums Handgelenk gebunden hatte, durchschnitten hätte. In der Nacht zum 28. August wurden unsre Stiere sehr unruhig, und einer derselben kam mit weiten Sätzen ins Lager. Noch ehe sich jemand von der Ursache dieses Gebarens überzeugen konnte, hatte sich mein Malucko losgerissen und ging brüllend und Erde hoch aufwerfend auf ein Dickicht los, ja drang in dasselbe ein. Ich holte ihn wieder zurück, und ein nächtliches Raubtier vermutend, gaben wir einige Schüsse ab. Am andern Morgen zeigten sich die starken Spuren eines Leoparden, des Urhebers der nächtlichen Störung. Immer weiter ging es am westlichen Rande des Tschikapathales, durch Urwaldschluchten und über mit Baumsavannen bestandene Ausläufer des von vielen Bächen durchfurchten Plateaus dem Norden zu. Der Tschikapa war zu einer Breite von 65 m bei 3,5 m Tiefe angewachsen und wälzte, voll von Steinen, Stromschnellen und Bänken, seine gelben Wasser nach Norden. Es hatte unterdessen schon die Regenzeit mit einigen tüchtigen Güssen eingesetzt. Wir hatten täglich 6—8 bis 60 m tiefe, von Bächen durcheilte Schluchten zu passieren, und es wurden nun die steilen Hänge so von starkem Regen aufgeweicht, daß die Träger unserm Wunsche, die drohende Nähe des Häuptlings Kahongulo schnell zu überwinden, nicht willfahren konnten.

Wir befanden uns im Gebiete der Aqua-Lunda, deren Häuptlinge dem Muata-Jamwo tributpflichtig waren. Waren sie bisher so mit Kioque versetzt gewesen, daß nichts Charakteristisches an ihnen auffiel, so begannen dieselben jetzt (22. Septbr.) mehr Stammeseigentümlichkeit zu zeigen. Meist große, kräftige Gestalten von auffallend dunkler Färbung, trugen sie das Haar chignonartig am Hinterkopfe zusammengebunden, während ringsum der Schädel mit einem, einem Miniaturspaten ähnlichen Instrument rasiert war. Die Kleidung bestand nur aus zwei kleinen Häuten, die vorn und hinten im Gürtel angebracht waren; auch sahen wir vielfach Rindenzeug, und viele Weiber bedeckten sich nur notdürftig mit einem Büschel Laubes. Die Bogen, Pfeile und Messer waren von liederlicher Arbeit. Die Hütten hatten noch die Form wie in Kioque und Minungo, waren aber nachlässig gebaut. Das Bett aus gespaltenen Palmstengeln, mit einer Haut bedeckt, nahm die Hälfte der Hütte ein. Ein Holzmörser zum Stampfen des Manioks und einige Töpfe vervollständigten die Einrichtung. Überall fiel es auf, wie faul und gleichgiltig die Aqua-Lunda sind.

Das Gebiet des Häuptlings Kumbana, das wir soeben durchzogen, war sehr dünn bevölkert. Der ganze Standpunkt der Lundaleute hängt wohl mit der seit vielen Jahren betriebenen schlechten

Wirtschaft der Regierung der Lundakönige zusammen. Der Lundamann ist keinen Augenblick sicher, verkauft zu werden, wenn es sein Herrscher verlangt. Die Hauptmasse der von Angola ausgeführten Sklaven stellte Lunda. Es kommen dazu fortwährende Fehden der Stämme unter sich, Absetzung und Hinrichtung auf Befehl des Muata Jamwo, eigenmächtige Erpressungen von jedem Großen oder Gesandten von der Mussumba (Residenz des Muata Jamwo), um den Stumpfsinn und die Gleichgültigkeit des so schönen Menschenschlags zu erklären.

Die Galeriewälder in den Schluchten wurden dichter, ja stiegen soweit auf das Plateau hinauf, daß sie sich mit denen des nächsten Baches zu einem zusammenhängenden Urwalde verbanden. Wir trafen die ersten Ananas und beobachteten zum erstenmale zahlreiche Züge des grauen Papageien. In der Nacht des 22. September schallten die noch nicht gehörten mächtigen, Menschen und Tiere zu gespanntem Lauschen bewegenden Töne des Löwen aus nicht allzu großer Entfernung zu uns herüber und veranlaßten unsre Leute, ihr Feuer zu hellem Aufflackern anzufachen. Am nächsten Morgen brachten unsre Kiokueleute eine halbe Pferdeantilope, den Rest des nächtlichen Schmauses des Herrn der Wildnis, und luden sich bei jenem mit großem Appetit zu Gaste.

Mit dem Herabsteigen in das Thal des Kassai trat uns eine ganz andre Vegetation entgegen. Feines, hellgrünes Gras ließ die bosketartigen dunklen Gebüsche, die mit Palmenhainen wechselten, lebhaft hervortreten, so daß die Gegend einen parkartigen Charakter annahm. Die dichten, hier und da zu Lauben ausgeschlagenen Gebüsche boten tiefschattige Ruheplätze, unter denen der Genuß des kühlen, moussierenden Palmweins den verwöhnten Sohn der Natur manche Stunde des Tages beschäftigt. Durch lichte Palmenbestände, die mit Schattenbäumen oder schön blühenden Büschen wechselten, passierten wir viele kleine Dörfchen oder Gehöfte, und lagerten in Kikassa, der Residenz des alten Häuptlings Bumba, Inhabers der Kassai-Fähre. Noch während die Leute mit dem Bau des Lagers beschäftigt waren, trieb mich die Ungeduld, den **Kassai** zu sehen. Durch Palmenhaine, einen Urwaldstreifen, der bei höchstem Wasserstande die Uferlinie des Flusses bildet, dann durch zwei Lagunen watend und über eine breite Flußpferdwiese trat ich an das Ufer des 300 m breiten, ruhig dahinfließenden Kassai. Weit kann das Auge dem Laufe nach Norden folgen. Wohin, durch welche Länder, durch welche Völker führen seine gewaltigen Wassermassen? Schon jetzt drängte sich mir gewaltsam der Wunsch auf, dieses Rätsel zu lösen, doch sollte es noch lange dauern, bis mir dies vergönnt war. Das rechte Ufer des Flusses steigt direkt vom

Ufer an in steiler Böschung zum 50 m hohen Plateau; das linke hat ein flaches Vorland von 1500 m Breite, bevor es sich erhebt. Am Ufer lagen große, viereckige Fischnetze, von Rohrfasern hergestellt. Mehrere Kanoes von 8 bis 12 m Länge und 75 cm Breite, hinten etwas erhöht, lagen an der Fährstelle. Am 3. Oktober morgens wurde mit dem Übersetzen schon früh begonnen, da wir unsern ungeduldigen und unzufriednen Trägern nicht noch einmal Gelegenheit zum Streiken geben und unsern Rubikon so schnell als möglich hinter uns haben wollten.

Mit dem für unser Unternehmen wichtigen Überschreiten des Kassai waren auch sonst viele bedeutende Änderungen vorgekommen. Wir waren von Kimbundu mit 1250 m Höhe auf 540 m herabgestiegen; die Nächte waren längst nicht mehr empfindlich kalt, obgleich stets noch erfrischend, was mit dem Abnehmen der Höhe und der allmählich in voller Kraft eingetretnen Regenzeit in Verbindung stand.

Ein Dritteil des Kontinents in der Breite war durchwandert; Westafrika, das Land der eintönigen, mit Krüppelbäumen bestandnen Savanne, die nur hier und da von einem Galeriewald unterbrochen ist, lag hinter uns. Wir traten nun in das zentrale Gebiet des schwarzen Erdteils. Mit dem Überschreiten des Kassai haben wir das Land der Tuschilange, weiter östlich Baschilange, eines Teiles des mächtigen, bis zum Tanganjika reichenden Balubavolkes, betreten. Zufälligerweise war einer der größten Häuptlinge der Baschilange am Lulua (Zufluß des Kassai), Tschingenge, in Handelsgeschäften am Kassai und besuchte uns. Er, der hier auf Bezahlung von Elfenbein wartete, gab dies Geschäft verloren, nur um uns zu begleiten. Durch Urwälder, in denen die prächtigen, weißstämmigen Baumwollenbäume den ersten Rang einnehmen, durch einige fast undurchdringliche Dickichte der Raphia vinifera (Palmenart), die mit kurzgrasigen Wiesen abwechselten, bewegte sich die durch Tschingenges Leute verstärkte Expedition ostwärts unter stetem Hader mit den unzufriednen, aufsässigen Trägern. Am 22. Oktober trennten wir unsre Karawane in zwei Teile. In Lubuku, unserm nahen Ziele, stritten nämlich zwei Häuptlinge um die Oberherrschaft: Mukenge, der ältere, wohl an Gewehren reichere, und Tschingenge, der jüngere, unternehmungslustigere. So ging Pogge mit den Dolmetschern und dem Gros der Karawane nach Nordosten, in der Richtung von Mukenges Residenz, während ich mit 15 Mann Tschingenge begleitete.

Ich überschritt die Grenze der Baschilange, welche dem Hanfkultus huldigen. Die Gegend ähnelte einem prachtvollen Park. Kurze, saftige Wiesen wurden von kleinen Waldbosketts lieblich unterbrochen,

und über Sandsteinbarren schäumende, mit Palmen garnierte Bäche, nur sanft eingeschnitten, belebten die Natur. Die Eingebornen waren nicht mehr diebisch und wild, nicht mehr unstät und frech. Zum erstenmale begegneten wir den im zentralen Afrika gebräuchlichen großen Märkten (Kitamba), die von allen umliegenden Dörfern beschickt werden. Die gut gehaltenen Felder werden nur von den Frauen bearbeitet; vom Manne sagt man, daß er nicht einmal wisse, wo seine Felder seien. Junger Mais, der, in der Schale geröstet, mit Salz genossen, eine Delikatesse ist, Bananen, Erdnüsse, süße Kartoffeln und Zuckerrohr, wohlschmeckende Pilze und Eier werden in Masse angeboten. Dichte, große Felder umgeben die Dörfer, die im Schatten von Ölpalmen und Bananen stehen. Kürbis, Pfeffer, Hanf, Tabak und Tomate wird in kleinen Gärten dicht beim Hause gezogen. Wir leben wieder einmal ganz aus dem Vollen und fühlen, daß wir uns geordneten politischen Verhältnissen nähern. Am 30. Oktober stiegen wir die sanft gewellten Hügel des Thales zum Lulua hinab. Gegen Mittag zogen wir unter nicht enden wollendem Jubel der Einwohner, unter heitern Gesängen unsrer Leute in Tschingenges Residenz ein. Nach 5monatlichen, rastlosen, schweren Märschen hatten wir unser größtes Ziel, Lubuku, das Land der Freundschaft, erreicht.

4. Aufenthalt in Lubuku.

Ein 36 m langes, 10 m breites Haus aus Lehm, von einem Angolaneger kürzlich aufgeführt, Tschingenges weit und breit bekanntes Schloß, bezog ich und richtete mich für einige Wochen häuslich ein. Ein schönes Mähnenschaf, frische Fische, Eier, Hirsebier, Bananen, Ananas, Tomaten, Maniokmehl und süße Kartoffeln wurden herangeschleppt und ich gebeten, während meiner Anwesenheit in diesem Dorfe Lebensmittel nicht zu kaufen, sondern meinen Wirt nur etwaige Wünsche wissen zu lassen. Schon am nächsten Tage gab ich Tschingenge meine Geschenke, 2 Steinschloßgewehre, 2 Fäßchen Pulver, roten Flanell, kleine europäische Schmucksachen aus einem Berliner 50-Pfennig-Bazar, Perlen, einen Schirm ꝛc. Im höchsten Grade befriedigt, wollte er mir in den nächsten Tagen Gegengeschenke machen; ich sagte ihm jedoch, daß ich kein Händler sei und wahrscheinlich nur seine Begleitung zur Weiterreise brauche. Mit großer Bestimmtheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß sein Feind Mukenge, zu welchem Pogge gereist war, nicht mitgehe, sagte er seine Begleitung mit so vielen Leuten

zu, als wir nur immer beanspruchen würden. Pogge jedoch, der nur 5 Marschstunden von hier in Mukenges Residenz angelangt war, glaubte, daß Mukenge mächtiger und daher geeigneter sei, uns zu begleiten, als Tschingenge. Bei einem Besuche, den ich am 4. November Pogge machte, entschieden wir uns, ihn als weiteren Begleiter nach Osten hin zu wählen zum Lualaba (oberen Kongo).

Die nun folgende Reise ist in der Beziehung einzig dastehend in der Geschichte der Erforschungen, daß ein ganz neues Volk dem weißen Mann ein so unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt. Sehr viel trug zu dem Beschluß der Baschilange eine Fabel bei, die sich über uns, Pogge und mich, gebildet hatte. Die Vorgänger Mukenges und Tschingenges waren westwärts gereist und nicht wiedergekehrt; nach dem Glauben der Schwarzen waren sie ins Maiji-Kalunga (Geisterwasser, Meer) hinabgestiegen, und wir waren in den Augen derselben die zurückkehrenden Geister der beiden Häuptlinge. Nicht wenig erstaunt war ich aber doch, als Tschingenge, zu dem ich am 6. November zurückgekehrt, mir eines Tages die Mitteilung machte, daß meine Mutter und einige Vettern kämen, um mich zu besuchen. Eine alte Negerin, die Mutter eines der verschollenen Häuptlinge, war doch über die Verwandlung ihres Sohnes überrascht und eingeschüchtert. Als ich sie freundlich begrüßte, mich nach meinen, bei meiner damaligen Abreise zurückgelassenen Weibern erkundigte und ihr ein aus dem „Geisterwasser“ mitgebrachtes hübsches Perlenhalsband umhing, erholte sie sich und versprach, ganz glücklich, mir alles herzuschaffen, was noch von meinem früheren Besitze in ihrem Dorfe vorhanden sei.

Das Begriffs- und Urteilsvermögen ist in Lubuku nicht annähernd derartig durch den Fetischglauben beschränkt, als bei allen übrigen mir bekannten Völkern Afrikas, und daher bemerkenswert, daß uns oft die Frage nach dem Grunde einer Behauptung, ein „Warum“ vorgelegt wurde, eine Thatsache, die beim Neger äußerst selten ist. So ließ sich Tschingenge genau erklären, woher die weit über dem ihm bekannten Gewehre stehende Kraft meiner kleinen Büchse käme? Erstaunlich ist bei dieser Begabung die Ungeschicklichkeit im Handel. Viele Baschilange trafen wir bei den Kioque, die dorthin gekommen waren mit Elfenbein und Gummi, um sich dafür die schönen Sachen von der Küste einzuhandeln. Man nimmt ihnen die Waren ab, vertröstet sie mit der Bezahlung von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis sie, zuletzt entschlossen, selbst ohne Zahlung ihrer Heimat zuzuwandern, oft noch als Sklaven zurückgehalten werden. Sehr ausgebildet ist das Gerechtigkeitsgefühl der Baschilange. Das Gottesgericht besteht im Rauchen. Der Angeklagte muß solange an der stets von neuem von den Umsitzenden

gefüllten Riambapfeife (Hanfpfeife) ziehen, bis er, bewältigt von der narkotisierenden Wirkung, Geständnisse macht oder aber niederstürzt.

Durchschnittlich trifft man in den bewohnteren Gebieten Lubukus nach einer halben Stunde Marsches je ein kleines Dorf; 4 bis 10 Dörfer bilden eine Gemeinde, die mit dem Worte Baqua oder Bena bezeichnet wird. Die Dörfer haben 30—50 Häuser, die gruppenweise, je nach der Verwandtschaft der Bewohner, zusammenliegen. Die kleinen Häuser sind in 2 Räume eingeteilt, in deren einem gekocht wird, während der andre der Schlafraum (mit einem Lager aus Schilfrohr) ist. Die Häuser in Lubuku haben keine Thüren. Inmitten jedes Dorfes befindet sich ein großer Pavillon, der, mit einem hohen, turmartigen Dache überdeckt, von weitem aussieht, wie unsre alten Dorfkirchen. Unter ihm findet der Fremde Unterkunft oder halten die Männer Versammlungen ab bei schlechtem Wetter. Die Dörfer sind von prachtvollen Kulturen umgeben und die Häuser von kleinen Gärten, in denen Hanf, Kürbisse, Tabak, Tomaten und — seit kurzem eingeführt — auch Zwiebeln gebaut werden. Die Gestalt der Hütten ist je nach der Zeit verschieden, alle aber sind rechteckig. Die Hauptbekleidung derselben besteht in Gräsern.

Das Weib erwirbt der Mann durch Kauf von ihren Eltern. Der Bewerber bringt dem Vater seiner Auserkorenen nur das Ergebnis seiner Jagden während einiger Zeit und ein Hüftentuch aus europäischem Stoff. Stirbt das Weib, so braucht der Mann dem Vater nichts zu zahlen. Die Knaben werden schon mit 4 bis 6 Jahren beschnitten und wunderbarerweise ganz ohne irgendwelche Festlichkeit. Hat der Mann mehr als zwei Weiber, so ist ein weiteres Wohnhaus nötig, denn nur zwei Frauen dürfen in einem Hause wohnen.

Die Entwicklung des Riambakultus (Hanfrauchen) gab in diesen Gegenden Anstoß zu mächtigen Umwälzungen; einige der bisher in steter Fehde lebenden Gemeinden thaten sich zusammen, zwangen mit Gewalt benachbarte zur Annahme der neuen Lehre und vertrieben diejenigen, die sich nicht fügen wollten. Die friedlichen Gesetze und Einrichtungen, die allmählich unter der narkotisierenden Wirkung des Hanfes sich ausbildeten, waren auch dahin gerichtet, das Land Fremdlingen zu öffnen und nicht wie bisher in jedem Fremden einen Feind zu sehen. Hierdurch begünstigt, erschienen zuerst die Kioque, mit ihnen kam auch das Gewehr und mit diesem die Bildung einiger mächtiger Reiche (Mukenges und Tschingenges Reich). So lagen die Verhältnisse, als wir in Lubuku erschienen.

Bei einem meiner täglichen Bäder im Lulua erhob sich plötzlich mit gewaltigem Prusten der Kopf eines Flußpferdes dicht bei mir über

Wasser. Der erschreckte Dickhäuter verschwand sofort, und die aufgeregten Wasser zeigten, daß er sich mit möglichster Eile aus meiner unheimlichen Nähe entfernte; aber auch ich erstrebte mit langen Stößen das Ufer. Natürlich machte dieser Fall meinen Bädern im Flusse ein Ende. Der Lulua ist der schönste Fluß, den ich gesehen habe; an Stellen, wo sich eine Gneisbarre durch sein Bett zieht, wie 1 km oberhalb der Fähre, bietet er ein mannigfaltiges, liebliches Bild. Zwischen 5 Inseln, die mit dichtem Urwald und zierlichen Palmen bedeckt sind, stürzt und sprudelt in vielen Armen der Fluß herab. Pandanusdickichte klettern an den felsigen Ufern der Inseln entlang, und dunkle Granitblöcke ragen aus dem schäumenden Wasser hervor. In dem 200 m breiten Pfuhl, der sich unterhalb der Schnellen ausdehnt und in dem sich die wild bewegten Wasser beruhigen, dehnen sich langgezogne Sandbänke aus, auf denen sich Krokodile mit aufgesperrtem Rachen sonnen. Sich putzend oder den Kopf angezogen und auf einem Beine ruhend, sieht man wilde Gänse unbekümmert in der Nähe der unheimlichen Saurier. Schönfarbige Reiher stolzieren gewichtigen Schrittes längs des Ufers, und mit wiegendem, lautlosem Fluge sucht sich der aufgescheuchte Nachtreiher einen neuen Platz im tiefen Schatten.

Der Verabredung gemäß sollte ich nördlich des Lulua zu Pogge stoßen, brach daher am 1. Dezember auf, passierte den Fluß und traf an demselben Tage noch meinen Reisegefährten.

5. **Vom Lulua zum Lubilasch-Sankurru** (auch letzterer Nebenader des Kassai).

Es ging über ebenes Terrain (nordnordostwärts) mit vielen Ölpalmen und durch sanft eingeschnittene Bäche, überall waren mächtige Granitblöcke verstreut, und auch in den Betten der Flüsse stand dieses Gestein an. Bald wurden die Schluchten tiefer und bewaldet; Meerkatzen, Nashornvögel und graue Papageien beleben die dichten Waldgalerieen, aus denen bei eintretender Dämmerung Hunderttausende von Flugfüchsen aufgehen, um in nächtlicher Jagd ihren Unterhalt zu suchen. Mukenge hielt in jedem Dorfe an und wünschte überall Ruhetage, um in genügender Muße die landesübliche Steuer zu erpressen: Kupferkreuze, Elefantenzähne, Sklavinnen, Gummi u. a. Vom 12. Dezember ab ging es über flache, sandige Savanne, die nur von vereinzelten Bäumen oder Palmengruppen unterbrochen war. Schon nach wenig Tagen hatte das Gras eine derartige Höhe erreicht, daß

wir, bevor wir unser Lager bauten, dasselbe der Vorsicht halber abbrannten. Mehrere Stunden später noch sahen wir die Feuerlinie des Brandes immer weiter ziehen. Das bis 3 m hohe, trockne, filzartig dichte Gras wird jährlich in bewohnten Gegenden abgebrannt. Die Brände sind ganz ungefährlich; ich sah oft, wie Leute, dem Feuer entgegengehend, dasselbe mit Zweigen ausschlugen, selbst bei starkem Winde und kann mir daher kaum eine Vorstellung von den gefürchteten Präriebränden in Amerika machen.

Endlich war der berühmte Munkambasee erreicht. Waren unsre Erwartungen schon durch immer zweifelhafter werdende Gerüchte herabgestimmt, so beschreibt doch nichts unsre Enttäuschung, als wir, eine Terrainwelle durchschreitend, vor uns einen Kessel liegen sahen, in dessen Grunde ein schmaler, dunkelblauer Wasserstreifen sichtbar ward, der uns als der Munkamba vorgestellt wurde. Die früheren Übertreibungen, die auch andre Reisende mit heimbrachten, sind nur dadurch zu erklären, daß Seebildungen in diesem Teile Afrikas nicht vorkommen, und dieser kleine Weiher, weil breiter als die meisten Flüsse, zu Ausgeburten der Negerphantasie veranlaßte. Am 18. Dezember machte ich mich auf, um das fabelhafte Wasser zu umreiten, was mir in 7 Stunden auch gelang. Seine Länge beträgt 5 km, die größte Breite 2 km. Die grasigen Ufer fallen flach zum Wasserspiegel ab und enden in einem breiten Binsengürtel. Das blaugrüne Wasser ist, obgleich sehr weich, doch trinkbar. Die Tiefe konnte ich nicht messen, da kein Kanoe vorhanden war. Der See birgt kleine Welse als einzige Fischart, denen man in Fischkörben nachstellt. Schwarze Wasserhühner und Enten brüten in den Binsen; Strandläufer sind sehr häufig, auch der schwarz und weiße Geier ist vertreten. Verschiedne Bussarde, der Schildrabe und Purpurreiher, ein schwarzer Storch mit weißen Flügeln beleben die kahlen Ufer. Der See liegt auf 5° 45′ s. Br., 23° 14′ östl. L. v. Greenwich und in 700 m Höhe.

Vom Ritt zurückkehrend, überraschte ich einige unsrer Träger, als sie ein kleines Dorf plünderten und damit beschäftigt waren, die sich sträubenden Eingebornen mit Stöcken zu prügeln. Ich nahm die Partei der Eingebornen und brachte mit dem Stock die Leute aus dem Dorfe heraus. Ein junger Träger, Namens Simon, dem ich mich von hinten näherte, stieß mich aus Versehen im Handgemenge mit einem Stocke vor die Brust und entfloh, sobald er mich erkannte. Ich ergriff ihn und ließ ihn eine gute Weile meine Empörung fühlen. Er rief, er habe mich ja nicht gesehen, als er mich mit dem Stocke gestoßen habe, und ich gab ihm die Erklärung, daß, wenn dies der Fall gewesen wäre, ich ihn erschossen haben würde; die Prügel seien nur für Plün-

dern und Mißhandeln der Eingebornen. Als ich bald darauf mit Pogge in dessen Hütte bei Tisch saß, hörte ich, daß mehrere Leute sich näherten. Simon steckte, den Finger am Abzug, das geladne Gewehr zur Thür der Hütte herein, hielt es auf mich gerichtet und lallte, es sei besser, zuerst zu schießen, als sich vielleicht von mir erschießen zu lassen. Wir sprangen auf und traten aus der Hütte. Vor uns stand ein Dutzend betrunkner, mit Gewehren bewaffneter Träger. Ich schickte, den besonders wilden Simon ruhig fixierend, meinen kleinen Diener, um Peitsche und Revolver zu holen. Kein Gewehr erhob sich, unentschlossen und murrend standen die Meuterer vor uns. Pogge hielt ihnen jetzt ihre Frechheit vor und ältere Träger warfen sich dazwischen. Der treue Humba war mit fertigem Gewehr neben mich getreten. Ich drang darauf, daß die Meuterer sofort gebunden würden, um ihre Strafe zu erhalten. Pogge wollte davon nichts wissen, und so nahmen wir den jetzt über ihr Gebaren Erschreckten Munition und Waffen ab. Am 21., als Pogge die Rationen verteilen wollte, weigerten sich die Küstenträger, dieselben anzunehmen und forderten Einlösung des erst nach der Reise fälligen Bons (Zahlungsanweisung), ja erklärten endlich, überhaupt nicht weiter zu gehen, da vor uns wilde Völker, Menschenfresser wohnten und wir sie um ihre Zahlung betrügen würden. Wir nahmen ihnen sogleich die Lasten und Gewehre ab und schickten die Leute aus dem Lager bis auf 5, die bei uns aushalten zu wollen erklärten. Zuerst verteilten wir die Gewehre und einige Lasten unter Mukenges Leute, nahmen dann nach und nach 15 der besten Verjagten auf ihre Bitten wieder an, wiesen jedoch die andern 21 Leute ab; denn wir waren uns bewußt, daß über kurz oder lang die wilde Bande, zum größten Teil Kimbunduleute, unsrer Reise verhängnisvoll werden würde. So reisten wir jetzt mit 19 Trägern und Mukenges über die Hälfte aus Weibern bestehender Begleitung.

Sorge und Kummer, endloses Plänemachen und Lavieren, ein Vorwärtswürgen, möchte ich fast sagen, von Tag zu Tag und ganz besonders mit unsern kleinen Mitteln, die, denen aller bisherigen größeren Reisen entgegengehalten, ganz unzureichend erschienen, hielten unsre ganze geistige Kraft in fortwährender Spannung. Bei alledem konnten auch wir doch unseren bösen Kindern nichts lange nachtragen. Der Neger ist nun einmal ein Kind.

Wir betraten, unsre Schritte weiter nach Nordosten lenkend, unabsehbare, wellige Grasprärieen, die eine dem bisher durch die Savannenbäume stets dicht begrenzten Blicke erquickende Weitsicht bieten. Am 26. Dezember marschierten wir durch die, soweit das Auge reicht, mit Gehöften besäete Gegend der Bena-Tschia zu dem

Dorfe des Marimbo, des Oberhäuptlings der Baqua-Lukalla. Mindestens 1000 Krieger in vollem Schmuck gaben mir an der Tete das Geleit. Brüllend und die Waffen schwingend, im Sprunge mit der Keule den Boden schlagend, stürzten sie im Scheingefechte vorwärts, um bald wieder in grotesker Stellung, vor Vergnügen singend, mich zu erwarten. Das in wilder Ungebundenheit rauh ausgestoßene „Oooho" beweist den Eindruck, den die Verbindung eines unheimlich Weißen mit einem nur dem wilden Büffel gleichenden Tiere hervorruft. „Kajau, Kajau, Tambo, Mukelenge, Munene", d. i. „er kommt, er kommt, der Löwe, der große Häuptling", ertönte vorweg, bis ich im Lager ankam und abstieg, wobei jede meiner Bewegungen mit Gebrüll des Staunens begleitet wurde. Pogge traf mit wohl über 2000 unterwegs angesammelten, neugierigen Eingeborenen ein. Unsre Leute standen starr, und nur unser ruhiges Auftreten verschaffte ihnen Mut und etwas Raum inmitten dieser Tausende, um einigermaßen ein Lager aufzuschlagen. Nur schreiend konnte man sich unterhalten. Jede schnelle Bewegung von Pogge und mir bewirkte ein Zurückprallen, Stoßen und Schieben, und ein abgegebener Schuß zauberte uns ein Bild, gegen welches das wohlbekannte „der Löwe kommt" nur einen schwachen Eindruck macht.

Marimbo, der Oberhäuptling, erschien, und mit Hilfe seiner Söhne und Häuptlinge, die rücksichtslos mit dem Stock in die Menschenmasse hieben, erhielten wir etwas Luft und Raum. Die Männer waren von kräftigem, muskulösem Aussehen, mit Speer und Keule bewaffnet, selten mit Bogen. Das Gesicht war in Hälften oder Vierteilen mit lebhaften Farben schwarz, rot, gelb oder weiß bemalt. Lange Tätowierungsstriche auf der Brust und rings um den rot gefärbten Nabel zeigten den völlig von dem der bisherigen Baschilange verschiednen Geschmack. Federn des Helmvogels, Papageies oder Hahnes schmückten die bemalten Häupter der schönen Wilden; die Zähne waren vielfach spitz gefeilt. Eisenringe schmückten Arm- und Fußgelenke, und kleine Stückchen Mabelezeuges, die nur so lang als durchaus nötig waren, hingen, mit ausgezupften Fransen und rot gefärbten Kaurimuscheln geschmückt, aus dem Gürtel herab. Einige Speere waren bis 8 Fuß lang und die Holzpfeile vergiftet. Auch eine neue Waffe bemerkten wir hier zuerst, die einer lang gestreckten Hacke glich.

Da unser nächstes Lager im stillen Walde war, genossen wir mit großem Wohlbehagen die tiefe Ruhe, die uns nach dem tobenden Gedränge unsrer letzten Lager um so angenehmer erschien. Wir folgten dem hohen Rande des Lubithales (mit dem Lubilasch zum Kassai) in

dichtem Urwald, stiegen dann zum Fluß hinab und wanderten in hellgrünen Uferwiesen nach Norden, bis wir am 3. Januar 1882 eine Fährstelle erreichten und hier lagerten. In 14 m langen, schlanken Kanoes, die mit großer Sicherheit und Gewandtheit getrieben wurden, wurde am 5. Januar schnell die Überfahrt vollzogen in das Land der Bassonge. Frei und aufgeweckt werden diese schnell etwas dreist, sind jedoch viel weniger roh und wild in Ton und Manieren, als ihre westlichen Nachbarn (die Baschilange). In Kunstfertigkeit, Geschmack und Ordnungssinn stehen sie bei weitem am höchsten von allen mir bekannten Stämmen. Die Stellung des Weibes ist eine höhere; dasselbe verrichtet nur die häusliche Arbeit, während der Mann der Feldarbeit obliegt. Sie scheinen ein glückliches Temperament zu besitzen und Lachen und Gesang ertönt von überall. Aber ihre großen Fehler sind Treulosigkeit, Diebsgelüste und Verstellung. Die Haare sind bis auf das Hinterhaupt rasiert und dann chignonartig zusammengebunden. Den Weibern werden im Kindesalter die beiden Schneidezähne des Oberkiefers ausgeschlagen, indem ein Holzmeißel aufgesetzt und mit einem Hammerschlag die Operation ausgeführt wird. Die Männer bearbeiten den Boden mit einer breiten Hacke, welche an einem 1 m langen Stiele befestigt ist. Sie verrichten also die Arbeit stehend, was von der Küste bis hierher nicht der Fall ist. Maniok ist noch Hauptnahrung, Mais und wenig Hirse wird kultiviert. Die Form der Töpfe, sowie die Verzierung auf denselben ist geschmackvoll. Korbflechterei steht auf einer hohen Stufe. Die Waffen sind vielfach mit durchbrochener Arbeit und eingelegtem Kupfer hergestellt. Die Häuser sind hoch und geräumig, sorgfältig gebaut und rein gehalten, mit einem Vorbau an der Thür versehen und stehen alle auf einem Unterbau von Lehm, so daß der estrichartige Fußboden stets trocken ist. Die Thüren sind über mannshoch. Man betritt zunächst einen Raum mit Feuerstelle, und dann den Schlafraum mit aus Palmenzweigen gefertigten breiten Betten. Ein hängendes Gestell unter dem Dache dient als Vorratsraum für Netze und Gerätschaften. Die Dörfer bestehen aus 2 Reihen von Häusern, die in mit Gärten ausgefüllten Zwischenräumen zu beiden Seiten einer 20 m breiten geraden Straße liegen. Die Leute baden oft und halten die Haut durch ein leichtes Einölen in glänzend braunem Zustande. Von hier, der westlichsten Grenze dieses Volks, erstrecken sie sich bis über den Lomani (östlicher Zufluß des Sankurru), ja bis zum Lualaba (oberer Kongo). Mit Freuden konstatierten wir beim Eintritt in ihre Dörfer, daß wir hier, wohin noch nicht einmal die Kenntnis von der Existenz des weißen Mannes gedrungen war, ein Volk gefunden hatten, dessen Kulturstufe

soviel höher stand, als die aller Negerstämme, von denen wir bisher gehört oder gelesen hatten. Auffallend ist, daß die hochstehenden Bassonge Kannibalen sind.

Durch ununterbrochnen Urwald, die Heimat des Elefanten und Wildschweins, marschierten wir weiter nach Osten. Am 14. Januar um 2 Uhr nachmittags öffnete sich der Wald und ein weites Thal dehnte sich vor unsern Blicken aus. Im halben Laufe ging es hinab; bald sahen wir Dörfer, erreichten dieselben und fanden die Eingebornen, schon von unsrer Annäherung unterrichtet, freundlich. Vor einem ganz besonders schön gebauten, großen Hause saß ein blinder Greis mit schneeweißem Haar, Häuptling Katschitsch, der Fürst des Landes Koto. Nach kurzer Begrüßung wurde mit dem Lagerbau begonnen und nach Dunkelwerden hatten wir uns eingerichtet. Der vor uns liegende dichte Wald entzog unsern Augen den **Lubilasch**, nächst dem Lualaba der bedeutendste Fluß des zentralen Afrika. Nur Dr. Buchner hatte im Lundareiche den Namen nennen hören und Lieutenant Cameron seine Quellflüsse überschritten. Als wir dem Alten unsre Absicht, weiter nach Osten zu gehen, mitteilten und die Erwartung aussprachen, er würde uns über den Lubilasch setzen, prägte sich Staunen und Mißbilligung in seinen Zügen aus. Er sagte uns, hier könne kaum jemand bis zum Ufer des großen Flusses gehen, da fortwährend Kanoes mit wilden Bakuba von flußabwärts zu Sklavenjagden erschienen. Er würde uns nicht beistehen, denn wenn wir alle von drüben wohnenden Kannibalen tot geschlagen und aufgefressen würden, würde man ihm die Schuld beimessen; auch seine Leute würden uns nicht führen, selbst nicht für sehr hohen Lohn; denn sie liebten alle das Leben mehr als Reichtum. Der Lomani (rechter Zufluß des Lubilasch-Sankurru) sei noch 20 Monate entfernt. Dorthin kämen Leute mit langen, weißen Hemden und Tüchern um den Kopf (Araber), die Gewehre hätten, wie wir. Diese Leute raubten Menschen und sengten alle Dörfer nieder.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Geschichten auf unsre Begleitung machten. Niemand wollte mich an den Fluß begleiten. Als ich an einem der nächsten Tage einmal auf Jagd war, zwang ich meinen Führer durch Drohungen, mich an den Fluß zu leiten. In fürchterlichem Zickzack, zur Hälfte kriechend, erreichten wir endlich nach einstündiger Arbeit das Ufer des Lubilasch. Ich hatte mit dem Jagdmesser, wie um den Weg zu reinigen, für später mir denselben gezeichnet. An einer schmalen Blöße traten wir aus dem Lianengewirr heraus. Zu unsern Füßen lag der breite, schöne Fluß, der mir damals an Mächtigkeit dem Kassai gleich zu sein schien. Dicht

unter uns am Ufer sonnte sich eine Flußpferdherde, die, durch uns gestört, in schwerfälligen Sprüngen dem Wasser zueilte und in demselben verschwand. Der Lubilasch ist hier 200 m breit. Seine braunen Fluten gleiten majestätisch ruhig nach Nordosten; wohin? das sollte mir erst später aufzufinden vergönnt sein. Beide Ufer sind von 1 km breiten, dichten Urwalddschungeln eingeschlossen. Das rechte Ufer steigt steil gegen 60 m zu einem reine Prärie zeigenden Plateau an; am linken Ufer bedecken einige krüppelhafte Bäume die sanften Hänge, welche oben an den Rand des großen Urwalds stoßen, den wir soeben in 2 Tagemärschen durcheilt hatten. Viele Spuren von Elefanten und Büffeln zeigen allnächtlichen Wechsel von dem großen Urwald zu den Dschungeln des Flusses, die von Wildschweinen überall durchwühlt sind.

Unsre Leute wurden immer mehr von den Eingebornen in Furcht versetzt. Immer unumwundner ließen sie ihren Willen merken, umzukehren. Wir nahmen ihnen Lasten und Waffen ab und erklärten, sie möchten unbewaffnet gehen, wir blieben. Nur eine einzige Person, der wir niemals dieses Wort vergaßen, Sangula, Mukenges Schwester, sagte: „Ich bleibe bei Kassongo und Kabassu (Pogge und Wißmann); mögen unsre Söhne daheim sagen, unsre Männer sind Memmen; mich sollen sie nicht beschimpfen.“ Welch ein Weib, eine Negerin, woher der Mut, woher diese hohen Worte?!

Wir beschlossen, den Häuptling Katschitsch einzuschüchtern. Denn der alte Fuchs hielt uns nur deswegen solange, als irgend angängig, fest, damit ein möglichst großer Perlenvorrat für Ankauf von Lebensmitteln in seinen Händen bliebe. Nun gingen wir zu ihm in sein Haus und zwangen den vor der Zauberkraft des Alten zitternden Dolmetscher, ihm zu sagen, wir hielten ihn für einen Lügner, er solle sich vor dem Fetisch der Weißen hüten. Pogge sei der größte Fetischero aller Weißen und wolle ihn noch einmal warnen. Nachts, als schon alles in tiefer Ruhe lag, begannen wir ein Schnellfeuer aus Chassepotgewehren nach dem Walde zu. Der Donner der Schüsse rief einen tausendfachen Widerhall hervor und brachte alle Dörfer ringsum auf die Beine. Als wir sicher waren, daß man ringsum ängstlich gespannt lausche, brannten wir ein rotes bengalisches Licht ab und ließen in weiten Bogen einige Raketen über Katschitschs Dorf hinweg gegen Osten, nach dem Flusse zu, steigen. Lautlose, erwartungsvolle Stille war ringsum, und ein Kanonenschlag beendigte das gewaltige Phänomen. Beim ersten Morgengrauen näherten sich Leute vorsichtig unserm Lager, wurden jedoch freundlich aufgenommen. Kassongo (Pogge), so sagten wir ihnen, hat mit seinem Sambi (Gott, Geiste) gesprochen

und wegen der Weiterreise angefragt. Sambi hat ihm den Weg gezeigt mit seinen Sternen, er solle in der von ihnen gezeigten Richtung gehen und nichts könne ihn aufhalten. Jetzt war die Rolle der Eingeschüchterten umgetauscht, und der Eindruck des Feuerwerks war ein so überwältigender, daß Katschitsch uns Führer anbot zur nächsten Fähre, die ein wenig südlich liegen sollte, und vorwärts ging's am 28. Januar nach Südosten im Thale des Flusses aufwärts. In zwei Tagen, hatte man uns gesagt, sollten wir die Fähre erreichen; aber wie groß war mein Erstaunen, als der Führer schon um 10 Uhr nach links abbiegend auf den Fluß zu marschierte, an einer schönen Fährstelle hielt und mit Jodeln nach den Fährleuten von drüben rief. Da kam ein Kanoe zögernd, aber endlich doch bis ans Ufer. Mit der Fahne in der Hand, sprang ich hinab, und hinüber ging's über den Rand des Plateaus, der ihre Strahlen auf uns herabsenkenden Sonne entgegen.

Nach dem Namen fragend, zeigte ich auf den Fluß, um zu wissen, wie unsre neuen Freunde denselben nannten. „Sankurru" erklang es deutlich von den Lippen, und fast hätte ich einen Luftsprung in dem schwanken Kanoe ausgeführt. Also endlich der Sankurru, endlich das Objekt so vieler Fabeln, Annahmen, Voraussetzungen! Sankurru und Lubilasch waren identisch! Hier nannte man am rechten Ufer den Fluß, wie er an der Einmündung des Lubi bis zum Kassai heißt, Sankurru, während den Bewohnern des linken Ufers und von hier ab südlich der Name Lubilasch gebräuchlich ist.

6. Nach Nyangwe am Luabala (Kongo).

Nach Osten breitet sich weite, wellige Grassavanne aus, mit niedrigen Akazien dünn bestanden. Das gelbliche Grün der Savanne wird hier und da durch dunkle, sich auf dem Rücken der Terrainwellen langziehende Palmenhaine, die die Dörfer überschatten, unterbrochen. Die Eingebornen, auch Bassonge, sind freundlich und handelslustig. Wie hatte uns der alte Fuchs Katschitsch genarrt! Der größte Teil seines Landes Koto lag auf dieser Seite, war also das „Land der Kannibalen", vor denen er uns gewarnt hatte.

Am Ostende eines langen Dorfes in der Nähe des Mulundaberges machten wir am 8. Februar 1882 Halt. Unter dem Gedränge der Schaulustigen fiel ein alter, über und über mit Federn geschmückter Barde auf, dessen wohltönende Melodieen auch uns bald anzogen. Er trug die Marimba, die sonst nur liegend bearbeitet wurde, mit einem Gürtel um den Hals. Offenbar eine Ballade als Melodrama

war seine erste Leistung. Den ausdrucksvollen Vortrag begleitete er bald mit weichen, leise wimmernden, bald mit munteren oder kriegerischen Weisen. Er sprach ganze Sätze, die zuletzt in gesungene Worte übergingen und dann in entsprechender Melodie bekräftigt wurden. Mit Wiegen des Oberkörpers oder des Kopfes und lebhaftem Augenausdruck begleitete er den Vortrag. Wurde dessen Inhalt kriegerisch, dann warf er stolz das befiederte Haupt zurück, das Auge funkelte, und stampfend bewegte er sich vorwärts. Mit gellendem Aufschrei endete der fesselnde Vortrag. Später gab er musikalische Kunststücke zum besten. Die Melodie wurde, als wenn sich entfernend, immer leiser, allmählich fielen einige Töne wie von weitem nicht mehr hörbar aus und verstummten fast, als die andre Hand in voller Stärke einsetzte, die erste Melodie sich wieder näherte und dann beide ineinander übergingen. Es war die größte musikalische Leistung, die ich in Afrika jemals hörte, selbst eingeschlossen die mit europäischen Instrumenten ausgestatteten Kapellen in den Küstenkolonieen.

Einen schweren Verlust hatte ich am 14. Februar zu beklagen. Mein prächtiger Reitstier Malucko nahm beim Erklimmen eines steilen Hanges einen innerlichen Schaden und war nicht mehr zu besteigen. Noch mehrere Tage wurde er geführt mitgeschleppt, war jedoch nicht mehr dienstfähig.

Wir betraten das wellige, offne Land der Bene-Ki, eines Bassongestammes, der in mächtig großen, alten Städten ein so glückliches Leben zu führen scheint, wie dies überhaupt nur für Wesen, die im Kampfe ums Dasein unsern Planeten bevölkern, möglich ist*). Bald trafen wir bei den Leuten Perkussionsgewehre, die durch die Unterhändler der Araber hierher gekommen waren. Wir hatten schon jetzt Fühlung mit dem Osten. Die Riesenstädte der Bene-Ki sind lauter kleine Republiken; sie haben keinen Häuptling. Regierungsangelegenheiten wie Rechtsfragen und Vertretung benachbarten Häuptlingen gegenüber werden von den Ältesten besorgt. Es ist dies eine höchst auffallende Erscheinung in dem despotisch-monarchischen Afrika. Am 22. Februar marschierten wir durch einen Teil der größten Stadt der Bene-Ki. 17 km zieht sich dieselbe auf der Scheitellinie von Höhenzügen entlang, von weitem einem langgezognen schmalen Palmenhain gleichend. Zu beiden Seiten der von der Stadt getrennten Hänge sind Felder, die sich in langen Streifen zum Grunde hinabziehen, und zwischen ihnen führen wie Zähne eines Kammes Fußsteige zum Wasser-

---

*) Sind heute durch die rohe Habgier der Araber und deren Folgen von der Erde verschwunden.

holen ins Thal. Hinter den Gehöften (zu beiden Seiten der 20—40 m breiten Hauptstraßen) liegen zunächst die Gärten, auch noch von Palmen beschattet, dann kommt ein breiter Streifen von Bananen, und hinter diesen schließen sich die Felder an. Die Gärten bringen Ananas, Tomaten, Pfeffer, ein Gemüse Tschimboa, Rhizinus, Tabak, Zuckerrohr und wilden Hanf. Auf den Feldern kultiviert man Erdnüsse, Maniok, süße Kartoffeln, Mais und Hirse. Die Ziegen sind schön, Schafe und Schweine sind seltner, Hühner in großer Anzahl vorhanden. Wild ist natürlich in dieser so außerordentlich bevölkerten Prärie nicht denkbar*).

Je weiter wir nach Osten vorrückten, um so ängstlicher rafften die Eingebornen Weib und Kind und Habseligkeiten zusammen, um sich fliehend zu verbergen, da sie Araber in uns vermuteten. Am 7. März lagerten wir im Dorfe des Kassai-Moana; er ist der größte Häuptling der östlichen Kalebue (zu den Bassonge gehörig). Diese sind sehr berüchtigte Kannibalen. Ich hörte, daß hier auch an Krankheiten gestorbene Leute aufgefressen werden. Um nicht gerade seine nächsten Verwandten zu verzehren, giebt man dieselben nach ihrem Tode dem benachbarten Dorf in der Erwartung, daß bei dem nächsten Todesfalle von dort die Schuld zurückgezahlt wird. Die Eingebornen sagten, als man sich darüber wunderte, daß auch an Krankheiten Gestorbene gegessen würden, man schnitte dem Toten die äußersten Glieder der Finger und Fußzehen, wohin nach dem Tode die Krankheit dringe, ab, salze dieselben ein, wickle sie in Blätter und werfe sie ins Wasser, alles übrige könne man unbesorgt verzehren.

In dem einem parkartigen Garten gleichenden Thale des L o m a n i (dem Sankurru zufließend) machten wir Lager. In Begleitung unsrer liebenswürdigen Führerin erreichte ich von hier aus ein weites, mit Papyrusdickichten bestandnes Überschwemmungsland, welches durch einen schmalen Saum von Ölpalmen und Gebüsch dicht am Ufer von dem Flusse getrennt war. Der Lomani hat hier eine Breite von 130 m, gelbes Wasser und fließt in nordnordöstlicher Richtung, w i e m a n h i e r s a g t, dem Lualaba zu. Das rechte Ufer, von schmalem Galeriewald eingefaßt, steigt sogleich in sanfter Böschung zum Plateau hinauf.

Am 8. März 1882 lagen die Kanoes bereit, und das Übersetzen wurde bis zum Mittage beendigt. Wir wenden uns nun direkt nach Norden und folgen auf dem Rande des Plateaus dem Laufe des

*) Auch diese Stadt teilte 5 Jahre später das traurige Schicksal des ganzen Landes.

Lomani. Unser nächstes Ziel ist Nyangwe, da wir nach Stanleys Berichte (1876) von dort daselbst Araber mit Waren anzutreffen hoffen, denn davon hing der weitere Erfolg, ja die Existenz der Karawane ab. Am 11. verließen wir den Lomani, der nach Westen abbiegt. Wir trafen ganz frische Elefantenspuren, so daß ich die Karawane vorbeimarschieren ließ und mit Humba, einem Führer der Bena-Sala und dem Häuptling Tengo mich auf die Fährte setzte. Der Spur nach hatten wir 6 starke Elefanten mit 2 Jungen vor uns. Bis gegen 10 Uhr folgte ich im Sattel, dann fanden wir bald die Baumbrüche so frisch, daß ich den Stier anband und wir behutsam zu Fuße folgten. Noch eine Stunde lang ging es durch 8 Fuß hohes Gras und sumpfige Thäler, so daß ich Tengo mein Gewehr zu tragen gab. Das Brechen eines Astes machte uns aufmerksam; da aber alles still blieb, gingen wir weiter und drangen in das hohe Schilfgras einer feuchten Niederung ein. Die Spuren trennten sich voneinander, und Humba folgte der rechts laufenden, als plötzlich mein Führer mit dem Rufe „Ngelu!“ bei mir vorbeirannte und verschwand.

Aufblickend sah ich mich vor einem riesigen Elefanten mit gewaltigen Zähnen, der, mit Schlamm bedeckt, die kleinen Augen lebhaft auf mich gerichtet und die mächtigen Ohren weit abgesperrt, 8 Schritte vor mir stand. Die Hand nach rückwärts streckend, rief ich: „Tengo letta uta!“ (Tengo, gieb's Gewehr!), hörte aber den tapfern Häuptling davonrennen und gleichzeitig zu meiner Rechten einen Schuß (von Humba). Das war für mein gewaltiges vis-à-vis das Signal zum Hochwerfen des Rüssels, und mit durchdringendem Trompeten stürzte der massige Waldbummler gerade auf mich zu. Ich warf mich seitwärts in das Gras und arbeitete mich mit der Kraft, die der Augenblick kritischer Entscheidung giebt, durch die starken Halme. Noch hörte ich, wie der Koloß hinter mir vorbeibrach, erhielt aber gleich darauf einen derartigen Hieb zwischen die Schultern, daß ich vorwärts in ein Gebüsch flog und mir das Blut aus der Nase stürzte. Obgleich mir vorübergehend schwarz vor den Augen wurde und sich die Umgebung etwas mit mir drehte, wurde ich doch gewahr, wie noch ein Tier prasselnd und krachend hinter mir vorbeibrach. Noch zwei dunkle Berge tobten an mir vorüber, einer so dicht, daß die geknickten Ruten des Gebüsches über mir zusammenschlugen. Ich hätte die mächtigen, alles zermalmenden Läufe berühren können. Als das Getöse verhallt war, trat Todesstille ein. Ich rief Humbas Namen, alles blieb still; aber der mutige Tengo kam mit halb beschämten, halb erschreckten Mienen von einem Baume herabgestiegen, dessen Krone er vorhin mit affenartiger Geschwindigkeit erklommen hatte. Wir brachen uns, jetzt nichts

Gutes ahnend, durch und fanden Humba am Boden liegend in einer großen Blutlache. Er hatte, wie er nach dem Erwachen aus der Betäubung berichtete, auf einen kleinen Elefanten geschossen, war aber unmittelbar darauf von der erbosten Mutter am Arme gepackt und in die Höhe geschleudert worden. —

Wir verließen das Gebiet des Lomani und betraten eine Ebene, die Wasserscheide zwischen Lomani und Lualaba. Durch hohes, und, weil seit langem nicht gebrannt, dicht verwachsenes Gras mit Akaziengebüsch geht es, durch Pfützen, Lachen und Tümpel, die auf einem undurchlässigen, zähen, gelben Lehmboden stehen. Überall ragen die weißstämmigen, massiven Fächerpalmen, deren Stamm dicht unter seiner Krone eine ebenmäßige Aufbauchung zeigt, aus der Graswildnis hervor. Schwere Sporenflügelgänse, Enten, Wasser- und Sumpfhühner, Reiher und Schnepfen fühlen sich wohl in dieser wasserreichen Wildnis und unzählige Elefantenspuren durchziehen die Ebene. Pogge, auf seinen früheren Reisen ein unermüdlicher Jäger, hat schon seit Kimbundu anstrengende Touren aufgeben müssen, da er infolge des Kinnbackenbruchs und der begleitenden Fieber- und Ruhranfälle noch immer geschwächt ist. Sein bis über die Brust wallender Bart ist ganz ergraut, wie auch sein Haar. Nur mit dem Schmetterlingsnetze schweift er noch am Nachmittage um das Lager und hat schon eine recht ansehnliche Sammlung von Schmetterlingen und Käfern, sowie von Pflanzen angelegt.

Als wir Kawambas Dorf durchschritten, erschienen 4 Leute Tippu-Tibs, ein Mann aus Sansibar mit 3 Sklaven, in lange Hemden gekleidet, um den Weißen, den Freund ihres Herrn, zu begrüßen und — anzubetteln. Es ist dies die dem Blutsbruder des Arabers beigegebene „Ehrenwache", welche aufpaßt, daß alles Elfenbein nur zu ihrem Herrn geht, auf Kosten der Eingebornen fürstlich lebt und jede wichtige Nachricht sofort nach Nyangwe berichtet. Ein Ochse, der so fett war, daß er sich kaum bewegen konnte, war ein Geschenk Tippu-Tibs an seinen Blutsbruder. Der erste Reis wurde uns angeboten, sowie einige Orangen und Früchte des Melonenbaums.

Am 21. März verließen wir den Stamm der Bassonge und betraten das Gebiet der W a s o n g o r a. Bald verschwinden wir in Niederungen mit 12 Fuß hohen Gräsern, das Wasser wird immer tiefer, immer mehr versinkt der Reitstier. Kaum hält er die Nase über Wasser. Man springt herunter, selbst bis an den Hals ins kalte, feuchte Element und führt das Tier. Dann steigt der Boden wieder an, und ein Dickicht von Palmen und Gebüsch nimmt uns auf. Am 22. März, dem Geburtstage unsers allergnädigsten Kaisers (Wilhelm I.), gönnten

wir unsrer erschöpften Karawane einen Ruhetag. Wir tranken die Gesundheit unsers greisen Heldenfürsten in Palmenwein in dem Bewußtsein, daß wohl kaum ein Deutscher heute in größerer Abgeschiedenheit, in einsamerer Wildnis seines kaiserlichen Herrn gedenkt. An den folgenden Tagen hatten unsre Leute besonders durch Leoparden und Moskitos furchtbar zu leiden; es regnete von Anfang März an tagelang, bald in Strömen, bald in lang anhaltendem, feinem Sprühen; alles war durchnäßt, das Lager glich einem Sumpf, kalte Winde jagten über die Halme und Bäume, und bleigrau hingen die Wolken nieder, während wir Kanoes zimmerten, um das Überschwemmungsgebiet, das uns von Nyangwe trennte, zu überwinden. Wir grübeln über die nächste Zukunft. Werden wir Waren erhalten in Nyangwe, oder werde ich mich als Bettler bis zum Tanganjika durchschlagen müssen, und Pogge, um Lebensmittel kämpfend, mit unsern vertrauensvollen Begleitern nach Lubuku, dem weit entfernten Lande der Freundschaft, heimkehren müssen? Immer noch schloß der Himmel seine Schleusen nicht, alles faulte; die Schlafdecken, Kleider, Wäsche: alles war feucht, alles rostete und schimmelte. Endlich, am 9. April, waren die Kanoes fertig und 2 Tage lang wurde an einer 350 m breiten Stelle übergesetzt. So hatten wir denn vom 2. bis 11. April 9 Tage gebraucht, um einen Wasserlauf zu passieren, der in der trocknen Zeit zu durchwaten ist, jetzt aber einem treibenden See glich.

Zu später Stunde erschienen am 14. April zwei Gesandtschaften von Nyangwe, deren jede uns auffordern wollte, bei ihrem Herrn einzukehren. Man riß sich um uns, man wußte nicht, daß wir fast als Bettler kamen und nicht, wie frühere Reisende, mit gewaltigen Mitteln. Am 15. brachen wir in gehobener Stimmung auf, heute sollten wir den Lualaba (Kongo), das Ziel dieser Reise erreichen, und in lebhaftem Tempo ging es vorwärts. Wir ließen hakigen Dornbüschen ihren Tribut, die Lianen waren uns kein Hindernis, so erreichten wir denn den Rand des Plateaus, und — da endlich lag er vor uns im weiten flachen Thal, der mächtige Strom, die künftige Lebensader des noch dunkeln Weltteils, der zweitmächtigste Strom der Welt und drüben ein langgestreckter, saftig grüner Bananenwald, aus dem hier und da die gelben Häuser sich abhoben, Nyangwe, die große Stadt mit wenigen Arabern und Tausenden von Sklaven.

7. Vom Nyanwge zur Ostküste.

Als Pogge und ich das rechte Ufer des 1200 m breiten und 8,8 m tiefen Lualaba, das Land der Manyema, am Landungsplatze

von Nyangwe betraten, geleiteten uns von Abed (Abed-bin-Salin, einem reichen Araber, dessen Gastfreundschaft ich in Abwesenheit Tippu-Tibs annahm) gesandte Leute zu einem großen Lehmhaus mit breiter, offner Veranda (Barsa) und 2 hellen und 6 dunklen Zimmern. Unsern Leuten waren einige 20 kleine Häuser angewiesen. Wir begaben uns zum Besuche unsers Gastfreundes. Als derselbe abends seinen Gegenbesuch machte, legten wir ihm unsre Lage vor und fragten ihn, ob er uns Kredit geben wolle, da ich von hier nach Osten gehen würde und in Sansibar den Kredit ausgleichen könne. Zuerst schien der Alte etwas erstaunt und fragte, ob wir denn nicht Gold bei uns hätten; dann aber sagte er zu, nur müßten wir die Ankunft seines von Udschidschi (am Tanganjika) mit Waren zurückkehrenden Sohnes erwarten, da er jetzt gar nichts habe.

So waren wir denn unsrer ernstesten Besorgnis enthoben und sahen froh in die Zukunft. Pogge wollte die Ankunft der Waren von Udschidschi abwarten und dann mit der ausgeruhten Karawane mit frischen Kräften und neuen Waren nach Lubuku zurückkehren. Ich wollte mit Hilfe der Araber die Ostküste zu erreichen suchen.

Da die Leute unsrer Karawane zur Rückkehr drängten, holte Abed von Arabern aus Kassongo (stromaufwärts) die für Pogge nötigen Waren, und dieser bereitete sich am 30. April zum Abmarsch. Bei mir blieben 3 Männer (darunter Humba, mein Fahnenträger und Faktotum), 3 Weiber und 2 Kinder. Am Abend vor der Trennung war ich im Lager der Lubuku-Leute. Kalamba trat in die Mitte der rings gruppierten Häuser und rief mit gewaltiger Stimme das zum Aufhorchen auffordernde „bantuē, bantuē!“ (Menschen). Mit einem 200stimmigen „eh“ wurde der Anruf beantwortet. „Moio-moio munene“, klang es jetzt von Kalambas Lippen, und es wurde der „Gruß — der große Gruß“ einstimmig wiederholt. Er fuhr fort: „makelele-tueieko-cu Lulua-cu Lubuku-kabassu babu-tuie-cu maiji-cu maiji calunga-kabassu babu moio-moio a ngila-tō wolah“. Jedes Wort wurde donnernd und schlagfertig 200fach wiederholt. Es war der Abschied der Westleute und bedeutete: „Gruß, großen Gruß, morgen — morgen wollen wir gehen — nach dem Lulua, nach Lubuku; Kabassu Babu (Wißmann) geht zum Wasser, zum Geisterwasser (Meer); Kabassu Babu Gruß, Gruß auf den Weg; ich habe gesprochen.“

Mit dem 4. Mai 1882 war der Tag der Trennung von Pogge gekommen. Mit schwerem Herzen verabschiedete ich mich noch einmal von Mukenge und den vertrauensvollen Söhnen Lubukus, bevor die mächtigen Kanoes die über ihren Heimmarsch Jubelnden hinüberbrachten

über den trennenden Strom. Pogge allein war noch am diesseitigen Ufer, und unvergeßlich wird mir diese kurze Zeit sein, die ernste Gespräche über unsre Zukunft ausfüllten. Ein Lebewohl und ein fester Händedruck, und hinüber nach Westen trieben die Wanyema-Ruderer meinen Freund. Werden wir uns wiedersehen? Werden wir beide, oder wer von uns wird die Heimat wiedersehen?*).

Er ging zurück in die Wildnis, begleitet von vertrauensvoll zu ihm aufsehenden, wilden Kindern; ich stand vor einer unbekannten Zukunft, mit 4 Menschen, denen ich mich verständlich machen konnte, inmitten halbwilder Sklavenjäger, deren Wirken die östliche Hälfte des Kontinents zu einer halb entvölkerten Wildnis gemacht hat. Dort verschwand das Kanoe im Schilf des linken Ufers; noch einmal sah ich es schwarz-weiß-rot winken, dann drehte ich mich um, fuhr mit der Hand über die Augen, um abzuschließen mit dem, was mir das Herz bewegt, und wandte mich entschieden dem Osten entgegen.

Da ich Ende Mai reisefertig war und mir der Araber Sahorro (in dessen Begleitung ich den Weg nach dem Tanganjika machen wollte) den endgültigen Bescheid erteilte, daß er noch mindestens 4 Wochen warten müßte, entschied ich mich, allein zu reisen, trotz Abratens der Araber.

Am 1. Juni 1883 marschierte ich mit meiner kleinen Karawane (17 Männern, 5 Weibern, 2 kleinen Dienern) nach Südosten. Meine Wakussu, die mir Abed als Träger überlassen, plünderten in jedem Dorfe, prügelten rücksichtslos die Eingebornen, ja verwundeten sie mit Messern. Meine Autorität schienen sie noch nicht recht anerkennen zu wollen, und ich wollte nicht von vornherein zu hart auftreten. Man sagte mir, mit solchen Banditen durch Manyema zu reisen, sei unmöglich. Von Kassongo zum Tanganjikasee führen zwei Wege, der nördliche, von Cameron betretene, ist kürzer, aber bergig; der südliche, den Stanley wählte (1876), ist weiter, aber ebener, und diesen nahm auch ich. Über Granitplatten von großer Ausdehnung und wildes Felsgeröll ging's hinab ins Thal des Luama (rechter Zufluß des Lualaba); durch dichte Bananenhaine und Hirsefelder, deren Halme bis 4 m hoch sind, über Spuren von Elefanten, Büffeln und Antilopen führte der Weg südostwärts. Bald ließ ich Stanleys Route im Norden, um einen Bogen desselben abzuschneiden, erreichte, viele Höhen überschreitend und Savannen passierend, die Grenze von Manyema und betrat das Land der Malungo. Vom

---

*) Pogge starb am 18. März 1884 auf dem Rückmarsche nach der Westküste.

Lualaba bis hierher hatte an den meisten Gewässern gelber Thonschiefer angestanden, während Granit in Geröll auf allen Höhen lag. Die Vegetation in den Niederungen der Schluchten ist üppig und reich. Die Pflanzungen der Neger in den Thälern zeugen von großartiger Kraft des Bodens. Groß ist auch der Reichtum an Wasseradern, die alle schnellfließendes, klares Wasser haben, ebenso an Wild. Die Malungo sind außergewöhnlich große, kräftige Leute; ohne Schmuck und Verunzierung lassen sie die Haare zu einem wolligen Wulst heranwachsen. Ihre Bewaffnung besteht in sehr starken Bogen, langen Pfeilen, zierlichen und sehr scharfen Messern, sowie Keulen. Bei einem Suahelineger Kalonda, der hier wie ein Araber mit Hofstaat, Harem und vielen Sklaven lebt, wohnte ich am 1. Juli. Wenig Elfenbein und viel Sklaven sind die Handelsartikel dieses Ehrenmannes, und da das Leben bei billiger Sklavenarbeit und geringen Bedürfnissen wenig kostet, selbst bei diesem großen Haushalt, so soll er ein recht wohlhabender Mann geworden sein. Bis Lunanga passierten wir 3 Malungudörfer. In einem Viereck angelegt, sind es kleine Festungen, umgeben von einem starken, stehenden Ast-Verhau. Innerhalb dieses kommt eine ringsum laufende Reihe von Häusern, die wieder mit Astverhauen zu einer zweiten Verteidigungslinie verbunden sind, und selbst innerhalb dieser sind immer noch 4—5 Häuser zu besonderen Verschanzungen vereinigt. Inmitten eines Dorfes ist ein runder, freier Platz, meist von einem großen Baum beschattet, der Versammlungs- und Marktplatz, von welchem aus nach 2 Seiten schmale Wege durch die befestigten Häusergruppen durch mit Pallisaden verschließbare Thüren ins Freie führen.

Trotz heftiger Ruhr und Erbrechens marschierte ich weiter und überschritt — immer südwestwärts vordringend — die Grenze von U b u d s ch w e. In der Grenzwildnis waren die Gräser nicht gebrannt worden und daher das alte mit dem jungen Grase filzartig verwachsen. Nur Elefanten- und Büffelwechsel durchzogen die dichte Graswildnis. Am 5. Juli war ich unfähig, mich zu erheben. Ich warf viel Blut aus, litt an starkem Herzflattern und Kreuzschmerzen, und gegen abend stellte sich ein brennender Durst ein, den ich trotz fortwährenden Wassertrinkens kaum löschen konnte. Nach anhaltendem Brechen wurde mein Zustand etwas besser. Ein ausgesprochner Abscheu gegen Tabak brachte mich nach einigen Tagen auf den Gedanken, daß meine Krankheit wohl eine Nikotinvergiftung sei. Ich hatte von dem schweren Tabak aus Nyangwe aus meiner großen Pfeife fast den ganzen Tag über geraucht.

In Ubudschwe brennt man die Gräser aus Jagdzwecken allmählich, streckenweise und später als in Manyema, und es fand daher auch

Stanley zu dieser Zeit hier alles schwarz, steril und öde, während Manyema schon in dem saftig grünen Kleide der jungen Gräser steckte. Gebleichte Schädel- und Menschenknochen bezeichnen zum Teil den Weg, auf dem die Sklavenkarawanen zum Tanganjika getrieben werden, und von denen mancher, von Hunger erschöpft, hier sein Leben beschloß. Schon öfters hatte ich in letzter Zeit gesehen, daß sich die Eingebornen lange Zeit mit den Fingern die Nase zuhielten; heute kaufte ich einen hölzernen Nasenklemmer, ein gespaltenes Stückchen Holz mit geschnitztem Griff, dessen 2 Spaltstücke die Nasenflügel zudrücken. Man laugt Tabak in etwas Wasser solange aus, bis dasselbe schwarz wird, zieht es dann in die Nase auf und schließt diese auf 2—5 Minuten; eine neue Art des Schnupfens.

Am 17. Juli bogen wir nach Osten ab, überstiegen einen bedeutenden Bergrücken, den südlichen Ausläufer der Gebirge von Goma (am Westufer des Tanganjika) und lagerten im Walde. Ich sandte Humba jetzt voraus mit einem Briefe an den Engländer, der ein Haus am diesseitigen Ufer des Tanganjika haben sollte, in dem ich mich anmeldete und um Unterstützung bat, da meine Waren völlig erschöpft waren. Am nächsten Morgen machten wir Toilette, so gut es unsre Verhältnisse erlaubten, denn wir sollten heute einen Weißen finden. Von dem Gipfel einer Kuppe hatten wir durch einen Windbruch eine prächtige Fernsicht nach Süden. Der große See lag vor uns, seine blaue Fläche verschmolz am Horizont mit dem Himmelsgewölbe. Ich hatte einen Vorgeschmack des ersehnten Wiedersehens des Meeres. Wir stiegen hinab in das sumpfige Thal des Lugumba (geht am Westufer in den Tanganjika) und begannen die Passage des mehr einer treibenden Lagune als einem Flüßchen ähnelnden Gewässers. Eine halbe Stunde lang verschwand die ganze Karawane im hohen Schilf und Mariankagras. Bis zu den Hüften, ja bis zu den Schultern im Wasser watend, wurde alle auf unser Äußeres verwandte Mühe vernichtet. Am andern Ufer übergab mir ein Bote, der einen schönen Maulesel mit ganz neuem Sattel führte, einen Brief, in dem mich der auf der Missionsstation am Tanganjika wohnende Mr. Griffith freundlichst willkommen hieß. Ich schwang mich in den Sattel, und in elastischem Gang trug mich das feurige Tier den steilen Hang des schroffen Küstengebirges hinauf bis zu einem von Bananenbäumen umgebenen, rein gehaltnen Platz vor dem zierlich gebauten Hause der Station „Plymouth-Rock". Mr. Griffith trat aus dem Haus und schüttelte mir zu herzlichem Willkommen die Hand.

Nach einigen Tagen der Ruhe, die von kleinen Ausflügen zu dem mit Muscheln bedeckten Gestade und in die wildreichen Gebirge aus-

gefüllt wurden, beschloß ich, den Lukuga, die interessanteste Stelle, den jungen Abfluß des Sees, zu besuchen, und brach zu diesem Zweck am Abend des 21. Juli in einem Boot mit 4 Waguhha, zweien meiner Leute und einem Mann von der Mission auf. Unter den mächtigen Abstürzen der Küstenberge ruderten wir nach Süden, dicht dem Ufer folgend. Bald bot die vom Monde beleuchtete Landschaft ein herrliches Bild. Wie ein sprühendes Silberband wand sich die Brandung an dem felsigen, zackigen Ufer entlang oder schmückte ein finster emporragendes Riff. Das tausendfach in den Wellen gebrochne strahlende Bild des Mondes zog sich wie eine goldne Straße über den Spiegel des Sees, und hoch oben in den Bergen leuchtete ein rot glühender Streifen, den Windungen des Terrains folgend, ein weiter eilender Savannenbrand. Ich lag, die frische Abendkühle und die in prächtigen Farben glühende Aussicht genießend, im leicht schaukelnden Boot und dachte an das Meer, die ersehnte Straße zur Heimat, an das Ende der Mühen und Arbeiten, an mein Vaterland und meinen alten Freund Pogge. Nachts um 2 Uhr meinten die Wakussu, wir seien in der Nähe des Lukuga angekommen und dürften jetzt nicht weiter, da wir sonst in den Strom gerissen und bei Dunkelheit vielleicht gegen einen Stamm geschleudert, das Boot verlieren könnten. Wir näherten uns der brausenden Brandung; ehe wir's vermuteten, stieß das Boot auf, wurde von der nächsten Welle vorwärts geworfen und wir alle von überschlagenden Wellen gebadet. Wir sprangen ans Ufer, zogen das Boot an Land, und machten ein Feuer an, um uns zu trocknen. Als das Tageslicht anbrach, sahen wir, daß wir noch ein tüchtiges Stück vom Lukuga entfernt waren.

Meine Waguhha (Leute von Uguhha, in der Nähe der Missionsstation wohnend) ließ ich bei dem Boot und marschierte auf dem sandigen Ufer an den dicht bevölkerten Niederlassungen der Ma-Moni entlang. Möwen, Wildgänse und Schildraben beleben die 500 m breite, weiße Düne, die stellenweise mit der Ranke eines hellgrünen Kriechers netzartig bedeckt war. Baumsavannen mit vereinzelten Palmen begrenzten das Strandgebiet. Um 9 Uhr 20 Min. passierten wir noch einen kleinen, mit klarem Wasser zum See rieselnden Bach, und 15 Min. später standen wir vor dem imponierenden Lukuga. Kein Creek (toter Kanal), wie bei Cameron, kein seichter, versumpfter Abzug, wie zu Stanleys Zeiten, sondern ein Abfluß, der mit gewaltiger Strömung große Wassermassen der Lebensader des äquatorialen Afrikas, dem Lualaba, zuführt! Die Papyrusdickichte, die diesen Winkel der Bucht früher verschlossen hatten, waren weggerissen. Nur einige aus dem Wasser

ragende Baumstämme deuteten an, daß hier nicht immer ein Strom gewesen war. Ganz außergewöhnlich ist der Fischreichtum des Lukuga; einige der kleinen plumpen Kanoes der Uferbewohner waren halb angefüllt von der Beute einer Nacht. Der Lukuga bildete unser Hauptgespräch mit den Eingebornen. Bis vor wenigen Jahren habe man noch das Gewässer bis an die Knöchel im Wasser durchwaten können, und noch vorher habe da, wo jetzt der große Fluß sei, ein Dorf gestanden, und der Fluß habe weiter westlich angefangen. Daß schon früher einmal der Fluß wie heute existiert habe, wußte niemand, wohl aber, daß, nachdem der Tanganjika angefangen habe überzulaufen und den großen Fluß zu bilden, den wir jetzt sehen, der See schon wieder etwas gefallen sei.

Am nächsten Tage lieh ich mir ein größres Kanoe und vollzog die durch die starke Strömung äußerst schwierig gemachten Messungen. Zwischen der Einmündung und einer nicht weit davon gelegnen Sandsteinwand fand ich bei 145 m Breite und 4 m durchschnittlicher Tiefe eine Stromgeschwindigkeit von 1 m in der Sekunde. Für die periodische Funktion des Lukuga spricht eine andre Erklärung, die noch wahrscheinlicher ist als die durch vulkanische Vorgänge, welche am See oder im Bett desselben Nachstürze, Sinken des Seespiegels bewirkten; hiernach würde dann der Lukuga für die Zeit, die das allmähliche Steigen des Sees bis zur jetzigen Höhe gedauert hätte, wasserlos gewesen und durch Winde mit Sand, durch die in ihn mündenden Bäche mit Geröll und Pflanzenresten ausgefüllt worden sein. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß Fluß und Verdunstung dem Tanganjika mehr Wasser entziehen, als die Zuführung beträgt, daß daher das Fallen des Seespiegels fortschreitet, bis derselbe tiefer sinkt, als die Sohle des Lukuga; dann würde dieser wieder trocken sein. Stiege das Niveau des Sees in den folgenden Regenzeiten, so würde sich auch dann der Lukuga wieder füllen. Am 24. Juli kehrte ich in die Missionsstation zurück.

Herr Griffith rüstete mich vor Antritt meiner Weiterreise aufs liebenswürdigste aus mit Medizin, Konserven, Wäsche und allerlei notwendigen oder angenehmen Sachen und schenkte mir ein noch brauchbares Zelt. Humba kam mit Waren und einer Dauw (Segelboot) zurück, so daß ich die Wakussu ablohnen und mit Geschenken in Gesellschaft einer Handelskarawane nach Nyangwe zurücksenden konnte, und so kam der 1. August als Tag meiner Abreise nach einer 14tägigen Erholungszeit. Bald war ich mit meinen 3 treuen Begleitern, deren Weibern und meinen kleinen Dienern an Bord eines großen Kanoes, und 10 Wadschidschi (Leute aus Udschidschi am Ostufer des Sees) setzten mit hellem Klang die Ruder ein. Mit dankbarem Gruß schied

ich von meinem freundlichen Wirt, und hinaus ging es, dem Osten Afrikas entgegen. Am 2. Tage um 10 Uhr morgens näherten wir uns der großen Stadt Udschidschi, dem bedeutendsten Stützpunkt der Araber am See, einem der größten Sklavenmärkte des Kontinents.

In einer der englischen Mission gehörigen großen Tembe (Lehmhaus) kam ich mit meinen wenigen Leuten unter. Udschidschi hatte nach Stanleys Beschreibung seit dessen letztem Besuch offenbar abgenommen. Viele verlassene und halbverfallene Temben gaben davon Zeugnis. Im übrigen macht die Stadt einen mehr arabischen Eindruck, denn Hütten der Neger sieht man selten. Die Sklaven wohnen im Hinterraum der großen Temben. 5—6 bedeutende Araber, denen sich eine Menge von Küstenhändlern und Mischlingen angeschlossen haben, bilden die erste Klasse der Bevölkerung, Eingeborne (freie Wadschidschi), meist als Seeleute in Diensten der Araber, die zweite; der dritte und größte Teil der Bevölkerung besteht aus Sklaven der Araber. Tägliche Märkte geben Gelegenheit, alles zu kaufen, was die Länder des Tanganjika bieten: Fische, Früchte, Salz, Butter und Honig, Sklaven, Elfenbein und außerdem alle Handelsartikel, die von Sansibar eingeführt werden, stehen zum Verkauf. Für einen Hafenplatz ist Udschidschi möglichst ungeschickt gewählt. Die Gestade sind flach und offen, die Fahrzeuge müssen stets auf Land gezogen werden. Die Flotte zählt ungefähr 40 Dauws, von denen mindestens 15 unbrauchbar sind. Selbst in die kleinsten derselben propft man bis zu 25 Sklaven, und nicht selten kommt es vor, daß bei schwerem Wetter Menschen über Bord geworfen werden, um das Boot zu halten. Einmal ließ ein Araber, der Sklaven und einen Maskatesel überführte, 10 Leute über Bord werfen und behielt den Esel im Fahrzeug.

Nach und nach war es mir möglich geworden, einen Mann aus Sansibar und 15 Waniamwesiträger anzuwerben, und so machte ich mich zum Abmarsch fertig. Ich entschied mich für den nördlichen Weg durch Uha, der meines Wissens noch nicht aufgenommen war, und weil der südliche durch Uwinza zur Zeit (wegen Kriegs) schlecht passierbar war. Am 9. August brach ich mit meiner aus 25 Menschen bestehenden Karawane auf und stieg die sanften Abhänge zum Plateau hinan. Es ist sehr bevölkert, überall gewahrt man an den Bananenbäumen kenntliche Dörfer. Schon seit dem 2. Marschtage von Udschidschi marschieren wir in ununterbrochener Ebene. Der thonige, braune Boden ist sehr hart gebrannt, und an vielen Stellen geborsten. Die Gräser sind fast überall gebrannt, und ein öder Aschenflor bedeckt die ausgedörrte Ebene. Die Savannenbäume sind von der Glut des Feuers, welches über sie dahingezogen ist, und von der Sonne entlaubt

oder haben braune Blätter. Wild ist wegen der großen Bevölkerung nicht vorhanden. Ich sah in ganz Uha nur ab und zu die Spur des Rhinozeros, die erste, die ich in Afrika sah, und die ein Beleg war für die scharfe zoologische Grenze, die ich mit dem Tanganjikasee überschritten hatte. Beim Erscheinen des neuen Mondes beobachtete ich, daß hier ebenso wie in West- und Zentralafrika Reden an die feine Sichel desselben gehalten werden. Man spricht den Mond um Schutz an während der Dauer seines diesmaligen Bestehens, und zwar in den verschiednen Formen. So z. B. bitten die Männer, der Mond möge die Krankheiten, die doch nicht abzuwehren seien, auf die Weiber lenken und umgekehrt.

Am 18. August machten wir in einem Dorfe Halt, und ich suchte zum Aufschlagen meines Zeltes einen schönen Schattenbaum inmitten des Dorfes auf, der ringsum auf 10 m im Radius mit einem kleinen Zaune umgeben war. Einer meiner Leute sagte mir, ich möchte den Platz nicht wählen, da es ein Vergehen sei, denselben zu betreten. Da aber die umstehenden Eingebornen nicht remonstrierten, widerstand ich der schönen Aussicht, einmal im kühlen Schatten zu wohnen, was in diesem baumlosen, ausgedörrten Lande selten ist, nicht und ließ das Zelt aufschlagen. Die Kühle des schattigen Platzes genießend, war ich im Zelte eingeschlafen. Plötzlich wurde ich durch ein wildes Geheul und tobendes Lärmen um mich her aufgeweckt. Ich hatte eben noch Zeit, meine Büchse zu ergreifen, mich aus den Falten des umgestürzten Zeltes herauszuwickeln und ins Freie zu treten. Hier sah ich mich von etwa 40 meist betrunknen Waha (Leute von Uha), mit Gewehren, Speeren und Keulen bewaffnet, in drohender Stellung umringt. Meine 3 Westafrikaner und die beiden kleinen Diener rannten herbei, erstere im Laufe die Karabiner ladend; meine Waniamwesiträger aber verschwanden nach allen Seiten aus dem Dorfe. Ein höhnisches Gebrüll beantwortete meine Machtentfaltung; die Gewehre wurden erhoben, Keulen geschwungen und Speere zum Wurfe ausgeholt, und der nächste Augenblick konnte für mich und meine armen Begleiter der letzte sein, da wir kaum 8 Schritte ringsum von den aufgeregten Wilden umgeben waren.

Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der uns retten konnte. Ich streifte meinen rechten Ärmel auf, zeigte den Wütenden eine lange Narbe und rief, das Gebrüll übertönend, den Namen „Mirambo“ aus, und noch einmal „Mirambo-rafiki-jangu“ (Mirambo ist mein Freund). Sofort entstand ein Stutzen, die Waffen senkten sich, einige Ältere drängten die Wütendsten zurück, und es trat eine Stille ein, in der man die Erklärung meines Ausrufes erwartete. Humba hatte mich

verstanden. Er schilderte den Aufhorchenden, daß ich ein Blutsfreund von Mirambo (siehe das Folgende!) sei, der mich sehr liebe und meinen Tod furchtbar rächen würde. Die Waha glaubten die Erfindung, denn sie kamen nicht auf die Idee, daß ein Weißer vom Westen kommen könne, ohne vorher vom Osten aus ins Innere gegangen zu sein, wie alle bisher hier durchgereisten Weißen. Der Umstand, der uns in Udschidschi mehrfach erzählt war, daß Mirambo noch ganz vor kurzem das östliche Uha unterjocht habe, und daß dieses Dorf das äußerste nach dem jetzt Mirambo gehörigen Lande zu war, und daß man noch vor kurzer Zeit gezittert hatte, dieser überall Furcht und Schrecken verbreitende Häuptling, der Napoleon Ostafrikas, wie ihn Stanley nennt, möchte auch bis hierher seinen Zug ausdehnen, bewirkte einen großen Eindruck unsrer Notlüge.

Die Ebene nahm bei unserm weitern Marsche den Charakter der Steppe an; bald wechselten kleine Bestände krüppelartiger Bäume mit ausgedörrtem Gras. Großartig war die Verschiedenheit der in dem ausgedörrten Boden von der letzten nassen Zeit noch gut erhaltenen Wildspuren: Rhinozeros, Giraffe, Zebra, viele Antilopen, Löwen, Hyänen und Schakale mußten diese weiten Flächen bevölkern. Zum erstenmale sah ich einen Trupp von 20 Zebras in Gesellschaft einiger Antilopen. Ein Ruf des Erstaunens meiner Leute lenkte meine Blicke nach Norden. Schwarze Trichter erhoben sich, am Boden hinlaufend, von der Ebene; dieselben wurden dünner, höher, im Kreise liefen sie gespenstig über den schwarzen Boden. Vom Wirbelwinde erhoben, türmte sich die Asche der gebrannten Steppengräser auf zu Tromben. Drei solcher wunderlichen, beweglichen Säulen zogen einige Minuten lang dahin, hoch oben sich verbreitend, den Trichter wieder öffnend, um dann durch die ersterbende Kraft des schraubenden Windes sich aufzulösen und zu zerfallen.

Mit dem Durchwaten des Muanga-Morastes hatten wir die Grenze überschritten zwischen Uha und dem großen Lande Uniamwesi (dem Land des Mondes, mwesi heißt Mond), einer meist mit lichtem Hochwald bedeckten Ebene. Am 28. August näherten wir uns einem Komplex von einigen 20 Dörfern. Der vor 2 Tagen von mir vorausgesandte Humba kam mir entgegen und brachte mir „Salaams" (Segenswünsche) von Mirambo, der mich nach seiner Residenz einlud, und mittags hielten wir vor dem Thor eines hohen Pallisadenzauns, der das Heim des gewaltigsten Kriegers Ostafrikas umschloß. Aus dem Thore der Umzäunung trat, von 2 Alten gefolgt, Mirambo mir entgegen. Wir standen uns einen Augenblick mit musternden Blicken gegenüber, dann trat er auf mich zu, gab mir die Hand und führte

mich über zwei durch Befestigungen getrennte Ringhöfe auf einen Platz vor seinem Wohnhause, wo wir uns im Schatten eines dichtbelaubten Baumes niederließen.

Mirambo war ein Mann von etwa 50 Jahren, hohen sehnigen Wuchses, mit einem feinen Hüftentuch, sowie einfachen grauen europäischen Rock bekleidet. Er bot in leisem Ton und langsamer Rede mir ein Willkommen. Bescheiden, fast schüchtern war sein Wesen, mild seine Sprache. Es hätte kaum jemand in diesem ruhigen Mann den großen Krieger, der Ostafrika erzittern machte, erkennen können. Mirambo, so geht die Sage, war als Sohn eines Dorfhäuptlings im Dienste eines Arabers mehrmals nach Sansibar gegangen. Einst schlug ihn sein Herr mit dem Stock, er entfloh in die Wälder und begann mit raub- und kriegslustigem Gesindel die große Karawanenstraße zu belagern. Nachdem er manche arabische Karawane ausgeplündert und, an Gewehren reich geworden, immer größere Überfälle unternommen hatte, begann er, sich einen festen Stützpunkt, das jetzige Urambo, einzurichten. Häuptlinge, die es mit den Arabern hielten, wurden bald überwunden, abgesetzt und ihre Nachfolger tributär und unterthan gemacht. Nach Norden zog er oft bis zum Ukerewe, nach Westen bis ins Land der Waha, und im Süden reichte sein Einfluß bis zum 6. Grad. Trotz seines scheinbar milden Wesens soll er durch wenig Worte seine Krieger zu wildem Mut entflammt haben. Er focht heute hier und erschien am nächsten Morgen sechs gewöhnliche Tagereisen weiter entfernt mit seinen sieggewohnten Horden, den Tag über und eine ganze Nacht im Dauerlauf unglaubliche Entfernungen durcheilend. Er war überall. Es sind seitens der Araber Maßnahmen getroffen, daß Mirambo nur wenig Pulver kaufen kann. Er führte mich in sein Arsenal. Ein großer Raum war angefüllt mit Tausenden von Speeren, Bogen und eine ganze Wand bedeckt mit Bündeln schöner Pfeile. „Siehe hier mein Pulver," sagte er, „noch bin ich nicht waffenlos." Ich mußte Mirambo viel von unsrer Taktik erzählen, er zeigte viel Verständnis für das alles. Er hatte von dem großen Kriege Deutschlands auch gehört und machte sich, seinen Ideen angepaßt, ein herrliches Bild von unserm Kaiser, den er bewundere, daß er bei so hohem Alter noch solch ein gewaltiger Krieger sei. Er hatte mir zum Empfange eine schöne junge Kuh und 2 Flaschen Champagner geschenkt, desgl. 4 Stück Zeug à 40 Ellen, da meine Leute hier für ihre Perlen nichts von Lebensmitteln zu erwerben vermochten. Des Abends versammelten sich sämtliche näheren Verwandten, natürlich nur männlichen Geschlechts, zum gemeinsamen Mahl, das nur aus Brei von Reismehl und Milch bestand. Mirambo genießt nie etwas anderes.

Der 3. Tag meiner Anwesenheit war ein wichtiger auch für Mirambo. Der erste Araber zog friedlich in die Thore seiner Residenz, die beiden mächtigsten Männer Ostafrikas, Tippu-Tibb und Mirambo, schlossen Freundschaft. Der junge Sohn Tippus sagte mir, daß sein Vater im Begriff stehe, nach Sansibar abzureisen. Da man mich versicherte, daß die Reise durch die Wildnis von Jturu und durch Ugogo nur mit einer starken Karawane zu machen sei, beschloß ich, mit Tippu-Tibb abzuschließen und brach am 31. August von Mirambo auf.

Nach mehreren Märschen durch öden Hochwald erschien am 5. September mittags Tabora in der Ferne. In der von 3 Missionaren und 3 Laienbrüdern besetzten katholischen Missionsstation schwelgte ich im Genusse des ersten Brotes, schloß meinen Kontrakt mit Tippu-Tibb ab und brach, da bis zur Abreise nach Osten noch 10 Tage vergehen sollten, am 9. September auf, um die 2 Tagereisen südlich von hier wohnende deutsche Expedition, die Herren Dr. Böhm, Dr. Kaiser und Reichard zu besuchen, die mich in herzlichster Weise mit „militärischen“ Ehren (sie hatten in ihrem Dorfe Gonda 60 wildgeschmückte Krieger) empfingen und bei froher Tafel und lebhaftem Gedankenaustausch 3 Tage festhielten.

Am 27. September setzte sich die große Karawane in Bewegung. Durch schattenlosen Hochwald mit dürrem Grasbestand ging es nach Osten; über große Gneisplatten, Quarzgeröll und durch verstreut umherliegende gewaltige Felsblöcke; durch Waldsavannen und kleine Wiesen, die Ufer von Bächen, die nur in der Regenzeit bestehen, zog die Riesenkarawane still dahin. Am 30. September sah ich den ersten Affenbrotbaum. Diese weiten Wälder sind das Eldorado für den Jäger; Zebras, Warzenschweine, Antilopen, Giraffen, Büffel, Löwen, Hyänen gab es in Fülle. Am 11. Oktober marschierten wir bis nach Koko, dem ersten Dorfe der Wagogo. Ugogo ist das häßlichste, ärmste, ungastlichste Land, das ich in Afrika kennen lernte. Von 1400 m Höhe im Westen senkt es sich bis zu 900 m nach Osten ab und bildet so den ersten Abfall von der Wasserscheide des äquatorialen Afrikas nach Osten. Beim allgemeinen Charakter der Ebene, die nur von vereinzelten, nackten, mit Granitgeröll bedeckten Höhen unterbrochen wird, zeigt es hervorragend Steppenlandschaft. Wenig krüppelhafte Bäume, viel dorniges Gebüsch und spärlich feines Gras entsprießt dem sandigen Boden. Rauh und ungastlich, wie ihr Land, sind die Bewohner. In jedem Komplex von vielen kleinen Dörfern bezahlt die Karawane Hongo (Durchgangszoll). Da aber ohne die von den Eingebornen offen gehaltnen Brunnen zu weite Strecken wasserlos und un-

passierbar sein würden, so fügen sich die großen Karawanen in das Unvermeidliche und bezahlen, ja kaufen jeden Topf voll Wasser von den mit den Waffen in der Hand die Brunnen umstehenden Eingebornen. Am 25. erreichten wir die unbewohnte, verrufene Wildnis zwischen Ugogo und Usagara, die von feindlichen Stämmen gefährdet wird; ich durchzog dieselbe mit meiner kleinen Karawane in angestrengten Tag- und Nachtmärschen, bis ich die freundlich gelegene Missionsstation Mpwapwa vor mir liegen sah. Hier trennte sich Tippu-Tibbs Weg von dem meinigen, da er den weitern Weg nach Bagamojo an der Küste einschlug, während ich nach dem Küstenorte Saadani wollte; ich ließ ihn ziehen, besonders da man mir sagte, daß von hier bis zur Küste selbst kleine Karawanen ganz sicher reisen könnten. Am 31. Oktober ging ich in östlicher Richtung auf dem Weg nach Saadani weiter. Lichter Hochwald, der in der Nähe von Bächen üppiger wurde, nahm uns auf. Am 2. November stiegen wir hinauf in das Bergland Nguru. Die steilen Böschungen ermüdeten uns in glühender Sonne außerordentlich, die Nacht aber wurde frisch und erquickend. Am 4. November erreichten wir den Kamm des Höhenzugs und stiegen am östlichen Hange des Granitgebirges herab. Die öden Waldsavannen hörten auf, die Natur war frisch und zeigte saftiges Grün und lebhaften Wechsel. Klare Bäche stürzten sich über Felsgeröll herab zum Wami (Küstenfluß, der Sansibar gegenüber mündet), saftige Wiesen oder üppiger Baumwuchs bekleideten ihre Ufer. Die Nähe des Meeres machte sich kenntlich. Die Ungeduld trieb mich schnell vorwärts. Am 14. November näherten wir uns dem Rande der äußersten Terrasse, traten aus dem frischen Walde auf eine Wiese und — „Baharr, Baharr“ (das Meer) schallte es von den Lippen meiner Leute. Ich blickte auf. Da lag es vor mir, das weite Meer, das heißersehnte Ziel zweijähriger Mühen und Sorgen, rastlosen Strebens, der freie Weg nach meinem Vaterlande, meiner Heimat, zu meinen Lieben. Überwältigt hielt ich einen Augenblick, und vor tiefer Rührung wurden mir die Augen feucht. Das Herz war mir zum Springen voll, und nur mit Gewalt konnte ich das Gefühl des Dankes und der Freude niederkämpfen. Ich fühlte mich schon jetzt zum großen Teil belohnt für all das Schwere. Ernst und still umstanden mich meine Leute, als ob sie mich verstünden. Ich mußte ihnen die Hände schütteln, den schwarzen Kindern, die mir trotz aller ihrer Fehler doch ans Herz gewachsen waren. Am 16. November stießen wir in einer Dauw vom Kontinente ab, und erst am 18. des Mittags kam Sansibar in Sicht. Zwei deutsche Herren schüttelten mir die Hand und führten mich in ein palastartiges Gebäude der Firma O'Swald in

Hamburg. Mit Hilfe der Garderobe des Herrn W. O'Swald, der mich herzlich willkommen hieß, und unter der Schere und dem Messer eines indischen Barbiers war ich bald wieder Europäer und saß mit meinen Landsleuten beim vergnügten Mahle, das erste Glas auf das Wohl unsers allergnädigsten Kaisers leerend. Am nächsten Tage lohnte ich meine Träger ab, und ein belgischer Kapitän bot mir freundlichst an, meine Begleiter von der Westküste mitzunehmen und ihre Weitersendung von der Kongomündung nach Loanda und Malange zu veranlassen. Die Reise war die erste deutsche Durchquerung des Kontinents gewesen; die deutsche Flagge, unter deren Führung dies gelungen war, ruht jetzt im Königl. Museum für Völkerkunde bei den Sammlungen aus jenen Völkern, die sie durchzogen hat.

Anhang.

Biographische Notizen.

---

1. Speke (1827—1864), war seit 1844 englischer Offizier in der indischen Armee, bereiste als Jäger und naturwissenschaftlicher Sammler den Himalaya; mit Burton machte er 1854 die erste verunglückte Reise nach Afrika und zwar nach dem Somali-Lande; 1858 die zweite, auf welcher er im Juli während Burtons Krankheit das Südende des Viktoria-Nyanza erreichte. Die dritte Reise 1860 ff. ist die von uns geschilderte. Er fand seinen Tod durch ein unglückliches Entladen seines Jagdgewehres in England.

2. Baker ward 1821 geboren. Ceylon, wo er als Farmer und Jäger lebte, wurde die Vorschule für seine afrikanische Entdeckungsreise von 1862—65. Im Dienste des ägyptischen Vizekönigs Ismaël übernahm er 1869 die Eroberung des ägytischen Sudan den weißen Nil entlang, namentlich um dem ihm bis in den Tod verhaßten Sklavenhandel der Elfenbeinhändler ein Ende zu bereiten. Seit 1873 setzte der unglückliche Gordon dieses Werk fort.

3. Schweinfurth, 1836 in Riga geboren, stammt aus einer ursprünglich in Süddeutschland ansässigen Familie; seine Neigung zu botanischen Studien in der Natur selbst führte ihn 1857—62 durch einen guten Teil Europas, 1863—66 nach den Küstenlandschaften Ägyptens am roten Meer und in die Länder am Atbara und blauen Nil, worauf er 1868 seine zweite, vorn in ihren Hauptzügen geschilderte Reise in die Länder an den Zuflüssen des obern weißen Nil antrat; 1873—1874 erforschte er die Flora der westlich von Ägypten

gelegnen Oase el Chargeh, 1876—78 von Kairo aus, wo er seinen dauern de Aufenthalt genommen, die Wüstenplateaus zwischen unterm Nil und rotem Meere.

4. Barth (1821—65), ein Hamburger, studierte klassische Philologie und Archäologie; 1845—48 bereiste er den Saum des Mittelmeeres von Tunis aus, über Tripolis, Bengasi (Kyrene), Nilthal, Assuan, Berenike, Sinai, Syrien, Kleinasien, um die alten Kulturstätten kennen zu lernen; 1849 unternahm er besonders auf Anraten Ritters die große, im Vorstehenden skizzierte Reise bis Timbuktu 1849—55; unermüdlich war er auch nach der Rückkehr bemüht, seine Kenntnis der Mittelmeerländer durch Forschungen an Ort und Stelle zu erweitern. Er starb kurz nach der Rückkehr von einer Reise auf der Balkanhalbinsel 1865.

5. Rohlfs wurde 1831 in Vegesack bei Bremen geboren; als Arzt beteiligte er sich 1855—60 an den Feldzügen der Franzosen in Algier; in 1860—64 fallen seine Reisen in Marokko, und von Tanger über den großen Atlas nach Tuat, Rhadamas und Tripolis; 1865—67 durchquerte er Afrika von Tripolis bis zur Nigermündung; in das Jahr 1868 fällt seine Beteiligung an dem englischen Feldzug gegen Abessinien; als er in demselben Jahre Nachtigal die Überführung der Geschenke des Königs von Preußen an Scheich Omar von Bornu übertragen, zog er von Tripolis ostwärts über Audschila und Siwa n der Senke am Nordrand der libyschen Wüste nach dem Nil; 1873—74 leitete er die Expedition in die libysche Wüste. Rohlfs trat bei der Eröffnung der deutschen Kolonialpolitik in die Dienste des Reichs; als Generalkonsul vertrat er die deutschen Interessen in Sansibar; übermächtiger Einfluß deutschfeindlicher Mächte hinderte eine erfolgreiche Wirksamkeit seinerseits und bewirkte die Abberufung des hochverdienten Mannes.

6. Nachtigal wurde 1834 zu Eichstedt in der Altmark geboren; als Militärarzt in Köln von einer schweren Lungenkrankheit bedroht, suchte er in Algier und später in Tunis Heilung und fand am Hofe des Bei Anstellung; 1868 erging an ihn Rohlfs' vorerwähnte Aufforderung, und so reiste er 1869—75 von Tripolis aus auf den von uns beschriebenen Routen; ein auf Grund seines Nachlasses herausgegebener III. Band seiner Werke enthält die Fortsetzung seiner Reise von Kuka durch Wadaï, Darfur, Kordofan nach Khartum am Nil. Anfang der 80er Jahre trat der auch staatsmännisch hochbegabte Reisende in die Dienste des Reichs, um zunächst als Konsul

in Tunis die Interessen der deutschen Unterthanen zu vertreten, und um 1885 an Bord der Möwe die Flagge Deutschlands zu hissen an verschiedenen Punkten der Küsten von Oberguinea, in Kamerun und Angra Pequena. Ein Fieber, dem er auf seiner Landreise so oft getrotzt, warf ihn nieder und bei Kap Palmas fand er sein Grab. Er starb den schönen Tod im Dienste des von ihm über alles geliebten Vaterlandes.

7. Livingstone (1813—73) hat uns die Hauptdaten seines Lebens zum Teil selbst erzählt; hinzuzufügen ist nur, daß mit dem Jahre 1856 sein Reiseleben nicht abgeschlossen war; 1858—64 unternahm er in Begleitung verschiedener englischer Landsleute seine zweite Reise, die ihn vom Sambesi aus den Schire stromauf zum Nyassa- und Schirwasee führte; die dritte und letzte Forschungsreise nahm die Jahre von 1865—73 in Anspruch; sie führte zur Entdeckung des Tanganjika, des Lualaba (oberen Kongo) und der Quellseen desselben. Seit 1869 war er verschollen; Stanley fand den alten Helden in Udschidschi, sandte ihm sodann von Sansibar aus Vorräte und Leute, und er kehrte nach den Quellseen des Kongo zurück, um am Westufer des Tanganjika den Strapazen des Reiselebens zu erliegen. Seine treuen Diener führten seine Leiche bis zur Küste; in England wurde der Mann, der sein ganzes Leben der Enthüllung des dunklen Weltteils gewidmet, in der Westminsterabtei beigesetzt.

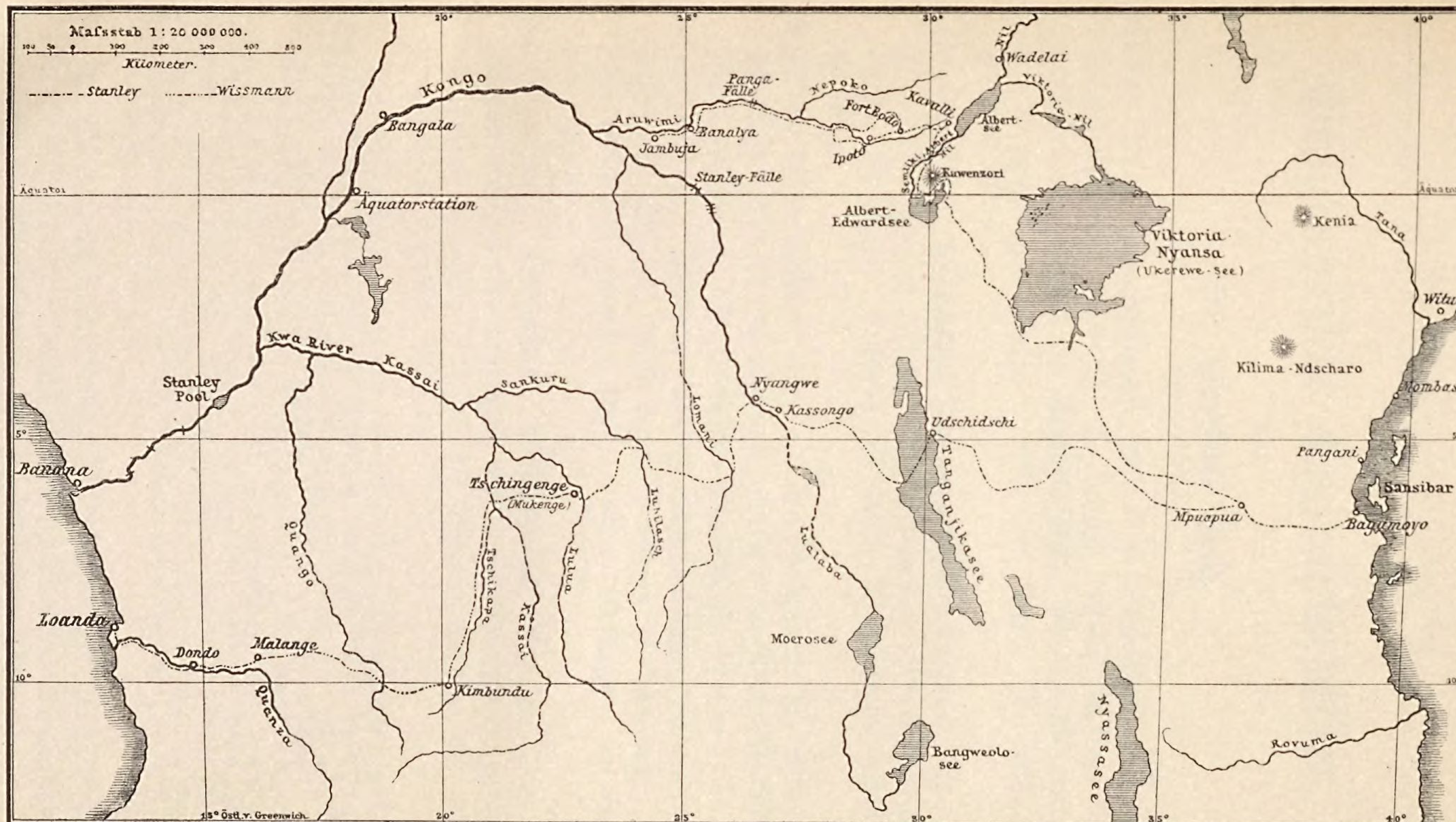
8. Stanley (geb. 1843), stellte sich als geborner Nordamerikaner im Sezessionskriege in den Dienst der Sache der Freiheit und wurde nach 1865 Journalist; als solcher, und zwar als Berichterstatter des New-York Herald, beteiligte er sich am Kriege Englands gegen Theodorus von Abessinien 1868; zum zweitenmale betrat er afrikanischen Boden als Leiter der erwähnten Aufsuchungsexpedition 1871; als Reporter nahm er an dem Feldzuge Englands gegen die Aschanti teil und war so wohlvorbereitet zu der gewaltigen Durchquerung Afrikas, deren Hauptmomente wir vorgeführt. Von 1879 ab weihte der heroische Mann seine Kraft der Organisation des Kongostaates, um 1887 die letzte westöstliche Durchquerung zum Entsatze Emin Paschas vorzunehmen.

9. Über Serpa Pinto sind die wichtigsten biographischen Notizen im vorstehenden Texte bereits enthalten.

10. Hermann Wißmann, geboren am 4. September 1853 in Frankfurt a. O., seit 1873 Lieutenant beim Füselierregiment Nr. 90

in Rostock, unternahm mit Pogge in den Jahren 1880—83 die von uns im Auszug wiedergegebene westöstliche Durchquerung, war 1883—1885 mit Wolf, v. François und Mueller im Dienste des Königs Leopold von Belgien mit der Erforschung des Kassaibeckens beschäftigt, und wurde dann ins auswärtige Amt kommandiert, das ihn 1888 mit dem Niederschlagen des Araberaufstandes in Ostafrika betraute; er hat diese Aufgabe in sehr kurzer Zeit mit größter Energie zur Freude aller deutschen Patrioten durchgeführt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Übersichtskarte der Reisen Stanley's und Wißmanns.